28923, I, G, g.

28923, I, G, 9.

Reisen

und

Länderbeschreibungen

der

ältern und neuesten Zeit.

Mit Karten.

LYCEAL-BIBLIOTHEK ZU LAIBACH

Dreiundzwanzigste Lieferung.

Reise durch Rußland

nach dem

KAUKASISCHEN ISTHMUS.

☞ Aufgeschnittene oder beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Reisen und Länderbeschreibungen

der

ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. Hermann Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te Lfg. **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Reisen

und

Länderbeschreibungen

der

älteren und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der

interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. Hermann Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

Dreiundzwanzigste Lieferung.

Stuttgart und Tübingen,

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1842.

Reiſe durch Rußland

nach

dem kaukaſiſchen Iſthmus

in

den Jahren 1836, 1837 und 1838,

KAISERLICHE LYCEAL BIBLIOTHEK ZU LAIBACH

von

Karl Koch,

Doctor der Medicin und Philoſophie, außerordentlicher Profeſſor der Naturgeſchichte zu Jena und einiger gelehrten Geſellſchaften Mitgliede.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Sr. Excellenz

dem

Herrn Baron v. Hahn,

wirklichem Geheimen-Rathe und Senator, vieler hohen Orden Ritter ꝛc.

als

Zeichen der innigſten Ergebenheit und tiefſten Hochachtung

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Wenn ich erſt jetzt die hier niedergelegten Reſultate meiner kaukaſiſchen Reiſe zur öffentlichen Kenntniß bringe, ſo iſt die Urſache in den Umſtänden, die ja oft den feſteſten Willen des Menſchen beugen können, zu ſuchen. Als akademiſcher Lehrer mußte mein erſtes Streben darauf bedacht ſeyn, mich als ſolcher ſogleich vom Anfange der zwar nicht neuen, aber doch erneuerten Laufbahn zu qualificiren, und feſten Muthes ſtrebte ich nicht umſonſt nach dem Beifall, deſſen ich mich bis jetzt zu erfreuen hatte. Daß aber drei und vier Stunden, welche ich täglich leſen mußte, den größten Theil meiner Zeit in Anſpruch nahmen, wird jedermann, auch wenn ihm die dazu nöthigen Vorarbeiten in dem Umfange nicht bekannt wären, leicht einſehen. Dazu kam noch, daß ich gezwungen war und noch bin, die mir übrig gebliebene Zeit zu ganz andern Dingen, die keineswegs die Wiſſenſchaft geradezu fördern, ſondern mir nur die dem Leben nothwendigen Bedürfniſſe verſchaffen, zu verwenden. Leider iſt der Menſch zu abhängig geboren, um in der freien Welt ſich frei bewegen zu können und feindliche Verhältniſſe beſchneiden die Schwingen des emporſtrebenden Geiſtes nur zu oft.

Ein zweiter Grund lag in mir ſelbſt. Ich wollte das was ich geſehen und empfunden, nicht ohne es gehörig durchdacht, ich möchte ſagen verdaut zu haben, einem gebildeten Publicum überreichen. Um aber doch die Eindrücke friſch und unverändert wiedergeben zu können, hatte ich im ganzen Verlaufe meiner Reiſe ein genaues Tagebuch geführt, und in ihm alle Beobachtungen und

Empfindungen, die sich meiner irgendwo bemächtigt hatten, treulich niedergelegt. Oft saß ich bis spät in die Nacht auf einem Steine oder auf einem Baumstamme, den Tisch, aus einem Insecten-Kasten bestehend, auf dem Schooße und ein freundlicher Kaukasier leuchtete mir mit einem brennenden Kienspan zu dem, was ich niederschrieb. So hatten sich alle Erinnerungen, wie sie damals waren, in meinem Tagebuche erhalten und ich übergebe sie daher jetzt unverändert aber geläutert und verglichen mit allem, was über den Kaukasus geschrieben ist.

Ein unbegreifliches Etwas trieb mich seit meiner ersten Jugend, als ich kaum die Kinderschuhe von mir geworfen hatte, nach den unbekannten Ländern des kaukasischen Isthmus, und alles was mir über ihn dargeboten wurde, verschlang ich mit einem Heißhunger, den nichts stillen konnte, als eine endliche Wanderung nach den östlichen Ufern des schwarzen Meeres. Jahre lang trug ich den Gedanken in mir, bevor ich es nur wagte, ihn einer fühlenden Seele mitzutheilen. Alle die Mythen, welche die Griechen nach dieser ihnen zwar nahen, aber doch völligen terra incognita versetzten, reizten meine Wißbegierde um so mehr, je weniger es der neuern Zeit gelungen war, den Schleier zu lüften, womit der Kaukasus seit Jahrhunderten bedeckt ist.

Zuversichtlicher und froher kann nicht leicht Jemand eine so gefahrvolle Reise als ich angetreten haben, und doch fesselten mich zarte Bande an das theure Vaterland, das ich zwei Jahre lang missen wollte. Es war aber kein selbstsüchtiger Zweck, der mich bestimmte einen Theil der unbekannten Erde zu durchwandern, der mir Kraft gab die Mühen und Anstrengungen zu ertragen; die Wissenschaft war es allein, die mit ihrer ganzen hohen Kraft mich beseelte und mich kein Opfer scheuen ließ, das Land näher kennen zu lernen, aus oder über dem unsere Vorfahren ohne Zweifel hervorgegangen sind. Sollte auch das Land, was in naturgeschichtlicher Hinsicht so hohes Interesse hat, was der Geschichte und Linguistik so unendlich viel darbietet und manche ihrer großen Lücken aus-

zufüllen vermöchte; sollte nicht das Land, das so viele Erinnerungen in seinem Schooße bewahrt, und sollten nicht seine Bewohner, die vielleicht einzig auf der Erde allen Stürmen der Welteroberer muthig trotzten und in ihren Bergen sich eine zwar wilde, aber doch edle Freiheit bewahrten, nicht im Stande seyn, das Interesse eines jeden, der der Wissenschaft und ihrem Forschen nicht fern liegt, in hohem Grade in Anspruch zu nehmen.

Wie weit ich die Aufgabe gelöst, die ich mir selbst gestellt, werden die folgenden Bogen zeigen. Mit mir selbst nicht zufrieden, übergebe ich sie nur schüchtern dem Gelehrten und Laien und die größte Belohnung wird mir dann werden, wenn mein Streben er- und nicht verkannt wird. Das eigene Bewußtseyn sagt mir wenigstens, daß ich nichts versäumte, was mich dem Wissen näher führen konnte. Ich war glücklicher als Diogenes mit der Laterne, und fand in den kaukasischen Ländern, die selbst in Rußland mehr als bei uns gefürchtet werden, viele Menschen und unter ihnen viele Russen, denen ein Herz für alles Gute empfänglich schlug. Ihnen bin ich unendlich dankbar, denn außerdem, daß sie auf alle Weise mir die Heimath zu ersetzen versuchten, unterstützten sie mich redlich in allen meinen wissenschaftlichen Bestrebungen und theilten mir ihre vielfachen Erfahrungen und Beobachtungen mit. Die Winter des Jahres 1836 und 1837 verlebte ich in Tiflis, dem Paris Transkaukasiens, und prüfte mit Sachverständigen alle Beobachtungen, die ich auf der Reise gemacht hatte. Kaukasier aus allen Stämmen fanden sich in dieser Hauptstadt ein und durch meine Freunde machte ich alsbald die Bekanntschaft vieler kaukasischen Eingebornen. Auf diese Weise gelang es mir eine Menge Nachrichten über den Kaukasus zu erhalten, die mir sonst fremd geblieben wären.

Glücklich hatte ich alle Gefahren im ersten Jahre meiner Reise überstanden, glücklich war ich alle auch bei den Eingeborenen verrufenen Gegenden durchwandert; selbst die ungesunden Gegenden am schwarzen Meere, in denen sogar Hühner vom Fieber ergriffen werden, in denen die

Froſtanfälle des Fieberkranken epileptiſchen Convulſionen gleichen, in denen ſchon ſo viele Fremde ihr Leben aushauchten, vermochten nicht mit ihren unheilſchwangern Dünſten mir zu ſchaden. So glaubte ich gegen alle miasmatiſchen und endemiſchen Einflüſſe geſichert zu ſeyn. Raſch drang ich im zweiten Jahre vorwärts, und keine Schonung kennend, ſetzte ich mich in der Sandwüſte des Araxes den brennenden Sonnenſtrahlen unerſchrocken aus. Am Fuße des Ararat, den ich in wenig Wochen zu erſteigen wähnte, und in der Nähe der Quellen des claſſiſchen Euphrat erfaßte mich aber das tückiſche Geſchick, warf mich auf das Krankenlager nieder und hielt mich über 16 Wochen mit unerbittlicher Strenge auf demſelben gefeſſelt. Doch wenn es ihm auch gelang die Kräfte des Körpers zu brechen, der Geiſt erhielt ſich ſtark und unter Gottes Hülfe kam ich als ein Wunder nach Tiflis, wo man mich lange unter der Erde wähnte, zurück.

Nicht die Schmerzen und Leiden, die ich erduldet, nicht die betrübte Einſamkeit, in der ich gelebt, ſind es, worüber jetzt noch mein Herz klagt. Der Verluſt an Geſammeltem und die koſtbare Zeit, die mir geraubt wurde, rufen in mir die traurigen Erinnerungen jener Tage, die ich ſo fern ohne Nutzen für die Wiſſenſchaft vertrauern mußte, immer von neuem hervor und betrüben mich im tiefſten Innern um deſto mehr, je weniger es mir möglich wird, das Verſäumte nachzuholen.

Neue Verhältniſſe in meinem Vaterlande beſtimmten mich, das mir theuer gewordene Kaukaſien zu verlaſſen, und taub gegen die freundlichſten Aufforderungen Sr. Excellenz des Herrn Baron von Hahn, der damals für die kaukaſiſchen Länder eine neue Verfaſſung zu entwerfen beauftragt war, zu bleiben, trat ich endlich meine Rückreiſe an und traf in der Mitte des Monats Mai 1838 wiederum in Jena ein, um wenige Tage darauf das Katheder zu beſteigen.

Wenn ich auch ſelbſt in den folgenden Bogen die Mängel und Unvollkommenheiten anerkenne, ſo glaubte ich doch nicht mehr zögern zu dürfen, die Reſultate meiner

Reiſe bekannt zu machen und ſetzte deßhalb, um Zeit zu gewinnen, den größten Theil meiner Vorleſungen aus. Hoffentlich wird mir die wohlwollende Nachſicht aller Sachverſtändigen zu Theil. Wer Reiſen ſolcher Art gemacht hat, kennt die Schwierigkeiten mit denen man kämpfen, und die großen Opfer die ein Privatmann darbringen muß. Ohne die große Liberalität der ruſſiſchen Regierung, die mich mit den beſten und ehrendſten Empfehlungen verſah und von freien Stücken mir Dolmetſcher, Koſaken, Begleitung und ſonſtige Hülfe ohne alle Bezahlung abließ, hätte ich weit weniger thun können. Und doch war ich nur allein auf mich ſelbſt gewieſen, und wenn mein Auge auch allenthalben herumſpähte, wenn ich auch Abends die Verſtändigern des Orts, wo ich mich eben befand, um mich verſammelte, ſo entging mir doch ſo vieles, worauf ich erſt ſpäter aufmerkſam wurde. Das Ein- und Umlegen der Pflanzen und das Tagebuch nahmen mir einen großen Theil der Zeit hinweg. Bei meinem Grundſatze, fern von den Städten das Volk kennen zu lernen, war ich auch den größten Entbehrungen ausgeſetzt und Monate lang wurde der nackte Boden mein Lager, ein Stein das Kiſſen, worauf ich mein Haupt legte. Wochen lang mangelte mir das Brod, woran wir zu ſehr gewöhnt ſind, um es nicht zu miſſen. Und wenn ich bis ſpät in die Nacht gearbeitet hatte und nach Mitternacht mich nach Ruhe ſehnte, waren Ungeziefer aller Art: Ratten, Mäuſe, Skorpione, Taranteln, Flöhe und Läuſe thätig genug, um mir dieſe zu rauben.

Mein nächſter Zweck bei Bearbeitung der Reiſe war Gelehrten und Laien zu gleicher Zeit zu genügen; ich fand aber leider nur zu bald, daß die gelehrten und ſtreng wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen auch den regſten Eifer eines Laien und umgekehrt das Erzählen minder unbekannter Dinge die Geduld eines Gelehrten nicht minder zu ermüden vermögen. Das Buch ſelbſt, das doch nur eine Beſchreibung meiner wiſſenſchaftlichen Reiſe ſeyn ſoll, wäre auch zu einer ſolchen Stärke angewachſen, daß es wohl im Stande geweſen, Gelehrte und Laien zu gleicher Zeit zu verſcheuchen.

Mehrere Capitel, z. B. über Sitten und Gebräuche der Kalmüken, Nogaier und Koſaken des ſchwarzen Meeres, die ich bereits eben ſo wie die der don'ſchen Koſaken bearbeitet hatte, eine allgemeine Anſicht des Kaukaſus, Geſchichte der Tſcherkeſſen und Oſſen u. ſ. w. ſind hier weggefallen, ich hoffe aber, daß es mir noch in dieſem Jahre möglich wird, die gewiß intereſſanten und belohnenden Unterſuchungen über die ethnographiſchen Verhältniſſe des Kaukaſus den Gelehrten vom Fache als geringen zweiten Beitrag zur Kunde des Iſthmus zu übergeben.

Tſcherkeſſien, das Land, das im hohen Grade die Aufmerkſamkeit Europa's beſitzt und auch verdient, und die kaukaſiſche Linie, die mit jenem aufs genaueſte zuſammenhängt, glaubte ich aber hier um ſo detaillirter beſchreiben zu müſſen, als beide ſelbſt noch zum großen Theile unbekannt ſind. Ihnen widmete ich während des Winteraufenthaltes in Tiflis meine vorzüglichſte Sorge, und die Bekanntſchaft mit einer Menge Officiere, die gegen die Tſcherkeſſen geſtritten, und mit vielen zum Theil ſogar feindlichen Tſcherkeſſen ſetzte mich in den Stand eine Monographie derſelben in der Weiſe, wie es hier geſchehen, zu liefern. Ich hoffe dadurch, daß die vagen Begriffe über Tſcherkeſſien feſt beſtimmt ſind.

Wenn der erſte Band deßhalb nur meine Reiſe bis Wladikaukas enthält und ſcheinbar zu dem zweiten in ein Mißverhältniß kommt, ſo iſt eben die Urſache in der monographiſchen Beſchreibung Tſcherkeſſiens und der Linie zu ſuchen. Auch durchreiste ich die ciskaukaſiſchen Länder ein Jahr ſpäter zum zweitenmal, habe aber alle Beobachtungen dieſer ſpätern Zeit des Zuſammenhanges halber ſchon in dem erſten Bande niedergelegt. Dieſer enthält daher Ciskaukaſien und Tſcherkeſſien, der zweite Band dagegen wird Oſſien und Transkaukaſien in ſich faſſen.

Jena, im März 1842.

Karl Koch.

Erſtes Capitel.

Reiſe bis Petersburg.

Abreiſe; Berlin; Stralſund; Pferderennen; das preußiſche Dampfſchiff; Seekrankheit; Dornbuſch; vergebliches Warten auf das Lübeck-Petersburger Dampfſchiff; Rückkehr nach Stralſund; die Inſel Umanz; Rügen; abermalige Abreiſe; das Lübeck-Petersburger Dampfſchiff; Reiſegeſellſchaft; ein Brand; der Sonnenaufgang und Untergang auf dem Meere und auf dem Lande; Eintönigkeit des Schifflebens; finniſcher Meerbuſen; Kronſtadt; die Zollbeamten; die diplomatiſchen Depeſchen; Petersburg.

Tauſenderlei Gedanken zogen meiner Seele vorüber, als ich nach einem ſchweren Abſchiede früh am 5. Mai 1836 allein in dem mir bekannten Poſtwagen ſaß und dem freundlichen Naumburg zufuhr. Die Einſamkeit war mir wohl niemals theurer geweſen, als gerade jetzt, wo ich noch einmal überlegte, was ich eigentlich unternahm und welchen Gefahren ich entgegenging. Früher hatte ich nie an Gefahren gedacht, aber jetzt, wo ich nicht mehr mir gehörte, wo mein Leben an ein zweites ſich gekettet hatte, mußte auch ich dieſe bedenken. Der Wunſch, die Natur in der Natur, wie ſie frei und unverfälſcht iſt, zu ſtudiren, wenn auch nicht zu ergründen, trieb mich fort in die unbekannten Gegenden des Gebirges, von wo aus Prometheus den Göttern das Feuer heimlich entwendete und wo er ſo grauſam büßen mußte. Die Wiſſenſchaft, der ich mich gewidmet, hatte ein Recht auf mich, daß auch ich auf ihrem Altare Opfer brächte, und ſo reifte nach und nach der Entſchluß in mir, die unbekannten Gegenden des Kaukaſus zu beſuchen. Und was ich einmal feſt in mir beſchloſſen, konnte auch die Liebe, welche erſt ſpäter in meinem Herzen eingezogen, nicht vereiteln. Ja, was vielleicht unglaublich ſcheinen kann, ſie beſtärkte den Vorſatz in mir und ſchwärmte im voraus in den Genüſſen, welche aus der Trennung ſelbſt hervorgehen mußten und in der Trennung lagen. Dem theuern Vaterlande und all den Bergen und Triften, auf denen ich ſo oft und ſo gern, an jedem Pflänzchen mich erfreuend, herumgeſchwärmt war, hatte ich das letzte Lebewohl zugerufen und dachte ſchon wieder an den Tag der Rückkehr, wo auch ich für den Ruhm des Vaterlands etwas bei-

getragen hätte und vielleicht, gewiß zum Theil, Anerkennung finden würde und sie gefunden habe.

Rasch eilte ich von Naumburg aus mit der Post über Leipzig und Wittenberg nach Berlin, wo ich erst die Männer kennen lernen wollte, deren Namen an dem Horizonte der Naturwissenschaften hell leuchten. An ihrer Persönlichkeit wollte ich die Kraft, die mich beseelte, stählen; von ihnen wollte ich selbst die Erfahrungen holen, die mir Neuling in der Wissenschaft und im Reisen entgingen, bevor ich selbst in die unbekannte Fremde auszog. Den Cyklus von Männern, die uns Amerika erst aufschlossen, welche die Länder der Südspitze Afrika's unserer Wißbegierde eröffneten, die uns sogar mit den Infusorien der Wüsten Arabiens und Aegyptens bekannt machten, die uns die Pflanzen des äußersten Westens von Europa kennen lehrten, welche die Gefahren und Mühen einer Weltumseglung nicht scheuten, die ganz Europa durchwanderten und den Pic auf Teneriffa erklimmten, um der Wissenschaft und ihrem innern Drange zu genügen; den Cyklus von Männern, die Deutschland sein nennt, auf die Europa mit Stolz blickt, wollte ich von Angesicht zu Angesicht schauen und dann kühn vorwärts schreiten, bis ich die eigene Sendung vollendet. Auch den Mann, der mitten in der Sandwüste Deutschlands die Oase der Aufklärung und Wissenschaft bewohnt und von da aus die unbekannten Gegenden der Erde, besonders Asiens, unserer Einsicht eröffnet hat, den größten Geographen Europa's suchte ich auf und erfuhr so manches Interessante, was auf meine Reise Bezug hatte.

Doch auch außerdem wurde mir mein zehntägiger Aufenthalt in Berlin werth und nützlich, da ich mich der Bekanntschaft zweier Männer erfreute, von denen der eine Dubois de Montpéreux eben die Gegenden, denen ich zueilte, verlassen hatte. Alexander von Humboldt verdanke ich neben so vielem, was mir seine liebenswürdige Leutseligkeit schuf, auch dessen Bekanntschaft. Der andere war Graf Pappenheim, eben aus Petersburg kommend, wo er Capitän in der Garde gewesen war. Von ihm erfuhr ich so viel über Rußland und seine Bewohner und erhielt so viele wichtige Empfehlungen, die mich in meinen Zwecken förderten, daß ich erst jetzt ihm recht dankbar seyn kann.

Ungern und doch freudig verließ ich endlich Berlin und eilte über Stettin und Anklam nach Greifswalde und Eldena, um da-

selbst noch einige Bekannte zu besuchen und noch einmal mit ihnen mich des Vaterlandes zu erfreuen. Auch die Zeit verging und so fuhr ich der letzten deutschen Stadt Stralsund zu. Alle die geschichtlichen Erinnerungen einer thatenreichen, aber doch traurigen Vorzeit erwachten in mir, als ich die engen Straßen Stralsundes durchfuhr. So düster mir auch die alten Häuser entgegentraten, so freundlich nahmen mich doch die Wirthsleute im deutschen Hause auf. Das Wirthshaus war mir empfohlen, und wenn auch nicht große Eleganz und übermäßiger Luxus in ihm mir entgegentraten, so war doch der biedere Sinn seiner Bewohner meinem Herzen wohlthuend. Reinlichkeit und Pünktlichkeit machen mir auch einen Gasthof zweiten Ranges werth, und dieser wurde mir um so interessanter, als der Besitzer, ein achtzigjähriger ehrwürdiger Greis, als Schiffer die ganze Erde bereist hatte und mir manche Stunde verkürzte, bevor der Tag der Abreise herankam. Aufmerksam hörte ich seinen Erzählungen zu und folgte seinen Wanderungen nach der Südspitze Afrika's, nach Süd- und Nordamerika, nach Ostindien und fast nach allen europäischen Häfen. Er hatte einen Theil der schauderhaften Revolutionstage in Frankreich, in Marseille verlebt und gerade in einer Zeit, als schwedische Schiffe von Algier nicht respectirt wurden und Gustav III, der größte Feind der französischen Revolution, zu einem Bündnisse gegen Frankreich warb.

Das Pferderennen, was gerade in der Nähe von Stralsund gehalten wurde, machte die Straßen belebter, als sie sonst wohl seyn mögen. Alle reichen Gutsbesitzer Pommerns und der Insel Rügen hatten sich eingefunden. Mit eigenem Selbstgefühle blickten die Besitzer der Pferde, welche den Preis für ihren Herrn erlaufen sollten, auf diese, und Freude wechselte mit Bangigkeit in ihren Zügen. Der Fürst von Putbus und „um ihn die Damen in schönem Kranz auf hohem Balcone," nahmen die vorderste Galerie ein. Ob aber der Werth unserer Pferde in dem Rennen liegt und ob nicht Schlauheit des Reiters oft mehr als Schnellfüßigkeit thut? Diese Fragen zu beantworten, will ich dahingestellt seyn lassen. Auch für die Bauernpferde waren Preise ausgesetzt. Daß dabei viel gewettet wurde, versteht sich von selbst.

Endlich war der Tag und die Stunde nicht mehr fern, wo ich nun den Boden des deutschen Vaterlandes auf einige Jahre nicht wieder be-

treten sollte. Ich war traurig, als ich die Straßen Stralsundes entlang dem Dampfschiffe zuging, aber freudig durchzuckte es mich, als die Räder laut tosend die Wellen peitschten und ich meinem Ziele zusteuerte. Die entgegengesetzten Gefühle der Wehmuth, dem Vaterlande den Rücken zu kehren und die Sehnsucht nach dem fremden Lande, durchkreuzten mich, und zum zweitenmale war ich deßhalb erfreut, allein und ungestört nur mir anzugehören. Auf dem Verdecke stand ich und blickte bald hinaus in das offene weite Meer, was sich immer deutlicher vor meinen Blicken entfaltete; bald streifte mein Auge hinüber nach dem schönen Rügen, dem Sitze der alten deutschen Mythe, bald sah ich unverwandt der Gegend zu, wo all' die Lieben, die ich in der theuren Heimath ließ, wohnten und meiner gedachten. Aber immer blauer wurde die Küste und immer undeutlicher erschienen die Thürme Stralsunds, bis alles in der fernen Bläue zerrann.

Ein Dampfschiff führte im Jahre 1836 noch Reisende und Briefe dem Lübeck-Petersburger Dampfschiffe zu und fuhr deßhalb an jedem Sonnabende Nachmittag 1 Uhr der westlichen Küste Rügens und Hiddensee's entlang, an eine Stelle welche von den Schiffern der Dornbusch genannt wird und der nördlichen Spitze Hiddensee's gegenüberliegt, um daselbst jenes zu erwarten. Man hatte mich schon auf dem Festlande gewarnt und gerathen, lieber von Berlin direct nach Lübeck zu gehen, da Fälle vorgekommen seyen, wo das Lübeck-Petersburger Schiff nicht angehalten habe, und da überdieß noch das Uebersetzen bei hoher See besonders für einen Neuling sehr gefährlich sey. Ich weiß nicht mehr was mich bestimmte den gutgemeinten Rath zu übersehen, und die Folge wird gleich lehren, wie schwer ich büßen mußte.

Kaum waren wir eine Stunde entlang gefahren, als ein heftiger Wind sich erhob und unser Schiff hin und her schaukelte. Auch in mir wurde es unruhig, und des Rathes eingedenk, daß der Platz, wo es am wenigsten schaukelt, am geeignetsten ist, der Seekrankheit zu trotzen, setzte ich mich hart am Mastbaume nieder. Es half aber nichts und selbst der Bogen Löschpapier mit Branntwein getränkt und auf die Herzgrube gelegt, verfehlte seine Wirkung. Die See ging immer höher und die Wellen tobten fürchterlich. Der Himmel wurde finster und der Wind verwandelte sich in Sturm. Mein Uebelbefinden vermehrte sich, und

kaum vermochte ich noch an dem Geländer des Schiffes hinzuschleichen, um von Zeit zu Zeit der Natur, die immer mehr wider die ungewohnten Bewegungen sich empörte, zu genügen. Die Seekrankheit läßt sich am besten mit den Folgen eines heftigen Rausches vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß man im letzteren Falle wirklich krank ist, und der Körper die Umstimmungen nicht so deutlich erkennen läßt, als hier, wo er vollkommen gesund die auf mechanische Weise hervorgerufene Umstimmung der Magennerven klarer zu unserm Bewußtseyn gelangen läßt. Der Mensch kommt sich seekrank so erbärmlich vor, weil er eben alles mehr fühlt, und die Unmöglichkeit, den Ort des Elendes zu verlassen, erhöht das geistige Uebelbefinden. Gebannt auf die Stelle, wo ich eben stand oder lag, blickte ich hinüber nach den felsigen Küsten Hiddensee's und beneidete Jedermann, unter dessen Füßen es nicht wankte. Endlich erreichten wir die Stelle unserer Bestimmung und ein Anker heftete das Schiff an den Boden des Meeres. Aber es war noch nicht ruhiger geworden und eine Welle peitschte die andere, so daß unser Schiff in einem Kreis herumgetrieben wurde. Als es dunkelte, schleppte ich mich mühsam in meine Cajüte und versuchte in Morpheus Armen Ruhe zu finden. Die Seekrankheit hatte alle Gedanken aus mir verscheucht, und durch das beständige Erbrechen ermattet, schlief ich schon zeitig ein.

Die Sonne war schon aufgegangen als ich erwachte. Rasch sprang ich auf, wähnend, man hätte mich vergessen. Auf dem Verdecke fand ich den Capitän mit dem Fernrohre nach Westen und Norden lugend. Verwundernd frug ich ihn, wo das Dampfschiff bliebe, und selbst verwundert über die Abwesenheit desselben zuckte er die Achseln. Es muß vorbeigesegelt seyn, meinte endlich ein Matrose, doch der Sturm hatte sich in der Nacht gelegt und es war fast Windstille eingetreten! Sogar in mir war es ruhig geworden und keine Spur meines gestrigen Unwohlseyns fühlte ich mehr. Doch ängstlich harrend sah ich hinaus in die Fluthen, und wenn in weiter Ferne ein dunkler Punkt sich zeigte, faßte das zagende Herz schnell frische Hoffnung. Aber von all den Schiffen, die nach Osten gingen, kam keines auf uns zu, um mich aus dem bangen Zweifel zu reißen. Mein Zustand war im hohen Grade peinigend, und wäre ich abergläubisch gewesen, ich hätte es für eine böse Vorbedeutung halten können. Im Innern

der Drang nach der Fremde, wohin mein Geist schon weit vorausgeeilt war, und die Sehnsucht, je eher desto lieber das Ziel zu erreichen, ließen mir keine Ruhe noch Rast. Die Seekrankheit hatte mich gestern übel gestimmt, aber das unnütze Harren auf endliche Erlösung aus der Unthätigkeit war mir tausendmal peinigender. Es war der erste Pfingstfeiertag. Und jetzt gerade an diesem schönen Feste verdammte mich ein feindliches Geschick, ohne Zweck meinem Ziele selbst entgegen, ruhig auf offener See zu liegen und acht Tage kostbarer Zeit willenlos zu verschwenden. Die Gefühle, die sich dabei meiner bemächtigten, lassen sich eben nur fühlen, nicht beschreiben, aber noch deutlich tritt mir jetzt der damalige Zustand vor die Seele. Schnellen Schrittes ging ich auf dem Verdecke auf und ab, als wenn ich dadurch die Zeit selbst bestimmen könnte, schneller zu vergehen. Die Sonne stand bald hoch und neigte sich wieder, aber noch kein Dampfschiff wollte mich aus meiner Lage befreien. So war mir mein achttägiger unnützer Aufenthalt gewiß und demnach fügte ich mich, so gut als es eben mir möglich wurde. Der Tag war schön, kein Wölkchen trübte den blauen Himmel, aber in mir wurde es nur langsam ruhiger und kein Strahl der Heiterkeit vermochte den Trübsinn ganz aus dem Herzen zu verscheuchen.

Ruhig verging für mich der erste Pfingstfeiertag, und zum zweitenmale legte ich mich in meine Cajüte, froh, daß wenigstens einer von den sieben Tagen verflossen. Den zweiten auch auf offener See zuzubringen, hatte ich durchaus nicht Lust, so sehr war mir schon das Meer verleidet. Durch ein Boot ließ ich mich nach Rügen übersetzen und fuhr zu Lande wiederum Stralsund zu. Es hatte mir nicht geträumt, schon so bald den deutschen Boden wieder zu betreten und meine Wirthsleute waren erstaunt, mich, den sie schon fern auf dem Meere wähnten, so bald wieder zu sehen. Das Personal der Postämter zu Stralsund und Greifswalde hielt Rath, was mit mir und, was noch wichtiger war, was mit den Briefen anzufangen sey? Ich für meinen Theil entschloß mich kurz und glaubte die Zeit nicht besser verwenden zu können, als wenn ich sie zu einem Besuche auf der Insel Rügen verbrauchte. Eine günstige Gelegenheit bot sich mir dar, da ich in meinem Hause die Bekanntschaft des Pfarrers der Insel Umanz, eines Sohnes des ehrwürdigen Schiffers, machte.

Gern ſeiner wohlwollenden Aufforderung, bei ihm einige Tage zu verleben, nachgebend, folgte ich ihm den andern Tag auf das freundliche Inſelchen, was an der Weſtküſte Rügens zwiſchen dieſem und Hiddenſee liegt. Sein gemüthlicher Umgang war ganz geeignet, eine wohlthätige Wirkung in mir hervorzurufen. Durch ihn wurde ich auch mit mehreren Gutsbeſitzern und Pfarrern der Umgegend bekannt und fand allenthalben die freundlichſte Aufnahme. Es thut mir leid, daß die Bewohner Rügens und Pommerns bei uns in der Regel der Abgeſchloſſenheit und Ungaſtlichkeit beſchuldigt werden, da in allen Familien, deren Bekanntſchaft ich machte, ein herzlicher wohlwollender Sinn mir entgegentrat. Die Rügener ſind heiter und lieben vor allem die Geſelligkeit, ſo daß ſie ſich in ſehr kurzen Zwiſchenräumen gegenſeitig beſuchen und dann meiſt ſcherzend und vergnügt einander zutrinken. Im Gegentheil machte ich mir im Stillen gerechte Vorwürfe, daß ich nicht immer in die Fröhlichkeit mit einſtimmen konnte und bald im Geiſte mich nach Jena verſetzte, bald mich unter den wilden Kaukaſiern wähnte.

Nachdem ich ſo einige Tage vergnügt im traulichen Kreiſe der freundlichen Inſelbewohner verlebt hatte, nahm ich von dem guten Pfarrer Abſchied und machte noch die Runde in Rügen. Alles was ich auf Rügen geſehen und welche Gefühle ſich mir bei all' dem Schönen, was mir entgegentrat, zum Bewußtſeyn drängten, aufzuzählen, iſt wohl hier nicht der Platz, da ich jetzt nur wichtigen unbekannten Ländern meine ganze Aufmerkſamkeit widmen und bis dahin nur den Faden meiner Reiſe verfolgen will. Die Inſel Rügen, dieſer claſſiſch deutſche Boden, iſt ſo häufig ſchon beſucht und beſchrieben, daß das, was ich hier ſagen könnte, nur Wiederholung bekannter Dinge wäre. Denn um neue Aufſchlüſſe über einige noch ſtrittige Fragen zu geben, war mir die Zeit zu kurz und ich wohl auch den Anforderungen nicht gewachſen.

Zur rechten Zeit Freitag den 27. Mai kam ich wieder in Stralſund an, um den andern Tag Nachmittag 1 Uhr zum zweitenmal das preußiſche Dampfſchiff zu beſteigen. Nach $3\frac{1}{2}$ Stunden waren wir wieder auf der alten Stelle, warfen Anker und ſahen ruhig dem Augenblicke entgegen, der mich nun ſicher dem Vaterlande entführte. Aber bangen Herzens legte ich

mich doch wieder in die Cajüte. Der Schlaf floh meine Augen und ich wachte noch als es tagte. Rasch sprang ich auf und erschien noch in der Dämmerung auf dem Verdecke. Leider war der Himmel bewölkt und die Freude, den Genuß des Sonnenaufganges zu haben, demnach vereitelt. Allmählich traten die Felsen des nahen Hiddensee's deutlicher hervor und die Zeit wo gewöhnlich das Lübeck-Petersburger Schiff hier eintraf (des Morgens zwischen 3 und 4 Uhr) war gekommen. Es erhob sich plötzlich ein starker Wind und ich wankte alsbald mit dem Schiffe. Das ängstliche Harren und die bangen Zweifel jedoch hielten den völligen Ausbruch der Krankheit noch zurück. Endlich rief einer der Matrosen: „der Mann (wie der Seemann das Schiff nennt) kommt." Freudetrunken, plötzlich der peinlichen Gefühle entzogen zu seyn, konnte ich kaum den Augenblick erwarten, der mich meinem Ziele einen Schritt näher bringen sollte. Die Wellen gingen hoch, und als man von dem Lübeck-Petersburger Dampfschiff, was den Namen Nasljednik (Thronfolger) führte, ein Boot in das Meer herunterließ und dieses uns entgegensteuerte, waren sie zu der Größe gestiegen, daß ich jenes vor den sich aufthürmenden Wellen bisweilen gar nicht sah. Doch furchtlos kletterte ich die Strickleiter hinab in das Boot und mit ihm kamen wir schnell dem Nasljednik so nahe, daß ich die Strickleiter dort erfassen und das neue Schiff erklimmen konnte. Noch einmal blickte ich zurück und sah nun erst, wie leicht das schwache Boot hätte umgeworfen werden können, denn immer lauter tobte der Sturm.

Jetzt erst nahm ich mir Zeit zu sehen, wo ich denn eigentlich wäre und mit wem ich mich hier befand. Der Anblick war nicht tröstend und eben so wenig geeignet, mich freudig zu stimmen. Eine Menge trauriger Gestalten mit blassen Gesichtern, matten Augen und schlotternden Knien schlichen einher, und kaum hatte ich Zeit der Verwunderung mich hinzugeben, als auch ich zu wanken begann. Das abscheuliche Erbrechen war in seiner ganzen Heftigkeit eingetreten. Außer der Schiffsmannschaft trotzten nur zwei Männer, ein Oesterreicher und Engländer, dem allgemeinen Uebel. Allmählich stellte sich fast die ganze Reisegesellschaft ein, um mit der frischen Luft auch frische Kraft einzuathmen. Ich glaubte mich nach dem amerikanischen Batavia, dem Exil der dortigen Aussätzigen, versetzt. Einer elender als der andere schlich

dem Geländer entlang, kaum ſich auf den Füßen haltend, und brachte dem Meere ſein Opfer. Es war ein kalter unfreundlicher Morgen und der Wind wehte durch die Mäntel. Kein Sonnenblickchen war uns vergönnt. Es wurde zum Mittag geläutet, aber außer den beiden genannten Herren fühlte Niemand ein Bedürfniß nach Speiſe. Leidensgefährten ſchließen ſich ſchneller an einander, und ſo klagten auch wir uns gegenſeitig unſere Noth, alle Seereiſen verwünſchend. Doch es half nichts, das Land lag uns fern und wir mußten uns mit Geduld waffnen. Allmählich wurde es aber auf dem Meere ruhiger und demnach auch in uns. Den zweiten Tag Abends fühlte ich einen Heißhunger in mir und gierig verſuchte ich nun meine wiedererwachte Eßluſt an den kleinen theuern Portionen zu ſättigen.

Die Reiſegeſellſchaft war dieſesmal nicht groß; 27 Perſonen fuhren mit mir nach Petersburg. Es iſt ſtets der Fall, daß im Frühjahre die Dampfſchiffe von Petersburg, im Herbſte hingegen von Lübeck aus vorzüglich beſucht werden, da es doch beſonders Ruſſen ſind, welche im Frühjahre aus dem großen weiten Reiche dem ſchönen Deutſchland und dem übrigen Europa zueilen, im Herbſte hingegen wiederum zurückkehren. Für mich hatten nur ein Petersburger Kaufmann, Wulfert, mit ſeinem Sohn, ein öſterreichiſcher Pelzhändler und ein Kaufmann aus Tiflis Intereſſe. Leider ſprach der letztere außer ſeinen orientaliſchen Sprachen nur ruſſiſch und war demnach nicht geeignet, eine weitläufige Converſation mit mir zu halten. Auch der Aſiate liebt ſein Vaterland, denn mit großer Vorliebe ſprach er von ſeiner Geburtsſtadt Tiflis, der ſchönſten Stadt Aſiens. In Leipzig war er zur Meſſe geweſen und hatte daſelbſt bedeutende Einkäufe gemacht. Von großem Werthe waren mir die beiden freundlichen Wulferts, Vater und Sohn, und um ſo intereſſanter, als ich von ihnen über die Familien, denen ich durch Briefe empfohlen war, viel erfuhr. Der öſterreichiſche Pelzhändler Lamprecht gehörte zu den Leuten, die durch Selbſtgefühl und eigene Kraft aus der niedrigen ihnen angewieſenen Sphäre ſich erhoben hatten und nun im Wohlſeyn ſich befinden. Mit wenig Thalern hatte er als Kürſchnergeſelle einen Pelzhandel angefangen und in neun Jahren ein bedeutendes Vermögen ſich verſchafft. Er kannte Petersburg ſehr genau, hatte an allem Höheren Intereſſe und wurde ſpäter mein freundlichſter

Führer. Das übrige Personal blieb uns fern. Dem Engländer genügten nur die Himmelsgegenden und die Winde, welche aus diesen kamen, die russischen Familien hingegen hatten kranke Mitglieder unter sich, litten fast die ganze Zeit hindurch an der Seekrankheit und gaben sich nur selten und streng abgeschlossen der Heiterkeit hin. Doch wir waren ja uns genug, und mit dem ältern Wulfert, einem sehr gebildeten Manne, verlebte ich manche trauliche Stunde. Deßhalb brachten wir den größten Theil der Tage in gegenseitiger Unterhaltung zu und saßen des Abends bis spät in die Nacht auf dem Verdecke, bald nach der Gegend hinblickend wo Petersburg liegt, bald aber und häufiger schauten wir südöstlich Deutschland zu, aus dem auch seine Vorfahren stammten und dem er noch mit ganzer Liebe anhing. Es ist uns in der Fremde so wohlthuend, wenn wir jemand finden, der uns versteht.

So saßen wir eines Nachmittags zusammen und aufmerksam horchte ich meinen freundlich erzählenden Petersburgern zu, als die Worte „es brennt" plötzlich uns zugerufen wurden und kaum einige Schritte seitwärts von uns dicker Rauch emporstieg. Blitzesschnell lief die Nachricht von Mund zu Mund und panischer Schrecken ergriff die ganze Gesellschaft. Alles eilte dem Orte der Gefahr zu. Man riß die Dielen auf und fand, daß unter ihnen rings um die Oesse das Holz fußweit verkohlt war. Ein Wunder nur hatte uns gerettet und rettungslos wären wir verloren gewesen, hätte sich dieses des Nachts zugetragen. Es verlangte eine lange Zeit, bevor wir uns und besonders die Damen sich beruhigten, und die ganze Nacht hindurch wagten viele nicht die Augen zu schließen. Man denke sich aber auch die Gefahr in ihrer Größe mitten auf dem Meere den beiden fürchterlichsten Elementen preisgegeben zu seyn, wo man nur dem einen entweichen konnte, um desto sicherer eine Beute des andern zu werden.

Das Reisen auf dem Meere bot mir durchaus nicht die Annehmlichkeiten dar, wie sie uns häufig in Reisebeschreibungen geschildert werden. Wo sollten sie auch seyn, wenn man sie nicht in sich oder in seiner Umgebung finden kann? Nichts als Wasser unter und nichts als Himmel über sich, keine Abwechslung mehrere Tage lang. Von all' den Naturschönheiten, von denen ich so viel gehört und noch mehr gelesen hatte, sah ich nur Weniges, und

dieſes Wenige vermochte nicht, auch nur auf Augenblicke das Land zu erſetzen. Das unfreundliche Wetter gönnte uns nur einmal den Sonnenaufgang und zweimal den Untergang, aber nur dem, der einen von beiden auf dem Meere zum erſtenmale erblickt, mag der Genuß deßhalb höher erſcheinen, weil ihm ein Auf- oder Untergang auf dem Lande, wenn auch ſchöner, doch alltäglicher iſt. Der Augenblick, wo die Sonne, einer feurigen Kugel gleich, zuerſt in dem Meere ſich ſpiegelt und dann ihrem Bilde ſich nähernd endlich hinab ſich ſenkt, ließ auch mich nicht gleichgültig, und kaum vermag auch ich Epitheta aufzufinden, die ganz die Gefühle zu bezeichnen im Stande wären. Aber wenn die Sonne von der Erde ſcheidend ihre letzten Strahlen dem ſtillen Beſchauer entgegenwirft und dann die Spitzen der Bäume und Berge vergoldet, iſt der Anblick herrlicher und ſchöner, da eben noch tauſend Gegenſtände vielfach und verſchieden beleuchtet nur allmählich mit dem purpurnen Schleier der Finſterniß bedeckt unſern Blicken ſich entziehen. Und wenn uns gar vergönnt iſt, das Alpenglühen in ſeiner Eigenthümlichkeit zu betrachten, dann verſchwinden alle Schönheiten, die das ſtets ſich gleiche Meer uns bieten kann. Nur der Mond mit ſeinem milden ruhigen Licht vermochte mich eigen zu ſtimmen. Wenn dann zugleich der Wind nur leiſe die Wellen plätſcherte und dieſe Elfen gleich vor uns ſich bewegten, regte es ſich mehr als je in mir und alles um mich her vergeſſend, verſetzte ich mich in die theure Heimath. Die Hunderte von Seefiſchen, welche die meiſten Seefahrer ihren Schiffen folgen laſſen, hatte wahrſcheinlich das Getöſe unſerer Räder verſcheucht, aber auch weder Quallen noch Sepien wurde ich gewahr. Von den Tangen, die ſonſt in allen Meeren frei im Waſſer ſchwimmen ſollen, begegnete uns nur und zwar einzeln der gemeine Blaſentang (Fucus vesiculosus).

Unſere Fahrt ging nicht ſo ſchnell als ich geglaubt hatte, und wenn wir auch in der Regel conträren und nur einen Tag günſtigen Wind hatten, ſo bin ich überzeugt, daß, wenn man gewollt, wir gewiß einen Tag früher in Petersburg angekommen wären. So ſegelten wir den 29. Mai bei der felſigen Inſel Bornholm, den 30. Nachmittags 4 Uhr bei Gothland, die Nacht bei Oeſel vorbei und den 31. Abends erblickten wir erſt in weiter Ferne den Leuchthurm von Reval, befanden uns demnach in dem finniſchen

Meerbuſen. Den 1. Junius hielten wir uns hart an der Küſte von Wiborg und gelangten endlich Abends 6 Uhr in die Rhede von Kronſtadt, den Schlüſſel von Petersburg. Hunderte von Schiffen lagen hier und ihre mit den Flaggen verzierten Maſtbäume gewährten ſchon in der Ferne einen freudigen Anblick. Noch nicht hatten wir Anker geworfen, als auch ſchon eine Menge Boote mit Mauthbeamten beſetzt auf uns losſteuerten. Es war keine freundliche Erſcheinung, als dieſe unſer Schiff erſtiegen, alles was ſie vorfanden in Empfang nahmen und plombirten. Soldaten ſtanden allenthalben, damit Niemand etwas verſtecken konnte. Man war eben nicht mehr Herr ſeines Eigenthums. Unſere Päſſe hatten wir ſchon früher dem Capitän abgegeben, aber trotz dem wurde ein jeder Reiſende vor ein Comité citirt und über den Zweck ſeiner Reiſe weiter befragt. Auch nach den Empfehlungen frug man und ſchrieb genau die Namen auf, welche genannt wurden. Ich halte es übrigens für meine Pflicht, hier offen zu bekennen, daß Jedermann mit der größten Artigkeit behandelt und Niemanden zur Klage Gelegenheit gegeben wurde. Leider war ich durch die Unvorſichtigkeit des Schiffsſecretärs in eine Unannehmlichkeit verſetzt worden, die zwar weniger für mich, doch für dieſen ſehr üble Folgen hätte haben können. Eines Tages frug ich nämlich nach der Bibliothek des Schiffes und bekam, da dieſe noch nicht herausgepackt war, von dem Secretär ein Paket mit der Bitte, die Bücher herauszunehmen. In der düſtern Cajüte zerſchnitt ich ohne Zögern die Bindfäden und löste die Siegel, war aber nicht wenig verwundert, als ich anſtatt Bücher Briefe, kleine Pakete und ähnliche Sachen an den Grafen Neſſelrode adreſſirt fand. Erſchrocken betrachtete ich mit dem ältern Wulfert das ganze Paket noch einmal und fand die Adreſſe: A son excellence le comte de Nesselrode. Eiligſt riefen wir den Secretär. Dieſer betrachtete das Paket näher und fand, daß er uns die diplomatiſchen Depeſchen des Hamburger Generalconſuls anſtatt der Bibliothek gegeben hatte. Blaß wie eine Leiche ſtand der unvorſichtige Secretär vor uns, die nicht weniger beſtürzt waren. Ohne Faſſung träumte er nur von Sibirien und wähnte ſich ſchon in dem tiefſten Bergwerke daſelbſt. Auch mir wurde es bang, und wäre der Herr Wulfert nicht geweſen, gewiß noch banger. Auch der Capitän glaubte ſich abgeſetzt und zeigte den

ganzen Vorfall, wie er war, hier an. Alles wurde (und zwar immer auf die freundlichſte Weiſe) zu Protokoll genommen. Doch um im voraus dieſe fatale Sache zu beendigen, ſo will ich jetzt gleich ſagen, daß alles, ſelbſt für den Secretär günſtig ablief. Herr Wulfert verwandte ſich mit der größten Aufopferung für den Secretär, und beſonders durch die Fürſprache des Baron Sacken wurden alle weitern Unterſuchungen bei Seite gelegt. Man ſah eben die Unvorſichtigkeit nicht als Vorſatz an und der Secretär erhielt einen wohlverdienten Verweis.

Es war wohl gegen 9 Uhr, als wir endlich mit den Soldaten Kronſtadt, was wir aber gar nicht betreten hatten, verließen und dem nur noch 6 Stunden entfernten Petersburg zueilten. Je näher wir unſerm Ziele kamen, um ſo reizender entfalteten ſich die Küſten vor unſern Augen. Nördlich lag Finnland, weniger Schönheiten darbietend, ſüdlich hingegen Ingermannland mit Villen und Paläſten dicht beſetzt.

Ich glaubte mich nicht unter dem 60° N. B., in dem Lande der Eisbären, wo es eigentlich nie Sommer werden ſollte, zu befinden, ſondern wähnte mich an den lieblichen Ufern des Bodenſee's, ſo ſehr hat die Kunſt mit enormem Aufwande erſetzt, was die Natur verſagte. Und als ich Oranienbaum und ſpäter Peterhof mit ſeinen Schönheiten erblickte, war ich ganz außer mir vor Freude. Doch noch immer hatte dieſe ihren Culminationspunkt nicht erreicht, denn in noch nie geſehener Pracht trat Petersburg aus dem Schleier der Entfernung allmählich hervor. Staunend ſtand ich auf dem Vordertheile des Verdeckes und ſchaute lautlos vor mich hin. Hoch über alle Häuſer ragten die vergoldeten Kuppeln des Admiralitäts- und Feſtungsthurmes hervor. Alles was ich von dieſem Anblicke gehört hatte, blieb doch weit hinter der Wahrheit zurück. Und als wir nun gar die freundlichen Anlagen Katharinenhofs erblickten und die Newa einfuhren, da lag vor uns in herrlicher Schönheit zur einen Hand der engliſche Quai mit ſeinen Paläſten ähnlichen Häuſern, zur andern öffneten ſich die langen Straßen Waſiljioſtroffs. Alles ruhig zu betrachten, blieb mir hinlänglich Zeit, als wir anhielten, weil wir das Schiff noch nicht verlaſſen durften. Ein jeder kam wieder vor ein neues Comité, was erſt jetzt zu uns gekommen war, wurde nochmals befragt, ob er etwas Zollbares bei ſich habe und erhielt

endlich mit dem Paſſe die Erlaubniß, das Schiff verlaſſen zu können.

Zweites Capitel.

Aufenthalt in Petersburg.

Deutſches Gaſthaus; Eindruck Petersburgs; den 2 Junius Schnee; die Mauth; das Kalinka-Hoſpital; der Admiralitätsthurm und die drei von ihm auslaufenden Straßen; Waſiljoſtroff; der botaniſche Garten; Staatsrath von Fiſcher; die Akademie der Wiſſenſchaften; das kaiſerliche Herbarium; Graf von Neſſelrode; Herr v. Uwaroff; Graf v. Cancrin; Fürſt Dondukoff-Korſakoff; die Hoſpitäler; Volksleben; Iswoſchtſchiks; Ausrufer und öffentliche Verkäufer; das Kaufhaus; Geſelligkeit und Familienleben; Datſchen; die Kamennoioſtroff'ſche Brücke; Mangel an Wirthshäuſern; der Vorwurf von Seiten der Zeitſchrift „nordiſche Biene" beſeitigt.

Es war bald Mitternacht, als der Tifliſer Kaufmann und ich durch Herrn Lamprecht den engliſchen Quai hinauf, quer über den Iſaaksplatz und vor den Boulevards vorbei in den Neffsky-Proſpect zum deutſchen Gaſthaus geführt wurden und daſelbſt auch ſogleich ein Unterkommen fanden. Es war noch ſo hell, daß wir deutlich die grandioſe Statue Peters des Großen, das Senatsgebäude, das Winterpalais und alle Merkwürdigkeiten auf unſerm Wege betrachten konnten. Dieſe hellen Nächte kennt man in Deutſchland gar nicht und ſie übertreffen noch weit an Helligkeit die unſerigen, wenn der Vollmond am Himmel ſteht. Lange ſträubte es ſich in mir gegen die Wirklichkeit, daß es Mitternacht ſey, ſo ſehr war ich immer um dieſe Stunde an Dunkelheit gewöhnt und wähnte kaum die Zeit, wo bei uns Tag und Nacht ſich die Hand reichen. Die Lebendigkeit auf den Straßen, das Gewühl von Menſchen, die auf den ſchönen Trottoirs des Neffsky-Proſpect ſich bewegten, und der Lärm, mit dem wir im Gaſthof empfangen wurden, deuteten ebenfalls nicht auf Mitternacht hin. Jetzt erſt vermochte ich mir einen Begriff von dem einige Monate langen Tage der Bewohner des äußerſten Nordens zu machen, nachdem ich während meines ganzen Aufenthaltes in Petersburg nie] dunkle Nacht, ſondern höchſtens nur eine helle Dämmerung gefunden hatte. Kaum einige Stunden des Tages ſteht in Petersburg um dieſe Zeit die Sonne unter dem Horizonte.

Mein achtwöchentlicher Aufenthalt in Petersburg hätte wohl hingereicht die Stadt und ihre Eigenthümlichkeiten zum großen Theile kennen zu lernen, wenn auch Jahre dazu gehören mögen, die verschiedenartigen Elemente, aus welchen die schönste Stadt Europa's und wohl der ganzen Erde besteht, zu ergründen. Vielleicht wäre ich aber doch bei den günstigen Umständen, welche sich mir die ganze Zeit hindurch darboten, eher im Stande gewesen, eine Beschreibung Petersburgs zu geben, als viele andere, die eine gleiche Zeit die Straßen Petersburgs durchlaufen haben, wenn ich nicht lieber vorzöge, Bekannteres nur kurz zu erwähnen, um desto länger auf unbekanntem Terrain zu verweilen. Petersburg ist in der neuesten Zeit so vielfach bereist und beschrieben worden, daß ich dem schon Gegebenen nur wenig hinzufügen will, in der Voraussetzung, daß diese Schilderungen doch einiges Interesse erwecken. Aus dieser Ursache hebe ich nur das Interessanteste von meinem Aufenthalte daselbst heraus und überspringe alles andere. Der Eindruck, den Petersburg besonders bei einem Kleinstädter hervorruft, ist wirklich großartig, da allenthalben herrliche Paläste, prachtvolle Kirchen, schöne Monumente, belebte Straßen ꝛc. ihm entgegentreten. Dazu kommt nun noch die ungemeine Gastfreundschaft, durch die der Fremde in kurzer Zeit sich heimisch fühlen kann und muß, selbst wenn er vorgefaßte Meinungen mitgebracht hat. Wie sehr hat sich dieses an den bekannten Russenfeinden Durham und Mauguin bewiesen; diese Männer, die früher öffentlich gegen Rußland predigten, sind nach kurzem Aufenthalte so befriedigt und selbst mit Vorurtheilen für Rußland aus Petersburg in ihre Heimath zurückgekehrt, daß man glauben möchte, sie wären nicht mehr dieselben. Kein Volk versteht aber auch wirklich so dem Haß und Widerwillen ein freundliches, offenes Wesen, das immer dabei fern von aller Kriecherei und Zudringlichkeit bleibt, entgegenzusetzen als die Russen, so daß es gar nicht auffallen darf, wenn jene Russenfresser timide Russenfreunde geworden sind. So sehr früher Mauguin seine Landsleute zum Beistande für die Polen gegen den russischen Despoten aufforderte, so sehr suchte er nun vor einiger Zeit dieselben Franzosen zu überreden, daß ein Bündniß mit dem freundlichen und milden Selbstbeherrscher aller Reußen sie allein gegen die Anmaßungen Englands schützen könnte.

Wie war ich verwundert, als ich am andern Tage nach meiner

Ankunft, den 2. Junius, Morgens zum Fenster hinaussah und die Straße dicht mit Schnee bedeckt fand. Der Himmel sah dabei durchaus nicht aus, als wenn eine Aenderung des Wetters schnell eintreten sollte, denn immer mehr fiel Schnee herab, ohne auf der Straße sogleich zu Wasser zu werden. Wie sehr contrastirte dieß mit dem, was ich am gestrigen Tage gesehen hatte, wo die südlichen Ufer des finnischen Meerbusens mich nach Süden versetzten. Diese Unfreundlichkeit konnte mich und meine Begleiter durchaus nicht bestimmen in Unthätigkeit zu Hause auf besseres Wetter zu warten, und so sahen wir bloß unserm Frühstücke entgegen, um auf das Mauthamt zu gehen und unsere Sachen zu holen. Doch von den vielen Kellnern unsers Wirthshauses war weder jemand zu erklingeln, noch zu errufen und selbst als Herr Lamprecht auf Kundschaft ausging, gelang es diesem erst nach langer Mühe einen schlaftrunkenen Diener zu finden, der ihm versprach, uns schnell Thee zu bringen. Doch es war 9 Uhr bereits vorbei, als wir etwas erfroren durch das russische Nationalgetränk uns wieder erwärmten.

Auf der Mauth fanden wir den größten Theil unserer Reisegesellschaft. Allenthalben wurden Koffer geöffnet und in ihnen die geheimsten Ecken durchgesucht, so daß es mir unmöglich schien, hier auch nur eine Stecknadel einzuschmuggeln. Ich hatte gar nichts Zollbares bei mir, und doch war die Stimmung, in welcher ich mich befand, nicht sehr anmuthig, zumal als ich sah, daß dem Tifliser Kaufmann nicht weniger als 27 seidene Tücher weggenommen wurden. Eine große Unannehmlichkeit ist, daß man als Reisender auf dem Schiffe durchaus nicht etwas mitnehmen kann, was verzollt werden muß, denn alles, was dem Zolle unterliegt, wird weggenommen, selbst wenn man es vorher angibt und den Zoll bezahlen will. Auch mir ging es nicht besser, indem meine Flinte, die mich auf meiner ganzen Reise begleiten sollte und mir ein nothwendiges Geräth war, weggenommen wurde. Protestiren half mir gar nichts. Wie froh war ich, daß die meisten Briefe, die ich in reichlicher Menge mitbekommen, offen waren und ich die andern entsiegelt hatte. Man hatte mir gerathen, die Briefe flach auszubreiten — ein Rath, den ich jedem Reisenden geben möchte, damit es Niemanden wie mir geht. Ich erhielt nämlich in Deutschland in einem offenen Briefe, ohne daß ich es wußte,

einen verſiegelten zur Beſorgung. Welche große Unannehmlichkeit hätte man mir bereiten können, wenn der Zufall mir nicht die Gefahr entdeckt hätte?

Es war mir das Herz um vieles leichter, als ich meine liebgewonnenen Sachen wieder ruhig vor mir ausbreiten konnte. Außer der Flinte fehlten mir nur meine Bücher, da leider dieſe ſich erſt einer Cenſur unterwerfen mußten. Zunächſt legte ich meine auseinandergelegten Briefe wieder zuſammen, um ſie nun ihren Herren zuzuſtellen. Es war dieſes wirklich keine leichte Arbeit, da Petersburg einen großen Umfang hat und leider keine Adreßbücher (wenigſtens in jener Zeit) beſaß, worin ich alle Adreſſen hätte nachſuchen können. Ein Plan von Petersburg war das erſte, was ich mir verſchaffte und mit dieſem in der Hand überließ ich mich meinem guten Geſchicke. Kaum auf der Straße angelangt, erkannten die Fiaker (Iswoſchtſchiks) ſogleich den Fremden in mir und boten mir ſchmunzelnd und ſchmeichelnd um vieles Geld ihre Droſchken an. Der Sprache nicht mächtig und des Geldes ſelbſt unkundig, ſtieg ich auf die erſte beſte Droſchke, ohne zu bedenken, daß ich auch dem Kutſcher weitere Reſolution zu geben hätte. Nachdem wir dem ſchönen Neffsky Proſpect eine Zeit entlang gefahren waren, frug mich auf einmal mein drolliger Fuhrmann: „Kuda Barin?“ (Wohin, gnädiger Herr?) Ich verſtand, zog den erſten Brief aus der Taſche und ſagte: Kalinskaia Bolnitza (Kalinka-Hoſpital). Oh daleko! (o, das iſt weit!) antwortete der Iswoſchtſchik, wandte um und brachte mich nach 1½ Stunden an den Ort meiner Beſtimmung. Ein Dwornik (Thürſteher) widerſetzte ſich meinem Eintreten in das Hoſpital und ſuchte mir auf alle Weiſe begreiflich zu machen, daß es Niemanden erlaubt ſey, in das Hoſpital zu gehen. Wir hätten uns gewiß noch lange, er ruſſiſch, ich deutſch, herumgeſtritten, wenn nicht die zehnjährige Tochter des Oberarztes, Dr. Zimmermann, dem ich empfohlen war, mir aus meiner Verlegenheit geholfen und mich zu ihren Eltern geführt hätte. Hier erfuhr ich zuerſt, was ruſſiſche oder eigentlich was ruſſiſch-deutſche Gaſtfreundſchaft zu bedeuten habe, denn kaum erfuhren beide, daß ich ein Deutſcher ſey, als ſie ohne nach meinem Empfehlungsbriefe zu fragen, mich herzlich willkommen hießen und mich von der Stunde an als Hausfreund betrachteten. Es war mir, da ich ſpät gegen Abend die Familie verließ, als wenn ich ſie ſchon

ſeit langer Zeit gekannt hätte. Dieſes freundliche Entgegenkommen flößte mir ein ſolches Zutrauen ein, daß ich von der Stunde an über alles, was mir nothwendig war, in der Familie Rath einholte, und niemals bin ich unbefriedigt weggegangen. Ihre erſte Sorge war, mich in Petersburg ſelbſt zu orientiren und mir, indem ſie mich bei mehreren freundlichen Familien einführten, meinen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Schon nach einigen Tagen war ich in der großen Stadt ſo bekannt, daß ich mich Tag und Nacht allein finden konnte. Es gibt wohl aber auch wenige Städte, die ohne eine übertriebene Regelmäßigkeit zu beſitzen, doch ſo viele Punkte geben, nach denen man ſich richten kann. Von dem hohen Admiralitätsthurme laufen in die eigentliche Stadt ſtrahlenförmig die drei größten und ſchönſten Straßen in gerader Linie aus: der Neffsky-Proſpect, die Erbſen- und die Auferſtehungsſtraße (Gorochowaia und Wosnesenskaia Ulitza), ſo daß man von der Erbſenſtraße aus die Fronte des Thurmes, von den übrigen hingegen ſeitliche Anſichten hat. Drei Hauptcanäle ſind aus der Newa geleitet, durchſchneiden die ganze Stadt, beſonders genannte drei Straßen, und ein jeder von ihnen hat eigenthümliche Brücken. Man kann ſich deßhalb ſchnell orientiren. Ebenſo leicht findet man ſich auf der Wilhelmsinſel (Wasilij - Ostroff), eine Inſel die durch die Theilung der Newa in die große und kleine gebildet wird. Dieſe Theilung beginnt unweit der Feſtung, die ſich ebenfalls auf einer kleinen Inſel der Newa dem Winterpalais gegenüber befindet. Vorzüglich die Seite der Wilhelmsinſel, welche der eigentlichen Stadt zugewendet iſt, gehört zu den ſchönſten Punkten Petersburgs, da ſie eine Menge der prächtigſten Gebäude beſitzt. Von ihnen will ich nur die Börſe, die Akademie der Künſte und die der Wiſſenſchaften, das Gebäude für das Bergcorps ꝛc. nennen. Gerade Straßen laufen von einem Ende zum andern und gewähren beſonders, wenn man vom Meere herkommt, einen magnifiken Anblick. Man nennt ſie aber nicht Straßen, ſondern zählt zur nähern Bezeichnung die einzelnen Reihen von Häuſern und ſpricht dann z. B. von der 6ten, 8ten, 12ten oder irgend einer anderen Linie. Drei große Proſpecte ſchneiden dieſe Linien wiederum in einem rechten Winkel.

Zu meiner eigenen Schande muß ich bekennen, daß mehrere Tage verfloſſen, bevor ich meine Wanderung nach dem botaniſchen

Garten, der mich doch am meisten interessiren mußte, antrat. Ich muß wirklich mich des Wortes Wanderung bedienen, denn um mich zu orientiren, ging ich zu Fuße und kam nach 2½ Stunden Weges glücklich auf der Apothekerinsel, die größtentheils zum Bereiche des botanischen Gartens gehört, an. Ein bärtiger Unterofficier führte mich zu dem Director, dem Staatsrath von Fischer, und kaum hatten meine Empfehlungsbriefe ihn mit der Ursache meines Kommens bekannt gemacht, als er mir freundlich die Hand drückte und mich willkommen hieß. Herr v. Fischer, den kennen zu lernen mir sich hinlänglich Gelegenheiten darboten, ist ein kleiner freundlicher Mann von einigen fünfzig Jahren und lebt ganz in der Wissenschaft, der er sich ergeben. Nicht leicht habe ich jemanden gefunden, der für ein solches großartiges Institut geschaffen zu seyn schien, als eben Fischer. Ihm verdankt der botanische Garten fast ganz allein seine Größe, und wenn ihm auch ungeheure Summen, wie die Berliner-Gartenzeitung vor mehreren Jahren bekannt machte, zu Gebote standen und noch stehen, so gehört auch ein großartiger Geist dazu, um Großartiges zu schaffen. Zwar verheirathet, doch ohne Kinder, sind ihm seine Treibhauspflanzen diese, und mit der größten Liebe pflegt er sie, gleichviel aus welchen Zonen sie stammten. Vielfach habe ich, besonders in Deutschland, Stimmen gegen Fischer vernommen, da man die Meinung hat, daß nur die Werke, d. h. Schriften, den Gelehrten ausmachten. Aber wirklich die Werke, die Fischer geschaffen, stehen höher, als wenn er dicke Folianten der Mit- und Nachwelt übergeben hätte. Man gehe nach Petersburg und betrachte die Gewächshäuser mit ihren Tausenden von Pflanzen, den Zonen und Ländern, die das Vaterland sind, nach zusammengestellt; man wird nicht wähnen, wenn man die üppige Entfaltung der Blätter und Blumen erblickt, in einer Gegend, die auf dem sechzigsten Grade nördlicher Breite liegt, sich zu befinden. Aus einem Gewächshause geht man in das andere und glaubt eine Reise durch die Prärien Nord- und die Savannen Südamerika's, durch die Urwälder der Südseeinseln und Brasiliens, durch die Zimmtgefilde Ceylons, durch das Heidegebüsch Neuhollands und des Caps oder endlich über die vaterländischen Alpen gemacht zu haben, so sehr täuscht der üppige Wuchs der Sträucher und Schlingpflanzen und das herrliche nie gelbliche

oder gebleichte Grün der Blätter. Ich sah die Gewächshäuser zum zweitenmale fast zwei Jahre später in einer Zeit, wo tiefer Schnee noch in den Straßen Petersburges lag, und trotzdem nur sehr selten die Sonne ihr freundliches Licht auf Florens Kinder ergossen hatte, wähnte ich mich in die freie Natur versetzt. Die Botanik verdankt Fischern, trotzdem er so wenig geschrieben, so ungemein viel, daß nicht leicht ein anderer sich rühmen kann, die Wissenschaft so befördert zu haben. Fischer ist es, der zunächst in Rußland die Liebe zur Botanik und überhaupt zur Naturwissenschaft so erhöht hat, daß Fürsten, Grafen und andere Hohe des Reiches nicht allein häufig die Apothekerinsel besuchen, sondern auch ihn in der Erforschung der Flora des weiten russischen Reiches in jeder Hinsicht unterstützen. In allen Provinzen steht er mit Aerzten, Apothekern ꝛc. in Verbindung, und nichts unterläßt er, um jene für die Botanik zu begeistern. Von allen Seiten Rußlands werden Pflanzen oder Samen nach Petersburg gesendet, um dort näher geprüft zu werden. Und was Fischer besitzt, hält er nicht geizig zurück. Alljährlich wandern viele Tausende von Samenkapseln nach dem übrigen Europa, und viele hundert Zierpflanzen Sibiriens, des Altai oder des Kaukasus verdanken ihm unsere Gärten.

Niemand war wohl geschickter und bereitwilliger mich auf meiner Reise mit Rath und That zu unterstützen, als gerade Fischer, und Niemandem bin ich deßhalb zu größerem Danke verpflichtet, als ihm. Von der Stunde an sorgte er wahrhaft väterlich für mich in allen meinen Angelegenheiten.

Auf gleiche Weise verfehle ich nicht hier meinen Dank öffentlich gegen den damaligen Subdirector, jetzigen Akademiker Herrn Dr. C. A. Meyer, auszusprechen. Mit nicht weniger Herzlichkeit hieß er mich willkommen und wurde mir besonders, da er den Kaukasus zum Theil schon bereist hatte, durch seinen Rath sehr nützlich.

Nächst den Mitgliedern im botanischen Garten war mir die Bekanntschaft der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften von großem Werthe, und so verfehlte ich auch nicht wenigstens den Mitgliedern, die gleiches Interesse mit mir verband, meine Aufwartung zu machen. Leider war Trinius, der erste Akademiker der Botanik, gerade abwesend, und auch als ich nach zwei Jahren wiederum

in Petersburg war, noch Krankheit halber in Deutschland. Ihm adjungirt war zu jener Zeit Bongard, leider nun der Wissenschaft entrissen. Seine Bereitwilligkeit, sich mir dienstfertig zu zeigen, führte mich ihm näher, und bald fühlten wir uns so zu einander gezogen, daß wahre Freundschaft zwischen uns sich bildete. Mehrere Wochen arbeitete ich täglich neben ihm, da ich die Seltenheiten des Herbariums von Marschal von Bieberstein, was aber nur noch aus den in seiner Flora taurico-caucasica enthaltenen Pflanzen besteht, betrachtete und dabei einem nähern Studium unterwarf. Außer diesem besitzt die Akademie noch ein großes (wenn ich nicht irre) in fünf geräumigen Zimmern aufgestelltes Universal-Herbar. In diesem ist eine solche Menge von Pflanzen aufgehäuft, daß einige tüchtige Botaniker ihre ganze Lebenszeit daran setzen könnten, um den dort dargebotenen Soff zu verarbeiten. Dazu kommen nun jährlich neue Sendungen, die wieder fast allein jemanden verlangen, der diese in Ordnung bringt. Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß die Akademie, welche an Ruprecht sich seitdem schon einen tüchtigen Mann erworben hat, noch einige andere Botaniker für sich zu gewinnen suchte. Auch konnte Bongard nicht besser als durch C. A. Meyer ersetzt werden.

Nicht alle Akademien können sich (wenigstens im naturhistorischen Theile, über den ich nur ein Urtheil zu fällen wage) solcher tüchtigen Gelehrten rühmen, als die Petersburger, und Männer wie Baer und Brandt leuchten hell am Horizonte der Naturwissenschaften. Für mich war besonders der erstere von großem Werth, da er ganz in seiner Wissenschaft (der Physiologie) lebend, freundschaftliche Gesinnungen gegen mich hegte und ich mich beidemale meiner Anwesenheit in Petersburg als Hausfreund in seiner Familie ansehen konnte. Manche angenehme Stunden verdanke ich außerdem noch dem Adjuncten der Zoologie, Menetries, und dem Staatsrath und Akademiker (für die lateinische und griechische Sprache) Gräfe.

Nachdem ich mich einige Zeit in Petersburg aufgehalten und orientirt hatte, that ich auch Schritte, um auf meiner fernern Reise auf dem Kaukasus von der russischen Regierung die nöthige Unterstützung zu erhalten. In allem folgte ich hierbei dem Rathe Fischers, der bei der Sachkenntniß für mich von großem Nutzen war. Zwei Empfehlungsbriefe Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin Großfürstin Maria Pawlowna verschafften mir die

Ehre, die persönliche Bekanntschaft zweier Männer, denen Rußland im Aeußern und Innern sehr viel verdankt, die des Vicekanzlers Grafen Nesselrode und des Ministers der Aufklärung, Herrn von Uwaroff. Graf Nesselrode, ein Mann, der in so vielen schwierigen Stellungen seinen Scharfsinn an den Tag legte, ist wohl kaum ein Fünfziger und von mittelmäßiger Statur. Ruhig hörte er mich die ganze Zeit hindurch an, frug nur nebenbei nach diesem und nach jenem, besonders wodurch er mir in der Verfolgung meines Zweckes behülflich seyn könnte, und entließ mich mit derselben Miene, mit der er mich empfangen. Wenn er auch karg in Worten war, so lag doch in allem, was er sagte, so viel darin, daß ich seine Fertigkeit, so kurz und gewichtig zu sprechen, nur bewundern konnte. Trotz der gleichmäßigen Ruhe und der unveränderlichen Züge seines Gesichts, sprach sich doch in diesem viel Geist und Scharfsinn aus.

Herr von Uwaroff, wohl in gleichem Alter, ist ganz das Gegentheil des Grafen Nesselrode. Die Lebendigkeit, die seinen Geist auszeichnet, gibt sich in allen seinen Bewegungen und in seiner ganzen Physiognomie, die eher italienisch als russisch zu nennen ist, kund, und das schöne, geistreiche Auge wirkt wohlthätig auf jeden, mit dem er wohlwollend sich unterhält. Er spricht mehr als er sprechen läßt, aber alles, was er sagt, besitzt einen Redeschmuck, den man nicht leicht bei einer gewöhnlichen Unterhaltung findet. Durch und durch philosophisch gebildet, liebt er eine freie ungebundene Rede, und zwar selbst Aristokrat, steht ihm doch die Intelligenz am höchsten. Niemand kennt wohl die Russen besser, als er, und alles, was ich aus seinem Munde über seine Landsleute erfuhr, habe ich genau im Verlaufe meiner Reise bestätigt gefunden. Dem Erziehungswesen widmet er seine hauptsächliche Sorgfalt und hat deßhalb die Schulen und Universitäten Deutschlands besonders studirt. Wohl wissend, daß die Russen im Allgemeinen noch nicht im Stande sind, die Bildung in Rußland zu verbreiten, nimmt er zwar gern Fremde, besonders Deutsche, wenn er einen guten Willen sieht, in seinen Dienst; aber da er auch weiß, daß die Stimme des Russen beim Russen am besten und schnellsten Anklang findet, zieht er sich selbst junge geistreiche Leute heran und vertraut ihnen die besten Stellen im Erziehungswesen. Leider wird er da-

bei nicht selten betrogen, und die vielen Mängel und Fehler, die das russische Erziehungswesen besitzt, sind weniger ihm als seinen Untergebenen zuzuschreiben.

Die Wegnahme meiner Flinte verschaffte mir doch einen Nutzen, indem mir der Rath gegeben wurde, den Finanzminister Grafen Kankrin selbst darum zu bitten. Akademiker Baer bewies auch hier wieder seine schon bekannte Güte und führte mich seinem besonderen Gönner zu. In einem großen Zimmer, in dem selbst am Tage eine gewisse Dämmerung herrscht, empfing uns der Graf auf seinem Lehnstuhle sitzend. Ohne sich weiter um mich zu bekümmern, begann er augenblicklich mit Baer ein Gespräch über die Einführung des Waschbären in Sibirien, und nachdem er gewiß eine halbe Stunde darüber Baers Meinung vernommen hatte, frug er auch mich um mein Begehr. Bevor ich aber selbst in die interessanten Details eingehe, sey es mir erlaubt, einige Worte über den größten Finanzmann Rußlands zu sagen. Graf Kankrin, jetzt ein hoher Siebenziger, besitzt eine große ehrwürdige Gestalt, und trotzdem ein solches Alter manche Bequemlichkeit verlangt, sieht man ihn doch nie anders, als in der vollen Generalsuniform. Leider sind seine Augen so schwach, daß er das helle Tageslicht gar nicht mehr verträgt. Rouleaux rufen deßhalb nicht allein eine künstliche Dunkelheit in seinem Zimmer hervor, sondern ein grüner Schirm wehrt von seinen Augen die Lichtstrahlen, die etwa einfallen sollten, ab. Deutscher Biedersinn und eine große Gutmüthigkeit sind seine hervorstechenden Charaktere, und trotzdem er seit seiner ersten Jugend Rußland gedient und in ihm sein Glück gemacht hat, hält er sich doch immer noch für einen Deutschen. Mit wahrhaft freundlichem Wohlwollen suchte er mich von meiner Reise abzuhalten, da die Gefahren, die mir dort entgegentreten müßten, nur zu leicht mir Verderben bringen könnten. Immer herzlicher und wärmer sprach er über mich und meine Wissenschaft, und meinte endlich, daß, wenn ich die Reise etwa unternähme, um mir dadurch eine sichere Stellung im Leben zu verschaffen, er für mich, wenn ich nur irgend Lust hätte, in Rußland zu bleiben, sorgen wolle. Eine solche Theilnahme hatte ich nicht erwartet, und ganz, auch gemüthlich, befriedigt, schied ich von dem Greise mit dem Versprechen, vor meiner Abreise ihn noch einmal zu besuchen. Während des Gespräches hatte ich die Kluft, welche

zwischen ihm, dem Minister, und mir statt fand, ganz vergessen. Es ist hier nicht der Platz, was Graf Kankrin (dessen Name früher Krebs war) für Rußland gethan hat, weitläufig auseinander zu setzen; aber der größte Beweis für ihn ist die allgemeine Liebe seiner Untergebenen. Niemand kennt wohl die Gebrechen des russischen Volkes und seiner Regierung mehr als er, und Niemand hat ihnen zum Theil so schnell abgeholfen, als er. Wie genau er z. B. die Langsamkeit der russischen Behörden kennt, erfuhr ich selbst, als ich unterthänig um Rückgabe meiner mir confiscirten Flinte bat. Ein Billet an den Chef im Departement des auswärtigen Handels überreichte er mir mit folgenden Worten: „Morgen um 10 Uhr gehen Sie in das Departement des auswärtigen Handels, fragen nach dem Chef und überreichen ihm selbst dieses Billet. Gehen Sie genau um 10 Uhr, wenn der Chef auch wie gewöhnlich gegen die Ordnung um 11 Uhr kommt; sagen Sie Jedermann, der Sie um Ihr Begehren fragt, Sie hätten ein Billet von mir an den Chef selbst abzugeben. Sagen Sie auch Niemandem was darin steht, man wird es für eine Kleinigkeit halten und Sie wiederum für eine andere Zeit bestellen. Auch bei dem Chef bestehen Sie in meinem Namen um Ausfertigung des Befehles zur Auslieferung der Flinte. Lassen Sie sich einmal auf eine andere Zeit vertrösten, dann währt es eine geraume Zeit, bevor Sie Ihr Ziel erreichen. Sie wissen, wie langsam es in unserm deutschen Vaterlande geht, aber noch viel langsamer wird alles in Rußland besorgt.“ Niemand konnte wahrer sprechen, als Graf Kankrin, und genau traf seine Voraussage im Betreff des Wartens ein. Streng hielt ich mich aber an seinen Befehl, und verließ nicht eher jene Behörde, als bis ich nach 2½ Stunden wirklich mein Ziel erreicht hatte und endlich mit der liebgewonnenen Flinte meiner Wohnung zueilte.

Durch die freundliche Güte, mit der mir Fischer die ganze Zeit meines Aufenthaltes in Petersburg entgegenkam, erhielt ich auch eine Empfehlung an den Vicepräsidenten der Akademie, den Fürsten Dondukoff-Korsakoff, und ihm verdanke ich wohl allein die freundliche Aufnahme daselbst. Der Fürst ist ein schöner kräftiger Mann, der wohl in dem Alter steht, das man das reife nennt. Eine große Leutseligkeit spricht sich schon in seiner Physiognomie aus, und wenn man einige Zeit mit ihm eine Unterhaltung gepflo-

gen hat, ſo legt er eine ſolche Liebenswürdigkeit an den Tag, daß es am Ende ſcheint, als wäre man ſchon ſeit langer Zeit mit ihm bekannt geweſen, und als ſey gar kein Unterſchied im Stande. Beſonders bin ich dem Fürſten dankbar, daß er mich der Familie des damaligen Oberbefehlshabers in Eis- und Transkaukaſien empfahl, und mir dadurch ſo viele ſchöne und angenehme Stunden in Tiflis verſchaffte.

Nächſt den gelehrten Anſtalten Petersburges intereſſirten mich, dem wenn auch nicht praktiſchen Arzte, doch dem Doctor medicinae rite promotus und Apoſtaten der Medicin, die mediciniſchen Anſtalten. Es iſt bekannt, ſo ſehr auch die Ruſſen als Barbaren im übrigen Europa verſchrien ſind, daß doch kein Volk mehr Wohlthätigkeitsſinn zeigt, als gerade das ruſſiſche. Die Gaben, welche jährlich, beſonders im Winter, der Armencaſſe und den Armen überhaupt zufließen, ſind ſehr bedeutend und übertreffen alle Erwartungen. Was Wunder demnach, wenn wenige Städte eine ſolche Menge Krankenhäuſer aufzuweiſen haben, als Petersburg. Der Kaiſer und die ganze kaiſerliche Familie geht mit gutem Beiſpiele in der Mildthätigkeit voran, und Jedermann beeifert ſich ſo viel als möglich zu folgen. Es gehört wirklich in Petersburg und in ganz Rußland zum guten Tone, mildthätig zu ſeyn. Die Großen bemühen ſich, ſchwierige und oft weitläufige Stellen, die Mildthätigkeit betreffend, zu erhalten, und ſparen dabei ihr eigenes Vermögen durchaus nicht. So haben alle Krankenhäuſer irgend einen begüterten Großen zum Vorſteher, und alle Vorſteher ſind dem Kaiſer ſtrenge Rechenſchaft ſchuldig. Aber außer den milden Beiträgen werden die Hoſpitäler noch hauptſächlich durch beſondere ſtädtiſche Abgaben erhalten. Die wirklich prächtigen Krankenhäuſer entſprechen auch in ihrem Innern dem Aeußern, und große Reinlichkeit tritt allenthalben dem, der zufällig es betrachtet, entgegen. Die Treppen ſind ſehr breit, mit Teppichen belegt, und kein Zugwind tritt dem Kranken daſelbſt entgegen. Die Zimmer erſcheinen geräumig, hoch und enthalten in der Regel nicht zu viel Betten. Dieſe haben weiße reinliche Ueberzüge, und neben ihnen ſteht ein kleines Schränkchen für die nähern Bedürfniſſe des Kranken. Eine Tafel über dem Bette zeigt die Krankheit, den Eintritt des Kranken in das Krankenhaus, ſein Alter und die Recepte, welche ihm verſchrieben ſind, an. Auch die Stärke der Portionen iſt beſtimmt. Badezimmer ſind ſtets mehrere vorhanden, und beſitzen

die neueſten Verbeſſerungen. Einer beſondern Aufmerkſamkeit hat man die Abtritte unterworfen, und faſt in allen Krankenhäuſern iſt die Einrichtung getroffen, daß das Waſſer den Koth ſogleich wegſpült. Dadurch iſt ſelbſt in dem heißeſten Sommer nicht die Möglichkeit eines übeln Geruchs gegeben. Ueberhaupt leiten Röhren das Waſſer durch das ganze Gebäude, ſo daß es in jedem Zimmer augenblicklich erhalten werden kann. Die Kranken, ſelbſt die, welche durch eigene Schuld jene ſchmutzige Seuche des Mittelalters ſich zugezogen haben, behandelt man mit der größten Freundlichkeit, und jede Anmaßung von Seiten der Diener oder ſelbſt des Arztes wird mit der größten Strenge gerügt. Die Kleidung der Kranken iſt weiß und wird ſehr häufig gewechſelt. An mehreren Krankenhäuſern ſind noch Gärten, in denen bei guter Jahreszeit Reconvalescenten ſich erholen können; ja einige, wie das Kalinka-Hoſpital, in dem nur Syphilitiſche zugelaſſen werden, beſitzen ſogar Sommerwohnungen, damit die Hauptwohnung von neuem durchgefegt und überall gelüftet werden kann. Dadurch werden wohl auch am beſten alle die anſteckenden Krankheiten, welche ſo leicht in Krankenhäuſern ſich erzeugen, vermieden. Das ärztliche Perſonal beſteht aus einem Oberarzte (im Kalinka-Hoſpital Dr. Zimmermann, im Abuchoff'ſchen Dr. Mayer, im Peter-Paul'ſchen [damals] Dr. Koch [jetzt in Warſchau]) und verſchiedenen Unterärzten. Die letzteren ſind immer in größerer Anzahl vorhanden, als urſprünglich nothwendig ſind, und ein Drittel iſt in der Regel ſupernumerär. Die Urſache liegt in dem Zudrange der jungen Aerzte zu dieſen Stellen. Eine Apotheke befindet ſich in jedem Hoſpitale und wird von einem Apotheker und mehreren Gehülfen verſehen. Die rohen Arzneien werden aber nicht ſelbſt beſorgt, ſondern jährlich wird die Lieferung derſelben an den Wenigſtnehmenden verſteigert.

Bevor ich aber meine eigene Meinung über die Petersburger Krankenhäuſer ausſpreche, muß ich noch hinzufügen, daß es nicht der Zufall war, der mich dieſe in ſolchem Zuſtande finden ließ. Wie ich ſie beſchrieben, ſind ſie immer, und wehe dem Oberarzte, wo es einmal anders gefunden würde. Verluſt der Stelle iſt das Geringſte, was ihm widerfahren könnte. Der Kaiſer, dieſer wirklich unermüdliche und raſtloſe Geiſt, thut und ſieht alles in Rußland, und plötzlich, gleichviel in einer Tag- oder Nachtzeit, erſcheint er in einem Krankenhauſe, ſelbſt eine Inſpection haltend.

Und doch — trotz aller der gepriesenen und von mir anerkannten Vorzüge der Petersburger Krankenhäuser, wage ich dreist zu behaupten, daß diese in den meisten Städten Deutschlands besser sind. Zuerst, was hilft die übertriebene Eleganz in einem Krankenhause, in dem nur Arme und Hülfsbedürftige aufgenommen werden? Ist es nicht eine Verschwendung, wenn man Tausende von Rubeln anstatt noch mehr Kranke aufzunehmen, oder dieses Geld anderswo anzuwenden, an Luxus verschwendet? Zu was diese glasirten Wände, diese breiten mit Oelfarbe gebräunten Treppen ꝛc.? Verwöhnt man nicht dadurch Leute, die zu Hause in einer armseligen Hütte wohnen und Jahre lang in ihr der rauhesten Witterung getrotzt haben? Macht man sie nicht, indem man das geringste Lüftchen ängstlich von ihnen abwendet, nun erst recht reizbar für den Zugwind? Jedermann wird Reinlichkeit in Krankenhäusern preisen. Aber müssen denn die weißen Kleider solcher Armen, die vielleicht kaum ihre Blöße bedecken können, sogleich gewechselt werden, wenn der Zufall ein Fleckchen darauf bringt? Es kommt deßhalb gar nicht selten vor, daß Gesunde nicht wieder aus dem Spitale herauswollen, und sich selbst Gewalt anthun, um wieder von neuem als Kranke angenommen zu werden. Ich selbst habe solche Menschen gesprochen, die es offen mir gestanden.

Ein zweiter, ich möchte sagen, der Hauptfehler ist der Mangel des Zutrauens, den die Aerzte von Seiten ihrer Vorgesetzten nur zu sehr fühlen müssen. Man meinte es gewiß gut, indem man alles, Nahrung und Arzneien, einer bestimmten Regel unterwarf, aber der Arzt kann allein nur nach dem Kranken entscheiden und muß in der ganzen Ausübung der ärztlichen Kunst freie Hand haben. Es ist wahr, Betrügereien werden dadurch zum großen Theil vermieden, aber der Kranke wird in seiner Genesung aufgehalten. So sind, um nur eines als Beispiel aufzuführen, die Portionen aller Kranken und Reconvalescenten genau bestimmt, und diese bekommen entweder eine Viertel-, eine halbe oder ganze Portion, die an der Tafel über dem Bette angezeichnet wird. Nun sind aber die Menschen verschieden, und dem einen ist eine halbe Portion zur Sättigung so viel, wie einem andern die ganze. Die Vorschrift gibt aber auch jenem eine ganze Portion, die, da der Reconvalescent nicht im Stande ist, selbst über die schädlichen Folgen derselben zu urtheilen, sobald er sie verlangt, auch bekommen muß, wenn

der Arzt sich nicht in Unannehmlichkeiten setzen will. Der gemeine Russe ist aber gewöhnt, alles, was er vor sich hat, aufzuessen, und kann seiner Gierde nach dem Essen nicht Einhalt thun. Er ißt über die eigentliche Sättigung, verdirbt sich den Magen und die Krankheit ist von neuem hervorgerufen.

Ein anderer Fehler ist, daß die Lieferung der Arzneien und der Lebensmittel dem Wenigstnehmenden zugeschlagen wird, und wenn auch die Vorschriften dabei alles genau geregelt haben, so wird eben gerade dadurch dem Arzte und dem Lieferanten die Hand geboten, Unterschleife zu machen. Ich habe selbst Beispiele in den Spitälern im Innern Rußlands gesehen, die an das Unglaubliche gränzen, wo die armen Soldaten, die das Unglück hatten, in einem und demselben Zimmer zu seyn, sämmtlich gleichviel, ob sie Nervenfieber, Intermittens oder Leberentzündung hatten, dieselbe wohlfeile Arznei erhielten und auf gleiche Weise behandelt wurden. Solche Lieferanten können auch für die meist niedrigen Preise unmöglich die Arzneien liefern und sind gezwungen, zu andern Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Das Mißtrauen gegen die Aerzte ruft außerdem noch viele Uebel hervor, die nicht eher aus dem Wege geräumt seyn werden, bis zuverlässige, tüchtige Aerzte die obere Leitung in den Händen haben, und nur einem wissenschaftlich gebildeten Medicinalcollegium Rechenschaft abzulegen brauchen. Der Kaiser mit dem besten Willen ist nicht im Stande, alles zu sehen, da ihm eben die Medicin als Wissenschaft fern steht und fern stehen muß, und bei allen seinen Visitationen kann er nur äußere, oft unwesentliche Mängel oder sehr grobe Unterschleife entdecken. Man gebe dem Oberarzte unbedingte Vollmacht und unterwerfe die Lieferung der Arzneien und Lebensmittel seiner Controle; man lasse ihn handeln, wie sein Gewissen und die Wissenschaft es vorschreiben; man stelle ihn ferner in pecuniärer Hinsicht vollkommen sicher, und man wird finden, daß ein Drittel der Kosten wenigstens erspart wird. Dann erst wird es unmöglich, daß in großen Spitälern die Inspectoren, welche leider meist Officiere von zweideutigem Rufe sind, jährlich oft ein Einkommen von 20—30,000 Rubel sich verschaffen und bei der größten Verschwendung in kurzer Zeit noch reiche Leute werden.

Nicht weniger mangelhaft ſind die Findelhäuſer, nicht allein Petersburges, ſondern überhaupt Rußlands, und Jedermann, dem es nicht vergönnt iſt, in das Innere derſelben Blicke zu thun, kann von dem äußern Glanze ſo beſtochen werden, daß ſie ausgezeichnet erſcheinen müſſen. In Petersburg und Moskau ſind ſie wahrhaftig großartig, und machen faſt eine kleine Stadt für ſich aus. In Rußland iſt es kein Unglück, ein uneheliches oder gar ein Findelkind zu ſeyn, wie bei uns, da man gerade dadurch das Recht erhalten hat, eine ſorgenloſe Erziehung in dieſen Häuſern zu bekommen. Von der erſten Jugend bis dahin, wo die Kinder für ſich ſelbſt zu ſorgen im Stande ſind, erhalten dieſe wirklich eine nur zu gute Erziehung, in der leider der blinde, unbedingte Gehorſam den freien Willen beengt und jeden freien Aufſchwung des Geiſtes hemmt. Reinliche, paſſende Kleidung, geräumige, geſunde Lehr-, Eß- und Schlafzimmer, eine kräftige, gewählte Nahrung findet man allenthalben, ſo daß wohlhabende Eltern des Bürgerſtandes und viele beſoldete Staatsdiener ihren Kindern kaum eine ſolche Erziehung geben können. Was Wunder demnach, wenn beſonders Mädchen zur beſtimmten Zeit entlaſſen, außerhalb ihres Findelhauſes plötzlich mit Sorgen zu kämpfen haben, in ihren neuen meiſt dienenden Verhältniſſen ſich nicht gefallen und allerhand zuerſt unſchuldige, und zuletzt unerlaubte Mittel ſuchen, ſich dieſelben Bequemlichkeiten wiederum zu verſchaffen.

Wie ich gleich anfangs geſagt, hebe ich von meinem Aufenthalte in Petersburg nur das aus, von dem ich überzeugt ſeyn kann, daß es für Jedermann ein Intereſſe hat und nicht ſchon weitläufig von frühern und ſpätern Reiſenden beſchrieben worden iſt. Ich übergehe deßhalb eine Beſchreibung der kaiſerlichen und öffentlichen Gebäude, der zahlloſen Paläſte, der großartigen Kirchen, der Theater und der ſchönen Monumente und erwähne ferner nichts von den herrlichen Anlagen der Umgegend, vorzüglich der Inſeln, und von den nahen und fernen Luſtſchlöſſern. Aber einen Umſtand erlaube ich mir noch einer nähern Betrachtung zu unterwerfen, da meines Wiſſens noch bis jetzt kein Reiſender ihm ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Jede große Stadt, beſonders eine Reſidenz, hat ihr eigenthümliches Volksleben, und Berlin, Wien, Paris und London ſind oft ſchon in dieſer Hin-

ſicht beſprochen worden. Man hat ferner ſogar geſagt, daß dieſes Volksleben in Petersburg gar nicht zu finden ſey. Es heißt gewöhnlich: Petersburg ſey keine ruſſiſche Stadt, und um das eigenthümliche Volksleben in Rußland kennen zu lernen, müſſe man nach Moskau oder in irgend eine andere große Stadt gehen. Petersburg ſey jetzt aus ſo verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt, daß es dadurch alle Eigenthümlichkeiten verloren habe. Dem iſt aber durchaus nicht ſo, und in Petersburg hat ſich allmählich ebenfalls ein Volksleben entwickelt, das zwar nicht mehr rein, aber doch noch vorherrſchend ruſſiſch iſt. Trotz aller Berührung mit fremden Völkern hat das eigenthümliche Ruſſiſche ſich vorherrſchend erhalten. Eine genaue Auseinanderſetzung dieſer meiner Meinung hier zu verſuchen, würde wohl zu weit führen, ſo will ich wenigſtens durch Einzelnheiten darauf hinweiſen. Eine wichtige Claſſe des Volkes, mit der man vorzüglich als Fremder in Petersburg am meiſten zu thun hat, ſind die auf offener Straße haltenden Lohnkutſcher, Iswoſchtſchiks in Rußland genannt, und wenn ſie ſich auch in andern Städten, beſonders in Wien, eigenthümlich mit der Zeit herausgebildet haben, ſo ſind die Iswoſchtſchiks Petersburges und überhaupt Rußlands von allen Lohnkutſchern des übrigen Europa's verſchieden. Nirgends ſind ſie aber auch ſo nothwendig, als in den weitläufig gebauten und in der Regel nicht gepflaſterten Städten Rußlands, und das innere Familienleben würde kaum ohne ſie in ſo hohem Grade möglich ſeyn. Der Iswoſchtſchik iſt ein ſchlichter, gerader Ruſſe der gemeinen Claſſe, der eben für ſeine Rechnung oder für die ſeines Herrn den ganzen Tag über auf der Straße ſich befindet. Er iſt höflich gegen Jedermann und dem, den er fährt, ganz ergeben. In ſeinem langen bis auf die Knöchel reichenden Ueberrocke, der von einem Gürtel geſchloſſen iſt, gehüllt und mit einem kleinen breitkrempigen Hute oder der rothſammetnen Mütze bedeckt, hat er ein ſtattliches Anſehen, was gewiß noch durch den langen Bart und die häufig blauen Augen gehoben wird. In allen Straßen, beſonders an den Ecken und auf freien Plätzen ſieht man die Iswoſchtſchiks, meiſt mit einem Pferde und einer leichten Droſchke halten. Jedermann, der vorbeigeht, gleichviel ob Herr oder Diener, wird beäugelt, und iſt es dem ſcharfen Auge gelungen, in das Innere der Wünſche des Fußgängers zu dringen, ſo hört

man zu gleicher Zeit eine Menge Stimmen: Jswoltje Barin? (Iſt es gefällig, gnädiger Herr?) Hat man es bejaht, ſo erfolgt ſchnell die zweite Frage: Kuda? (Wohin?) Nun ſagt man ruhig den Ort ſeines Wunſches und erfährt den Preis. Für einen Fremden, dem man vielleicht gar anſieht, daß er erſt einige Tage in Petersburg iſt, ſind die Preiſe hochgeſtellt und wie allenthalben muß man erſt Lehrgeld geben, bevor man ungefähr den Preis für eine beſtimmte Entfernung kennt. Als Fremder bietet man am beſten die Hälfte und geht, wenn man abſchlägige Antwort erhalten hat, ruhig weiter. Die Preiſe fallen nämlich um deſto mehr, je weiter man geht. Dabei ſucht jeder Jswoſchtſchik ſeine Droſchke und ſein Pferd zu preiſen und thut als wenn er ſich ſelbſt wundert, daß man ihm ſo wenig geboten hätte. Unterdeſſen ſehen ferner ſtehende Lohnkutſcher, daß jemand fahren will, kommen ebenfalls ſchnell herbei und beſtürmen mit Fragen: „Wie iſt es aber möglich, für einen ſo geringen Preis ſo weit zu fahren; — Ich bitte unterthänigſt, legen Sie noch eine Kleinigkeit zu ꝛc.“ So äußert ſich höchſtens die Unzufriedenheit dieſer Leute bei zu geringem Gebote; aber wenn es ihnen nur irgend möglich iſt, ſo verſäumen ſie nicht die Gelegenheit, etwas zu verdienen. Nach langen Debatten ruft endlich ein Jswoſchtſchik: Saditjes! (Setzen Sie ſich auf) und nun wiederholt ein jeder denſelben Ruf, ein jeder will für den nämlichen Preis fahren. Aufgeſtiegen wird man raſch weiter geführt. Während der ganzen Zeit beweiſt der Jswoſchtſchik eine große Sorge für ſeinen temporären Herrn und leidet nicht, daß ihm irgend ein Leid geſchieht. Mit der größten Sorgfalt, ſelbſt wenn er dabei ſich dem Wetter mehr ausſetzen ſollte, deckt er ihn zu, wenn es regnet und ſorgt für ihn, wenn er, am Ziele angekommen, die Wohnung nicht genau kennt. Mit Unrecht klagen die meiſten Fremden über die hohen Preiſe der Jswoſchtſchiks und rühmen, daß dieſe für eine beſtimmte Zeit in Berlin und andern großen Städten von der Polizei fixirt ſind. Ich bin überzeugt, daß man dadurch nur noch mehr im Nachtheile iſt. Der Lohnkutſcher fährt nun ſo langſam als möglich, und oft machte ich mir in Berlin das Vergnügen, neben ſolchen Lohnkutſchern ruhig zu Fuße zu gehen. Man wird aber dadurch nicht allein um ſein Geld, ſondern noch mehr, was wichtiger iſt, um ſeine Zeit betrogen. Nicht ſelten hat man auch behauptet, daß

man mit den Iswoſchtſchiks vorſichtig ſeyn müſſe. Meine Erfahrungen ſprechen aber durchaus für die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit der Iswoſchtſchiks. Und wie leicht kann man jeder Unannehmlichkeit ausweichen, wenn man bei Streitigkeiten von Seiten des Iswoſchtſchiks ſich die blecherne Nummer, die dieſem beſtändig auf dem Rücken hängt, zeigen läßt und nur thut, als wollte man ſie aufſchreiben. Die Furcht verklagt zu werden, macht ſie ſogleich geſchmeidig. Ich möchte eher behaupten, daß ihnen häufiger Unrecht geſchieht. Mit eigenen Augen habe ich in entfernteren Provincialſtädten geſehen, daß einzelne jener vornehmen Lumpe, deren es allenthalben gibt, dem armen Teufel entweder nur eine geringe Kleinigkeit oder auch wohl gar nichts gaben und ihm, wenn er nicht ſogleich ſchwieg, noch drohten. Die Subordination iſt leider in Rußland ſo groß, daß kein Iswoſchtſchik Klage zu führen wagt, und wenn er es doch thut, Unrecht, ja ſogar noch Strafe dafür erhält. Ein Beweis für die Gutmüthigkeit des Iswoſchtſchik iſt, daß Dienſtboten und überhaupt ärmere Leute wohlfeiler fahren, und ich habe ſelbſt geſehen, daß vornehm gekleidete Herren für denſelben Preis, für den gleich darauf ein Armer fuhr, nicht gefahren wurden. Zu jeder Stunde der Tag- und Nachtzeit ſind Droſchken bereit, den Wanderer aufzunehmen, ja es gibt Iswoſchtſchiks, welche mit ihren Pferden gar nicht von der Straße kommen, dort ihre Mahlzeiten halten und ſchlafen. Wo ſie des Nachts noch Fenſter erleuchtet ſehen und deßhalb eine Geſellſchaft vermuthen, finden ſie ſich alsbald in Menge ein und warten ruhig bis dieſe ihr Ende gefunden hat. Und wie angenehm iſt es nach durchſchwärmter Nacht ſicher in ſeine Wohnung gebracht zu werden? Der ruſſiſche Lohnkutſcher ſetzt auch eine Ehre darein, gut und ſchnell zu fahren, und wenn der Deutſche kaum aus ſeinem alten Gleiſe ſich bringen läßt, ſo fährt man in Rußland nicht ſelten gegen ſeinen Willen ſchnell.

Im Sommer ſind die Preiſe höher geſtellt als im Winter, wo alle Bauern aus den naheliegenden Dörfern mit leichten Schlitten kommen, um ſich ihr Brod zu verdienen. Die Concurrenz wird dadurch oft ſo geſteigert, daß man für ein Scheſtgriwen-Stück (ohngefähr 5 Silbergroſchen) oft $1\frac{1}{2}$ — 2 Stunden weit fahren kann.

Die Regierung nimmt ſich der Iswoſchtſchiks, dieſer für Peters-

burg so nützlichen Leute, in hohem Grade an, und an vielen großen Plätzen sind Krippen aufgestellt. Für den Winter, besonders in der Nähe des steinernen Theaters, sind auch große Kamine erbaut, in denen täglich eine Menge Holz auf kaiserliche Kosten verbrannt wird. Unrecht hat deßhalb jener Engländer, wenn er behauptet, daß man im Winter in Petersburg nicht weit gehen könne, ohne ein Glied zu erfrieren, und um Unglück zu vermeiden, habe die Regierung in gewissen Entfernungen solche Kamine erbauen lassen.

Wie in allen großen Städten sind auch die Ausrufer in Petersburg in Menge vorhanden, in der Regel suchen sie sich aber einen bequemen Platz, um ihre Waaren daselbst aufzustellen.

Da der gemeine Russe, wenn er eben nichts zu thun hat, wie der Orientale liebt, in der Stadt oder am Kaufhause (Gastinoi-Dwor) herumzulaufen, und oft den ganzen Tag über nicht nach Hause kommt, so müssen auch Leute vorhanden seyn, bei denen er für eine Kleinigkeit seine Mahlzeit, die meist nur in Brod und Zwiebeln und einem Glas Kwas besteht, halten kann. Solcher Leute findet man nun an allen Ecken, und sie preisen jedem, der mit Wohlgefallen auf ihren Bäckereien ruht, diese mit großer Geschwätzigkeit an. Hier hat man Goraetschija saiki (warmes, eben gebackenes Brod), dort Goraetschija greschnewiki (frischen Kuchen), an einer dritten Stelle Moskoffskije Kalatschi (Moskauer Brezeln) und an einer vierten Wiäsemskije Prjaniki, Barunki (Wjasemskische Pfefferkuchen, Kringel).

Häufiger begegnet man im Sommer Leuten mit Getränken, und da diese ihr Gewerk meist nur ambulant treiben, so haben sie eine eigene Vorrichtung erfunden, die ihren Handel sehr erleichtert. Um ihre Taille herum befindet sich nämlich ein 2—3 Zoll dicker hölzerner Gürtel, in dem mehrere Löcher für Gläser befindlich sind. In der rechten Hand tragen sie die Flasche mit gewöhnlichem oder feinerem Kwas gefüllt und mit der linken fassen sie das Glas, um es gefüllt zu präsentiren.

Zu jeder Zeit findet man Verkäufer auf den Straßen, und nicht selten begegnete ich des Nachts solchen Leuten in Ecken oder am eignen Tisch eingeschlafen. Oft war mir es unbegreiflich, wie diese Menschen, ohne zu fallen, in solchen Stellungen schlafen

konnten, da auf Sitzen der Art die Balance zu halten es selbst oft wachend nicht leicht war.

Ausrufer mit kasanischen Stiefeln, astrachan'schen Schlafröcken, Bildern, Spielsachen, von denen ich so viel gelesen hatte, habe ich fast gar nicht gesehen; diese Leute halten sich in Petersburg jetzt zu vornehm und miethen oder kaufen sich um hohe Preise am Kaufhaus einen Laden. Dieses Kaufhaus (Gastinoi-Dwor) mit seinen Tausenden von Gewölben befindet sich hauptsächlich in der großen Gartenstraße und auf dem Neffsky-Prospect und hat zum Theil schon eine entfernte Aehnlichkeit mit den Basaren der Orientalen, indem in ihnen nicht allein feilgeboten, sondern zu gleicher Zeit auch gearbeitet wird. Kaufleute und Handwerker, die mit gleichen Sachen handeln, stehen mit ihren Läden in der Regel neben einander. Die Ehrlichkeit der niedern russischen Kaufleute steht der der deutschen nach, und man ist gezwungen, auf gleiche Weise mit ihnen umzugehen, wie man es bei uns mit den Juden zu thun gewohnt ist. Von der Gartenstraße seitwärts kommt man auf der einen Seite in ein kleines Gäßchen, worin die eigentlichen Trödler ihren Sitz haben und das deßhalb den Namen Läusemarkt führt. Auf sonderbare Weise findet man hier die Lager aufgeputzt und die verschiedenartigsten Dinge stehen nebeneinander. So interessant es auch ist, diesen Schlupfwinkel für alle gestohlenen Sachen zu besuchen, so sehr muß man eben deßhalb auch seine Taschen vor geschmeidigen und kunstfertigen Fingern in Acht nehmen.

Die den Russen angeborene Gastfreundschaft ist wohl die Ursache, daß man Vergnügungen und überhaupt Zerstreuungen nicht in öffentlichen Wirthshäusern oder an öffentlichen Plätzen, sondern in bekannten Familien, in denen man ungenirt sich bewegen kann, sucht und auch findet. Der harte, strenge Winter vereinigt Petersburgs Bewohner mehr als der Sommer, und da Geselligkeit und unverdrossene Fröhlichkeit noch mit dem Charakter des Russen verbunden sind, so suchen sich die einzelnen Familien gegenseitig auf und verleben bei und miteinander fast die ganze Winterszeit. Die bedeutenderen und reicheren Familien öffnen jedem Gebildeten ihr Haus und an bestimmten Tagen trifft man daselbst vorzüglich Gesellschaft. Das Theater wird nicht so häufig besucht als man erwarten sollte; häufiger jedoch frequentirt der Russe, da er nicht

allein die Muſik liebt, ſondern meiſt auch verſteht, Opern und Concerte. Ganz anders iſt es im Sommer, der leider kaum einige Monate dauert. Die freie Natur wirkt, nachdem ſie faſt Dreiviertel-jahre entbehrt wurde, ganz eigenthümlich auf die Petersburger, und ſo-bald die Witterung es kaum erlaubt, verlaſſen ſie die Stadt und führen auf ihren Landhäuſern (Datſchen) ein kaum mehr zurück-gezogenes Leben. Mit großem Vergnügen geben ſie ſich dem Landleben hin und athmen mit Wohlbehagen die reinere Luft. Im Grunde genommen hat aber der Petersburger nur ſeine Woh-nung verändert, denn wenn er nicht ganz unwirthſame Gegenden bezogen hat, bleibt um ihn das Geräuſch faſt dasſelbe. Drei Stunden im Umkreis iſt Petersburg mit faſt eben ſo viel Datſchen verſehen, als es Häuſer beſitzt, und mit jedem Jahr vergrößert ſich ihre Anzahl. Da die Entfernung der einzelnen Familien dadurch noch vergrößert wird, ſo iſt zwar weniger die Möglichkeit gegeben, ſich gegenſeitig häufig zu ſehen, aber wenn man ſich einmal be-ſucht, ſo bleibt man nun auch den ganzen Tag. Gegen die Mitte des Junius hin wohnt Jedermann, dem es ſeine Verhältniſſe er-lauben, auf ſeiner Datſche, und die Umgebung derſelben, welche den Tag vorher noch öde und wüſt lag, wird plötzlich ſo verändert, daß man kaum den Ort wieder erkennt. Schöner, blühender Lack, Levkoien, Orangenbäumchen, Myrten ꝛc. ſtehen plötzlich im Freien und geben den Anſchein, als hätten ſie immer dageſtanden.

Die vielen Arme, in welche die Newa ſich theilt, liefern allent-halben ſo viel Waſſer, als zur Verſchönerung nothwendig iſt und verleihen deßhalb den Landſchaften einen eigenthümlichen Reiz. Von den vielen Punkten, die eine herrliche Ausſicht gewähren, ſteht die von der Kamennoioſtroff'ſchen Brücke nach Jelaginoſtroff zu oben an und vermag den Beſchauenden hin nach den lachenden Ufern des Bodenſee's zu verſetzen. Deutſche Handwerker, welche in gro-ßer Menge Petersburg bewohnen, haben, ihren vaterländiſchen Sit-ten auch im Auslande noch treu, ſich auswärts Beluſtigungsorte zu ſchaffen gewußt und beſuchen am Sonntag in großer Menge beſonders das auf Chreſtoffskoi-Oſtroff (Chriſtophsinſel) befindliche Gaſthaus, um nach deutſcher Sitte Kaffee, Bier ꝛc. zu genießen und von Zeit zu Zeit ſogar zu tanzen. Doch iſt dieſes nur ein ſchwaches Erſatzmittel der deutſchen Geſelligkeit außer dem Hauſe.

Noch drückender wird aber nicht allein dem Deutſchen, ſon-

dern wohl jedem Fremden der Mangel an Wirthshäuſern überhaupt, und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß man mitten in dieſer großen volkreichen Stadt im Winter aus Mangel an einem Quartier, wenn auch nicht gerade zu umkommen, jedoch in die peinlichſte Verlegenheit gerathen kann.

Ich glaube, daß es hier, bevor ich in meiner Beſchreibung Petersburg verlaſſe, der paſſendſte Ort iſt, um eine unfreundliche, ich möchte ſagen böswillige Beſchuldigung von Seiten der ſonſt beliebten Zeitung: Sewernaia Ptschela (nordiſche Biene) von mir abzulenken. Während meiner Reiſe wurden einige Briefe, welche ich auf Verlangen beſonders zum Druck für das Journal: Miscellen, herausgegeben von Dr. Friedrich Bran, geſchrieben, daſelbſt abgedruckt. Dieſe ſagten wohl dem Ruſſen nichts Neues, aber boten dem Deutſchen, für den es geſchrieben war, manches Intereſſante dar. Irgend einen der Mitarbeiter obiger Zeitſchrift müſſen meine Briefe nicht in beſter Laune getroffen haben und wahrſcheinlich ohne ſie zu leſen oder ohne deutſch zu verſtehen, führte er mich als Beiſpiel an, daß alle Ausländer entweder eine ſchlechte Gabe der Auffaſſung beſäßen oder böswillig alles verdrehten. Der Verfaſſer jenes Aufſatzes führt zum Beweis eine Menge Stellen an, die in meinen Briefen geſtanden haben ſollen, aber gar nicht ſo ſtehen, wie er ſie ins Ruſſiſche übertragen hat. Entweder iſt Ueberſetzer dieſes der deutſchen Sprache gar nicht mächtig geweſen, oder Bosheit bewog ihn, alle meine Worte ſo zu verdrehen. Aber weit entfernt mit Menſchen ſolchen Gelichters mich einzulaſſen, will ich nur zur Beſtätigung meiner Behauptung ein Beiſpiel geben. Ich rühme in einem der Briefe die Gaſtfreundſchaft der Ruſſen und klage über den Mangel an Wirthshäuſern, worin mir jeder unparteiiſche Ruſſe Recht gegeben hat, wenn er nur irgend wußte, was man unter einem guten Wirthshaus verſteht. Ueberſetzer dieſes Briefes ſagt aber, daß ich ſehr die Gaſtfreundſchaft in Petersburg und Moskau vermißt habe, und zeihet mich dadurch des ſchwärzeſten Undankes. Aus ſolchen Verdrehungen beſteht nun die ganze Ueberſetzung, und wenn ich nicht ſchon damals eine Rechtfertigung dagegen ſchrieb, ſo lag die Urſache in dem Sprüchworte: „wer Pech angreift, beſudelt ſich.“ Dieſe Zeilen gelten auch nicht jenem faden Ueberſetzer, ſondern allen den vielen theuern Freunden, welche durch

ganz Rußland wohlwollend mich unterſtützten und mich in dem Kreiſe ihrer liebenswürdigen Familien willkommen hießen.

Drittes Capitel.

Reiſe bis Moskau.

Abreiſe; die ruſſiſche Sprache; Diligencen; die Chauſſee bis Moskau; der freundliche Nachbar; öde Gegend; Nowgorod und ſeine Geſchichte; Ilmenſee; Waldai-Gebirge; Torſhok; der Wirth Poſharskoi und ſeine berühmten Cotelets; Twer und ſeine Geſchichte; die Birkenwälder; Elias' Himmelfahrt; Ankunft in Moskau.

Endlich war der Tag meiner Abreiſe herangekommen und ſchweren Herzens nahm ich von den vielen Bekannten, die ich in der Zeit liebgewonnen, Abſchied. Es war mir ganz eigenthümlich, als ich auf einmal mitten unter Ruſſen, von denen nur einer etwas deutſch radebrechte, mich befand. Leider war mir in Petersburg gar keine Gelegenheit gegeben, ruſſiſch zu lernen, und ſo ſchnell ich auch gefunden hatte mit den Iswoſchtſchiks und den Dienern der mir bekannten Familien mich zu verſtändigen, ſo blieb auch hiermit alle weitere Ausbildung in der ruſſiſchen Sprache ſtehen. Doch nur zu bald wurde mir die Unkenntniß der Landesſprache drückend, und in die eine Taſche ſteckte ich Tappe's ruſſiſche Sprachlehre, in die andere hingegen Schmidts Taſchenlexikon. Die öden Gegenden Rußlands verſchafften mir manche Langeweile, und auf keine Weiſe konnte ich wohl die müßige Zeit beſſer ausfüllen, als wenn ich mich mit den Declinationen und Conjugationen der ruſſiſchen Sprache beſchäftigte. Noth bricht Eiſen, und da der einzige Reiſegefährte, welcher meine Mutterſprache nur leidlich verſtand, mir nicht immer zur Hand war, ſo ergriff ich ſtets mein Lexikon und verlangte das in den Wirthshäuſern, wornach mein Herz ſich ſehnte. Jedoch war meine Ausſprache nicht immer die beſte und häufig wurde ich deßhalb miß- oder gar nicht verſtanden. Immer hatte ich gehört, daß man dem Ruſſen nur etwas anzudeuten brauche, um verſtanden zu werden, eine Meinung, der meine Erfahrungen geradezu widerſprechen. Wenn ich meine Worte nicht ſo deutlich, wie ein ächter

Russe, aussprach, so konnte ich sicher seyn, nicht verstanden zu werden. Ne panimaju (ich versteh' nicht) war immer der Refrain bei allem, was ich nicht deutlich sagte. Es wurde für mich um so schwieriger, da das russische Alphabet Buchstaben hat, die für uns Deutsche entweder geradezu gar nicht, oder nur schwer auszusprechen sind, wie das *ch* und *l*. Beide Buchstaben werden nicht mit der vordern Hälfte der Zunge, sondern mit dem Gaumen oder der Wurzel der erstern gebildet. Dann ist zwischen einzelnen Buchstaben, als dem *З* und *с* (dem scharfen und gewöhnlichen *s*) dem *Ш* und *Ш* (dem scharfen und gewöhnlichen *sch*) nur ein solcher (wenigstens für uns) unbedeutender Unterschied, daß lange Uebung dazu gehört, bevor man sich daran gewöhnt. Besonders durch die Vermittlung des Herrn v. Fischer wurde ich auf der ganzen Reise als auf Allerhöchsten Befehl Sr. kaiserl. Majestät geschickter Reisender angesehen und als solcher dem botanischen Garten zugerechnet. Dadurch erhielt ich alle die Vortheile, welche ein solcher genießt, und daß diese nicht unbedeutend waren, wird die Folge lehren. Je weiter ich mich von der Hauptstadt entfernte, um so mehr fühlte ich, was es bedeute, auf Allerhöchsten Befehl eine Reise zu machen.

Der Weg von Petersburg bis Moskau beträgt über 700 Werst, oder (da 7 Werst ungefähr 1 geographische Meile betragen) über 100 geographische Meilen. Diligencen, welche von Privatpersonen oder Gesellschaften eingerichtet sind, gehen fast täglich hin und her. Außerdem kann man sich auch der gewöhnlichen Post bedienen, und kommt mit dieser, wenn man nicht besondern Störungen ausgesetzt ist, schneller zum Ziel. Die Diligencen stehen unsern Eilwägen nur wenig an Eleganz und Bequemlichkeit nach und haben auch im Allgemeinen dieselbe Einrichtung, meist für 8, aber auch für 11 Personen. Beiwagen werden nicht geliefert, und wenn die Plätze vergeben sind, ist man gezwungen, einen oder mehrere Tage zu warten. Der Preis der Plätze ist mäßig, im Cabriolet bezahlte ich nur 75 Rubel Banco, also ungefähr 22½ Rthlr. pr.Ct., während für einen Platz im Innern (wenn ich nicht irre) 95 Rubel bezahlt werden mußten. Die Reisenden haben ganz über die Diligence zu verfügen, und können, wenn alle damit einverstanden sind, länger an einem Orte verweilen, als es sonst geschieht. Ein Conduc-

teur iſt ſtets dabei, ſpricht in der Regel mehrere Sprachen, und geht den Reiſenden mit Rath und That an die Hand. Ein unbedeutendes Trinkgeld von einigen Rubeln wird reichlich durch ſeine freundliche Sorge erſetzt. Gewöhnlich haben die Unternehmer in Betreff der Pferde einen Accord mit den Poſthaltern getroffen, und man iſt deßhalb nie der Verlegenheit ausgeſetzt, einmal keine Pferde zu bekommen.

Die Straße von Petersburg bis Moskau iſt chauſſirt und wird mit großer Sorgfalt erhalten. Aber noch nicht (wenigſtens nicht damals, als ich ſie paſſirte) iſt ſie ganz vollendet, indem in der Regel noch die Brücken fehlen. Mit ungeheuren Koſten hat man ſie beſonders durch die moorigen Gegenden zwiſchen Petersburg und Nowgorod geführt, und oft war man gezwungen, aus weiter Ferne, ja ſogar aus Finnland ſich Steine zum feſten Grund zu verſchaffen. In jedem Orte, wo die Pferde gewechſelt werden, findet man auf der ganzen Straße nett eingerichtete, ja zum Theil elegante Wirthshäuſer, in denen man gute Mahlzeiten zu ſich nehmen kann. Die Preiſe für das Eſſen und Trinken ſind feſtgeſetzt, und wenn man ſie auch für Deutſchland zu hoch finden würde, ſo ſind ſie doch für Rußland billig zu nennen.

Den 30. Auguſt früh um 8 Uhr verließen wir Petersburg und fuhren mit wenig Unterbrechungen immer ſüdlich. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus lauter Ruſſen, die meiſtens Geſchäfte halber nach Moskau fuhren. Ich hatte mir ausdrücklich den Platz im Cabriolet, um deſto beſſer mich umſehen zu können, gewählt, und erhielt außer dem Conducteur einen jungen Angeſtellten Petersburgs zum Nachbar. Vergebens ſuchte dieſer mich in ein Geſpräch zu ziehen, bis er leider endlich gewahr wurde, daß ich der ruſſiſchen Sprache nicht mächtig ſey. Mit der größten Freundlichkeit ſuchte er mir nun die nothwendigſten Redensarten beizubringen und ſtand immer ſorgend neben mir, wenn in den Wirthshäuſern ich nicht das bekam, was ich verlangt hatte. Auch bei der Bezahlung war er aufmerkſam, und erlaubte faſt mir ſelbſt nicht einen Kopeken zu verſchenken. Nicht genug kann ich dieſe Liebenswürdigkeit rühmend anerkennen. Die Gegend, durch die wir den erſten Tag fuhren, war traurig und öde, verkrüppelte Wälder auf ſumpfigem Moorboden

gingen fast beständig unsern Blicken vorüber, keine Abwechslung von Berg und Thal, immer dieselbe endlose Fläche, selten ein armseliges Dorf, dessen hölzerne Häuser, in der Regel erhöht, nur einen traurigen Anblick darboten. Nicht so elend und ärmlich sehen aber ihre Bewohner aus, die meist von mittlerer, kräftiger Statur, und mit freundlichem Gesichte uns nachblickten. Ihre Kleidung und ihr ganzes Aeußere war nicht so schmutzig, als es mir so oft beschrieben worden war. Schafpelze machten ihre hauptsächliche Kleidung aus.

Es war mir ordentlich lieb, als allmählich Dämmerung eintrat, und mit der Nacht mir die Unmöglichkeit gegeben wurde, auf den öden Umgebungen mit meinen Augen länger zu verweilen.

Nowgorod (wörtlich übersetzt Neustadt) war die erste Stadt, welche wir den andern Tag Morgens sehr früh erblickten, und bald darauf durch ihr ehrwürdiges Thor einfuhren. Ich hatte so viel von dieser Stadt gehört, und noch mehr von ihr gelesen, so daß unmittelbar eine geheime Ehrfurcht mich durchrieselte, als wir mitten in ihr anhielten. Ich nahm mir kaum Zeit, den bestellten Thee zu mir zu nehmen, ergriff meinen freundlichen Russen bei der Hand, und bat ihn, mir schnell die Merkwürdigkeiten der ältesten und ersten Stadt Rußlands zu zeigen. Lächelnd schüttelte er den Kopf, folgte aber treuherzig meinen raschen Schritten. „Was wollen Sie sehen?" frug er mich. „Aus der thatenreichen Vorzeit Nowgorods kann ich Ihnen nur die Kirche der heiligen Sophie zeigen, alles Andere ist verschwunden; dort an der Wolchoff liegt sie." Sinnend betrachtete ich das ehrwürdige Gebäude, das im Innern zu beschauen die Zeit mir kaum erlaubte. Mehr als andern russischen Städten sieht man Nowgorod das Alter an, aber der Anblick einer untergegangenen Größe ist traurig. Zwei Mauern, die dem Einfalle nahe sind, schließen die Stadt ein, und halbverfallene steinerne Gebäude sind noch Zeugen des früheren Reichthums ihrer Bewohner. Mein freundlicher Führer zeigte mir eine halbe Ruine, welche man als das wundervolle Haus der herrschsüchtigen Marfa (Martha) bezeichnet. Wo einst der große Hof des Jarosloff stand und die Bürger ihre Versammlungen (Wetschen) hielten, wuchern jetzt Gras und Unkräuter. Das große Nowgorod ist klein geworden! Seine Straßen sind todt, und der blühende Handel, den die freien Bürger der Vorzeit mit

Konſtantinopel, Lübeck und Sibirien trieben, iſt untergegangen. Getreide, Hanf und Flachs ſind die einzigen Erzeugniſſe, die jetzt verführt werden.

Nowgorods Erbauung reicht in das graue Alterthum des erſten Jahrtauſends nach Chriſtus herab. Innere Zwiſte bewogen die Bürger ſchon in der erſten Zeit, die Waragerfürſten Rurik, Sinaff und Truwor, 862 zu ihren Herrſchern zu erwählen, und Rurik legte den erſten Grundſtein zum großen ruſſiſchen Reiche. Seine Nachkommen vergrößerten mit jedem Jahrhundert ihre Macht und trotzten allen Stürmen einer unruhigen Vorzeit. Auch in der Zeit noch, wo die Großfürſten in Kiew ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten, erkannten Nowgorods Einwohner fortwährend dieſe als Herren an und bewieſen ſtets eine unerſchütterliche Treue gegen ihre ſelbſtgewählte Herrſcherfamilie. Doch ihre Freiheit bewahrten ſie ſich und duldeten nicht den geringſten Eingriff in ihre Rechte. Sie zwangen ſogar den Großfürſten Jaroslaw III Jaroslawitſch 1264 ihnen eine Urkunde ihrer Freiheiten auszuſtellen und ſomit geſtaltete ſich die Stadt allmählich zu einem Freiſtaat, in dem der jedesmalige Großfürſt nur als Schutzherr anerkannt wurde. Jaroslaw ſelbſt, als er die Rechte der Bürger zu ſchmälern verſuchte, mußte ſich ſpäter der Volksherrſchaft beugen, denn plötzlich ertönte (im Jahre 1272) von der Kirche der heiligen Sophie die Verſammlungsglocke und alles Volk ſtrömte herbei, um eine Wetſche zu halten. Jaroslaw wurde vertrieben und ſeine ſchuldigen Günſtlinge hingerichtet. 200 Jahre lang erhielt ſich Nowgorod ſeine Freiheit und alle ruſſiſchen Fürſten buhlten um ſeine Gunſt. Seine Bürger zeichneten ſich durch Tapferkeit und edlen Sinn aus, und mit Stolz blickten ſie auf ihre Vaterſtadt, die den Namen Groß-Nowgorod bis in die weiteſte Ferne trug. Handel und Gewerbe blühten, und Reichthümer häuften ſich allmählich auf. Doch der Stolz der Nowgoroder wuchs mit ihrem Anſehen und übermüthig beſchloß eine Wetſche 1471 die Abſetzung des damaligen Großfürſten Iwan III Waſiljewitſch. Vergebens waren alle Bemühungen des letztern. Die ehrgeizige Wittwe des Poſadnik Iſaak Boretzky, Marfa (Martha), eine Frau von großem Geiſte und einer ſeltenen Ueberredungsgabe, beherrſchte die Aelteſten des Volkes. In ihrem prächtigen Hauſe, welchem das Volk den Namen des wundervollen gab, hielt ſie täglich

Verſammlungen und ſchloß mit dem König von Polen Kaſimir ein Bündniß. Doch Johann zog mit ſeinen tapfern Schaaren vor Nowgorod, ſchlug ſeine Feinde an der Schelona und hielt 1471 einen ſiegreichen Einzug in die Stadt. Doch noch wagte er nicht mit einem Schlage die Freiheiten Nowgorods zu vernichten. Erſt von 1475 an nahm er ihnen eine nach der andern, bis endlich den 15. Januar 1478 die letzte Wetſche gehalten werden durfte. Mit der berühmten Verſammlungsglocke, von der ich ſpäter noch ſprechen werde, wanderten 300 Wagen mit Silber, Gold und koſtbaren Steinen beladen nach Moskau. Doch noch war Johann nicht zufrieden. Die angeſehenſten Familien wurden gezwungen auszuwandern, und wer ihm verdächtig war, mußte ſterben. Das Sprüchwort, was viele Jahrhunderte in Rußland bekannt war: „Ochto moshet stojanti protif Bocho dai Welik Novogorod“ (wer vermag etwas gegen Gott und Nowgorod) verſtummte plötzlich. Und doch waren die Leiden der tiefgebeugten Stadt noch nicht zu Ende. Iwan IV, der ſchreckliche Waſiljewitſch, haßte Nowgorod und zog daſelbſt den 6. Januar 1573 ein, um ein ſechswöchentliches Blutgericht zu halten. Ich ſchweige von den Gräueln, die damals an den unglücklichen Einwohnern verübt wurden. Groß-Nowgorod wurde verödet und liegt heute noch öde.

Gern hätte ich auch den vielfach beſungenen und nahen Ilmenſee beſucht, doch meine Gefährten wollten weiter reiſen.

Hinter Nowgorod beginnt allmählich die Gegend freundlicher zu werden und die Vorhöhen des unbedeutenden Waldaigebirges traten uns nach und nach entgegen. Es that mir wohl, nach langer Entbehrung wiederum Berg und Thal zu erblicken, und je näher wir ſelbſt dem eigentlichen Gebirge kamen, um deſto freundlicher fanden wir die Umgebungen. Die ſchöne Jahreszeit mag wohl auch noch beigetragen haben, die Abwechslungen deutlicher hervortreten zu laſſen, und ſo verſetzte ich mich ganz wieder in die heimathlichen Gefilde. Es war Abend, als wir in dem unbedeutenden Städtchen Waldai einfuhren und uns hier eine kurze Zeit aufhielten. Eine Menge freundlicher und meiſtens hübſcher Mädchen, in ihre originelle Kleidung gehüllt, empfingen uns beim Ausſteigen, ihre ſchlechten Moskauer Ringel anbietend. Hinter Waldai wurde die Gegend noch freundlicher, da die Vegetation in gro-

ßer Ueppigkeit und ſeltener Schönheit ihre Blumen daſelbſt entfaltete.

Den Montag gegen 10 Uhr kamen wir in Torſhok an und mein Nachbar machte mich, als wir kaum in dem Wirthshauſe eingetreten waren, auf Cotelets, welche man hier ſehr wohl- und feinſchmeckend bereitet, aufmerkſam. Die Tochter des Poſthalters Poſharskoi war die berühmte Köchin, welche vor langen Jahren dem Kaiſer Alexander Cotelets von beſonderem Wohlgeſchmacke vorſetzte, und als gar die kaiſerlichen Köche umſonſt verſuchten, dieſe ihr nachzubilden, verbreitete ſich ihr Ruf durch ganz Rußland. Jeder, der nach Torſhok kommt, muß die Cotelets koſten und in das Lob derſelben einſtimmen, wenn er nicht für einen Barbaren in der Feinſchmeckerei gelten will. Leider fand ich, der ich wohl gern etwas Gutes eſſe, aber doch nicht zu den Feinſchmeckern ex professo gehöre, die Vorzüglichkeiten nicht, vielleicht gerade darum, weil ich etwas Vorzügliches erwartete, und bei Realitäten nicht gern der Phantaſie zu freien Spielraum laſſe. Die menſchlichen Naturen ſind eben verſchieden, und ein Anderer mit viel Phantaſie, dem die Torſhoker Cotelets vielleicht ſchon in Petersburg angeprieſen waren, hätte dieſe, ſelbſt wenn ſie weniger ſchmackhaft geweſen wären, ausgezeichnet gefunden. Das Eſſen hat mich nie lange gefeſſelt, ſo auch dieſesmal. Ich verließ die Wirthsſtube und eilte in das Freie. Torſhok hat, wenigſtens für Rußland, eine hübſche Lage, iſt gleich Rom und Liſſabon auf mehreren Hügeln (ich habe nicht gezählt, ob auch auf ſieben) erbaut, und würde der Punkte nicht wenige darbieten, um die Stadt in ihrem beſten Lichte zu beſchauen — wenn es ſich der Mühe lohnte. Die meiſten ruſſiſchen Städte bieten nicht den freundlichen Anblick, den wir bei unſern meiſten deutſchen gewohnt ſind, dar, und beſitzen ein düſteres ſchmutziges Anſehen. Die Häuſer beſtehen in der Regel nur aus einem Stocke, ſind von Holz erbaut und mit Schindeln bedeckt. Dadurch, daß der Rauch nicht immer dem Giebel zu durch eine Oeſſe geleitet wird, ſtreicht er gewöhnlich an dem nicht angeſtrichenen Holzwerke vorbei, und gibt dieſem ſeine rußige Farbe. Deſto mehr treten aber die großen Kirchen hervor und contraſtiren durch ihre weiße Farbe und die häufig grünen Dächer mit dem traurigen Schwarz der Umgebung. Torſhok ſoll reich ſeyn. Das bewieſen aber nur die Kir-

chen. Vorzüglich Schuhmacher wohnen daſelbſt und liefern viele tatariſche (oder kaſan'ſche) Schuhe und Stiefel nach Petersburg und andern Städten des Reiches.

Torſhok gehört zu den älteren Städten Rußlands und war bald Nowgorod, bald den Twerſchen, ſpäter den Moskauer Fürſten zinspflichtig. Früher muß es feſter geweſen ſeyn oder feſte Punkte beſeſſen haben, da bis auf die Vertreibung der Polen in der Regel die Gefangenen hierher gebracht wurden. Mit Twer theilte es beidemale das Unglück, von Grund aus zerſtört zu werden. Ja, als Johann des Schrecklichen Günſtling, Skuratoff, durch die ſich zur Wehre ſetzenden krim'ſchen Gefangenen 1569 verwundet wurde, mußte jeder, der ſich in Torſhok und auf dem Wege bis Nowgorod erblicken ließ, die Rache des Wütherichs fühlen. Die Chroniken jener Zeiten ſind voll von den Unthaten, die damals geſchehen ſind.

Ich freute mich, als ich wiederum neben meinem freundlichen Ruſſen ſaß und der wichtigen Handelsſtadt Twer zufuhr. Es war Abend geworden, als wir daſelbſt ankamen und der ſchönen Welt, welche ſich langſam an dem Ufer der Wolga des heitern Abends erfreute, begegneten. Neugierig wurden wir beſehen, aber auch ich konnte die dem Menſchen angeborne Neugierde nicht verläugnen, und beſah die Stadt und von den Bewohnern die, welche ſichtbar waren. Der heutige Tag war ein Feſttag, die Himmelfahrt des Elias, und mir deßhalb günſtig, die Einwohner und ihre Frauen in der eigenthümlichen, für einen Fremden anziehenden Kleidung zu betrachten. Die Ruſſen ſind doch ein ſchöner Schlag Menſchen, und jetzt erſt, wo das Feſttagsgewand den ſchmutzigen Schafpelz verdrängt hatte, trat mir die Geſtalt, wie ſie iſt, vor. Durchgehends fand ich hübſche Geſichter, und unter den Mädchen erblickte ich mehrere Blondinen, die auf Schönheit Anſpruch machen konnten. Heiterkeit, welche ſich allenthalben ausſprach, erhöhte noch den freundlichen Eindruck, den mir die Bewohner Twers verſchafften. Die Stadt, wenigſtens der Theil, in dem ich wandelte, und der an der Wolga liegt, iſt weit hübſcher gebaut als Torſhok, und zweiſtöckige ſteinerne Häuſer ſind in ihr gewöhnlich. Twer hatte wie Moskau einſt ſeine eigenen Fürſten, die ſich weit und breit in der Umgegend Anhang verſchafften, und bisweilen die regierenden Großfürſten vom Throne ſtie-

ßen, um ſelbſt darauf für die Wohlfahrt Rußlands zu ſorgen. An der ſchiffbaren Wolga gelegen, handelten die Kaufleute Twers mit Aſien und Europa zugleich, und kühn ſchickten ſie ihre Schiffe mit nordiſchen Producten beladen die Wolga hinab nach Aſtrachan und ſelbſt über das kaſpiſche Meer hinüber nach den Häfen Dageſtans, Perſiens und Turkeſtans. Aber die dauernden Fehden der Fürſten untereinander, der Streit um die Oberherrſchaft und die Tyrannei der Mongolen geſtatteten den Bürgern keine lange Ruhe, der Stadt keinen dauernden Frieden, und plötzlich mußten alle Verbindungen mit dem fernen Süden und Weſten wiederum abgebrochen werden. — Zweimal wurde Twer von Grund aus verwüſtet und beidemale von ruſſiſchen Fürſten. Das erſtemal, 1328, zog Joann Daniilowitſch von Moskau, und Alexander Waſiljewitſch von Susdal auf Befehl des mongoliſchen Chans Usbek mit einem ungeheuren Heere nach Twer, um die dortige Ermordung vieler Mongolen zu rächen. Das zweitemal wüthete Joann IV, Waſiljewitſch, der mit Recht von der Mit- und Nachwelt den Beinamen des Schrecklichen erhielt, gegen die eigenen Unterthanen im Jahre 1569, und ſein Günſtling Maljuta Skuratoff marterte, erſchlug und erhenkte die friedlichen Einwohner zum Zeitvertreib. Die Anarchie unter den falſchen Dmitris (Demetrius) und die polniſche Tyrannei waren nicht geeignet, das unglückliche Twer wieder zu heben. Doch als das Haus Romanoff den Zügel der Herrſchaft ergriff, und mit kräftiger Hand nach und nach die Ruhe im Innern des Reiches wieder herſtellte, da erhob ſich auch Twer wiederum allmählich. Als Katharina II ſeine Wichtigkeit begriff, unterſtützte ſie ſpäter auf alle mögliche Weiſe den dortigen Handel. Die ſchmutzigen hölzernen Häuſer verſchwanden, und wie durch einen Zauber hervorgehoben erſtanden längs der Wolga ſteinerne Gebäude. Die Wolga bedeckte ſich allmählich wiederum mit Kähnen und kleineren Schiffen, welche die nordiſchen Producte dem fernen Aſtrachan zuführten, um dort ſie gegen aſiatiſche Waaren zu vertauſchen. Der raſche Abgang der Waaren rief eine Menge Fabriken hervor und Twer'ſche Leinwand, Leder und Papier gehen durch ganz Rußland.

Die Gegend hinter Twer wurde wiederum freundlicher; Roggenfelder wechſelten mit Buchweizenäckern ab, und wurden durch einförmige Birken- und Kieferwälder unterbrochen. Ich ſehe recht

gern die Birke, und beſonders im Mai erfreut mich ihr friſches Grün, was ſo einen lieblichen Contraſt mit der weißen Schale ſeines Stammes bildet; aber große, mehrere Stunden lange Wälder wirken ganz anders und machen den Anblick einförmig. Die Blätter ſind zu klein und vermögen nicht die ruthenförmigen braunen und oft hängenden Aeſte zu verſtecken. Bis in ihre feinſten Zertheilungen blicken die letztern durch das Laub und gleich ſteifen Linien tragen ſie die rundlichen Blätter. Es mangelt das dichte Laub, wie es unſere Eichen und ſchon weniger die Buchen darbieten. Die Birke iſt wohl ſchlank, aber vermag ferner eben deßhalb nicht die Majeſtät hervorzurufen, mit welcher eine breitgipfelige Eiche umgeben iſt, beſonders wenn der Wind leiſe ſäuſelnd durch ſeine Blätter weht und uns dadurch in eine eigene erhabene Stimmung verſetzt. Der Ruſſe liebt aber ſeine Birken, wie wir die Eichen, und wenn Deutſchland das Land der Eichen iſt, ſo ſtellt Rußland das Land der Birken dar.

Es iſt in Rußland Volksglaube, daß der Prophet Elias in jedem Jahre an ſeinem Himmelfahrtstage aufs neue gen Himmel fährt, und da eine Himmelfahrt nicht ruhig vor ſich gehen kann, ſo ſoll ſtets am 1 Auguſt (oder am 19 Julius alten Styls) ein heftiges Gewitter erſcheinen. Iſt doch auch bei uns in Thüringen der Glaube faſt allgemein, daß zu Chriſti Himmelfahrt es donnern müſſe und wirklich meiſt auch donnert. Bis gegen 9 Uhr Abends war der Himmel aber noch rein, und es ſchien als wenn der Glaube dieſesmal zu Schanden werden ſollte; doch plötzlich regte es ſich in der Atmoſphäre von Süden her und bald ſah man aus weiter Ferne ſchwarze Wolken am Himmel heraufſteigen. Nacht brach herein und es dauerte nicht lange, ſo durchtheilten ſchlängelnde Blitze das unheimliche Dunkel. Schlag folgte auf Schlag. Widitje, tschto swaetoi prorok Elia nynjeischtscho jedet w'nebesa (ſehen Sie, daß der Prophet Elias heute noch gen Himmel fährt) rief mein Nachbar mir zu. Das Gewitter dauerte nicht lange. Allmählich wurde der Himmel wieder heiter und Tauſende von funkelnden Sternen leuchteten mit ihrem matten Lichte über uns. Ich ſchloß meine Augen und ſchlief bald ein. Was doch die Gewohnheit thut! Früher war es mir unmöglich in einem Wagen zu ſchlafen, ſeitdem ich aber ſchon Wochen lang im Wagen zugebracht hatte, ſtörten mich die ſchaukeln-

den und ſelbſt ſtoßenden Bewegungen des Wagens im Schlafen nicht mehr.

Nach der Gegend hin, wo Moskau lag, blickte ich unverwandt; nach Moskau war mein Geiſt ſchon lange vorausgeeilt. Tauſend Fragen richtete ich an meinen gefälligen Nachbar, trotz dem ich wußte, daß er nur wenig verſtand, aber die Stadt, in und mit der Rußland groß geworden war, nahm mein ganzes Intereſſe in Anſpruch. Endlich erblickte ich noch in weiter Bläue die Tauſende von Thürmen und immer deutlicher traten dieſe aus dem geheimnißvollen Schleier, in den ſie wenigſtens für mich gehüllt waren, hervor. Was für eine ungeheure Stadt entfaltete ſich allmählich vor meinen Blicken! Welche Mannichfaltigkeit bot ihr Anblick dar! Nirgends dasſelbe zum zweitenmale. Jeder Thurm, jede Kirche, jeder Palaſt hatte ſeine Eigenthümlichkeiten. Ich vergaß ganz, daß ich ein Fremder war und konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ich alle dieſe Schönheiten mit Muße genießen konnte.

Viertes Capitel.

Aufenthalt in Moskau.

Geſchichte Moskau's; ſchlechte Wirthshäuſer; Vergleich Moskau's mit Petersburg; der Glockenthurm Johannes des Großen; Moskau; die große Glocke und ihre Auferſtehung; ihre Geſchichte; die Kirche Wilhelms des Seligen; der rothe Platz; das Denkmal von Poſharskoi und Minin.

Moskau, Moskwa von den Ruſſen genannt, hat ſeinen Namen von dem Flüßchen gleiches Namens, das die Stadt durchfließt. Ihre Erbauung wird dem Oleg, dem Vormunde Igors, des Sohnes und Nachfolgers Ruriks, mit dem die Ruſſen ihre Geſchichte beginnen, zugeſchrieben und fiel gegen das Ende des neunten Jahrhunderts. Richtiger iſt aber wohl, daß Juri Wladimirowitſch Dolgoruki gegen das Jahr 1147 auf der Höhe, wo jetzt der Kreml ſteht, eine Burg erbaute, nachdem er den zeitherigen Beſitzer Kutſchko hatte hinrichten laſſen. Es geht aber auch die Sage, daß daſelbſt in den älteſten Zeiten ein Wald geſtanden

und ein Einſiedler Namens Bukal gelebt habe. Mag dem nun ſeyn, wie ihm wolle, die Wichtigkeit der Lage Moskau's wurde von den ruſſiſchen Fürſten zeitig eingeſehen, und als der erſte ruſſiſche Fürſt in Moskau wird ein Bruder des hochgefeierten Alexander Neffsky, Michael, gegen das Jahr 1248, genannt. Daniel Alexandrowitſch, des erſtern Sohn, behielt, trotzdem Moskau zweimal von den Mongolen zerſtört worden war, ſeinen Sitz in ihr, und ſeinem Sohne Georg gelang es im Jahr 1308 ſich zum Großfürſten zu machen. Von nun an blieb Moskau der Sitz des Großfürſtenthums, bis Peter der Große eine neue Reſidenz an dem Ausfluß der Newa ſich ſchuf.

Wenn ich ſchon in Petersburg den Mangel gut eingerichteter Gaſthöfe beklagte, ſo war der Mangel in Moskau noch drückender. Durch meinen gefälligen Conducteur wurde ich in ein Wirthshaus geführt, wo man für ein Loch — ich kann es wirklich nicht anders nennen — täglich 8 Rubel Banco Miethe und 1 Rubel für die Aufwartung verlangte. Welches prachtvolle Logis würde ich für 2½ Thlr. täglich in Berlin oder Dresden erhalten haben, und hier erhielt ich nur einen ſchmutzigen Tiſch, drei zum Theil zerbrochene Stühle und ein armſeliges Canapee mit zerlumptem Ueberzug. An ein Bett war nicht zu denken. Ebenſo waren die übrigen mir in andern Häuſern angebotenen Zimmer beſchaffen. Zum Glück erinnerte ſich der Conducteur noch eines Wirthshauſes, von dem ein Deutſcher Beſitzer war. Für 6 Rubel täglich erhielt ich bei dieſem wenigſtens ein wohnliches Zimmer und hatte dabei das Vergnügen, mit einem Wirth, einem gebornen Würzburger, meine Mutterſprache ſprechen zu können. Nur fünf Tage verweilte ich in Moskau und nahm daher alle Zeit zuſammen, um zu ſehen. Von meinen Empfehlungsbriefen benutzte ich deßhalb nur einen und wurde in dem Hauſe, an deſſen Beſitzer der Brief gerichtet war, wohlwollend empfangen.

In Begleitung eines Lohnbedienten durchzog ich von Morgens halb fünf Uhr an die Straßen Moskau's und kam erſt wieder nach Hauſe, wenn Dämmerung eintrat. Schon früher habe ich in dem Journale: die Miscellen, herausgegeben von Dr. Bran, eine Beſchreibung Moskau's geliefert und werde deßhalb hier, um nicht dasſelbe zum zweitenmale zu bringen, nur erwähnen, was dort nur oberflächlich beſchrieben iſt.

Den Eindruck, den die alte Zarenstadt in mir hervorgerufen hat, in Worten wieder zu geben, vermag ich nicht. Moskau ist so eigenthümlich und so verschieden von allen mir bekannten Städten, daß es eben darum mir schwierig wird, sie genau zu charakterisiren. Sie ist ächt russisch, wenn man anders die brüderliche Verschmelzung Europa's und Asiens als russisch gelten lassen will, und sie mag vor dem Brande im Jahre 1812 noch russischer gewesen seyn. Bei dem Aufbaue haben Europa's Principien vorwaltend statt gefunden. Selbst die einzelnen Gebäude und am meisten die Kirchen tragen das Gepräge einer verschiedenen Bauart, und wenn auch bei den letztern der byzantinische Geschmack vorherrscht, so sind doch die vielen von einander in Form und Farbe abweichenden Kuppeln nichts weniger als byzantinisch und ertheilen diesen oft großen Gebäuden ein bizarres Ansehen. Die immerwährenden Streitigkeiten unter den russischen Fürsten mögen im Anfange die Ursache gewesen seyn, daß große Gebäude nicht unter einem Fürsten oder wenigstens nicht von einem Baumeister vollendet wurden. Dadurch, daß nun fremde Ideen dem ursprünglichen Plane sich aufdrückten, wurde das Gebäude diesem mehr oder weniger fremd und dadurch bizarr. Mit der Zeit an das Bizarre gewöhnt, bildete sich auch eine Vorliebe für das Bizarre, und geschichtlich ist es, daß Johann der Schreckliche bei allen seinen Bauten absichtlich das Verschiedenste und Seltsamste, wie wir nachher an der Kirche Wilhelms des Seligen weitläufiger zeigen werden, nebeneinander stellte. Moskau ist dadurch sehr verschieden von Petersburg. Hier herrscht allenthalben die Regelmäßigkeit bis in die geringsten Details, und kein Verstoß gegen den ursprünglichen Plan wird bemerkt. Cirkel und Linie haben aber eben dadurch eine solche Gleichmäßigkeit geschaffen, daß, wenn man den Neffsky-Prospect z. B. durchgegangen hat, man Petersburg kennt. Nicht so in Moskau. Jedes Hundert von Schritten bringt etwas Neues, wenn auch nicht immer Schönes und Elegantes, und da zu gleicher Zeit Moskau nicht auf ebenem Boden erbaut ist, sondern sein Terrain sehr hügelig ist, so werden eine Menge Punkte dargeboten, von denen man mehr oder weniger weite Aussicht hat. Lange Zeit und gern verweilte ich an solchen Punkten und konnte kaum, da sich eben so Verschiedenes dem Auge darbietet, mich davon trennen.

Der erſte Ort, den jeder Fremde in Moskau beſuchen muß, iſt der Glockenthurm Johanns (Iwan) des Großen. Auf dem höchſten Punkt der eigentlichen Feſtung Moskau's, des Kreml erbaut, beſitzt er außerdem noch die bedeutende Höhe von 38 ruſſiſchen Faden (228 Fuß), ſo daß er eben dadurch hoch über die ganze Stadt wegſieht und Blicke nach der weiteſten Ferne hin erlaubt. Hinlänglich wird man belohnt, wenn man auf der unbequemen Steintreppe der vergoldeten Kuppel zuſteigt und plötzlich ganz Moskau zu ſeinen Füßen erblickt. In der nächſten Nähe um den Thurm ſieht man die übrigen Gebäude des Kreml, die Schatzkammer, den Palaſt des Patriarchen, die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, des Erzengels Michael ꝛc. Ueber der Moskwa die Kitaiſtadt und in ihr vorzüglich die Kirche zum heiligen Wilhelm (Waſilji) und den Gaſtinoi-Dwor (Kaufhaus), dann zieht ſich die Weißſtadt (Beloigorod) ringsum den Kreml und die Kitaiſtadt herum, und endlich wird dieſe wiederum von der Erdſtadt (Semlenoigorod) eingeſchloſſen. Nun folgen erſt die Vorſtädte, bis ein ungeheurer Wall von 40 Werſt (6 geographiſchen Meilen) Länge der Stadt ein Ende ſetzt.

Abgeſehen von der herrlichen Ausſicht, die der achteckige Thurm beſonders bei hellem Himmel gewährt, iſt er durch die Menge Glocken, die er in ſich faßt und unter denen die berühmte Lärmglocke des alten Nowgorod ſeyn ſoll, intereſſant, und ich glaube unbedingt, daß die Zeit, wo dieſe Glocken und die übrigen der ganzen Stadt, deren Zahl über 2000 betragen ſoll, auf einmal, wie es den heiligen Abend zum Oſterfeſt geſchieht, geläutet werden, einen großartigen Eindruck in die Bruſt hervorrufen muß. Dazu noch das Dunkel der Nacht und die Weihe, welche dem Vorabend dieſes großen chriſtlichen Feſtes gehört. Die Glocken auf dieſem Thurme ſind zum Theil nicht unbedeutend und die der Himmelfahrt Mariä geweihte (uspenskoi) wiegt 4000 Pud (das Pud gleich 40 ruſſiſchen Pfunden). Sie wurde nach dem großen Moskauer Brande umgegoſſen und enthält auf der Außenſeite die Porträts Peters I, Katharina I, der Eliſabeth, Peters III, Katharina II und Pauls.

Neben dem Glockenthurm des großen Johann befindet ſich die berühmte große Glocke, und mir ward das Vergnügen zu Theil, der Auferſtehung dieſes Rieſen aus der Tiefe der Erde, in welcher

ſie faſt ein Jahrhundert begraben lag, beizuwohnen. Man hatte früher geglaubt, daß die große Glocke für immer dem Lichte verborgen ſeyn ſollte und gemeint, der Baumeiſter oder Mechaniſt fehle, die 12,327 Pud ſchwere Maſſe an den Tag zu fördern. Man hatte Bogdanow geprieſen, der nach der Vertreibung der Franzoſen aus Rußland die oben geprieſene Glocke in den Thurm und an die Stelle, wo ſie jetzt ſteht, aufhing, um ſo mehr muß man die Männer preiſen, welche eine dreimal ſchwerere Maſſe zu regieren verſtanden. Wie lange ſchon vor dem Beginne des Herausziehens Vorbereitungen getroffen worden und wie viel Maſchinen erbaut wurden, die vereint mit der Hülfe der menſchlichen Kraft den Rieſen heraufbeſchwören ſollten, weiß ich nicht. Zur Hälfte war ſie ſchon erſtanden, als ich am 3. Auguſt 1836 ſie beſichtigte, und alle Sachverſtändigen waren zu ſehr mit der Wichtigkeit ihres Unternehmens beſchäftigt, um Zeit genug zu haben, einem neugierigen Fremden Rede zu ſtehen. Es war aber eine großartige Unternehmung, die mehrere hundert Menſchenhände zur Unterſtützung bedurfte. Die Operationen wurden von vier Punkten, welche mit Maſchinen und Menſchen beſetzt waren, geleitet, und eine ungeheure Menge Zuſchauer drängte ſich bis zu den Umzäumungen des nothwendigen Terrains. Daß mehrere Tage, vielleicht ſogar einige Wochen dazu gehörten, die ungeheure Arbeit zu vollenden, kann man leicht einſehen, und als ich Moskau verließ, war ſie noch lange nicht an der für ſie beſtimmten Stelle. Trotz der langen Dauer blieb aber das Intereſſe der Bewohner Moskau's rege, und zu jeder Tageszeit war der ganze Kreml mit Menſchen angefüllt.

Dieſe größte aller Glocken enthält eine Inſchrift, die uns ihre Entſtehung und den erſten Theil ihrer Schickſale mittheilt und deßhalb wohl der Erwähnung werth iſt:

„Alexis Michailowitſch, glorreichen Andenkens, Selbſtherrſcher von Groß und Klein= wie auch von Weißrußland, gab Befehl, daß für die Kathedrale der Himmelfahrt, der reinen und höchſtſeligen Jungfrau, man eine Glocke von Kupfer und 8000 Pud ſchwer gieße im Jahre der Erſchaffung der Welt 7162 und der Geburt unſeres Heilandes Jeſus Chriſtus 1654. Dieſe Glocke wurde von dem Jahre der Erſch. d. W. 7176 oder der Geb. J. Chr. 1668 bis zu dem Jahre der Erſchaffung der Welt 7208,

oder der Geb. J. Chr. 1701 gebraucht; im zuletzt genannten Jahre zerbrach sie in Folge eines großen Brandes, der auf dem Kreml entstand. Sie blieb von da an stumm bis zum Jahre der Erschaffung der Welt 7239 oder der Geburt J. Chr. 1735."

„Durch einen Befehl der glorreichen Kaiserin und Selbstherrscherin Anna Iwanowna wurde zum Ruhme Gottes und der heiligen Dreieinigkeit, und zur Ehre der heiligen Jungfrau das Metall der alten Glocke, welche durch einen Brand beschädigt worden war, an 8000 Pud umgeschmolzen, und ihm noch 2000 Pud neue Masse zugefügt, im Jahre der Erschaffung der Welt 7 . . .[1]) der Geburt unseres Herrn 173 .[2]) an dem vierten Jahre der glorreichen Regierung Seiner Majestät."

Die Sage geht, daß vier große Schmelzöfen erbaut wurden. Jedermann war so sehr von dem großartigen Unternehmen ergriffen, daß nach und nach über 2000 Pud an Kupfer, Silber, und sogar an Gold in die Oefen als Beitrag geworfen wurden und dadurch die ungeheure Glocke von 12,327 Pud Schwere, 21 Fuß Höhe und 22 Fuß 8 Zoll Breite entstand. Mit ungeheuren Kosten wurde sie an der Stelle, wo sie nachher begraben lag, aufgehängt, hatte aber bald wieder das Unglück, während eines Brandes herunterzufallen. Bis auf ein 5 Fuß 9 Zoll hohes Stück, welches herausſprang, ist sie aber ganz geblieben, und in der Gestalt nun auch wiederum aufgehängt worden.

Hie und da habe ich den Wunsch ausgesprochen vernommen, daß die Riesenglocke von neuem eine Umgestaltung erhalten und der Benutzung wieder gegeben werden möge. Ich kann für meinen Theil nicht beistimmen, und würde den dadurch hervorgerufenen Kostenaufwand als Verschwendung betrachten. Was hilft die Integrität einer solchen Glocke, die nur sehr schwierig und selten geläutet werden kann? Ich kann mir auch den Ton, welchen sie hervorbringt, durchaus nicht so wohlklingend und angenehm denken; er muß ja eine solche, bis jetzt gar nicht bekannte Tiefe, welche unsere Ohren nur unangenehm berühren muß, besitzen. Man lasse sie ja wie sie ist, und betrachte sie als eine Denkwürdigkeit einer frühern rohern Zeit, wo die Masse noch ein Uebergewicht über den Geist besaß. Der Zustand unserer

[1]) [2]) Hier fehlen die Zahlen.

Muſik müßte ganz verändert werden, wollte man an einem ſolchen Ton Gefallen finden.

Außer dem Glockenthurme und der großen Glocke bietet der Kreml mehrere merkwürdige Gebäude dar, und dieſe, beſonders die Kathedrale und die Schatzkammer, enthalten eine große Menge von geſchichtlichen Erinnerungen. Auch das Arſenal und beſonders die 875 Kanonen, welche das verbündete franzöſiſche Heer im Jahre 1812 zurücklaſſen mußte, verdient beſehen zu werden. In den Miscellen habe ich weitläufig von allem dieſem geſprochen und will deßhalb nur noch die ſchon oben erwähnte Kirche Wilhelms des Seligen (Waſilji Blaſhennoi) und das Denkmal des Poſharskoi und Minin erwähnen. Es gibt nicht leicht ein Gebäude, das ſo ſehr das Gepräge der Mannichfaltigkeit und des Bizarren an ſich trägt, als die Kirche Wilhelms des Seligen, und es ſcheint, daß ſo viele Baumeiſter als Abtheilungen vorhanden ſind, die bis zu der Vollendung der Kirche daran gearbeitet haben. Es geht jedoch die Sage, daß nur ein Mann, deſſen Name leider nicht bekannt iſt, das Ganze geleitet habe. Als Johann der Schreckliche die Mongolenherrſchaft zu Kaſan vernichtet hatte, beſchloß er ein frommes Werk zu ſchaffen und erbaute 1554 auf dem ſogenannten rothen Platze, vielleicht auch zur Verſühnung für die vielen Hinrichtungen, welche daſelbſt ſtatt gefunden hatten, eine Kirche. Er nannte ſie Pokroſſkoi Sobor (Aſylkirche), ein Name, der ſpäter in: Kirche Wilhelms des Seligen (Waſilji Blaſhennoi) umgewandelt wurde. Da ſie 19 Capellen enthält, ſo iſt ihr großer Umfang ſchon daraus zu ſchließen. Wenn man ſie aus der Ferne betrachtet, ſcheint dieſe Kirche aus mehreren zu beſtehen, von denen einige Partien den gothiſchen, andere hingegen den byzantiniſchen Styl vorherrſchend enthalten. Aus ihrer Mitte erhebt ſich ein beträchtlicher mehreckiger Thurm, und unter ihm ſtehen größere und kleinere Kuppeln, keine der andern gleich geformt oder gleich gefärbt. In der Regel befinden ſich die grellſten Farben neben einander. Nicht weniger bizarr iſt das Innere der 19 Capellen, die ſämmtlich einen unbedeutenden Raum einnehmen und noch durch Säulen, Altäre ꝛc. in ihrer Ausbreitung verkürzt ſind.

Der rothe Platz, auf welchem beſagte Kirche ſteht, bietet eine vorzügliche, wenn auch beſchränkte Ausſicht dar und hat viel-

leicht daher seinen Namen krasnoi ploschtschad erhalten; wahrscheinlicher aber ist es, daß, zumal krasnoi ursprünglich roth bedeutend, die vielen Hinrichtungen, welche Johann der Schreckliche hier vornehmen ließ, und das Blut, was hier geflossen ist, die erste Ursache zur Bezeichnung krasnoi gegeben haben. Es gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit, da ganz in der Nähe der sogenannte Richtplatz (Lobnoje mesto) sich befindet.

Von hier aus sieht man auch die interessante Gruppe der Befreier Rußlands, Posharskoi und Minin, von dem polnischen Joche. Beide Statuen sind durch den russischen Künstler Martos aus Bronze gefertigt und stehen auf einem granitnen Piedestal, das mit prächtigen Basreliefs geschmückt ist. Posharskoi ist sitzend dargestellt, und hört mit gespannter Aufmerksamkeit, die in die Physiognomie zu legen dem Künstler gelungen ist, dem vor ihm stehenden Minin zu. Mit der rechten Hand zeigt dieser auf den Kreml, als wolle er sagen, von dort müssen wir handeln. Deutlich spricht sich zwar der Schmerz über die Unterdrückung seines Vaterlandes in seinen Zügen aus, aber die männliche Kraft, welche Minin beseelte, beherrscht auch jenen. Fürst Posharskoi und Minin, ein schlichter Kaufmann aus Nischnij-Nowgorod, lebten in der unglücklichen Katastrophe Rußlands, wo dieses nach dem Tode des Czars Fedor Joannowitsch (Friedrich, Johanns Sohn) und der Ermordung Dmitri Joannowitsch (Demetrius, Johanns Sohn), des letzten männlichen Nachkommen Ruriks, unter dem Usurpator und Schwager Fedors Boris Godunoff sich nur einer kurzen Ruhe erfreute, und dann nach und nach drei Competenten, die sich sämmtlich für den ächten Demetrius ausgaben, bewaffnete Ansprüche auf den Thron machten. Vollkommene Anarchie herrschte fast ein Jahrzehent und Räuberbanden durchzogen ungestraft das Land. Polen und Schweden benutzten diese Verwirrungen und bemächtigten sich einer russischen Stadt nach der andern. Und selbst als die Russen von Sigismund von Polen seinen Sohn Wladislaus zum Herrscher erbaten, wurde das unglückliche Rußland mehr als je gemißhandelt. Die Polen behandelten von nun an Rußland als eroberte Provinz und Moskau selbst mußte die Tyrannei der übermüthigen Polen ertragen. Da regte sich in der Brust jedes Russen mehr als je der Drang nach eigener Selbstständigkeit, um die zahllosen Schmähun-

gen zu rächen. Die Unzufriedenheit der Ruſſen hatte bald den höchſten Gipfel erreicht. Da erfaßte Minin, ein einfacher Kaufmann, die günſtige Gelegenheit und forderte den tapferſten Bojaren Poſharskoi zur Befreiung des Vaterlandes auf. Beide verſammelten die Patrioten um ſich, rückten ſchnell, bevor die Polen weitere Hülfe an ſich ziehen konnten, vor Moskau und trugen unter deſſen Mauern einen entſcheidenden Sieg über die Fremdlinge davon. Um aller fernern Anarchie vorzubeugen, wurde Michael Fedorowitſch (Michael, Friedrichs Sohn), aus dem Hauſe Romanoff, der Stammvater der jetzt herrſchenden Dynaſtie, weil er von weiblicher Seite aus von Rurik abſtammte, zum Zar erwählt.

Fünftes Capitel.

Reiſe von Moskau bis Woroneſh.

Mein Geſellſchafter Bondaroffskii; Abreiſe; Urſache der Unkenntniß Rußlands; die drei Erforderniſſe auf einer Reiſe; Gaſthöfe; Schaben und das übrige Ungeziefer; Speiſe und Getränke; Gaſtfreundſchaft der Ruſſen; Poſten und Eilwägen; Wege; Reiſe nach Tula; Tula und ſeine Geſchichte; die Kulikoff'ſche Ebene und die Schlacht darauf; Waarentransporte; Jelatz; die dort befindlichen Officiere; die Dörfer des Fürſten Golowin; Sadonski; armſelige Gegend; Kon-Kalodeß; Schwatimoje; Woroneſh; die erſte ruſſiſche Flotte daſelbſt; Mitrophan.

Eine günſtige Gelegenheit bot ſich mir dar, in Geſellſchaft bis nach Woroneſh zu reiſen, und ſo ſehr ich auch gewünſcht hätte, Moskau noch näher kennen zu lernen, entſchloß ich mich doch das Angenehme und Bequeme eines Gefährten für eine weite Strecke anzunehmen. Bis Moskau war ich noch mit meiner Mutterſprache ausgekommen; von nun an befand ich mich mitten unter Ruſſen. Eine fremde Sprache wurde zu mir geſprochen, und umſonſt lauſchte mein Ohr nach den lieben vaterländiſchen Tönen. Fremde Leute umgaben mich und andere Sitten und Gebräuche traten mir entgegen. Ich hätte mich vereinſamt und verlaſſen fühlen können. Wir Deutſche ſind ſo ſehr an die Scholle, auf der wir geboren, gewöhnt, und fühlen uns ſo leicht ſelbſt in unſerm Vaterlande, oft nur einige Meilen von dem Vaterhauſe entfernt, ſchon unter fremden Menſchen, und doch verbinden uns

noch dieſelbe Sprache, dieſelben Sitten. Was Wunder demnach, daß bisweilen, wenn auch nur auf wenige Augenblicke das Gefühl des Verlaſſenſeyns ſich meiner bemächtigte und eine wehmüthige Stimmung in mir hervorrief. Doch der Drang des Forſchens und Strebens in der Wiſſenſchaft, der tief in mir ſich eingewurzelt hatte, das Bewußtſeyn, daß es überall, auch in Rußland, gute Menſchen gibt, wenn man nur ſie ſucht und nicht verlangt geſucht zu werden, machte ſchnell mich wiederum heiter, und frohen Blickes ſah ich der Zukunft entgegen. Und auf der ganzen langen Reiſe in den verſchiedenſten Ländern, unter den fremdartigſten Völkern habe ich nie die traurige Erfahrung der Täuſchung empfunden und war glücklicher als Diogenes mit ſeiner Laterne.

Mein freundlicher Nachbar auf der Diligence bis nach Moskau war wiederum mein neuer Gefährte, und wenn er ſchon dort ſich meiner mit liebevoller Aufmerkſamkeit annahm, ſo glaubte er, da ich allein auf ihn gewieſen war, nun mit größerer Sorgfalt noch für mich ſorgen zu müſſen. Er hatte für einen Wagen und Pferde geſorgt, er verrichtete alle Geſchäfte, die ſich auf einer mehrtägigen Reiſe nicht in geringer Anzahl einſtellen und größer und beſchwerlicher als bei uns ſind; er machte mich mit allem bekannt, was bei einer Reiſe durch Rußland zu wiſſen nothwendig iſt, er verſchaffte ſtets Speiſe und Trank, ſtellte des Abends den Samowar (die Maſchine, mit welcher durch Kohlen heißes Waſſer zum Thee bereitet wird, wörtlich überſetzt Selbſtkocher) auf und theilte des Nachts auf hartem Lager mit mir ſein Kopfkiſſen. Ein Vater hätte für ſeinen Sohn nicht eine größere Aufmerkſamkeit hegen können, und wenn er mich: moi charoschij drug (mein lieber Freund) nannte, glaubte ich in dem Tone die Wahrheit ſeiner Worte deutlich zu vernehmen. Eben mein Verlaſſenſeyn hatte in ſeiner Bruſt ein Gefühl für mich hervorgerufen, dem er auf alle mögliche Weiſe nachzukommen ſuchte. Es war das erſtemal, wo ich ganz auf Ruſſen gewieſen wurde, und glücklicher hätte ich nicht beginnen können. Der Ruſſe, ſo ſehr man ihn auch im übrigen Europa verachtet und ſo ſehr man ſeine Regierung haßt, iſt doch vom Grunde ſeines Herzens aus gut und brav, und der Verfolg meiner Reiſe wird die Wahrheit meiner Behauptung noch mehr beſtätigen. Um den Ruſſen zu ver-

ſtehen, muß man ihn kennen, mit ihm umgegangen ſeyn und ihn in ſeinen Eigenthümlichkeiten nicht etwa in Petersburg ſtudiren, ſondern man muß ſich in das Innere des weiten Reiches, fern von den großen Landſtraßen und auch nicht in die größern Städte begeben. Dort findet man ihn in ſeiner ächten Nationalität, dort tritt auf jedem Schritte die Treuherzigkeit und der heitere Sinn des Ruſſen dem, der ihn kennen lernen will, entgegen. In jeder Hütte wird der Fremde freundlich aufgenommen. Der Beſitzer ſetzt ihm vor, was ſeine Wirthſchaft ihm darbietet und tritt ihm des Nachts den Platz zum Schlafen, den er allen andern vorzieht, den Platz auf dem Ofen ab. Häufig verlangt er gar keine Bezahlung und iſt ungemein erfreut, wenn er ein geringes Geſchenk erhält.

Bondaroffskij iſt der Name meines liebevollen noch jungen Freundes. Aus Woroneſh gebürtig, war er in Petersburg in einer Kanzlei angeſtellt (Tschinownik, wie jeder Civilbeamte im Gegenſatz der militäriſchen Stufen heißt) und wünſchte nun nach mehrjähriger Abweſenheit die Laren ſeines väterlichen Hauſes wiederum zu begrüßen. Er hatte einen Hauderer aus Woroneſh gefunden und mit ihm einen billigen Contract abgeſchloſſen. Unſer Iwan (Johann) war ebenfalls eine treuherzige Seele und ſprach oft ſeine Gefühle des Mitleides für mich den Fremden aus. Umſonſt bemühte ich mich, da er die Urſache meiner Reiſe gern wiſſen wollte, ihm dieſe klar zu machen. Er hatte keinen Begriff von Wiſſenſchaft und konnte noch weniger begreifen, daß man der Wiſſenſchaft halber eine ſolche gefährliche Reiſe unternehmen könne. Er hatte zwar von einer Akademija nauk (Akademie der Wiſſenſchaften) gehört, glaubte aber, daß dieſe aus den größten Weiſen, die der Kaiſer aus allen Gegenden des Reiches zuſammen berufen habe, beſtehe und daß dieſe in Petersburg und Moskau ihre Weisheit entfalteten. Daß aber die Wiſſenſchaft nöthig habe, in fremden Ländern herumzulaufen, war ihm ganz neu und unbegreiflich.

Den 7. Auguſt ſehr früh fuhren wir aus Moskau ab und nahmen unſere Richtung ſüdlich nach Tula. Von nun an begriff ich erſt, welcher Unterſchied in einer Reiſe durch Deutſchland und in einer durch Rußland liegt. Aus dieſer Urſache wird es nicht unintereſſant ſeyn, wenn ich, bevor ich meine Reiſeroute weiter ver-

folge, eine Schilderung der Art und Weiſe, wie man in Rußland reist, gebe.

Man kennt bei uns in der Regel nur Petersburg, Riga und Reval, weniger ſchon Moskau und Odeſſa, weil nur dieſe Orte es vorzüglich ſind, mit denen unſere Handelswelt in Verbindung ſteht. Der Ruſſe ſelbſt, wenn er zum Vergnügen reist, zieht immer das mehr Abwechſelungen darbietende Ausland ſeinem eigenen Vaterlande vor, und man findet Ruſſen faſt zu allen Jahreszeiten, doch beſonders im Sommer in Deutſchland, Frankreich, der Schweiz und in Italien. Die Natur hat auch wirklich Rußland zu ſtiefmütterlich behandelt, als daß ein Nichtruſſe es zur Beſtimmung einer Vergnügungsreiſe wählen könnte. Eine ungeheure Ebene zieht ſich vom Eismeer hinab bis an das mächtige Gebirge des Kaukaſus und wird nur durch geringe Höhen, die kaum den Namen eines Gebirges verdienen, unterbrochen. Die geringen Abwechſelungen im Norden durch das Waldaigebirge und durch die noch unbedeutenderen hohen Ufer mehrerer Flüſſe können die Naturſchönheiten unſeres Vaterlandes nie erſetzen. Nur die neu acquirirten Länder, Kaukaſien, die Krim, Beſſarabien, die Gegenden am Ural und Sibirien beſitzen reizende Gegenden und werden gewiß den Naturfreund nicht unbefriedigt ſcheiden laſſen. Ich bin feſt überzeugt, daß auch noch die Zeit kommt, wo es den Kaukaſus zu bereiſen ebenſo Mode wird, als jetzt es zum guten Geſchmack gehört, die Schweiz oder Italien geſehen zu haben, doch erſt muß auch dort die Cultur mehr Wurzel gefaßt haben.

Zu den Haupterforderniſſen einer Reiſe gehören gute Gaſthöfe, bequeme Eilwägen und chauſſirte Wege, und nirgends findet man dieſe drei inniger miteinander verbunden, als in Deutſchland. Gern gebe ich zwar zu, daß in England und Frankreich einzelne Gegenden größere Bequemlichkeiten den Reiſenden darbieten, aber in andern entbehrt man wiederum oft des Nothwendigſten. In Rußland herrſcht mit ſehr geringen Ausnahmen ein gänzlicher Mangel an genannten drei Erforderniſſen, und ich rathe Jedermann, den Geſchäfte oder der Wunſch, dieſes Land kennen zu lernen, nach Rußland treibt, ſich vorher an Entbehrungen jeder Art zu gewöhnen. Wie ganz verſchieden iſt es in Nordamerika. Kaum iſt ein nur aus wenigen Häuſern beſtehendes Dorf angelegt, ſo erſtehen auch ſchon bequeme, ja oft brillant eingerichtete Gaſt-

höfe, und iſt der Ort nur zu einer geringen Wichtigkeit gelangt, bilden ſich ſchnell Communicationswege, die von regelmäßig gehenden Wagen befahren werden. Nicht ſo in Rußland. Der Ruſſe reist zwar nicht wenig in ſeinem Vaterlande, iſt aber nicht ſo verwöhnt und vermißt eine Menge Bequemlichkeiten nicht, an die Verwöhnung und Luxus uns gefeſſelt haben. Er reist, weil er muß oder weil Geſchäfte ihn dazu zwingen. Die Natur fordert ihn nicht auf, die Annehmlichkeiten ſeines häuslichen Lebens aufzugeben, um ſich an ihren Genüſſen zu erfreuen. Er muß erſt ungeheure Strecken durchwandern, ehe Naturſchönheiten ſich ihm darbieten. Der Ruſſe reist deßhalb auch nie langſam und ſucht ſeinen Weg in der möglichſt kurzen Zeit, die er ſich noch durch Schlafen verkürzt, zurückzulegen. Es begegnet ihm auf ſeiner Tour nichts Neues, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen könnte. Eine Gegend gleicht der andern, ein Dorf iſt wie das andere gebaut. Selbſt die Menſchen ſind immer dieſelben.

Betrachten wir zuerſt die Gaſthöfe etwas näher, ſo iſt nirgends wohl der Mangel an gut eingerichteten fühlbarer als in Rußland. Sobald man Tilſit und die preußiſche Gränze hinter ſich hat, beginnen die Unbequemlichkeiten. Juden haben in der Regel Wirthſchaften in der Nähe der Poſthäuſer eingerichtet, nicht ſelten findet man aber in ihnen nichts weiter als elenden Schnaps und kaum Brod. Beſſer wird es in Cur-, Liv- und Eſthland, dem Widerſchein unſeres deutſchen Vaterlandes. Von den Petersburger Gaſthöfen und denen auf dem Wege nach Moskau habe ich ſchon geſprochen. Auch zwiſchen Petersburg und Warſchau hat die Regierung in neuerer Zeit ganz vorzügliche Gebäude, wo man wenigſtens logiren kann, aufgeführt. Mit Moskau werden die Gaſthöfe ſchlechter, und je tiefer man in Rußland vordringt, je weniger verdienen ſie den Namen. Man bekommt in zuletzt genannter Stadt zwar ſogenante chambres garnies, aber zum großen Theil thun ſie oft nur kund, was ein chambre garnie nicht iſt. Man unterſcheidet in Rußland gewöhnlich Gostinnizü und Traktirü und erhält in dem erſten nur Logis, in dem letzten hingegen Speiſen und Getränke; oft ſind aber auch beide vereinigt. In Woroneſh, Neu-Tſcherkask, Stauropol, Mariupol, Kieff ꝛc. wurde ich gezwungen in Zimmern, denen die Wohnungen unſerer ärmeren Bauern vorzuziehen ſind,

zu übernachten. Mit einem hölzernen Tiſche, mit einem Paar hölzernen Stühlen, die oft ſchon ihrem Verfall nahe waren und nur auf drei Beinen ſtanden, und mit einem hölzernen Canapé glaubte man allen Wünſchen der Reiſenden hinlänglich entſprochen zu haben. An Gardinen oder Rouleaux war nicht zu denken, und Jedermann ſtand es frei, mein Zimmer mit allem, was darin war, in Augenſchein zu nehmen. Das Bett gehörte während der ganzen Reiſezeit zu den piis desideratis. Dazu nun noch ein Schmutz, eine Unſauberkeit, die an das Unglaubliche gränzen. Und für ein ſolches Zimmer mußte ich täglich in der Regel drei und vier Rubel Banco (ungefähr 1 Rthlr. pr. Ct.) bezahlen. Nicht viel ſchlimmer fand ich es in den Dörfern. Ich habe in Käfigen Mittag gehalten, in denen ich mich kaum umdrehen konnte und immer demüthig mit geſenktem Haupte daſtand, wenn nicht mein Kopf in einen Kampf mit der Decke gerathen wollte. Ein mehreckiges, auf einen Pfahl geſchlagenes Brett nannte man Tiſch und einen Klotz Stuhl. In den Dörfern wurde wirklich oft größere Sorgfalt dem Aufenthalte der Pferde gewidmet und allenthalben waren deren Behältniſſe geräumig und groß. Der Ruſſe fühlt ein Bedürfniß nach ſolchen Bequemlichkeiten, wie wir ſie haben, nicht in ſich. Er arbeitet oder ſchläft, gleichviel wo, in der dumpfigen Stube oder unter Gottes freiem Himmel. Die Wolluſt, ſeine Glieder auf weichen Betten auszuſtrecken, kennt er nicht, und ſo wählt er im Winter meiſt die warmen Stellen ſeiner Stube, vor allem den Platz auf dem großen breiten Ofen. Im Sommer zieht er die freie Natur vor und ſetzt oft ruhig ſeinen Schlaf fort, wenn plötzlich ein Regenſchauer ihn überraſcht. An alle dieſe Unbequemlichkeiten hatte ich mich bald gewöhnt, und wenn ich Schlaf hatte, legte ich mich auf den Boden und ſchlief ſo erquickt, als ich immer bei uns auf den weichſten Betten hätte ſchlafen können. Aber trotz meines langen Aufenthaltes war es mir doch nicht möglich, in etwas mich zu finden, was bis zu meinem Austritt aus Rußland mir zuwider war. Der Schmutz in den Häuſern und in der Kleidung iſt nämlich die Urſache von Ungeziefern, die in zahlreicher Menge die Wohnungen eingenommen haben. Läuſe und Flöhe peinigten mich mehr als alles Andere, und wenn ich mir kaum den Tag über Zeit zur Ruhe gegönnt hatte, ſo thaten jene alles Mögliche, mir dieſe auch des Nachts zu vereiteln. Dazu

kamen nun noch die lästigen Schaben, vor denen man nichts ungestört essen konnte. Oft wenn ich mir des Abends eine Suppe oder den in Rußland gebräuchlichen Schtschi hatte bereiten lassen und eben mich an der rauchenden Schüssel erfreuen wollte, hatten die hungerigen Schaben Platz auf dem Tische genommen, und ihrer Freßgier folgend, stürzten sie sich nicht selten in die Schüssel und wurden darin augenblicklich ein Opfer ihrer Gier. Diese gefräßigen Thiere stammen aus dem Oriente und sind wahrscheinlich durch die Mongolen zuerst nach Rußland und von da nach dem übrigen Europa gekommen. Merkwürdig ist es aber, daß die Russen behaupten, sie hätten die Schaben von den Preußen erhalten. Aus dieser Ursache nennt das gemeine Volk sie Prussakü (Preußen), während sie eigentlich den Namen Tarakanü führen.

Das Ungeziefer war die Ursache, daß ich des Nachts nur gezwungen in den Häusern zubrachte und mir irgend einen gegen den Zug geschützten Winkel außerhalb derselben erwählte, um daselbst die Ruhe zu erhalten, welche mir in jenen unmöglich wurde. Hielt mich Regen ab das Freie zu suchen, so blieb ich in der Zeit, wo ich in einer Kalesche fuhr, in derselben sitzen und erwartete daselbst den Morgen.

Nächst gutem Logis erwartet man auf Reisen wohl auch eine gut besetzte Tafel, und wie viele Menschen reisen bei uns und in der Schweiz nur, um diese zu finden. Diese Feinschmecker würden allerdings in Rußland bald sich unglücklich fühlen. Wer aber mit einfacher, kräftiger Kost zufrieden ist, wird in den Städten nie hungerig wieder von dannen ziehen. Man erhält selbst in kleineren Städten, als Jeletz, Pawloffsk ꝛc. in der Regel mehrere Gerichte, die meist alle schmackhaft zubereitet sind. Wein aus der Krim, vom Don und aus Kaukasien findet man allenthalben, ist nicht theuer und vorzüglich zum Tisch geeignet, da er leicht und wohlschmeckend ist. Man bereitet auch am Don und in der Krim einen mousſirenden Wein, der freilich kaum unserm Champagner vom Neckar an Gehalt gleicht. Die ausländischen Weine sind sehr theuer und in der Regel schlecht. Bier findet man außer den größern Städten in Rußland gar nicht, aber wohl besitzen die Russen mehrere gegohrene Getränke. Das Nationalgetränk des Volkes ist der Kwas, einfach aus Wasser und Roggenmehl, was nur wenig gegohren, bereitet, und nicht leicht gibt es ein zweites Ge-

tränk, das ſo geeignet iſt, ohne alle Nebenwirkung den Durſt zu löſchen. Ein wohlſchmeckenderes Getränke iſt der Meth (Mjöd), der ähnlich dem der alten Deutſchen vorzüglich aus Honig bereitet wird. Mehr als dieſer mundete mir aber der Kislüja Schtſchi, ein ebenfalls mouſſirendes, ſehr angenehmes Getränke.

In den Dörfern iſt es freilich anders und oft erhält man nichts weiter als ſchlechtes Brod, ganz unſerm Pumpernikel in der Lüneburger Haide ähnlich, Eier, Milch und (im eigentlichen Rußland ſtets) die ſo ſehr beliebte Buchweizengrütze, welche auf verſchiedene Art, aber ſtets ſchmackhaft zubereitet wird.

Auf allen meinen langen Wanderungen durch Rußland war die letztere gekocht und dann mit kalter Milch übergoſſen mir die liebſte und oft den ganzen Tag über die einzige Nahrung. Außerdem findet man in allen wohlhabenden Bauernhäuſern und faſt zu jeder Zeit den Schtſchi, die ruſſiſche Nationalſuppe. Man bereitet ſie meiſt in einem großen Keſſel, in den man Rind-, aber auch Kalb-, Hammel- und Schweinefleiſch, nebſt einer Menge anderer Ingredienzien, als Sauerkraut, Gurken ꝛc. thut, mit hinreichendem Waſſer übergießt und dieſes alles zuſammen kochen läßt. In der Regel ſchöpft man ſich, was man genießen will, heraus, und wenn der Keſſel bis auf ein Gewiſſes geleert iſt, wird Waſſer mit neuen Ingredienzien zugeſchüttet. Auf dieſe Weiſe geſchieht es nicht ſelten, daß ein ſolcher Keſſel kaum die Woche einmal gereinigt wird. Die Ruſſen beſitzen auch eine National-Kaltſchale, die Botwinja, welche im Sommer ſelbſt im hohen Norden, wo die Atmoſphäre bisweilen nur wenige Grad Wärme beſitzt, allgemein ſelbſt von den meiſten Fremden, welche in Rußland ſich niedergelaſſen haben, gern gegeſſen wird. Sie beſteht aus Kwas, ſauren Gurken, Kohl, Sardellen, Lachs, Kalbsbraten ꝛc., alſo aus einem Gemenge kalter aber verſchiedenartiger Speiſen mit Kwas. Es wurde mir ſchwer mich an ſie zu gewöhnen, und ſo ſehr ich zuletzt den Schtſchi liebte, ſo ſehr war mir bis zum letzten Augenblicke die Botwinja zuwider.

Die große Entfernung der Städte von einander macht es nothwendig, wenn man mit der Bauernkoſt nicht zufrieden iſt, ſich mit Speiſen und Getränken vorzuſehen. Um ſo nothwendiger wird es, je ſüdlicher man ſich befindet, da es im Lande der Don'ſchen Koſaken, in Neurußland u. ſ. w. ſich nicht ſelten vorfin-

det, daß man 5—6 Meilen weit fahren kann, ohne eine bebaute Gegend oder nur ein Häuschen zu finden, und daß man dann in ein einzeln ſtehendes armſeliges Poſthaus kommt, worin man außer Brod und Kwas nichts findet. Thee, Zucker, Brod und wo möglich einige Flaſchen Rothwein reichen hin, um die ödeſten Steppen zu durchwandern. Einen ſogenannten Selbſtkocher (Samowar) findet man nebſt Kohlen allenthalben, und trefflich eingerichtet, ſo daß man in kurzer Zeit kochendes Waſſer aus ihm erhält. Freilich muß man oft für die Benutzung mehr bezahlen, als man bei uns für zwei Portionen Thee mit Kuchen gibt. In wohlhabenden Bauernhäuſern erhält man ihn jedoch, ohne daß im geringſten etwas dafür gefordert wird. Thee iſt das Lieblingsgetränk der Ruſſen, und vertritt faſt die Stelle des Kaffees bei uns. Wie bei uns man den Thee für echauffirend und nicht vorſichtig genoſſen für ſehr ſchädlich hält, ſo behauptet man in Rußland dasſelbe vom Kaffee. Wie bei uns die Damen durch eine Taſſe Theewaſſers um die Hälfte ihres Schlafes zu kommen wähnen, ſo warnt man in Rußland vor dem Genuß des Kaffees. Und doch iſt Thee in Rußland das Getränk am Morgen und das Getränk am Abend. Keineswegs iſt man beim Genuß desſelben ſo ängſtlich, und Damen von einer ſtarken Conſtitution habe ich drei Taſſen gewöhnlich trinken ſehen. Der Thee, der immer Karawanenthee iſt, wird auch ſtärker bereitet, und dieſelbe Menge unſeres ſchlechten Thees, welche bei uns vielleicht für zwölf Perſonen hinreicht, würde bei den Ruſſen kaum für ſechs Perſonen dienen. Wie in Süddeutſchland es Sitte iſt, in Kaffeehäuſern den Kaffee aus Gläſern zu trinken, ſo behaupten die Herren beſonders in Petersburg, daß der Thee aus Gläſern wohlſchmeckender ſey. Für die Reiſe verſieht man ſich in der Regel mit Gläſern, und wenn ich mit meinem Gefährten des Abends ermüdet in einem noch ſo armſeligen Hauſe ankam, ſo wurde es, wenn der Selbſtkocher dampfte und rauſchte, um uns gemüthlicher und wir vergaßen bald die Laſt und Hitze des verfloſſenen Tages.

Die Unannehmlichkeiten bei einer Reiſe durch Rußland werden aber durch die Gaſtfreundſchaft der Ruſſen ſehr gemildert, und wer mit der Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Niedrigen und Hohen bekannt iſt, kann ſich bald mitten in den ödeſten Steppen wohl befinden. Die ruſſiſchen Großen freuen ſich, wenn ge-

bildete Fremde bei ihnen einkehren, und thun für ihren Gast alles Mögliche. Ich werde im Verlauf meiner Reise, besonders als ich im Jahre 1838 auf meiner Rückreise mich befand, häufig genug Gelegenheit finden, von der Gastfreundschaft der Russen zu sprechen. Man lebt mit dem Russen viel schneller auf einem vertraulichen Fuße, als es mit den Franzosen und Engländern möglich ist. Der Russe sorgt für die Bedürfnisse des Fremden und stellt sich dabei ganz in den Hintergrund. Der Fremde lebt wie im eigenen Hause frei und unumschränkt. Zu nichts wird er genöthigt, und am meisten wird er den Beifall der Familie, in der er lebt, dann einernten, wenn er sich selbst keinen Zwang anlegt.

Das zweite Erforderniß auf einer Reise sind gut eingerichtete Posten und Eilwägen. Diese letztern, die jetzt besonders in Nord- und Mitteldeutschland selbst von kleinern kaum ein paar tausend Einwohner zählenden Städten ein und zweimal die Woche ausgehen, mangeln fast ganz in Rußland. Von Petersburg nach Moskau, Riga und Warschau, und wenn ich nicht irre von Warschau nach Moskau gehen Eilwägen unter dem Namen Diligencen, aber sonst ist man im ganzen weiten russischen Reiche, wenn man sich nicht selbst einen bequemen Wagen mitgebracht hat, gezwungen, zu Telegen oder Pawosken, erbärmlichen kleinen Wägen, auf denen man allen Stürmen und Regen ausgesetzt ist, seine Zuflucht zu nehmen. Sie sind es, welche man auf allen Poststationen vorfindet und kaum die Länge von 5 Fuß besitzen. Ein flacher, kaum $1\frac{1}{2}$—2 Fuß tiefer und meist muldenförmiger Kasten ruht unmittelbar auf den Achsen, und damit er nach hinten etwas erhöht sey, wird ein Fuß hoher und breiter Klotz zwischen den Kasten und der Hinterachse geschoben. Nach hinten ist er am breitesten. Einen Platz zum bequemen Sitzen sucht man vergebens und man ist gezwungen, sich von seinem eigenen Reisegepäck einen solchen zu verfertigen. Mehr als einen Menschen und höchstens noch einen Bedienten kann der Wagen nicht gut fassen, und dann darf die Menge des Reisegepäckes auch nicht zu bedeutend seyn. So unannehmlich diese Telegen sind, so tragen sie aber doch durch ihre Leichtigkeit nicht wenig dazu bei, daß das Reisen schneller vor sich geht. Die russische Kutsche (Kareta) ist nicht viel größer und zum Theile bedeckt, aber ebenfalls wie die Telege ruht der Kasten nicht auf Federn.

Ganz vorzüglich sind die Posten in Rußland eingerichtet, und ohne dieselben würde es unendlich schwieriger seyn, weite Reisen zu unternehmen. Wollte man in Rußland täglich ebenfalls nur 34 bis 36 Postmeilen vollbringen, so hätte ich gewiß auf den großen Strecken meiner Wanderungen unendlich mehr Zeit gebrauchen müssen. In Entfernungen von 20—28, aber auch von 40 Werst sind Poststationen angebracht, auf denen stets Pferde bereit stehen, um den Reisenden weiter zu führen. Da die Posten zunächst für die Regierungsbeamten und für die Officiere eingerichtet sind, so hat man, um sich ihrer zu bedienen, eine besondere Erlaubniß nothwendig. Ohne Umstände erhält diese nun ein jeder, mag er Kaufmann oder Fremder seyn, und zahlt nach der Entfernung des Zieles dafür eine bestimmte Summe. Wenn ich nicht irre, beträgt es für das Pferd auf die Werst (deren sieben auf eine geographische Meile gehen) zwei Kopeken, und nach der Vorausbezahlung der ganzen Summe erhält man dagegen einen Schein, Podoroshnaia, der zugleich als Paß dient. Diese Podoroshnaia zeigt man auf jeder Station vor, und die Anzahl von Pferden, welche auf ihr angegeben sind, werden angespannt. Unangenehm ist es, daß ein bestimmter Rang dazu gehört, um eine gewisse Anzahl Pferde zu bekommen. Mit Hauptmannsrang hat man nur das Recht mit drei, mit Majorsrang mit vier, mit Obristenrang mit sechs Pferden u. s. w. zu fahren. Wer den niedrigsten Rangstufen eingereiht ist, gar keinen Rang (Tschin) besitzt, oder Fremder ist, kann nur auf zwei Pferde Anspruch machen. Wenn man nicht besonderen Chicanen ausgesetzt ist, so erhält man aber im letzteren Falle auf Verlangen auch mehr als zwei Pferde.

Auf den Poststationen bezahlt man für jedes Pferd in Altrußland und in der Ukraine fünf, in den Ostseeprovinzen, Polen, Litthauen und Neurußland aber 8 Kopeken. (Der Kopeke beträgt kaum etwas mehr als einen Pfennig neuer Währung.) In den kaukasischen Provinzen, wo nach Silberrubeln (1 Rthlr. 2—3 gr.) nicht nach Banco-Rubeln (9 gr.) gerechnet wird, beträgt der Preis für eine Werst 2 und 3 Kopeken Silber, deren 100 auf einen Silberrubel gehen, und zwar bei ebenen zwei, bei gebirgigen Wegen drei Kopeken. Mit Ausnahme der Ostseeprovinzen bezahlt man für die Telege nichts, und hat man einen eigenen Wagen, so erlegt man von Strecke zu Strecke eine Kleinigkeit für das Wa-

genſchmieren. Auch die Trinkgelder ſind nur unbedeutend, und mit 20 Kopeken für die Station hat man ſtets die Zufriedenheit des Poſtillons (Jämſchtſchiks) erlangt. Fünf Kopeken ſind ihm nur beſtimmt.

In der Regel fährt man mit drei Pferden (mit einer Troika) und erhält ſelbſt dieſe häufig, wenn man nur zwei Pferde bezahlt. Die Poſthalter ſind gewöhnlich auf das Dreigeſpann eingerichtet, und wenn nur zwei Pferde verlangt werden, iſt das dritte ihm unnöthig. Zu dem Dreigeſpann wird das ſtärkſte Pferd in die Mitte geſpannt und läuft Trab, während die beiden ſeitlichen von einer Station bis zur andern gallopiren. So geht es raſch vorwärts, und den Aufenthalt auf den Stationen (Stanzien) eingerechnet, legt man gewöhnlich 10 Werſt in der Stunde zurück. Ein paar Kopeken Trinkgeld mehr oder ein Glas Schnaps rufen aber leicht eine größere Schnelligkeit (15 ja bis 20 Werſt die Stunde) hervor, und erhält man gar eine Couriers-Podoroſhnaia, ſo iſt es nothwendig, daß man, den Aufenthalt eingerechnet, 20 Werſt die Stunde zurücklegt.

So ſehr auch die Regierung auf den Poſten alles geregelt und die vorzüglichſten Einrichtungen getroffen hat, ſo iſt man doch, beſonders in Neurußland, Polen und Litthauen, den größten und unverſchämteſten Chicanen der Poſthalter, um Geld zu erpreſſen, ausgeſetzt. Juden ſind in genannten Ländern die Poſthalter. Mit einer ſogenannten Krons-Podoroſhnaia (kasennaia podoroshnaia) iſt man weniger gefährdet, da jeder Aufſchub eines Beamten ſcharf geahndet wird und dieſen meiſt die Zeit ihrer Reiſe vorgeſchrieben iſt. Aber ſobald der Poſthalter ſieht, daß jemand ohne beſonderen Auftrag reist und nur einigermaßen wohlhabend ausſieht, ſo verſucht er auf jegliche Weiſe Geld zu erzwingen. Zuerſt behauptet er, die Pferde ſeyen alle vergeben, und wenn man ſich ſelbſt von der Unwahrheit überzeugt, ſo ſind ſie von irgend einem Fürſten oder Grafen beſtellt. Dann gibt er vor, daß er in der Nachbarſchaft herumſchicken und ſehen werde, ob jemand Pferde um den feſtgeſetzten Preis geben wolle. Der Nachbar verlangt aber mehr, und will man nicht der Unannehmlichkeit ausgeſetzt ſeyn, einen oder mehrere Tage auf der elenden Poſtſtation in der größten Langeweile zuzubringen, ſo bezahlt man noch gern, um nur wegzukommen, in der Hoffnung, daß es auf der nächſten Station beſſer geht. Oder der Poſtmeiſter, mit dem Poſtillon überein-

stimmend, gibt die Anzahl der Werste größer an, als sie wirklich ist, und wenn man sich auf die Tafel beruft, welche mit den Entfernungen der nächsten Stationen in jedem Posthause, nicht selten aber überdeckt, hängt, so wissen die Betrüger ihrer Behauptung doch so viel Wahrscheinlichkeit zu geben, daß man am Ende glaubt überzeugt zu seyn, und das zu viel Verlangte wirklich bezahlt. Erst wenn man viel gereist ist, wird es möglich, den Betrügereien nach und nach zu entgehen.

So sehr ich auch die Bequemlichkeiten unserer Eilwägen anerkenne, so hat es mir doch stets Vergnügen gemacht, mit einem Dreigespann rasch über die Steppen zu fahren. Es gehört freilich eine geraume Zeit dazu, um sich an die Stöße des Wagens zu gewöhnen und die gehörige Balance zu behalten, damit man besonders bei einer schnellen und kurzen Umbiegung nicht herausgeworfen wird. Der Postillon (Jämschtschik) mit seinem kleinen Filzhütchen und einem großen, meist blauen und in der Taille durch einen Gürtel zusammengebundenen Hemd, das über den Beinkleidern liegt, sitzt vorn auf einer höchst unbequemen Stelle, seine Plet oder Pletka (eine kurze, aus Riemenstückchen zusammengeflochtene Peitsche) in der Hand, und hat mit seinem bärtigen Gesichte eher das Ansehen eines Räubers, als das eines Postillons. Die Jämschtschiks sind gutmüthige Menschen, die immer unter großem Respect versuchen, mit ihren Herren ein Gespräch anzuknüpfen, und wenn ihnen das nicht gelingt, zu ihren Pferden, welche sie fast als ihresgleichen ansehen, sprechen. Immer fröhlichen Gemüthes, wenn sie nicht durch rohe Beamte, besonders Feldjäger, oder niedrige Tschinowniks in ihrer guten Laune gestört werden, trugen sie auf meiner ganzen Reise nicht wenig zu meiner steten Heiterkeit bei. Um die Pferde anzutreiben, bedienen sie sich Redensarten, nach denen man schließen kann, wie vertraulich sie mit ihren Pferden leben und wie verständig sie diese halten. „Marsch, marsch, ihr seyd auch meine Lieben; ihr seyd verständige Thiere; schämt euch, ihr werdet verlacht, wenn man von euch erzählt, ihr könntet nicht gut laufen; ihr Spitzbuben! ihr Taugenichtse, ich werde eure Mutter —!" und nun folgt ein Strom von Schimpfworten, über dessen Mannichfaltigkeit man staunen muß. Ist der Jämschtschik still, so kann man überzeugt seyn, er schläft. Keinem Volke ist auch ein solcher gesun-

der, ich möchte ſagen allzeit fertiger Schlaf in ſo hohem Grade verliehen, als dem Ruſſen.

Ich komme endlich zu dem letzten Erforderniſſe einer Reiſe, zu den guten Wegen. Mit wenig Ausnahmen, ſo von Petersburg nach Warſchau und Moskau, von Riga nach Mitau und einigen andern kleinen Strecken ſind durch das ganze weite Rußland keine Chauſſeen vorhanden. Die Wege ſind demnach im Allgemeinen ſchlecht zu nennen und würden noch um vieles ſchlechter ſeyn, wenn man mit ihrer Breite ſo ſparſam als bei uns verfahren müßte. Iſt der Weg an einer Stelle ausgefahren, ſo fährt man auf eine andere, bis gutes Wetter eintritt und der Weg an der früheren Stelle wieder geebnet wird. In den Gouvernements bis Woroneſh, wo der Getreidebau im Blühen, der Boden fruchtbar und an Steinen arm erſcheint, iſt in der Regenzeit kaum eine Reiſe zu unternehmen und oft nur mit leichten Telegen möglich. Jeder andere Reiſewagen, oft mit 6, 8, ja 10 Pferden beſpannt, kommt nur langſam durch den Koth der Straßen. Beſſer iſt es in den eigentlichen Steppenländern, wie im Lande der don'ſchen Koſaken, im Cherſon'ſchen Gouvernement u. ſ. w. Die Wege ſind daſelbſt nicht ausgefahren, beſitzen eine beliebige Breite, und der dichte Kräuter- und Graswuchs hat auf dem Boden eine Feſtigkeit hervorgerufen, die ſelbſt bei Regenwetter den gewöhnlichen ruſſiſchen Fahrzeugen nicht weicht.

Pfähle zeigen in kurzen Zwiſchenräumen die Entfernung der Gouvernementsſtadt und gewöhnlich auch Moskau's und Petersburgs an und dienen in den öden Steppen häufig, beſonders im Winter, wo man oft keine Spur eines befahrenen Wegs findet, als Wegweiſer. In Neurußland längs der Küſten des Aſoff'ſchen und ſchwarzen Meeres, beſonders in den traurigen Einöden der nogaiſchen Steppen, wo oft ungeheure Stürme (von denen erſt weitläufig in dem allenthalben bekannten Journal „das Ausland" geſprochen iſt) große Verwüſtungen anrichten, hat die Regierung zur Sicherheit der Reiſenden kleine ſteinerne und mit Kalk beworfene Pyramiden in geringen Zwiſchenräumen errichten laſſen. Eine gewiß heilſame Anordnung bei der großen Entfernung der Dörfer.

Nachdem ich nun über Reiſen in Rußland im Allgemeinen weitläufig geſprochen habe, kehre ich zu meiner eigenen Tour zu-

rück. Der Weg von Moskau bis Tula war sehr schlecht, zumal es den ersten Tag unaufhörlich regnete, und nur der großen Geschicklichkeit unsers Johanns hatten wir es zu verdanken, daß wir ohne irgend einen Unfall den andern Tag Mittags in Tula ankamen. Von der Gegend habe ich nur wenig gesehen, ich halte sie aber für eben so eintönig, als wie ich sie vor Moskau gefunden hatte. Eine Menge Dörfer, durch die wir fuhren, überzeugten mich, daß die Bevölkerung hier stärker seyn müsse, als in andern von mir durchreisten Strichen. Auch die Bauern hatten ein frisches, munteres Ansehen und ihre Kleidung war zwar immer dieselbe einfache, aber zeigte mir doch eine größere Wohlhabenheit ihrer Besitzer an. In einem ärmlichen Bauerhause, in dem mehr für die Pferde als für uns gesorgt wurde, brachten wir die Nacht zu, aber gestärkt erhob ich mich nicht von meinem harten Lager, das zum erstenmal auf meiner Reise auf dem Boden ohne weiche Unterlage aufgeschlagen worden war. Meine Glieder schmerzten mich mehr als den Abend zuvor, bevor ich mich niedergelegt hatte. Der gute Thee stärkte mich aber und ließ mich bald alle Müdigkeit vergessen. Unsere Nahrung des Tages bestand hauptsächlich aus Eiern, die wir uns selbst zubereiteten. Butter vermißte ich leider sehr.

Tula machte, als ich in der Stadt Mittag den 9. August einfuhr, einen traurigen Eindruck auf mich, da noch große Spuren der furchtbaren Feuersbrunst im Jahre 1834 vorhanden waren. Allenthalben fanden sich noch Ruinen vor und zwischen ihnen erhoben sich nur einzeln große, steinerne Gebäude. Ueber 1200 Häuser wurden damals ein Raub der Flammen. Es war ein großes Unglück, was lange Zeit noch auf ganz Rußland Rückwirkungen hatte. Unterstützungen, besonders vom Kaiser angeregt, wurden aus dem ganzen Reiche nach Tula gesendet, um die eben erst im Aufblühen begriffenen Gewehr- und überhaupt Eisenfabriken nicht zu Grunde gehen zu lassen. Doch nur langsam erstiegen die neuen Fabriken aus den Trümmern, und wenn ich neuern Reisenden Glauben beimessen kann, so hat sich Tula schöner als je herausgebildet und die Fabriken haben sich vermehrt. Ob auch die große kaiserliche Gewehrfabrik wieder erbaut und in Thätigkeit ist, weiß ich nicht. Als ich in Tula war, ruhten alle ihre Arbeiter.

Man hat mehrmals die Frage aufgeworfen, wodurch Tula faſt einzig in Rußland, ſo entfernt von Eiſenbergwerken und ohne einen ſchiffbaren Fluß zur Seite zu haben, zu dieſen Fabriken gekommen ſey? Wie überall, ſo haben auch hier einzelne erfindungsreiche und thätige Köpfe den erſten Keim unter Katharina II, unter der ſo viel Großes in Rußland erſtanden iſt, gelegt, und das einmal mit Glück begonnene Werk ſchnell weiter befördert. Wahrſcheinlich ſind ſchon früher unter den waffenkundigen Mongolen Waffen hier in der von ihnen erbauten Stadt verfertigt worden. Seit dem Jahre 1777 wurden durch den Schmied Sidoroff der größte Theil der Maſchinen und die erſten Räder erbaut, und ein gewöhnlicher Soldat, Batichtſcheff, unterſtützte ihn mit ſeiner Auffaſſungsgabe und ſeiner Geſchicklichkeit. Einmal begonnen vermehrten ſich die Eiſenfabriken ſchnell und der Ural lieferte hinlänglich Material. Auf dem Goſtinnoi-Twor fand ich eine große Auswahl von Waffen aller Art, von Meſſern und anderen Inſtrumenten. Die Fabricate, wenn ſie ſich auch noch nicht mit den engliſchen und deutſchen meſſen können, haben ſich in der neueſten Zeit an Güte und Feinheit ſehr gehoben und werden zum Theil um ſehr billige Preiſe geliefert. Von Tula aus gehen ſie durch Rußland und von da tief nach Aſien hinein. Burnes fand vor der Einnahme Kabuls durch die Engländer den dortigen Bazar mit ruſſiſchen Erzeugniſſen, beſonders Waffen, beſetzt.

Tula ſoll mongoliſchen Urſprungs ſeyn und von der Taidula, nach Karamſin der Gemahlin Dſchanibegs, nach Hammer-Purgſtall der Gemahlin Usbeks in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut worden ſeyn, und ſeine erſten Bewohner waren Mongolen oder ſtammten wenigſtens aus Mongolen unterworfenen türkiſchen Stämmen, die damals und jetzt unter dem Namen Tataren bekannt ſind. Dieſe waren aber in der Bereitung der Waffen berühmt und feierten alljährlich das große Schmiedefeſt. In der erſten Zeit wurde Tula von mongoliſchen Baskaken (Statthaltern) beherrſcht, ſcheint aber ſchon zeitig unter die Herrſchaft der Großfürſten Rußlands gekommen zu ſeyn. Unter Johann IV, dem Schrecklichen, 1552, vertheidigten ſich ſeine Bewohner heldenmüthig gegen den Dewlet-Gerai, den Chan von der Krim, und ein halb Jahrhundert ſpäter wurde es der Sitz einer Empörung unter der unglücklichen Herrſchaft des Czaars Waſiljı (Wilhelm)

Iwanowitsch Schuisky, indem von den herrschsüchtigen und beute-lustigen Kosaken ein gewisser Ileika für einen Sohn des verstor-benen Czaars Fedor, den dessen Gattin Irina 1592 anstatt der Tochter Theodosia geboren haben sollte und der den Namen Pe-ter erhalten hatte, ausgegeben wurde. Tapfer vertheidigten sich Pseudo-Peters Generale Teliatoffsky und Schachoffskoi, und wohl hätten sie allen Anstrengungen Schuisky's getrotzt, wenn nicht der Czaar die Upa, welche Tula bewässert, gedämmt und dadurch eine Ueberschwemmung hervorgerufen hätte. Noch einmal wurde später Tula der Herd einer Empörung, indem der Kosak Chlopka, der Thomas Münster der Russen, lange Zeit von hier aus das gemeine Volk gegen ihre Herren mit Erfolg aufgewiegelt und lange Zeit sich gegen die russischen Truppen hielt.

Nur einige Stunden hielten wir uns auf und fuhren dann meinem Wunsche gemäß über das berühmte Kulikoff'sche Feld. Sinnend betrachtete ich den classischen Boden, auf dem Rußland seine Freiheit wieder errungen hatte, auf dem der heldenmüthige Dmitri (Demetrius) Iwanowitsch sein Vaterland den 8. Sep-tember 1380 von den schmählichen Fesseln der Mongolenherrschaft befreite. Doch die großen Thaten der Vorfahren, die in jedes Russen Brust eingegraben seyn sollten, haben sich aus dem Ge-dächtniß verwischt und kaum kannte mein Begleiter mehr als den Namen des Ortes, wo die größte Schlacht der Russen geschla-gen worden war. Mein Wunsch, über die Schlacht selbst etwas Näheres zu erfahren, wurde demnach vereitelt, und leid that es mir, daß ich selbst so wenig von ihr wußte. Es nahm mich Wun-der, daß kein Denkmal die Stelle bezeichnet, wo Demetrius, im Kampfe stets der vorderste, betäubt und ohne Besinnung gefun-den und durch die süßen Worte: „Herr, du hast den Feind be-siegt," dem Leben wiedergegeben wurde. Es ist Schade, daß (so viel wie mir bekannt ist) noch Niemand die interessante Zeit des Erwa-chens der Vaterlandsliebe der Russen unter Demetrius, der von der Zeit an den Beinamen Donskoi (der Don'sche) erhielt, näher beschrieben hat. Sie enthält, wie jeder Kampf für Freiheit und gegen fremdes Joch so viel Stoff und so viele große Charaktere, daß eine Bearbeitung auch Nichtrussen befriedigen muß. Ka-ramsin beschreibt zwar in seinem fünften Bande der Geschichte des russischen Reiches das Leben Demetrius ziemlich genau, zählt aber

nur die einzelnen Ereigniſſe als geſchehen der Reihe nach auf. Derſelbe hohe Geiſt beſeelte damals die Ruſſen, der in den Jahren 1812—15 uns von dem franzöſiſchen Joche befreite. Und wie zu dieſer Zeit der Bauer ſeinen Pflug, der Bürger ſeine Werkzeuge, der Student ſeine Bücher, der Angeſtellte ſein Arbeitszimmer verließ, um höhern Pflichten zu genügen, ſo zog auch damals Jung und Alt aus, um den gemeinſchaftlichen Feind, der ſchon länger als ein Jahrhundert das Vaterland mit Füßen getreten hatte, zu ſchlagen. Dieſelbe Frömmigkeit und dasſelbe Gefühl des Rechts begeiſterte auch damals alle, die kämpften. An den Gräbern ſeiner Vorfahren betete noch einmal Demetrius und verließ mit ſeinen 150,000 Mann unter fliegenden Fahnen und ſingendem Spiele den Kreml. Der fromme Greis Sergij, Abt des Kloſters zur Dreifaltigkeit, gab dem Heere ſeinen Segen und dem Großfürſten zwei Mönche, Pereswjet und Osljaba, die eben ſo gut mit dem Schwerte als mit den heiligen Büchern umzugehen verſtanden, zur Begleitung. Getroſten Muthes zog Demetrius dem Chane Mamai entgegen, ging den 8. September über den Don und ſtellte ſeine Schaaren an dem Ufer der Neprjadwa auf. Auf beiden Seiten wurde tapfer gekämpft und Tauſende fielen. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, bis er endlich durch die Tapferkeit Wladimirs, eines Verwandten des Großfürſten, ſich auf die Seite der Ruſſen wandte und die Mongolen gänzlich geſchlagen wurden.

Den 11. Auguſt Mittags kamen wir in Jeletz an. Der Weg von Tula über Bogoroditz und Uroffka, in deſſen Nähe auf einer Höhe das reizende Städtchen Jefremoff liegt, war freundlich und gutes Wetter begünſtigte unſere Wanderung. Uns zur Seite breiteten ſich in unabſehbarer Ferne Getreidefelder aus und auf ihnen herrſchte große Thätigkeit. Der Roggen fiel unter der Sichel der Schnitter, die durch fröhliche Geſänge ſich gegenſeitig zur Arbeit aufmunterten. Eine Menge Karren, jedoch nur mit einem einzigen Pferde beſpannt, begegneten uns in langen Zügen und führten nach Niſchni-Nowgorod Baumwolle. Durch ſie bekam ich den erſten Begriff einer Karawane und des Lebens derſelben. Ein Wagen fuhr hinter dem andern ruhigen Schrittes, und da 1—200 derſelben ſich in derſelben ununterbrochenen Reihe bewegten, ſo nahmen ſie nicht ſelten die Strecke von einer Viertelſtunde und mehr

ein. Nicht jeder Wagen aber beſitzt ſeinen Fuhrmann, ſondern je nach dem Reichthum der letzteren gehören 4 — 20 Wagen einem einzigen Herrn. Die ganze Reiſe bringen ſie unter freiem Himmel zu und kaufen ſich in den Dörfern Brod, Fleiſch und die übrigen Nahrungsmittel. Auf dieſe Weiſe machen ſie mit wenig Koſten große Strecken. Mit unſern großen Fuhrmannswagen iſt es in ſolchen Gegenden eine Unmöglichkeit Waaren zu verſenden; dieſe leichten Frachtwägen aber, die einander folgen, können ſelbſt moraſtigen Boden paſſiren, und ſollte eine Stelle des Weges es einem Pferde unmöglich machen, ſo wird ein anderes abgeſpannt und zur Hülfe gezogen. Ein ſolcher Fuhrmann führt alle Werkzeuge, die zum Wagenbaue und zur Fertigung des einfachen Geſchirres nothwendig ſind, bei ſich, und bricht ein Rad oder reißt ein Riemen, ſo braucht er nur eine kurze Zeit, um alles wiederum in Stand zu ſetzen. In der Regel machen ſolche Karawanen des Tages nur zweimal Halt, um ihre Mahlzeiten einzunehmen. Die Pferde werden auf einer Steppe abgebunden und ſuchen ſich ihre Nahrung ſelbſt; die Fuhrleute ſetzen ſich in einen Kreis zuſammen, machen Feuer an und bereiten ſich über demſelben ihre Mahlzeit. Des Nachts fährt jeder Beſitzer ſeine Wagen in einen Kreis um ſich und legt ſich, indem er eine Decke unter ſich ausbreitet, ſchlafen. Regnet es, ſo ſchläft er unter einem der Wagen, und hält das ſchlechte Wetter eine längere Zeit an, dann erſt nimmt er ſeine Zuflucht zu den Dörfern, um in denſelben gegen Wind und Regen geſichert zu ſeyn.

Jeletz gehört ſchon zu dem Orel'ſchen Gouvernement und iſt eine freundliche Stadt, die weniger als Tula, Torſhok u. ſ. w. den ächt ruſſiſchen Charakter an ſich trägt. Seine Straßen ſind eng und krumm und beſitzen zum Theil nicht unbedeutende Gebäude. Eine große Menge Kirchen mit ihren oft bunten Thürmen überragen alle Häuſer und ſind bisweilen reich geziert. Die griechiſche Kirche liebt in ihren Ceremonien die Pracht und den Reichthum, und wie ihre Prieſter mit koſtbaren Gewändern, die oft erſt in der Kirche feierlich angelegt werden, geſchmückt ſind, ſo erſcheinen auch die Gotteshäuſer vorzüglich neben den ärmlichen oft nur hüttenähnlichen Häuſern der gemeinen Ruſſen prachtvoll und reich. Die Zeit erlaubte mir nicht, einige derſelben zu beſuchen und das ſchöne Wetter lockte auch mehr, der freundlichen

Lage der auf mehreren Hügeln gelegenen Stadt mich zu erfreuen. Die Sosna theilt sie in zwei sehr ungleiche Theile, von denen der kleinere ein hübsch eingerichtetes Wirthshaus besitzt. Die Wirthin bereitete uns ein Mittagsmahl, wie wir es seit Moskau nicht gesehen hatten, legte offen ihr großes Mitleid gegen mich, der ich aus so weiter Ferne kam und der Sprache nicht mächtig war, an den Tag und suchte durch freundliche Erzählungen mir die Heimath zu ersetzen. Es that mir leid, die gute Familie so wenig zu verstehen und noch weniger von ihr verstanden zu werden. Der Ruf, daß ein deutscher Gelehrter angekommen und auf einer großen Reise nach Asien begriffen sey, verbreitete sich schnell, und in kurzem fanden sich einige Officiere des hier stationirten Regiments ein. Von ihnen sprach einer gebrochen deutsch und redete mich zur großen Freude in meiner Muttersprache an. Wie wohl klangen die Töne, welche ich von Jugend an gehört hatte! Die freundlichen Officiere hielten mich länger auf, als ich anfangs zu bleiben willens war. Unter Scherzen und Klingen der Gläser verging die Zeit nur zu schnell. Lächerlich war mir es, als ein feingekleideter Bedienter bei mir eintrat und mich einlud bei seiner Herrschaft Thee und Abendbrod einzunehmen und alsbald ein junger Mann ihm folgte, der mich zu überreden suchte, im Hause seines Vaters die Stelle eines Hofmeisters bei einem jüngeren Bruder mit einem jährlichen Gehalte von 2000 Rubel Ass. zu übernehmen. Doch mich trieben höhere Pflichten von dannen.

Es war spät (gegen 5 Uhr Abends) geworden, als wir aus Jeletz wegfuhren, um noch bis Sadonsk 38 Werst (5½ Meilen) an demselben Tage zurückzulegen. Der Weg bis dahin ist sehr freundlich und führte uns mitten durch die Besitzungen eines Fürsten Golowin, dessen Dörfer sich durch Reinlichkeit und Sauberkeit auszeichneten und in der Regel nur aus zwei Reihen von Häusern, die zum großen Theil aus Stein erbaut waren, bestanden. Die Einwohner entsprachen ihren Häusern und waren vor den Thüren versammelt, um sich des schönen Abends zu erfreuen. Fröhliche Gesänge, die besonders bei den Russen der südlicheren Gouvernements und bei den don'schen Kosaken etwas Melancholisches an sich tragen, erschallten schon aus der Ferne mir entgegen. Ich hätte gern hier verweilt, um unter den glücklichen Bauern fröhlich zu seyn. Der Fürst hatte sich den höchsten Punkt der Um-

gegend zu ſeiner Wohnung auserleſen und das fürſtliche Schloß daſelbſt erhöhte die Freundlichkeit der ganzen Landſchaft.

Vor Sadonsk (wörtlich überſetzt: über den Don) paſſirten wir den Don, und da ſchon die Nacht ihren dichten Schleier über die Gegend ausgebreitet hatte, beſchloſſen wir daſelbſt unſer Nachtquartier aufzuſchlagen — ein unglücklicher Gedanke, da wir hier weder ein gutes Abendbrod bekommen konnten, noch die Nacht hindurch mir wenigſtens Ruhe gegönnt war. Eine Heerde hungriger Flöhe ſchien mich beſonders zum Opfer ihrer Blutgierde auserkoren zu haben, und nicht anders vermochte ich mich vor ihrer Gier zu retten, als daß ich das Freie ſuchte. Doch mein Gefährte hatte die Thüre verſchloſſen. Es blieb mir kein anderer Ausweg übrig, als durch einen Sprung zum Fenſter hinaus das Freie zu ſuchen. Dort fand ich bald einen Winkel, der mich aufnahm, und lange war die Sonne aufgegangen, als ich durch Rufen und Schreien erwachte. Der gute Bondareffsky hatte mich vermißt, und wähnend, es ſey mir ein Unglück begegnet, jedermann aufbetragt mich aufzuſuchen.

Der 12. Auguſt war kein Freudentag für uns, da die nothwendigſten, zum Leben gehörigen Bedürfniſſe uns nur ſehr kärglich zukamen. In Jeletz hatten wir Vorräthe einzukaufen vergeſſen und in Sadonsk war nur der grobe Pumpernikel, der meinem Magen gar nicht zuſagte, zu bekommen. Von Sadonsk bis Woroneſh fuhren wir nur durch ärmliche Dörfer, die, zumal den Ruſſen damals gerade Faſten vorgeſchrieben waren, uns wieder weiter nichts als Pumpernikel vorſetzen konnten. Mein frommer Gefährte erlaubte ſich nicht einmal der Milch zum Thee ſich zu bedienen, und als ich in Kon-Kalodeß (auf deutſch Pferdebrunnen) von Haus zu Haus ging, um wenigſtens ein Paar Eier aufzufinden, begleitete mich die ganze Jugend mit dem Ausrufe: „Njemetz“ (ein Deutſcher) und jedermann beeiferte ſich mir die Faſtenzeit ins Gedächtniß zu rufen. Als ich mich aber für einen Lutheraner, worunter der gemeine Ruſſe jeden Proteſtanten verſteht, erklärte, erhielt ich hier ein Ei, dort ein Paar u. ſ. w., ſo daß ich endlich nach Verlauf einer halben Stunde mit zwölf Eiern glücklich zurückkam. Es that mir wohl, daß kein Bauer einen Anſtoß an dem Lutheraner nahm und alle es natürlich fanden, daß ich nicht mit ihnen faſtete. Die Ruſſen, mit Ausnahme der ſoge-

nannten Altgläubigen, ſind, ſo genau ſie auch die Pflichten ihrer Religion erfüllen, doch durchaus nicht bigott — eine Eigenthümlichkeit, die ſie ſo ſehr vor den Katholiken auszeichnet.

Dem linken Ufer des Don fuhren wir auch den Nachmittag noch entlang und kamen ſpät des Abends in Schiwatinnoje (was zum Vieh gehörig, daher Viehweide oder Viehdorf) an. Die Namen Pferdebrunnen, Viehweide erinnerten mich an die patriarchaliſche Zeit Abrahams, wo ähnliche Namen genannt werden.

Den 13. Auguſt ſehr früh fuhren wir von Schiwatinnoje aus und kamen gegen 9 Uhr des Morgens ſchon in Woroneſh an. Der Weg bis dahin führt abwechſelnd durch Getreidefelder und Eichenwälder. Tiefer und lockerer Sand erlaubte uns aber nicht ſchnell zu fahren, und vorzüglich in den Wäldern waren wir häufig gezwungen zu Fuß zu gehen. Die Wälder mochten noch aus dieſem Jahrhundert ſtammen und zeichneten ſich durch friſches Grün und ſchlanken Wuchs der Bäume aus.

Es war ſeit langer Zeit das erſtemal, daß ich wiederum Eichen ſah. Die Eichen, welche an einzelnen Stellen in Petersburg vorzüglich auf Jelaginoſtroff angepflanzt waren, konnten mir nicht die Eichen meines Vaterlandes erſetzen.

Woroneſh, wo Peter die erſte Flotte Rußlands erbaute und der erſt jetzt heilig geſprochene Mitrophan begraben liegt, hielt mich über zwei Tage in ſeinen Mauern. Hart an dem Fluſſe gleiches Namens gelegen, hat die Stadt ein eigenthümliches Ausſehen, da prächtige Gebäude und reichgezierte Kirchen neben elenden Hütten ſtehen. Der obere Theil iſt neu, beſitzt große weite Straßen mit einzeln ſtehenden Häuſern, der untere Theil hingegen iſt winkelig gebaut, beſteht faſt nur aus Hütten und befindet ſich zum großen Theil an und auf dem hohen Ufer der Woroneſh. Die Straßen ſind lebendig und beſtändig wogt eine Menge Volkes vorzüglich in der Nähe des Gaſtinnoi-Dwor hin und her. Wohlſtand ſpricht ſich allenthalben aus. Ruſſiſche Waaren gehen von ihr aus auf den Don und von da in das Aſoff'ſche und ſchwarze Meer, um gegen andere vertauſcht zu werden. Eiſen, Tuch und Talg werden jährlich in ungeheurer Menge von da verſendet. Dieſelbe Wichtigkeit, welche Twer für das kaſpiſche Meer und Mittelaſien durch die Wolga beſitzt, hat Woroneſh in noch höherem Grade

für das ſchwarze Meer, Kleinaſien und die europäiſche Türkei durch den Don.

Bis zur Zeit, wo Peter der Große den ruſſiſchen Thron beſtieg, war Woroneſh ein unbedeutender Ort des alten Rjäſan'ſchen Landes und wurde weder in ſtatiſtiſcher noch geſchichtlicher Hinſicht zu irgend einer Zeit wichtig. Doch kaum hatte der Umgeſtalter des ruſſiſchen Reiches (Preobrasowatel, wie die Ruſſen Peter I nannten) begriffen, daß Handel faſt allein im Stande wäre, die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes zu heben, daß dieſes zunächſt durch ſeine Lage beſtimmt ſey, den Vermittler zwiſchen Europa und Aſien zu machen, ſo ſuchte er auch ſchon nach Punkten, von wo aus die Verbindungen geſchehen konnten. Die Unmacht des türkiſchen Reiches und der Verfall des krim'ſchen Chanats kamen ihm zu Hülfe, und ſo beſchloß er den größten Nutzen für ſich daraus zu ziehen. Hatte er nur erſt einmal am ſchwarzen oder aſoff'ſchen Meere Fuß gefaßt, ſo glaubte er mit Recht ſeine Herrſchaft dort ſchneller zu verbreiten. Aſoff, jene ſtarke Feſtung, die dem Meere ſelbſt den Namen gab, ſollte zuerſt den Türken entriſſen werden, und während dieſe unglücklich in Ungarn kämpften, Scio verloren ging und die Peſt nebſt zwei großen Bränden Konſtantinopel verwüſtete, erbaute Peter in Woroneſh ſeine erſten Schiffe unter Anleitung von Fremden. Die erſte Belagerung von Aſoff 1695 fiel unglücklich aus. Neue Schiffe wurden in Woroneſh erbaut, und nach zweimonatlicher Belagerung mußte ſich Aſoff nach tapferer Gegenwehr ergeben. Die Wichtigkeit der Stadt Woroneſh ſtieg von Tag zu Tag, und Peter ſelbſt brachte viele Zeit in Woroneſh zu. Auf einer kleinen Inſel der Woroneſh erbaute er ſich eine Wohnung, um dem Schiffswerft nahe zu ſeyn und leitete von dort ſelbſt den Bau. Keine Mühe ſcheute er und fand es ſelbſt nicht unter ſeiner Würde ſich unter die Arbeiter zu ſtellen und ſogar Hand anzulegen.

Mehr als vorher ſah Peter nach der Eroberung von Aſoff die Nothwendigkeit einer Marine ein, und da der Schatz geleert war, ließ er ſich eine Liſte der reichen Großen, der Klöſter und Städte verfertigen und ſchrieb allen dieſen vor, binnen drei Jahren eine beſtimmte Anzahl von Kriegsſchiffen und Galeeren zu erbauen. Alles Proteſtiren half nichts, und in dem Jahre 1703

befanden ſich in dem Hafen von Woroneſh nicht weniger als 36 Kriegsſchiffe und 25 große und kleine Galeeren.

Mitrophan, Biſchof von Woroneſh, war es vorzüglich, der zu jener Zeit Petern mit Rath und That unterſtützte, der all ſein Hab und Gut freudig auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, und deſſen Andenken in der neueſten Zeit wiederum durch ſeine Heiligſprechung hochgefeiert iſt. Wo Mitrophan geboren iſt und wer ſeine Eltern waren, iſt unbekannt. Zuerſt erſcheint er als ein Einſiedler in einer Höhle unweit Susdal, und der Ruf ſeines gottſeligen Wandels und ſeines frommen Lebens verbreitete ſich in der ganzen Umgegend. Darauf trat er in ein Kloſter, was nahe bei Wladimir lag, als Mönch ein, um von da auf den Wunſch des Patriarchen Joachim in das Kloſter des ehrwürdigen Makarius nach Woroneſh zu gehen. Der Ruf ſeiner Frömmigkeit vermehrte ſich noch mehr, als die kirchlichen Streitigkeiten durch Nikita zu einer ſolchen Höhe gediehen, daß ſich deſſen Anhänger förmlich als die ächten Rechtgläubigen betrachteten und nichts verſäumten, um die Andersgläubigen zu unterdrücken. Da rettete Mitrophan ſeine Religion vor den Verirrungen Nikita's, indem er ſich ſelbſt an Peter I, den damals noch jugendlichen Zar, wandte und dieſen beſtimmte ſeinen Glauben zu beſchützen.

Von da genoß Mitrophan das Zutrauen Peters und ſtellte freudig, als die erſte ruſſiſche Flotte zu Woroneſh geſchaffen, ſeine ganze Baarſchaft zur Verfügung ſeines Kaiſers. Sein Beiſpiel wirkte, und von allen Seiten wurden große und geringe Gaben auf dem Altar des Vaterlandes geſpendet. Mitrophan war, wenn Peter ſich in Woroneſh befand, ihm ſtets zur Seite. Als er einmal zu ihm gerufen wurde, fand er am Eingang des Schloſſes die Statuen des Neptun und Mars. Der heilige Mann, unwillig anſtatt der Muttergottesbilder heidniſche Götter, durch deren Anblick er ſich ſchon zu verunreinigen wähnte, zu ſehen, kehrte um, und erklärte den von Petern an ihn abgeſandten Dienern, daß er nicht eher das Schloß betreten würde, bis die falſchen Götzen entfernt wären. Peter befahl ihn mit Gewalt zu bringen. Niemand vermochte den heiligen Mann von ſeinem Vorſatze wankend zu machen, und wohl die Strafe des Ungehorſames kennend, ging er in die Kirche, betete und empfing noch einmal das heilige Sacrament. Glockentöne verkündeten plötzlich dem Selbſtherrſcher,

daß Mitrophan ſich zum Tode vorbereite. Da bereute Peter die harten Worte, welche er ausgeſprochen, ließ die heidniſchen Statuen wegſchaffen, dafür Weihkeſſel hinſtellen und Lichter anzünden. Von dieſem Tage an beſaß Mitrophan mehr als je die Gunſt ſeines Kaiſers.

Sechstes Capitel.

Von Woroneſh bis Neu-Tſcherkask.

Abreiſe; mein Jämſchtſchik; nächtliches Abenteuer; Anſichten über Diebſtahl und Betrug in Rußland; feurige Erſcheinung am Himmel; mein neuer Begleiter; die Feldjäger und Commiſſärs; Anhänglichkeit der Ruſſen an ihre kaiſerliche Familie; Betrügereien der Feldjäger; Windbeuteleien meines Begleiters; Mittel-Itoretz; Pauloffsk; das Land der don'ſchen Koſaken; die kaſaniſche Stanitza; die Steppen; das Steppenleben; Neu-Tſcherkask.

Es war ſpät geworden, als ich nun allein am 15. Auguſt gegen Abend von Woroneſh wieder abreiſte, und um die verlorene Zeit nachzuholen, beſchloß ich die Nacht durchzufahren. Mein treuer Bondareffsky half mir noch verſchiedene Sachen und unter anderm Papier zum Trocknen der Pflanzen einkaufen, geleitete mich bis zur Poſt und empfahl mich auf meiner ferneren Reiſe dem Schutze Gottes. Selbſt unſer guter Kutſcher Iwan kam noch einmal hierher, um auch ſeine Wünſche mir mit auf den Weg zu geben. Es war das erſtemal, daß ich nun ganz allein unter fremden Menſchen, die alle gleichgültig vor mir vorübergingen, mich befand. Mein Jämſchtſchik (Poſtknecht) ſchien eine ehrliche Seele zu ſeyn, holte mir, ohne daß ich es ihm hieß, Heu zum Sitz und packte alles auf. So fuhr ich weg über den Woroneſh! dem Lande der don'ſchen Koſaken zu und bezwang die Wehmuth, die ſich meiner zu bemächtigen ſchien. Der gemeine Ruſſe iſt ein fröhlicher, unverdroſſener Menſch, und ſo zeigte ſich auch mein Jämſchtſchik in hohem Grade vergnügt. Da er in mir ſogleich den Nichtruſſen erkannt hatte, ſpannte er den unterwürfigen Ton etwas herab, und überſchüttete mich mit Fragen. Meine Antworten machten ihm klar, daß ich ihn nur wenig verſtand und ſo begann er mir förmlichen Unterricht in der ruſſiſchen Sprache zu geben. Er gebrauchte dabei eine

Art und Weiſe, die ich nicht bei einem Manne aus dem niedrigſten Stande geſucht hätte.

Die Gegend hinter Woroneſh iſt eben ſo einförmig als vor dieſer Stadt und wird ſelbſt noch langweiliger, da keine Wälder mir begegneten. Die Getreidefelder, welche allenthalben mich umgaben, kündeten deutlich die Thätigkeit und Betriebſamkeit der Bewohner des Woroneſher Gouvernements an.

Vor der Station frug mich mein Jämſchtſchick um Erlaubniß, mich für das feſtgeſetzte Weggeld (Progonů) bis zur nächſten Station fahren zu dürfen, und da er mir eine ehrliche Seele zu ſeyn ſchien und ich ihm gern dieſen Nebenverdienſt gönnte, ſo ließ ich mich von ihm der Station vorbei der nächſten zufahren. Raſch trieb er die Pferde an, und als eben Nacht eintrat, kamen wir daſelbſt an. Mit der Summe, welche ich ihm gab, war aber mein Kutſcher nicht zufrieden und verlangte genau ein Drittel mehr. Eine Menge Volkes umſtellte mich und miſchte ſich in unſern Streit. Um den Jämſchtſchik los zu werden, legte ich das Verlangte noch zu und beſchloß ein anderesmal vorſichtiger zu ſeyn. Aber leider hatte dieß Beiſpiel nicht gut auf meinen nächſten Jämſchtſchik gewirkt.

Nacht war eingetreten, als ich wiederum auf meiner Telege ſaß und raſch vorwärts fuhr. Der Lehre eingedenk, daß man gegen den gemeinen Ruſſen immer den Herrn ſpielen müſſe, wenn man ſich nicht Unannehmlichkeiten ausſetzen wolle, vermied ich alle Berührungen mit meinem Fuhrmann und ſchwieg zu allem, was zu mir geſagt wurde. Plötzlich lenkte der Jämſchtſchik vom Wege ab und fuhr einen Seitenweg entlang. Kuda brat? (wohin Bruder?)*) wot nascha bolschaia doroga! (dort iſt unſere große Straße!) Snaiu's (ich weiß es), antwortete mir der Jämſchtſchik, no sija doroga blishe (aber dieſer Weg iſt näher). Alles Proteſtiren half nichts und der Jämſchtſchik fuhr raſch dem einmal eingeſchlagenen Wege entlang. Ruhig ergab ich mich und be-

*) Der Ruſſe bedient ſich des Ausdruckes Brat (Bruder) gewöhnlich, wenn er mit ſeinem Bedienten oder irgend einer dienenden Perſon ſpricht. Mit Bruder redet man jeden Iswoſchtſchik und Jämſchtſchik an, und das Wort hat demnach dieſelbe Bedeutung wie der Ausdruck Schwager, womit wir unſere Poſtillone bezeichnen.

ſchloß den Ausgang abzuwarten. Ich ergriff meine hinter mir liegende Flinte, legte ſie vor mich hin und verſuchte trotz der Finſterniß meine beiden Terzerole zu laden. Und alles dieſes machte ich für meinen Jämſchtſchik ſo bemerklich als möglich. Nach zwei Stunden hielt er vor einigen einzeln ſtehenden Häuſern, ſtieg vom Wagen herab und ging auf eines der Häuſer zu. Schnarchende Töne gaben mir bald kund, daß mehrere Menſchen in der nächſten Nähe ſchliefen. Es währte eine kurze Zeit, bevor mein Kutſcher mit zwei bärtigen Männern wiederum kam. Da wurde mein ahnendes Gefühl in mir zur Ueberzeugung, und beſtimmt glaubte ich in die Hände von Räubern gefallen zu ſeyn. Merkwürdiger Weiſe, ſo ängſtlich auch mein Herz noch kurz vorher geſchlagen hatte, ſo muthig ſah ich jetzt der Gefahr entgegen. Mit der einen Hand faßte ich ein Terzerol und ſpannte den Hahn, ſchweigend auf meinem Platze verharrend. Die drei Leute traten mit jener unterwürfigen Haltung, die dem gemeinen Ruſſen eigenthümlich iſt, vor mich hin und bedeuteten mich, daß ich abſteigen ſollte, da hier das Poſthaus ſey. Natürlich traute ich den Worten nicht und frug nach dem durch ſeinen mit beſonderen Knöpfen beſetzten Rock kenntlichen Poſtmeiſter. Er ſchläft, war die Antwort. Ich ſah einen andern Wagen vorfahren, aber alles ſagte mir, daß hier die Poſt nicht ſey, und als die Männer wiederum heimlich zuſammen ſprachen, wurde es mir noch unheimlicher. Da kam endlich der größte und ſtärkſte der Männer an den Wagen heran, ſeine Hand nach mir ausſtreckend. Ein Schlag von mir in das Gelenke ſeines Armes hinderte ihn in der Ausführung ſeines Planes. Nun erhob ich mich von meinem Sitze, hielt das eine Terzerol meinem Angreifer vor und drohte ihn niederzuſchießen, wenn er nicht augenblicklich ſich entfernte. Was und ob die drei Männer mich und mein ruſſiſches Kauderwelſch, dem einige deutſche Kraftreden untermengt waren, verſtanden, will ich nicht unterſuchen, meine Abſicht war erreicht, ich hatte unter ihnen eine Beſtürzung hervorgerufen. Demüthig näherte ſich der Jämſchtſchik wieder dem Wagen und bat mich die Schießgewehre auf die Seite zu legen, da ſie ja nichts Böſes gegen mich im Sinne gehabt hätten. Dieſes Haus wäre allerdings nicht das Poſthaus, ſondern ſein Beſitzer ein Verwandter, der mich für dieſelben Progonů, wie die Poſt ſie verlangte, weiter gefahren hätte. Er beſtieg nun ohne

Sträuben wiederum meine Telege, fuhr der Station zu, und ſchon nach einer Stunde erreichten wir ſie. Ich war froh, als ich mich wiederum unter ehrlichen Menſchen befand und beſchloß ſogleich das Nachtreiſen aufzugeben. Es war möglich, daß wirklich der Jämſchtſchik nichts Uebles im Sinne hatte, aber verdächtig bleibt es mir doch. Daß ich nicht in die Hände von Räubern ex professo gefallen ſeyn konnte, wurde mir ſpäter klar, da mir hinlänglich bekannt iſt, daß nirgends in Europa die Polizei eine ſolche Macht und ſolche Einrichtungen beſitzt, als in Rußland. Auf jeder Station werden die Namen der Durchreiſenden genau aufgeſchrieben, und ſo wäre ja ſogleich die Spur, wo ich verſchwunden, aufgefunden. Der eigentliche Ruſſe iſt auch gar nicht zu Räubereien geneigt, und nur ſehr ſelten hört man in Rußland von Fällen, daß Menſchen auf offener Straße angefallen ſind, oder daß in einem Hauſe ein Einbruch verübt worden iſt. Der Ruſſe iſt grundehrlich, und nur dann wenn Verführungen der großen Städte oder an den großen Landſtraßen auf ihn eingewirkt haben, wird er ungemein leicht betrügeriſch und unehrlich. Räubereien bleiben ihm aber trotzdem fremd, und wenn ſolche vorkommen, ſo ſind ſie in der Regel von Tataren begangen. Häufig wird man aber in größern Städten betrogen und nicht ſelten auch beſtohlen, und die dem Ruſſen angeborne Schlauheit unterſtützt nun leider dieſes Laſter ſehr. Betrug wird von dem Ruſſen hinlänglich vom Diebſtahl, worunter er aber eigentlich auch wiederum Diebſtahl auf gewaltſame Weiſe, z. B. durch Einbruch verſteht, unterſchieden, und die allgemeine Meinung, wenn ſie auch Betrüger und ſchlaue Diebe durchaus nicht vertheidigt, ſieht ſie doch nicht für ſo verbrecheriſch an. Ein Theil der Schuld wird immer dem Betrogenen, eben weil er ſich betrügen ließ, zugeſchrieben. Die herrſchenden Anſichten ſchaden in der Moral mehr als alles andere. Im Handel hält der Ruſſe es durchaus nicht für eine Unehrlichkeit, wenn er ſeine ſchlechten Waaren für gute anpreist; er glaubt, daß er dadurch, daß er dem Käufer die Waare zur Anſicht gibt, aller Anforderungen ledig wäre. Kann der Käufer die Waare nicht beurtheilen, ſo hat er eigene Schuld, ſo (wie der Ruſſe weiter folgert) betrügt er ſich ſelbſt. Die Leibeigenſchaft hat ebenfalls den großen Nachtheil, daß der Leibeigene, eben weil ſein freier Wille beengt iſt und er ſelbſt keinen reellen Beſitz haben kann, nach Gelegenheiten haſcht, um ſeine angeborne

Freiheit in Anwendung zu bringen. Er bestiehlt nicht selten seinen eigenen Herrn und beschönigt sogar sein Verbrechen damit, daß all' sein Gut und er selbst ja dem Herrn gehöre und er demnach diesem gar nichts stehlen könne. Leider hat sich auch diese Ansicht bei den Angestellten eingeschlichen und auch sie entschuldigen oft ihre Veruntreuungen durch die Meinung, daß sie ja selbst mit Hab und Gut dem Kaiser angehörten. In dem Innern Rußlands tritt aber einem der Russe wie er ist entgegen, treu und ehrlich. Des Nachts verschließen nur selten die Bewohner ihre Häuser, und häufig bin ich ein offenes Haus durchgangen, ohne einen Menschen darin zu finden. Es ist demnach nothwendig, bei Beurtheilung eines Volkes das Volk fern von den großen Städten kennen zu lernen.

Ich kann nicht umhin hier eine eigenthümliche Erscheinung am Himmel zu erwähnen, die ich in derselben Nacht zu beobachten Gelegenheit hatte. Nach Westen erhellte sich plötzlich der Himmel und immer heller trat eine Stelle, von der aus das Licht sich strahlenförmig nach allen Seiten verlor, mir entgegen. Anfangs hielt ich es für ein Nordlicht, aber die Himmelsgegend sprach dagegen. Plötzlich schien sich der Himmel aufzuthun und aus der Mitte schoß ein dicker Feuerstrahl zur Erde hinab. Hinter ihm verschwand plötzlich alles Licht, und als er die Erde erreicht zu haben schien, trat die vorige Finsterniß wieder ein. Die Dauer der ganzen Erscheinung mochte doch einige Minuten betragen haben.

Als ich eben von meiner Telege abstieg, sah ein Herr aus einer Karete, die eben abfahren wollte, heraus und rief mir zu: „sind Sie Professor Koch"? Erstaunt, plötzlich Jemand meine Muttersprache sprechen und meinen Namen nennen zu hören, wendete ich mich augenblicklich nach dem Wagen hin und frug verwundert, wer hier wäre, der mich mit Namen kenne? Ohne sich weiter auf meine Fragen einzulassen, schlug er fragend mir vor mit ihm zu fahren. Ich glaube fast selten ein so freudiges „Ja, von Herzen gern" ausgesprochen zu haben als dießmal. Die Freude, die sich plötzlich meiner bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben, sie war aber ohne Gränzen! Die kurze Zeit, welche ich allein schon zugebracht, hatte bereits meinen Muth etwas heruntergestimmt,

und ſo ergriff ich gern eine günſtige Gelegenheit, die mich nun ſicher weiter führte und meinem Zwecke näher bringen ſollte.

Mein freundlicher Ruſſe gehörte zu jenen Leuten, welche in Petersburg zwar wohnhaft, aber jeden Tag faſt in einer andern Stelle des weiten ruſſiſchen Reiches ihr Haupt niederlegen oder ſelbſt des Nachts ſich nicht Ruhe gönnen. Er war ein Feldjäger, oder wie er ſich ſelbſt nannte, ein Commiſſär, und brachte eine bedeutende Summe Geldes nach Stauropol für das dortige Militär. Die Feldjäger, wie ſie auch in Rußland ſelbſt genannt werden, ſind eine wichtige Corporation ſtets dienſtfertiger Männer, welche die Befehle und Aufträge des Kaiſers und oft auch der verſchiedenen Miniſterien nach allen Enden des Reiches bringen. Solche Leute befinden ſich in Petersburg in großer Anzahl und werden faſt täglich nach allen Himmelsgegenden geſendet. Es geſchieht nicht ſelten, wie man mir mehrmals verſichert hat, daß ſolche Leute in kurzer Zeit 15 — 20,000 Werſt (alſo 2 — 3000 geographiſche Meilen), in einem Jahre hingegen zwei- und dreimal ſo viel Weges zurücklegen. Gewöhnlich reiſen ſie, ohne ſich Ruhe zu gönnen, Tag und Nacht und müſſen genau mit dem Tage an dem Orte ihrer Beſtimmung eintreffen. Nirgends darf man ſie aufhalten, und da ſie mit einem ſogenannten Courier-Poſtpaß (Kourierskaia Podoroshnaia) verſehen ſind, ſo müſſen ſtets wenigſtens drei Pferde ſchon angeſchirrt auf jeder Station vorhanden ſeyn. Zu Feldjägern wählt man, wie man ſich auch denken kann, Leute von einer kräftigen Natur und einer geſunden Conſtitution, ſo daß die Strapazen einer ſolchen Reiſe nicht leicht bei ihnen einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper haben. Häufig nimmt man Leute aus dem Soldatenſtande dazu, beſonders wenn ſie ſich irgendwo ausgezeichnet haben. Sie werden an und für ſich gut bezahlt und verſtehen außerdem alle ſich ihnen darbietenden Gelegenheiten zu ihrem Vortheil zu benützen, ſo daß ſie in kurzer Zeit ſich ein bedeutendes Vermögen erwerben und nach wenigen Jahren entweder an und für ſich unbrauchbar geworden oder wenigſtens ſich unbrauchbar ſtellend, ſich in die Ruhe zurückziehen und von ihrem Geſammelten nun ein ſorgenloſes und gemüthliches Leben führen. Die Haupteinnahmen mögen wohl aber die Feldjäger, die zu Commiſſären benützt werden, haben, und ich war ſelbſt Zeuge, wie mein Begleiter offen ſeine (nach

unſeren Anſichten) Betrügereien ausübte, und doch war er noch im Vergleich mit einem andern, mit dem ich von Stauropol weiter reiste, uneigennützig und auf den Nutzen ſeiner Regierung bedacht. Vom Kaiſer ſelbſt geſendet, ſpielen die Feldjäger (und Jedermann, bei dem es ſich gleich verhält) eine große Rolle auf der ganzen Reiſe, und die Worte: Gosudar posslal menja (der Herr [Kaiſer] ſchickte mich) wirken wie ein magiſcher Zauber auf Jedermann. Nächſt Gott ſteht dem Ruſſen ſein Kaiſer, den er ſchlechthin Gosudar (Herr) oder Nicolai Pawlowitſch nennt, am höchſten, und demüthig, ich möchte (dem Worte gottesfürchtig analog) kaiſerfürchtig ſagen, entblößt er, wenn man von jenem ſpricht, ſein Haupt und blickt unwillkürlich nach der Gegend hin, wo Petersburg, der Sitz ſeines Kaiſers, liegt. Dieſe große Anhänglichkeit des Ruſſen an ſeine Herrſcherfamilie hat wohl hauptſächlich darin ſeinen Grund, daß der jedesmalige Kaiſer nicht nur der weltliche Herr iſt, ſondern er iſt ihm auch ſein höchſter Prieſter, ich möchte ſagen Herr ſeines Geiſtes. Als den Umgeſtalter Peter I die Biſchöfe und Archimandriten ſeines Reiches erſuchten, ihnen gleich den Chriſten des katholiſchen Glaubens ein kirchliches Oberhaupt zu geben, wandte er ſich mit kräftiger Stimme ihnen zu und ſagte: „Ihr wollt einen Papſt! hier iſt er!“ (an ſeine Bruſt ſchlagend). Seitdem vereinigt der jedesmalige Kaiſer mehr als je die kirchliche und weltliche Gewalt in ſich. Wer demnach irgend eine Berührung mit dem Kaiſer oder einem Gliede der kaiſerlichen Familie, und wenn auch noch ſo entfernt, nachweiſen kann, trägt einen Talisman, der ihn ſicher durch Rußland führt. Es iſt gleichſam ein Abglanz von dem Heiligenſchein, womit die kaiſerliche Majeſtät (imperatorskoje Welitschestwo) durch das ganze weite Reich leuchtet, und Jedermann, hoch oder gering, beeifert ſich auf jede Weiſe dem Wunſche ſeines Kaiſers nachzukommen.

Dieſes Verhältniß ſtellt ſich zunächſt zu Gunſten des Feldjägers, und Niemand verſteht es mehr zu benutzen, als gerade er. Auf alle Weiſe erhöht er ſeine Sendung, nimmt gegen alle Niedern, beſonders gegen die Poſthalter außerhalb der größeren Städte, eine vornehme Miene an, bringt alle Augenblicke den Namen des Kaiſers vor, erzählt von ihm allerhand, was man in den entfernteren Provinzen beſonders gern hat, und erhebt auf alle Weiſe ſeine Beziehungen. Nicht ſelten droht er ſogar, wenn man ſeinen Willen nicht

ſogleich thut, und der Poſthalter erfüllt alle Wünſche, die er nur ahnt. Für je drei Pferde läßt er ſich nur zwei Wegegeld bezahlen und iſt froh, wenn er den oft läſtigen Gaſt, dem er gern das Beſte aus ſeiner Küche vorſetzt, wieder los iſt. Mein Begleiter, der eben im Vergleich mit dem nächſten noch zu den uneigennützigen gehörte, war ſtets zufrieden, wenn das Geld für das dritte Pferd jedesmal in ſeine Taſche floß. Wo man aber ihm dieſe Revenüen ſtreitig machen wollte, drohte er auf eine Weiſe, daß endlich der Poſthalter ſelbſt demüthig um Verzeihung bat, ſich ſogar (wie ich es mehr als einmal im Lande der don'ſchen Koſaken zu ſehen Gelegenheit hatte) niederwarf und die Hand ſeines Betrügers küßte. Mein Begleiter hatte nun zwei Wägen, von denen der eine, wo wir uns befanden und der ziemlich bequem eingerichtet war, wenigſtens vier, der andere zwei Pferde bedurfte. Das Geld (was in ſeine Taſche floß) für zwei Pferde auf einer einige tauſend Werſt weiten Strecke häuft ſich, und nicht zufrieden mit der bedeutenden Summe, bediente er ſich noch anderer Mittel, um dieſe zu vergrößern, ja zu verdoppeln. So gab z. B. mein Begleiter in ſeinem ſeiner Behörde vorgelegten Bericht ſchlechtes Wetter an, das ihn gezwungen hätte, anſtatt der ſechs Pferde acht und neun zu nehmen, um auf den ſchlechten Wegen zur gehörigen Zeit an Ort und Stelle einzutreffen. So mußte der Kaiſer von Zeit zu Zeit das Wegegeld von zwei oder drei Pferden mehr zahlen. Entweder wagte der Commiſſär dieſe Betrügereien für ſich oder gab dem Poſtmeiſter einen kleinen Antheil davon, damit dieſer die größere Anzahl von Pferden in das Poſtbuch eintrug. Noch nicht zufrieden damit, wurde auch der Wagen, gedrückt von der ſchweren Laſt des Geldes, häufiger zerbrochen angegeben, als es wirklich geſchah, und wir kamen faſt durch kein noch ſo unbedeutendes Städtchen, wo nicht die Ortsbehörde die Wahrheit der Angabe beſcheinigte. Es freute mich aber doch, daß einigemale von Seiten der Behörden großer Widerſpruch meinem Begleiter entgegengeſtellt wurde, aber durch Drohungen, vielleicht auch durch Lockungen eingeſchüchtert, gaben dieſe doch am Ende nach. Mit den widerſpänſtigen Poſthaltern wurde der Commiſſär dadurch am ſchnellſten fertig, daß er nach Petersburg ſchreiben würde, um anzuzeigen, ſchlechte Pferde hätten ihn gehindert, zur rechten Zeit an Ort und Stelle einzutreffen. Leider iſt das Gefühl für Subordination in Rußland ſo groß, daß

der Poſthalter, der faſt nie einen Tſchin (Rang) beſitzt, nichts gegen ſeinen Quaſi-Vorgeſetzten zu thun ſich erlaubt. Die Oberbehörden ſehen es auch nie gern, wenn Subalterne über ihre Vorgeſetzten klagen, und ſelbſt wenn ſie das größte Recht in den Händen haben, wird ihnen der Mangel an Subordination vorgehalten — ein Gebrauch, der an vielen Mißbräuchen in Rußland Schuld trägt.

Mein neuer Begleiter, deſſen Namen ich hier zu nennen nicht für nothwendig halte, war ein fröhlicher, munterer Geſelle, ſtammte aus einer deutſchen Familie und ſprach demnach gut deutſch. Der letzte Umſtand war mir beſonders werth, und Niemand konnte glücklicher ſeyn als ich, wie wieder vaterländiſche Töne meinen Ohren erklangen und ich wieder ſprechen konnte. Aber nachtheilig war es mir deßhalb nicht weniger, da mir dadurch die Gelegenheit (ich möchte lieber ſagen die Nothwendigkeit) geraubt wurde, ruſſiſch ſprechen zu müſſen. Er hatte durch den treuen Bondureffsky erfahren, daß ein Deutſcher allein, und ohne der Sprache mächtig zu ſeyn, nach dem Kaukaſus reiſen wolle. Deßhalb habe er allenthalben nach mir gefragt, bis mich ihm der Zufall wieder zugeführt hatte. Für ſeinen Stand wenigſtens war er ſehr gebildet, in der ruſſiſchen und deutſchen Literatur nicht unbewandert, und führte deßhalb eine kleine Bibliothek, in der ſich vorzüglich die Werke von Rußlands größtem Dichter, von Puſchkin, befanden, bei ſich. Dieſe Art von Bildung hatte eine Ueberbildung in ihm hervorgerufen, ſo daß er über alles ſprechen zu können wähnte und dadurch ſich vieler Verſtöße ſchuldig machte. Nicht ſelten, wenn der Geiſt recht über ihn kam, unterhielt er mich ſtundenlang über Rußland, ſeine Bewohner und über deren Sitten, machte mich mit den ſonderbarſten Gebräuchen der don'ſchen Koſaken bekannt, und als er gar durch mich erfuhr, daß ich den Kaukaſus zu bereiſen willens wäre, erzählte er mir Wunderdinge von den Tſcherkeſſen, von der Tapferkeit und dem Blutdurſt dieſer Leute, vom Kopfabſchneiden, Zerhauen ꝛc., ſodaß es mir allmählich etwas ängſtlich wurde. So ſehr ich mich aber auch im Anfange glücklich pries, daß ich einen Mann von ungefähr hatte kennen lernen, der mir ſo viele Aufſchüſſe zu geben vermochte, ſo wurde nach und nach meine Freude ganz wiederum heruntergeſtimmt, da ich leider nur zu bald wahrnahm, daß mein gutmüthiger Begleiter nicht immer

genau die Wahrheit ſprach, ſondern ſich zeitig auf Nebenwegen erwiſchen ließ. Alles was ich demnach ſchon mir als neu aufgeſchrieben hatte, wurde wieder vernichtet. Aber trotzdem blieb mir der Commiſſär ein guter, fröhlicher Geſellſchafter, der mit vieler Freundlichkeit die ganze Zeit über für mich ſorgte. Weder Tag noch Nacht hatte ich an etwas Anderes zu denken, als an mich, und wenn mein Begleiter des Nachts das Wechſeln der Pferde u. ſ. w. beſorgte, ſchlief ich ruhig in unſerer Karete, die etwas zum Schlafen eingerichtet war. Am Morgen bereitete er mit vieler Geſchicklichkeit, ich möchte ſagen Eleganz, den Thee, für den er ein eigenes, zur Reiſe eingerichtetes Service beſaß, und ſorgte weiter für Frühſtück, Mittags- und Abendeſſen. Mit den Oertlichkeiten genau vertraut, kaufte er zur rechten Zeit Vorräthe ein, und ſo fehlte es uns niemals an irgend etwas. An vielen Orten wurde er von den Poſthaltern tractirt, und ich genoß die ihm erzeigte Freundlichkeit mit.

Das Umpacken meiner Sachen hatte uns in Mittel-Ikoretz, der Station, wo ich meinen Begleiter fand, lange aufgehalten, und ſo begann der Tag allmählich zu dämmern, als wir raſch weiter fuhren. Müdigkeit ſchloß mir bald die matten Augen und erquickt und geſtärkt erwachte ich. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel. Ich fühlte mich wiederum heiter und vergnügt, und vergaß die Unannehmlichkeiten des vorigen Tages. Das Poſtgeld, was ich auf den Stationen zu bezahlen hatte, erhielt nun der Commiſſär, und ſo hatte ich bei denſelben Unkoſten keine Sorgen und das Vergnügen, in Geſellſchaft zu reiſen.

Das nächſte Städtchen, wohin wir den 16. Auguſt Nachmittags kamen, war Pauloffsk (Pawlowsk). Eine Reparatur an dem einen Wagen hielt uns einige Stunden auf, und ſo benutzte ich gern die Gelegenheit, mich in der Umgegend umzuſehen, zumal der Verluſt meiner beiden Schreibfedern in dem ganzen Städtchen nicht erſetzt werden konnte. Meine Flinte warf ich über den Rücken und ſuchte das freie Feld. Pauloffsk liegt freundlich in geringer Entfernung vom Don. Grüne Wieſen, wie bei uns mit Erlen und Weiden bepflanzt, umgaben die Stadt wenigſtens auf der einen Seite. Freundlich grüßten mich die Bewohner und verſuchten ſelbſt mich in ein Geſpräch zu ziehen. So ſchwer mir es auch wurde, verſtändlich zu werden, ſo gab ich mir doch alle

Mühe um es zu ſeyn, und hatte bald das Vergnügen, daß Jedermann ſich mir vertrauungsvoll näherte.

Es iſt für alle in Rußland reiſenden Fremden ein großes Glück, daß die ruſſiſche Sprache nur unbedeutende, ich möchte ſagen gar keine Dialekte beſitzt und Jedermann, hoch und gering, ſie gleich ſpricht. Es wäre mir gewiß um Vieles ſchlimmer gegangen, wenn wie bei uns faſt alle vier Stunden Weges die Bauern eine andere Mundart geſprochen hätten. Die Kleinruſſen, zu denen ſich auch die don'ſchen Koſaken hinſichtlich ihrer Ausſprache rechnen, beſitzen zwar einige ihnen eigenthümliche Worte, welche man aber bald verſtehen lernt. Durch ſie wird aber der ganze Sinn des Satzes durchaus nicht undeutlich. Selbſt alle zu eigenen Sprachen erhobenen Dialekte der alten Slavenſprache unterſcheiden ſich nur wenig von einander, und der Pole verſteht bald den Ruſſen, dieſer den Servier u. ſ. w. mehr als wir Mitteldeutſche z. B. im Stande ſind, in das Platt der Hamburger oder Weſtphalen uns zu finden. Ja uns Thüringern ſelbſt wird es oft ſchwer, die Bauern unſerer eigenen Gaue zu verſtehen. Dazu kommt nun, daß die ruſſiſche Sprache über alle, auch die fernſten ruſſiſchen Provinzen verbreitet iſt, und man mit ihr in Kamtſchatka, Odeſſa und am Ararat verſtanden wird.

Die Freundlichkeit der Bewohner Pauloffsk ging ſo weit, daß ſie mich erſuchten, bei ihnen etwas zu genießen, und um einer jeden Aufforderung zu genügen, aß ich bei dem einen Pirogen (Paſteten) mit Jeſchewiken (Brombeeren) gefüllt, bei dem andern ein Stück Paulik (eine Art getrockneter Fiſche) und bei dem dritten meine Lieblingsſpeiſe, abgekochte und mit kalter Milch übergoſſene Buchweizengrütze. Die Paſteten waren leider nicht ſo wohlſchmeckend, da ſie nicht gebacken, ſondern nur gekocht waren. Auch der Paulik konnte nur einem hungrigen Magen genügen, deſto mehr mundete mir die Milchſpeiſe. Die Milch fand ich im hohen Grade wohlſchmeckend, was wohl darin ſeinen Grund haben mag, daß die Kühe hinaus in die kräuterreichen Steppen getrieben werden, und meiſtens den ganzen Sommer über im Freien zubringen.

Noch waren die Reparaturen am Wagen nicht geendet, als ich zu Hauſe ankam, und ſo zog ich mit meiner Flinte von neuem aus, um mir neues Handwerkszeug zum Schreiben, Federn,

für die Weiterreiſe zu verſchaffen. Dieſesmal begleitete mich Fedor (Friedrich und Theodor), ein junger Menſch von 18 Jahren, den mein Begleiter, mit dem er verwandt ſchien, von Petersburg aus ſchon mitgenommen hatte, um ihn nach Stauropol zu bringen. Trotz ſeiner herculiſchen Geſtalt war Muth ihm durchaus nicht angeboren, denn allenthalben legte er Proben ſeiner Furcht an den Tag. Meine Flinte war ihm ſchon ein gefährliches Werkzeug, und wenn ich ſie anlegte, ſtellte er ſich hinter mich und ſo fern als möglich. Die Jagd ſteht hier Jedermann frei, und ſo ging ich den Don entlang, um vielleicht einige Waſſervögel zu erbeuten. Plötzlich rief Fedor: Wot utkü, barin! (dort ſind Enten, gnädiger Herr!) und ſogleich eilte ich nach der Stelle hin. Die armen Vögel vermutheten nicht, daß ein todbringendes Geſchoß ihrer harre, und blieben ſelbſt da noch ruhig, als ich anlegte. Sie kannten wohl die friedlichen Bewohner Pauloffsks und wußten, daß ſie von ihnen nichts zu fürchten hatten. Mit einem Schuß waren drei erlegt. Raſch ſprang Fedor in das Waſſer und brachte mir die Getödteten. Mein Begleiter freute ſich mit mir über den Fleiſchvorrath für die nun bevorſtehende Reiſe durch die Steppe. Mehr vergnügt war ich aber, daß ich wieder Federn, wenn auch noch ſo ſchlecht, zum Aufzeichnen deſſen, was um mich und mit mir geſchah, beſaß.

Die ganze Nacht hindurch fuhren wir und kamen des Morgens (nach ungefähr 100 Werſt Weges) an einen Gränzſtein, um nun das Land der don'ſchen Koſaken zu betreten. Hier hört das eigentliche oder Großrußland auf und es beginnt eine Provinz, deren Bewohner, ſeitdem ſie die Gegenden am Don eingenommen haben, Krieger waren und bis auf den heutigen Tag als ſolche gelten. Ich will jetzt nichts über die don'ſchen Koſaken und ihr Land ſagen, ſondern ihre Beſchreibung lieber in einem beſondern Capitel abhandeln. Es genüge demnach hier nur die Beſchreibung meiner Reiſeroute bis Neu-Tſcherkask.

Es war mir ganz eigenthümlich, als wir in dem erſten koſakiſchen Dorfe, der kaſan'ſchen Stanitza [1]) einfuhren, das Volk, das in meiner erſten Jugend in Deutſchland ſo viel Aufſehen gemacht hatte, friedlich neben einander wohnen zu ſehen. Freund-

[1]) Unter Stanitza verſteht man ein Koſakendorf.

liche Koſakenmädchen blickten uns dreiſt an, als wollten ſie ſagen, wir fürchten euch nicht. Oft blieben ſie ſtehen und ſchäkerten über uns Fremde. Es war mir lieb, daß mein Gefährte eine kurze Zeit anhielt, um das freundliche Dörfchen näher zu betrachten. Aus einer einzigen großen Straße ſchien die Stanitza zu beſtehen, aber die Häuſer, in der Regel mit dem Giebel nach der Straße zu, waren hübſch und durchaus nicht ſo klein und unterirdiſch, als mir es ſo häufig geſagt worden war. Im Gegentheil fand ich faſt alle von mir geſehenen Stanitzen freundlicher und wohlhabender, als die meiſten ruſſiſchen Dörfer.

Hinter der Kaſanskaja Stanitza paſſirten wir wiederum den Don und kamen bald in die Sucholoffskaja Stanitza. Hier begann das eigentliche Steppenland, ſelten unterbrochen durch wenige Getreidefelder oder Aecker mit Gurken und Waſſermelonen bepflanzt. Die Steppen ſind durchaus nicht ſo traurig, als ſie ſo häufig geſchildert werden und beſitzen viele meiſt niedere Gegenden, wo die Hitze des Sommers und der Mangel an Waſſer nicht die ganze Vegetation zu vernichten vermag. Selbſt unbedeutende Wälder, meiſt Eichen, freilich in verkrüppelter Form, traten uns hie und da entgegen. Freilich die höher gelegenen, ganz waſſerloſen Gegenden entbehren im Hochſommer alle Vegetation und beſitzen ein düſteres, ſchwarzes Anſehen. Aber da ſieht man keinen Menſchen, und nur für Reiſende iſt bisweilen ein armſeliges Poſthaus erbaut. So war um Suchaja Potſchta (dürre Poſt), wo wir den 18. Auguſt am Morgen ankamen, alle Vegetation abgeſtorben und mit Mühe trieben wir etwas Waſſer auf, um uns Thee zu bereiten. Von da bis zu Konſtantinoffskaja blieb dieſelbe Oede und dieſelbe vorbenannte Steppe, in der die abgeſtorbenen Pflanzenſtengel (beſonders Artemiſia-, Senecio-, Alcea-Arten ꝛc.) durch ihre Blätterloſigkeit den traurigen Anblick erhöhten. Wir hatten uns Lebensmittel für einige Tage mitgenommen und litten demnach in dieſer Hinſicht keinen Mangel. Selbſt Wein, und zwar den ſogenannten don'ſchen Champagner führten wir bei uns. Dieſer mouſſirende Wein wird am Ufer des Don, beſonders zwiſchen Neu-Tſcherkask und dem aſoff'ſchen Meer bereitet und iſt ein ſehr leichtes angenehmes Getränk mit etwas gewürzhaftem Geſchmack. Der Billigkeit wegen iſt es das beſte, was das Land der don'ſchen Koſaken dem Fremden darbieten kann.

In den hochgelegenen Steppen wurde gegen Mittag hin die Hitze drückend und ich fühlte, daß das Land, wo ich mich eben befand, doch etwas südlicher als mein Vaterland lag. Die Luft flimmerte vor Hitze und jeder Athemzug vermehrte durch die heiße eingeathmete Luft die Mattigkeit. Nirgends ein Baum, der uns mit seinem kühlenden Schatten nur einen Augenblick erquicken konnte, nirgends ein Fluß, noch ein rieselndes Bächelchen, deſſen Inhalt die lechzende Zunge kühlen könnte! In dieſer traurigen Lage fühlte ich wiederum die freundliche Fürſorge meines Begleiters. Gurken und Waſſermelonen werden in großer Menge in der Nähe der Dörfer gebaut, und für einige Kopeken kann man ſich Vorrath für einen ganzen Tag kaufen. In hinreichender Menge hatten wir dieſe labenden Früchte gekauft und ihnen in unſern Wagen den kühlſten Ort eingeräumt. Mit innigerem Behagen habe ich wohl nie rohe Gurken gegeſſen, und es ſchien mir, als wenn dieſe um vieles vorzüglicher als die unſrigen wären. Möglich, daß die Hitze nur ihren Wohlgeſchmack erhöhte, möglich iſt es aber auch, daß dieſelbe Hitze ſie feiner und aromatiſcher machte. Ueber alles ging mir aber das ſaftige Innere einer Waſſermelone (Arbuſe bei den Ruſſen genannt) und drei Stück mit wenig Brod waren hinlänglich, um mich für den ganzen Tag zu ſättigen. Auf der ganzen Reiſe habe ich den ſtets friſchen und angenehmen Saft einer Waſſermelone allen andern Früchten und ſelbſt den ächten Melonen und Pfirſichen vorgezogen. Was mag wohl die Urſache ſeyn, daß ſie weniger Gefallen bei uns findet und man lieber ächte Melonen mit vieler Mühe zieht? Sollte das Klima bei uns ihnen weniger zuſagen und ſie deßhalb weniger ſchmackhaft machen? Gewohnheit regiert aber oft die Menſchen mehr als der Nutzen.

Das Steppenleben mag wohl auch ſein Eigenthümliches haben, aber um es ganz zu verſtehen, iſt es wohl nothwendig, es mit der früheſten Jugend zu beginnen. Wie der Araber ſeine Wüſten über alles liebt, ſo der don'ſche Koſak ſeine Steppen, in denen er auf ſchnellem Roſſe leicht dahin fliegt. Der poetiſche Werth der Steppen und Wüſten, die ja ſo häufig von orientaliſchen und nicht weniger von europäiſchen Dichtern beſungen wurden, liegt aber wohl weniger in der Steppe ſelbſt, als vielmehr in der ungebundenen Freiheit ſeiner Bewohner, die eben auf der

ebenen Fläche mit ihren ſchnellfüßigen Roſſen weniger Hinderniſſe finden, als in gebirgigen Gegenden. Der Araber, wie der Koſak der früheren Zeiten hielt ſich nicht an die Scholle gefeſſelt, auf der er geboren war, ſondern ſchweifte weit hinaus, bis Meere oder Berge ſeinen Streifzügen ein Ende ſetzten. Ackerbau blieb ihnen fern und ſelbſt Viehzucht überließen ſie den Frauen und Sklaven. Das Pferd war ihr einziger treuer Begleiter und gewöhnte ſich bald an das Leben ſeines Herrn. Auch ich befand mich auf den Steppen wohl, und ſah vergnügt hinaus über die weite Fläche, nichts als die Fläche ſelbſt erblickend. Gegen Abend kühlte ſich die Hitze, und gern gingen wir dann eine Stunde zu Fuß, um unſeren gerüttelten Gliedern eine andere Bewegung zu verſchaffen. Vergebens hing ich aber meine Flinte um und lauerte umſonſt auf ein Wild, das uns einen Braten liefern ſollte. Außer den bekannten Steppen-Mäuſen und Raubvögeln aus dem Falkengeſchlechte wurde ich nichts Lebendiges gewahr. So beſchloß ich denn wenigſtens auf die letztern Jagd zu machen. Fedor begleitete mich ſtets auf meinen Streifzügen, die mich immer an die ſchönen Schilderungen der Prairien Nordamerika's durch Waſhington Irving erinnerten. Selbſt Tönchen fehlte uns nicht, da Fedor durch ſeine Furcht hinlänglich Stoff zur Kurzweil gab. So war es wirklich drollig, als ich einen großen Habicht flügellahm geſchoſſen, und er beauftragt wurde, den Vogel einzufangen. Zaudernd ging er ſchon auf ihn zu, und als der Habicht mit ſeinem Schnabel ſich keck vertheidigte, nahm er vor Schrecken die Flucht. Viele Mühe koſtete es uns, den großen achtzehnjährigen Jüngling zu bewegen, einen zweiten Verſuch zu machen, um den Habicht zu faſſen. So oft er verſuchte dieſem von hinten beizukommen, drehte ſich der Habicht ebenſo ſchnell herum, ſich mit ſeinem Schnabel vertheidigend. Endlich hatte unſer Tönchen ſich eine Liſt ausgedacht. Er zog plötzlich ſeinen Rock aus, warf ihn über den Vogel, band ihm mit ſeinem Taſchentuche den Schnabel und die Augen zu und brachte ihn nun uns mit großem Triumphe.

Die Sonne hatte bereits ihren Zenith ſchon lange erreicht, als wir den 19. Auguſt glücklich in der reizend gelegenen Hauptſtadt des Landes der don'ſchen Koſaken, in Neu-Tſcherkask (Nowo-Tſcherkask), ankamen und bei der Sachkenntniß meines Begleiters bald ein kühles Zimmer und einen mittelmäßig guten Mittags-

tiſch fanden. Neu-Tſcherkask war um Mittag wie ausgeſtorben, kein Menſch begegnete uns und alle Fenſter waren durch Läden verſchloſſen. Es war aber auch eine drückende Hitze.

Siebentes Capitel.

Die don'ſchen Koſaken und ihr Land.

Geſchichte; Boden; Ackerbau; nomadiſirende Kalmücken; Viehzucht; Schifffahrt auf dem Don; Kleidung; Geſtalt der Koſaken; eine Verlobung; Geſang; Tanz; Hochzeit; Eigenſchaften des Koſaken; Beſchäftigung im Winter; im Frühlinge; Oſtern; Vergnügungen; Auszug des Koſaken; Heimkehr; die Beſchäftigungen der Knaben; die Jungfrauen und ihre Beſchäftigungen; die Kuljutſchka; Pfingſten; das Spiel; die Königin; Verehrung des Don; Vergnügungen auf ihm; Getränke und Speiſen; Gaſtmähler; Toaſte; Jagden.

Bevor ich in der Erzählung der Begebenheiten meiner Reiſe weiter fortfahre, halte ich es für nothwendig, das Volk, unter dem ich mich jetzt gerade befinde, etwas näher zu charakteriſiren, und um es in ſeinen Eigenthümlichkeiten aufzufaſſen, wird es gut ſeyn, wenn ich über ſeinen Urſprung einiges ſage.

In den Zeiten der mongoliſchen Wirren des vierzehnten bis ſechzehnten Jahrhunderts im ſüdöſtlichen Europa, wo das große Reich Dſchingiſchans in ſich zerfiel, wo Timurs Herrſchaft ſelbſt nur von kurzer Zeit war, wo die Chane der Krim, abgeſondert von der goldenen Horde, die kaum dem Namen nach exiſtirte, nicht vermochten Ruhe zu ſchaffen, wo Rußlands Fürſten unter ſich in ſtetem Zwiſt und gedrückt von der Barbarei der Mongolen ſich ſelbſt kaum zu erhalten vermochten, wo oft niemand wußte, wer Herr, wer Diener war, und doch jedermann den Herrn ſpielen wollte, erſchienen in den großen Steppen zwiſchen der Wolga und dem Don, im Norden des kaukaſiſchen Gebirges und ſpäter ſelbſt längs der Küſten des aſoff'ſchen Meeres bis an den Dnjepr kühne Abenteurer und verſammelten um ſich die tapferſten Männer der Gegend, gleichviel ob Mongolen, Türken oder Ruſſen, um mit ihnen Streifereien bis in die entfernteſten Städte zu unternehmen. Beutebeladen kehrten ſie in ihre Heimath zurück, um auf neue Streifzüge zu denken. Die Genueſer und Venetianer, welche da-

mals an den Küſten des aſoff'ſchen und ſchwarzen Meeres Emporien beſaßen, reizten am meiſten die Beuteſucht dieſer unſteten Banden. Es ſcheint, als wenn ſie zuerſt die Straße, welche den Kaufleuten Moskau's, Aſoffs und Kaffa's zu ihren Karawanen dienten, unſicher gemacht und dann ihre Macht weiter ausgebreitet hätten. Dieſe wilden und tapfern Banden führten den Namen Koſaken, und es ſcheint, da auch die Tſcherkeſſen noch heutzutage ſo von mehreren Nachbarvölkern genannt werden und die erſte Burg der Koſaken den Namen Tſcherkask führte, als wenn die erſten Koſaken Tſcherkeſſen geweſen wären. Karamſin meint zwar, daß ſie ſich wahrſcheinlich von den Tſcherkeſſen nur Frauen geholt hätten. Die chriſtliche Religion der Koſaken beweist ferner, daß ſie wenigſtens nicht von Mongolen und den von Mongolen beherrſchten türkiſchen Völkern abſtammen, und demnach könnten die Koſaken nur Ruſſen oder Tſcherkeſſen, welche letztere zu jener Zeit zum großen Theil ſich zur chriſtlichen Religion bekannten, geweſen ſeyn. Die Tſcherkeſſen trieben auch von jeher, wie wir weiter unten, noch mehr ſehen werden, zu Lande und zu Waſſer Räubereien, und behaupteten fortwährend zum großen Theil wenigſtens ihre Unabhängigkeit. Was Wunder demnach, wenn einzelne kühne Männer unter ihnen auszogen und gelockt durch den Reichthum Aſoffs, das nicht weit von den Gränzen ihres Landes lag, die Karawanen, welche dorthin gingen oder von da kamen, plünderten. Das freie ungebundene Leben ſagte den Koſaken zu und mußte ihnen um ſo angenehmer ſeyn, als ſie ſahen, unter welchem Druck alle Völker ringsum ſchmachteten. In den ungeheuren Steppen am Don ſetzten ſie ſich feſt und bildeten, ohne Weiber und Kinder, eine Art Republik. Die Steppe war ganz für ſie geeignet, und mit ihren raſchen Pferden entzogen ſie ſich ſchnell allen Verfolgungen ihrer Feinde, die vergebens verſuchten ihrer habhaft zu werden.

Es ſcheint, daß die chriſtliche Religion der Hauptgrund geweſen iſt, warum die Koſaken ſtets eine Vorliebe für die Ruſſen hatten und ihre Raubzüge lieber in die Gebiete der Nogaier, in Taurien und ſelbſt in Aſtrachan machten. Wahrſcheinlich iſt es auch, daß ſpäter, als die Koſaken ſich mehr am Don feſtgeſetzt hatten, Ruſſen ihr unglückliches Vaterland aufgaben und den Raubzügen der Koſaken ſich anſchloſſen. Mit der Zeit mag wohl die Anzahl

der Ruſſen vorherrſchend geweſen ſeyn, denn die ruſſiſche Sprache wurde (bei denen am Don wenigſtens) geſprochen. Die Großfürſten ſuchten immer mit den Koſaken auf freundlichem Fuße zu ſtehen und begünſtigten insgeheim alle Raubzüge auf feindlichem Gebiete. Die Fürſten der Nogaier, die Chane der Krim und die Aſower beklagten ſich häufig bei dem jedesmaligen Großfürſten in Moskau über die Koſaken, die vorgaben ruſſiſche Unterthanen zu ſeyn, erhielten aber ſtets die Antwort, daß die Ruſſen wohl mit den Koſaken befreundet wären, ſie aber dieſen nichts vorzuſchreiben hätten. Es ſcheint jedoch, daß auch die Freunde der Koſaken, die Ruſſen, nicht geſchont wurden, und von dieſen bedrängt nannten ſie ſich wiederum Unterthanen des Sultans, der damals als Herr über ganz Taurien und über die Nogaier betrachtet wurde. Die Geſchichte wenigſtens ſagt uns, daß Waſilji Iwanowitſch (Wilhelm oder Baſilius, Johanns Sohn) einmal bei dem Sultan Klage über die Raubzüge der Koſaken geführt habe. Unter Iwan Waſiljewitſch (Johann IV, der Schreckliche genannt, Baſilius' Sohn) beſchloß der damalige Hetman (Attaman, Anführer) der don'ſchen Koſaken, Sariasman, ſeiner Bande eine innere und dauernde Einrichtung zu geben, nahm die Stadt Achas weg und legte das alte Tſcherkask an. Um ſeiner neuen Schöpfung eine größere Dauer zu geben, erkannte er im Jahre 1552 Rußlands Oberherrſchaft an, und als eifriger Chriſt pflanzte er an die Marken ſeines Landes gegen Mohammeds Anhänger das Panier des Kreuzes auf. Sariasman, kühn und verwegen, bekriegte alle Völker mohammedaniſchen Glaubens und zwang Aſoff, wenn es Ruhe haben wollte, ihm einen Tribut zu geben. Die Herrſchaft Rußlands über die Koſaken war aber nur nominell. Mit der Macht der Koſaken ſtieg auch ihre Raubſucht und häufig mußten auch die benachbarten ruſſiſchen Städte unter ihren Raubzügen leiden; die Schlauheit der Ruſſen jedoch ertrug ruhig dieſe Erpreſſungen, um ſich fortwährend die Freundſchaft dieſer tapfern Nachbarn zu erhalten. Am meiſten litt aber trotz des Tributes das reiche Aſoff, das vergebens ſich bemühte die Koſaken zu bezwingen. Häufig zogen ſeine Söldlinge aus und zerſtörten die elenden Hütten ihrer Feinde, die halb in der Erde ebenſo ſchnell wieder erbaut waren, als ſie Zeit bedurft hatten, zerſtört zu werden.

Eine große Aehnlichkeit der Koſaken jener Zeiten mit den

Beduinen Arabiens iſt kaum zu verkennen, und ſie erſtreckt ſich ſelbſt auf die Gebräuche, von denen ſich leider nur wenige erhalten haben. Wie bei dieſen war das Pferd und die Waffe der treue Begleiter des Koſaken und das erſtere wurde wenigſtens jedem Gliede der Familie gleich geachtet. Es ſchien als wenn das Pferd ſelbſt in die Geheimniſſe ſeines Herrn eingeweiht, ihn in allem dem, was er that und was er ausführte, unterſtützte. Dem Winde gleich flog es über die ebenen Steppen dem Feinde, der ſich nichts verſah, entgegen, und eben ſo ſchnell, mit den Füßen kaum die Erde berührend, entzog es ſeinen Reiter jeder Verfolgung und jeder Gefahr. Lauerte der Koſak hinter einem Verſtecke, hinter den mächtigen Stauden und Sträuchern der Steppe, und wagte er, um durch kein Geräuſch ſich zu verrathen, kaum Athem zu ſchöpfen, ſo beugte das verſtändige Pferd ſeine Kniee, hielt den ſtolzen Kopf zur Erde und zog nur langſam und ohne Schnauben die das Leben erregende Luft in ſich. Gleich einem ſpähenden Falken ſtreckte von Zeit zu Zeit der verborgene Koſak ſein Haupt empor ſchnell nach allen Gegenden lugend, und die rechte Zeit faſſend, ſtürzte er auf dem treuen Renner dem Feinde entgegen, ihm Gefahr und häufig den Tod bringend.

So lebten die Koſaken frei und unabhängig unter ihren Hetmanen, die für die Raubzüge zu ſorgen hatten. Die tapferſten unter ihnen wurden zu Hauptleuten (Jeſauls) ernannt und von dem Hetman ausgeſendet, um Kundſchaft zu bringen und dann ihre Brüder mit der frohen Botſchaft, daß ein Raubzug unternommen werden ſollte, zu erfreuen.

Nicht ſelten war es aber, daß einzelne unter ihnen nicht zufrieden mit den gemeinſchaftlichen Streifereien auf eigene Rechnung auszogen und oft in weiten Entfernungen ſich Beute holten. Mit der Zeit trennten ſie ſich ganz und gar. So entſtanden nach und nach Koſaken am Dnjepr und an der Wolga, und beſonders die letzteren waren es, welche unter Johann dem Schrecklichen die unverſchämteſten Räubereien begingen, und trotz der eiſernen Strenge Johanns und der Hinrichtung mehrerer Häuptlinge vermochte man ſie nicht zu bändigen. Was Gewalt nicht vermochte, verſtanden ſchlaue Kaufleute, die ſo oft unter ihrer Raubſucht gelitten hatten, zu ihrem Vortheile zu benutzen. Zwei Mitglieder der reichen Kaufmanns-Familie Stroganoff,

Jakob und Gregor, hatten sich im äußersten Osten des damaligen Rußlands in Groß-Perm niedergelassen und den ganzen Handel mit Sibirien und China an sich gerissen. Sie hatten die erste Kunde von einem ungeheuren Lande im Osten, von Sibirien, und mit einem unternehmenden Geiste, der sie ganz beseelte, beschlossen sie, gleich dem Spanier Pizarro in Amerika, ihrem Großfürsten neue Länder zu erobern. Sie überredeten die beutelustigen Anführer mehrerer Kosaken-Banden an der Wolga, indem sie ihnen die Reichthümer der unbekannten Länder im Osten anpriesen. 540 kühne und tapfere Kosaken kamen „mit Freude zur Freude" bei den Stroganoffs an, und stellten sich unter das Commando ihres entschlossenen Hetmans Jermak Timofejeff — „aus unbekanntem Geschlecht, aber von vornehmem Gemüthe." Dazu hatten die Stroganoffs noch 300 Deutsche und Litthauer aus der Gefangenschaft der Nogaier losgekauft und für den sibirischen Zug bewaffnet. Mit dieser unbedeutenden Macht (wenn sie nicht in der Stroganoff'schen Chronik absichtlich, um die Eroberung noch glänzender zu machen, so klein angegeben ist, zumal eine andere Chronik, welche ein gewisser Simon Ramisoff geschrieben hat, das Heer auf 7000 Mann angegeben hat) wurde in kurzer Zeit Sibirien unterworfen, und Johann bekam auf einmal die Nachricht von der Unterwerfung eines großen Landes, von dem er früher fast gar nichts gehört hatte.

Die weißen Zare (wie die russischen Großfürsten von den tatarischen und mongolischen Stämmen genannt wurden) suchten, seitdem die Macht der Mongolen gebrochen und Kasan und Astrachan russische Provinzen geworden waren, ihren Einfluß auf die Kosaken geltend zu machen, jedoch gelang ihre völlige Unterwerfung erst dem Zar Alexei Michailowitsch (Alexis, Michaels Sohn), nachdem dieser den Häuptling Stenko Rasin, der mit einem Heere von 200,000 Mann sich geradezu dem Zar entgegensetzte, geschlagen und gefangen hatte. Von dieser Zeit an wurde das Land der don'schen Kosaken als russische Provinz betrachtet und seine Bewohner unmittelbar unter die Befehle des Zars gestellt. Die Liebe zur ungebundenen Freiheit und die den Kosaken angeborene Neigung zum Kriege bewogen aber doch den Alexis, ihnen mehrere Privilegien zu ertheilen, wonach sie ihre eigene militärische Verfassung beibehielten. Trotzdem vergaßen sie aber nicht die

früheren Zeiten, und als der kühne Schwedenkönig Karl XII Peter I in der Schlacht von Narwa besiegt hatte, überredete Mazeppa, der damalige Hetman, den Sieger in die südlichen Provinzen Rußlands, wo er allenthalben mit offenen Armen empfangen würde, zu kommen und mit ihm den gemeinschaftlichen Feind weiter zu verfolgen. Der unglückliche Ausgang und das noch unglücklichere Ende Mazeppa's ist zu bekannt, um alles noch weitläufig zu erzählen. Ein Fremder wurde ihnen von nun an zum Hetman gesetzt, und viele feindlich gesinnte Häupter hingerichtet. So gebeugt und ohne Haupt wagten von nun an die Kosaken nicht mehr, ihre Freiheit sich wieder zu erkämpfen.

Mit der Zeit gewöhnten sich die Kosaken an ein ruhigeres Leben, und um doch den kriegerischen Geist dieser kräftigen und muthigen Menschen zu erhalten, wurden sie von den spätern Kaisern zur Bewachnng der äußersten Gränzen des Reichs benutzt. Aber immer regte sich in ihnen der Hang zur Freiheit und Ungebundenheit, und unter Katharina II wagte von neuem ein Kosak, Pugatscheff, die Fahne der Empörung auszustrecken. Er gab sich für Peter III aus, und verschaffte sich in Südosten des russischen Reiches vom Don bis an den Ural Anhang, der sich noch mehr vergrößerte als der verschmitzte Chlopka seine Partei unterstützte. Doch endlich wurde er zu Uralsk von seinen eigenen Leuten dem Fürsten Suworoff ausgeliefert und zu Moskau hingerichtet.

Die französische Revolution machte die Kosaken im übrigen Europa bekannter. Von der Zeit an schlossen sie sich auch fester dem kaiserlichen Hause an, sich als die Hüter des Reiches betrachtend, und hegen jetzt für ihren Kaiser eine Anhänglichkeit, die fast in Vergötterung übergeht. Das kaiserliche Wort geht ihnen über alles und blindlings folgen sie jedem Befehl. Der Großfürst-Thronfolger ist Hetman der don'schen, so wie aller übrigen Kosaken und ernennt seine Stellvertreter. Das Andenken der früheren Zeiten jedoch, wo die Kosaken die eigentlichen Herren Südrußlands waren, ist noch rege in ihnen, und gern geben sie sich dem Andenken der Heldenthaten ihrer Urgroßväter dahin. Tagelang vermögen sie den Fremden mit den interessantesten Erzählungen ihrer thatenreichen Vorzeit zu unterhalten, und ihre Helden werden eben so sehr noch in Gesängen gefeiert, als die Griechen die Helden des trojischen Krieges besangen. Es wäre wünschenswerth, wenn

jemand der lohnenden Mühe sich unterzöge, alle Erzählungen und Lieder, von denen nur ein kleiner Theil aufgeschrieben ist, zu sammeln. Sie würden hinlänglich Stoff geben, das interessante Leben der Kosaken der Vorzeit und Gegenwart aufzuhellen, und erlauben, tiefere Blicke in die Eigenthümlichkeiten der Steppe zu thun.

Das Land der don'schen Kosaken wird nur wenig bebaut und würde wohl im Stande seyn, noch die vier- bis sechsfache Zahl von Menschen zu ernähren. Der Kosak, geborner Krieger, liebt die Feldarbeit nicht und thut sie nur, weil ihn die Noth dazu zwingt; dann baut er aber nur so viel, als er eben zu seinem Unterhalte braucht. Anstatt die Steppen zu bebauen und da wo es geht sie zu bewässern, schweift er auf seinen Pferden in der Umgegend umher oder streckt sich auf einer schattigen Stelle auf den Boden, um sich dem süßen Schlafe, den er über alles liebt, zu ergeben. Das Land ist durchaus nicht so wasserarm, als es angegeben wird, da außer dem breiten und wasserreichen Don besonders noch der Choper, die Medwjediza, die Tschir, der Donetz und die Manütsch es durchfließen. Von großen Wäldern ganz entblößt, regnet es im Sommer nur selten, und oft tritt eine Dürre ein, die meist die Monate Julius und August anhält und bisweilen schon im Junius beginnt. Die Kosaken haben sich demnach auch nur an den Flüssen angesiedelt und bebauen dort das Feld. Wie leicht ließen sich aber nicht Wasserleitungen anbringen, wenn thätige und betriebsame Menschen diese Gegenden bewohnten? Die große armenische Ebene, in der Eriwan und Etschmiadsin liegt, und die von dem Araxes durchflossen wird, ist weit ärmer an Wasser, und doch verstehen die fleißigen Armenier und Tataren durch Wasserleitungen dem Boden reichlichen Ertrag abzugewinnen.

Bei dieser den Kosaken angebornen Trägheit war es früher nicht selten, daß Mißernten und mit ihnen Hungersnoth sich einstellten und dann eine große Menge Menschen dem Hungertode preisgegeben zu Grunde gingen. Um diesem nicht selten wiederkehrenden Elende vorzubeugen, legte seit einiger Zeit die russische Regierung große Magazine an und zwang die Kosaken nach jeder Ernte ein gewisses Quantum Getreide in dieselben abzuliefern, von dem sie nun bei Unglücksfällen zehren können. So vermögen eine und selbst zwei Mißernten noch keine Hungersnoth her-

vorzurufen. Und doch haben sich die Kosaken nur ungern und mit großer Ueberwindung in diese heilsame Maaßregel gefügt.

Außer den Kosaken durchziehen noch Kalmücken, besonders im Sommer, die Steppen des Landes mit ihren Heerden, und da sie nur so lange an einem Ort verweilen, als diese Nahrung daselbst finden, so führen sie den Namen der nomadisirenden Kalmücken (kotschújuschtschija kalmycki). Ihre Heerden sind oft bedeutend und bestehen meist aus Hornvieh und Kamelen. Im Winter verlassen sie nun großentheils das don'sche Land und erwarten jenseits des großen Sees, der durch die Manütsch gebildet ist, in der Provinz Kaukasien die Wiederkehr des Frühlings.

Die Viehzucht der Kosaken ist unbedeutend und eben wieder nur so stark, als sie für ihren eigenen Bedarf hinreicht; desto mehr Sorgfalt aber widmen die Kosaken den Pferden, die ihnen oft höher als Weib und Kinder stehen und mehr als diese gepflegt werden. Man findet dieß bei allen Völkern, wo das Pferd der treue Begleiter des Mannes ist.

Eben so wenig der Kosak Ackerbau liebt und treibt, eben so wenig versteht er den Don und die übrigen schiffbaren Flüsse zu benutzen. Und was sollte er auch ausführen? Hat er doch nichts, was er dem fremden Kaufmanne darbieten könnte! Nur gezwungen baut er einen schlechten Kahn, um auf das jenseitige Ufer zu gelangen, und hat ihm der Gott der Ernte einmal nach Abzug des Quantums für die Magazine noch Ueberfluß an Getreide gegeben, oder will er die Häute seines geschlachteten Hornviehes gegen Branntwein, Tuch ꝛc. umtauschen, so verfertigt er sich eine kleine Art von Segelschiff, was aber kaum mehr als 12—16 Mann zu fassen vermag, kein Verdeck besitzt und in der Regel noch überladen wird. Auf ihm steuert er dem asoff'schen Meere zu. Der geringste Wind bemächtigt sich bald des leichten Fahrzeugs und schaukelt es hin und her, aber ohne Hand anzulegen, überläßt sich der Kosak furchtlos dem Geschick, das über ihm waltet und dem er nicht zu entgehen vermag. Der Glaube an das unerbittliche Fatum beherrscht den Kosaken eben so wie den Türken, und mit ihm stürzt er sich kühn jeder Gefahr entgegen. Jedoch unterläßt er nie als frommer Christ von Zeit zu Zeit dabei den Schutzheiligen seines Landes, den heiligen Nikolaus, anzuflehen. Ich habe selbst gesehen, daß Barken auf der Seite lagen und jeden Augenblick umzustürzen drohten,

der Kosak in ihr blieb aber ruhig auf seinem Sitze und blies, ohne eine Miene zu verziehen, Dampfwolken aus der kurzen Pfeife, als wäre eben gar keine Gefahr vorhanden.

So wie das ganze Volk der Kosaken aus verschiedenartigen Völkern mit der Zeit sich gebildet hat, eben so verschiedenartig ist die Tracht. Zweifelsohne herrscht das tscherkessische Element in der Kleidung des Mannes sowohl als in der des Weibes vor, und noch heißt der Ueberrock des ersteren Tscherkeska. Er ist von Tuch und unterscheidet sich von dem Nationalrocke der Tscherkessen dadurch, daß die Aermel wie bei dem Rocke der Polen aufgeschlitzt sind. Auch besetzen die Tscherkessen ihren Rock vorherrschend mit Silber-, die Kosaken mit Goldtressen. Er ist kurz, wie man ihn auch bei den Kabarden, aber nicht bei den Tscherkessen des Meeres findet und reicht kaum bis an die Kniee. Unter ihm befindet sich ein seidener Kaftan, der Agaluk der Kaukasier und Grusier, aber mit silbernen Knöpfen besetzt und durch einen reichgestickten Gürtel zusammengehalten. Auf dem Kopf trägt er eine hohe Mütze von brennendrothem Sammt mit Gold gestickt und mit Tressen besetzt. Die Frauen besitzen ebenfalls einen tuchenen, aber längeren Oberrock, die Kawraka, und unter ihr, aber kaum bis zum Knie reichend, das dem Agaluk analoge Gewand, den Kobelek, aber anstatt daß dieser durch einen Gürtel zusammengehalten wird, bedient man sich einer Art breiter Leibbinden, aber ebenfalls reich geziert. Von dem Knie an werden die meist weißseidenen und weiten Beinkleider sichtbar. Der Kopfputz unterscheidet sich nur wenig von dem der Russinnen und besteht ebenfalls aus einer Powjaska (einer Art Stirnbinde) von rosafarbenem Atlas, oder einer gewöhnlichen Kolpatschka von geblumtem Zeug und durch ein Tuch (Torgatsch) festgebunden.

Nicht weniger verschieden als die Kleidung ist die Gestalt des Kosaken, und daher mögen wohl die verschiedenen Meinungen, nach denen die Kosaken bald einen schönen, bald einen häßlichen Menschenschlag bilden, entstanden seyn. Der ächte unvermischte Kosak aus rein tscherkessischem Stamme hat eine hohe, noble Figur, und mit Würde gebraucht er seine schön geformten Glieder. Der starke, schwarze Schnurrbart zieht sich bis zum Kinn herunter. Aber je mehr türkisches oder wohl gar mongolisches Blut in seinen Adern fließt, um so mehr treten die aufgedunsenen Glieder,

die hervorſtehenden Backenknochen, die kleinen geſchlitzten Augen und die gelbe Hautfarbe hervor. Eigenthümlich iſt es aber, daß das Koſakenmädchen ſtets eine liebliche Erſcheinung iſt, und nur ſelten findet man unter ihnen häßliche Geſichter. Es ſcheint als wenn bei den Frauen der mongoliſche Charakter ſich nie hätte ausbilden können. Auf meiner ganzen Reiſe habe ich nie Gelegenheit gehabt, unter den Frauen die gelbe Hautfarbe auch nur in geringem Grade zu beobachten. Alle hatten ein mehr rundliches Geſicht, dunkelbraune ſchlichte Haare, rothe Wangen und in der Regel kleine nette Füßchen und Hände. Ihr Betragen gegen Fremde iſt offener als bei den Ruſſinnen, aber auch ſtrenger. Sie ſcherzen gern und necken häufig ſelbſt den unbekannten Fremden. In der Regel ſind ſie auch mehr groß als klein und deßhalb ſchon leicht von den meiſt kleinern Ruſſinnen zu unterſcheiden.

Es freute mich, als mir Gelegenheit gegeben wurde, hier der Feier einer Verlobung beizuwohnen. Einer der reichern Koſaken verlobte ſeine einzige Tochter mit dem Sohne eines Freundes. Die Bande der Freundſchaft hatten die Väter ſeit ihrer erſten Jugend an einander geknüpft und in vielen Schlachten hatten ſie neben einander für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes gekämpft. Als mit der Verbrennung Moskau's Napoleons Stern unterging, kämpften ſie zuerſt an der Bereſina gegen den Feind des Vaterlandes und verließen unter Anführung ihres Hetmans Platoff ihre heimathlichen Gefilde, um den Erbfeind auf Leipzigs Auen zu bekämpfen und in ſeinem eigenen Reiche anzugreifen. Beide hatten Paris geſehen und waren noch voll von den Wunderdingen, die ſie dort gefunden. Aber Petersburg iſt doch ſchöner! fügte der eine, ſtolz auf die Reſidenz ſeines Kaiſers, den Erzählungen ſeines Freundes bei.

Das ganze Dorf war Zeuge der feierlichen Handlung, welche heute die Kinder zweier Freunde an einander knüpfen ſollte. Das geräumige Zimmer konnte kaum die Gäſte faſſen, die in ihren mit Gold, Silber und Perlen reichgeſtickten Feſtgewändern nach und nach erſchienen. Der Hausvater empfing mit der Hausmutter einen jeden herzlich, gleichviel ob er reich oder arm, hoch oder niedrig geſtellt war. Zuletzt kam erſt der Bräutigam und die Braut in Schmuck feierlich gehüllt. Ich habe nie geglaubt, daß die Koſaken einen ſolchen Reichthum von Edelſteinen und ächten Perlen

beſitzen, und wäre die Feierlichkeit am Abend vor ſich gegangen, um vieles prachtvoller hätte ſich alles ausgenommen. Jedermann ſchien geblendet von dem Reichthum der Gewänder des Brautpaares und blickte doch unverwandt nach jenen hin, ſich ſtets bekreuzigend. Der bei uns noch hie und da erſcheinende Aberglaube, daß Hexen und überhaupt ſchlechte Menſchen mit ſogenanntem böſem Blick durch ein ſcharfes Anſehen Unglück hervorzurufen im Stande ſeyen, herrſcht im hohen Grade noch in Rußland, und kein Ruſſe ſieht einen andern lange, gleichviel ob vor Bewunderung und vor Freude an, ohne das Zeichen eines Kreuzes zu machen, gleichſam als wollte er ſagen, ich bin ein Chriſt und rufe nicht Unglück über dich hervor. Nach der ſtummen Bewunderung erfolgten Exclamationen, und Jedermann ſuchte den Eltern oder den zu Verlobenden etwas Freundliches mit ſüßen, oft bilderreichen Worten zu ſagen. Bis dahin ſtanden die beiden zu Verlobenden noch entfernt von einander und umgeben von ihren nächſten Verwandten und Freunden. Nun ging die Mutter auf die Tochter zu, faßte ſie bei der Hand und ſtellte ſie auf die linke Seite ihres künftigen Bräutigams. Die gute Frau war tief ergriffen durch die Feier des Tages und durch den nahe bevorſtehenden Verluſt der geliebten Tochter. Laut ſchluchzte ſie auf, als der Vater die Hand ſeiner Tochter in die ſeines künftigen Schwiegerſohnes legte und zu der erſten mit heiterer Stimme ſagte: „Tochter, hier iſt dein Bräutigam und hier (indem er ſich zum Bräutigam wandte), mein Sohn, iſt deine Braut.“ Hiermit war die Verlobung proclamirt, und die Verlobten wurden feierlich als ſolche vorgeſtellt. Nun trat die Zeit der Glückwünſche ein und die Freude erhielt ſchnell dadurch einen hohen Grad, daß der Bräutigam don'ſchen Wein herumreichen ließ, und die Braut ſelbſt dieſen den Gäſten credenzte. Der Lärm dauerte eine lange Zeit, bis der Bräutigam ihm dadurch ein Ende machte, daß er das übliche Geſchenk, nämlich Geld, hier aus mehreren Goldſtücken beſtehend, der Braut überreichte und dieſe hocherfreut die blinkenden Münzen betrachtete. Das Geld ſoll bedeuten, daß den künftigen Eheleuten es nie daran fehlen möge, ſondern im Gegentheil Ueberfluß daran hätten. Nun überreichte die Braut ihrem Geliebten einen Teppich, in den ſie ſelbſt mühſam freundliche Blumen gewirkt hatte. Nachdem alle die Geſchicklichkeit der Braut hinlänglich bewundert hatten, begannen nun Verwandte und Freunde ihre Ge-

ſchenke der Braut zu überreichen, und reichlich floſſen ihr Ringe, Spangen, Powjaſken, ſeidene Tücher u. ſ. w. zu. Der Wein hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt und immer lauter wurde die Geſellſchaft. Unter Begleitung der nur aus drei Saiten beſtehenden Nationalzither, der Balalaika, wurden Nationalgeſänge und ein Lied zu Ehren des Brautpaares abgeſungen. Die Muſik der Koſaken, wie im Allgemeinen auch die der Ruſſen, beſitzt etwas Eigenthümliches, ich möchte es etwas Melancholiſches nennen, was beſonders das Gemüth ergreift und leicht weich macht. Ich habe häufig ſpäter Gelegenheit gehabt, Geſänge zu hören und nicht allein in den Worten das Gemüth Ergreifendes gefunden, ſondern noch mehr ſchien es mir in dem Tone, in der Stimme der Sänger zu liegen. Die Kirchengeſänge in der Capelle des Oberbefehlshabers in Tiflis wurden von Koſakenknaben und Männern vorgetragen und gefielen mir ſo ſehr, daß ich nur ungern die Gelegenheit, ſie zu hören, verſäumte. Ich zog ſie nicht ſelten dann den gut und ſtark beſetzten Capellen Petersburges vor. Tanz machte auch hier den Schluß des Feſtes. In dem Tanze des Koſaken, der ja auch hin und wieder bei uns getanzt wird, ſpricht ſich das ganze Volk aus. Die Hände in die Seite geſtemmt, ſteht der Koſak ſeiner Tänzerin entgegen, blickt frei und kühn um ſich, und in ſeinen grotesken Bewegungen und oft ſchwierigen Sprüngen ſpricht ſich die Kraft des ganzen Volkes aus.

Trotzdem das weibliche Geſchlecht bei den Koſaken nicht ſo untergeordnet und an den Willen des Mannes gebunden iſt, wie bei den ſüdlichen Nachbarvölkern und faſt bei allen Orientalen, ſo hat das Mädchen doch bei der Wahl des Mannes, mit dem ſie das Leben durchwandern ſoll, gar keine Stimme. Aber auch der Sohn wagt nicht gegen den Willen der Eltern eine Wahl zu treffen, ſondern wartet in der Regel ab, wen ihm die Eltern zutheilen. Dieſe bereden ſich mit den Eltern des Mädchens, das ſie für ihren Sohn auserleſen haben, nachdem ſie in der Regel ſchon einen Verwandten als Freier abgeſchickt hatten, und ſchließen unter ſich den Contract ab. Nun erſt erfahren die jungen Leute, was ihnen bevorſteht, bekommen ſich aber erſt an dem Verlobungstage zu ſehen. Die Verlobung wird bei den Koſaken, und wenn ich nicht irre, auch bei den Kleinruſſen mit dem Worte Rukobitje ausgedrückt, und dieſes bedeutet wörtlich überſetzt Handſchlag.

Die Feier der Hochzeit iſt nicht verſchieden von der, wie ſie bei den Ruſſen gewöhnlich gefunden wird. Sie iſt ein rein kirchlicher Act und ſchließt alle tobenden und lärmenden Vergnügungen aus. Die kirchlichen Ceremonien nehmen auch den größten Theil des Tages weg und geſtatten nur, daß die nächſten Verwandten dem heiligen Sacramente, als welches die Trauung wie bei den Katholiken betrachtet wird, beiwohnen.

Die Verlobungsfeier und beſonders der zweitägige Aufenthalt in Neutſcherkask gaben mir auch Gelegenheit, das Volk der Koſaken in ihren Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Meine Beobachtungen wurden ſpäter noch dadurch vermehrt, daß auf meinen Wanderungen durch Oſſien und die transkaukaſiſchen Länder mir Koſaken zur Begleitung beigegeben wurden.

Ein heiterer Sinn und Sorgloſigkeit ſind die Attribute, welche die Koſaken vor allem auszeichnen. Kein Unglück, und wenn noch ſo groß, vermag den Koſaken ganz zu beugen, und unterſtützt durch ſeinen Glauben an ein unabänderliches Fatum erträgt er die größten Leiden ruhig und ohne Murren. Ich habe Väter geſehen, die mit aller Liebe an ihren erwachſenen Söhnen hingen und doch ruhig die Nachricht von dem Tode derſelben ertrugen. Nur auf wenig Stunden vermochte der herbſte Schmerz die angeborne Fröhlichkeit ganz zu unterdrücken. Bald tauchte dieſe wieder hervor und erquickte mit ihren wohlthuenden Strahlen das verwundete Herz. „Sie ſind im Kampfe fürs Vaterland geſtorben," waren die Worte des Troſtes, die der arme Vater ſich ſelbſt zurief.

Alle ſechs Jahre zieht der Koſak hinaus in die Fremde und bewacht für eine gleiche Zeit die fernſten Gränzen des ruſſiſchen Reiches. Der daheim gebliebene bebaut die Felder, deren Ertrag ihm allein ohne alle Zehntabgabe gehört, und ſorgt für die Viehzucht. Da er aber nur ſo viel Getreide baut, als er zu ſeinem Lebensunterhalte bedarf, ſo ſind die Geſchäfte, welche auf ihm liegen, nur ſehr gering. Im Winter und im Sommer, nach der Beſtellzeit bis zur Ernte lebt er müßig und gibt ſich auch ganz der Unthätigkeit und Sorgloſigkeit hin. Die nicht ſehr ſtrenge, aber gleichmäßige Kälte des Winters feſſelt den Koſaken in ſeinem Hauſe, und ohne Sinn zu einer geiſtigen Beſchäftigung bringt er den größten Theil des Tages ebenfalls mit Schlaf zu. Auf ſchlecht oder gar nicht gegerbten Schaffellen ſtreckt er ſich hin und bläst, wenn

der ſüße Schlaf ſeine Augen flieht, ruhig den Tabaksrauch vor ſich in die Luft, in ſeinem gedankenloſen Brüten ſich gefallend. So ſitzt er oft mehrere Stunden lang, vor ſich hinblickend, in einer für ihn angenehmen Stimmung und Gemüthsruhe. Nur bisweilen holt er ſeine Waffen hervor, beſieht ſie und reinigt ſie, wenn auch kein Fleck daran zu erkennen wäre. Die Kälte, die er nicht liebt, veranlaßt ihn noch mehr, das warme Zimmer nicht zu verlaſſen, und ſo lebt er mit ſeiner Familie ziemlich abgeſchloſſen von der übrigen Welt.

Mit dem Frühlinge, der allmählich ſich einſtellt, beginnt in dem Koſaken ein neues Leben und mit der erwachenden Natur erwacht auch ſeine Thätigkeit. Die lange Ruhe des Winters war ihm doch am Ende zum Ueberdruß, und am erſten warmen Tage verſammelt ſich die ganze Stanitza auf einem freien Platze, des beginnenden freundlichen Wetters ſich zu erfreuen. Die langen Faſten vor Oſtern tragen noch dazu bei, die letzten Wochen des Winters zu verbittern und den Frühling freudiger zu begrüßen. Oſtern iſt das Feſt, was zum erſtenmale Jung und Alt wiederum mehr zuſammenführt. Der Ausruf Christos woskress (Chriſtus iſt auferſtanden), der durch ganz Rußland widerhallt, iſt für die don'ſchen Koſaken das erſte Zeichen einer allgemeinen Fröhlichkeit. Der Triumph, daß Chriſtus die Sünde und den Tod durch ſeine Auferſtehung beſiegt hat, theilt ſich der ganzen griechiſchen Chriſtenheit mit, und jedermann begrüßt mit dem zwölften Glockenſchlage den erſten Oſterfeiertag. Christos woskress iſt die Begrüßungsformel und ein Kuß der höchſten Freude über die Auferſtehung des Heilandes beſiegelt das Band, das die gemeinſame Religion um alle Rechtgläubigen, gleichviel ob Alt oder Jung, Reich oder Arm geknüpft hat. Ein allgemeiner Jubel erfüllt die Luft, und dieſe Fröhlichkeit, wie ſie begonnen, ſetzt ſich durch das ganze Land fort, alle traurigen Gedanken verſcheuchend. Die Freude über die Auferſtehung iſt zu groß, um nicht im Stande zu ſeyn, auch den größten Schmerz eines Gläubigen zu beherrſchen. Buntgefärbte und gemalte Eier, die man ſich gegenſeitig nach dem Bruderkuſſe ſchenkt, tragen auch äußerlich das Gepräge der Freude und geben zu allerhand Ergötzlichkeiten Gelegenheit.

Die Feldarbeiten nehmen nach Oſtern dem Koſaken nur wenig Zeit und es bleibt ihm noch genug übrig, der allmählich immer mehr entfaltenden Natur ſich zu erfreuen. Vorzüglich des Nachmittags an einem Sonntag verſammelt ſich die ganze Stanitza, Alt und Jung, auf der grünen und mit den ſchönſten Blumen geſchmückten Steppe, um ſich der Fröhlichkeit ganz hinzugeben. Nur die betagten Mütterchen bleiben daheim oder ſetzen ſich vor die Thüre, um alles was vorgeht zu beachten. Nach dem Alter und Geſchlechte theilen ſich die Bewohner der Stanitza in Gruppen. Die Männer ſetzen ſich in einen Kreis, rauchen ihr kurzes Pfeifchen und erzählen ſich gegenſeitig aus ihrem thatenreichen Leben. Der eine rühmet ſich des Kampfes mit einem Tſcherkeſſen, während der andere auch der Zeit gedenkt, wo ihr Kaiſer ſiegend ſie nach der Hauptſtadt der gehaßten Franzoſen führte. Mit beredter Zunge preist ein dritter die Thaten ihres geliebten Hetmans Platoff, und ein vierter erwähnt der ſchönen Zeit, wo ihre Vorfahren frei und unabhängig als Herren die Steppen Südrußlands durchzogen. So ſehr auch der Koſak ſeinen Kaiſer liebt und ehrt, ſo preßt doch das Andenken an die frühere Zeit manchen Seufzer aus, und unwillig über die Unthätigkeit, in der zu verharren ihn jetzt die Umſtände zwingen, flieht er oft die friedlichen Erzählungen der Cameraden, beſteigt das treue Roß und ſtürzt ſich hinaus in die weite Steppe, den Unmuth, der an ſeinem Herzen zu nagen beginnt, durch Jagd vertreibend. Die gelbbraune Saiga, die Gaſelle der ruſſiſchen Steppen, mit dick aufgeſchwollenem, knorpeligem Schwanze und weiten Naſenlöchern iſt dann meiſt der Gegenſtand, an den der Koſak den angebornen kriegeriſchen Sinn und ſeine Geſchicklichkeit an den Tag legt.

Die jungen Burſche, die noch daheim geblieben und noch nicht die Fremde erſchauten, lauſchen neugierig den Erzählungen ihrer Väter zu und ſehen ſehnſüchtig der Zeit entgegen, wo auch ihnen Thaten eröffnet werden. Doch erſt müſſen ſie, ſo lange das Vaterland nicht in Gefahr iſt, ihre volle männliche Kraft erhalten und ſich an der Hand eines treuen Weibes den eigenen Herd, der ihnen mit den Eltern gleiche Rechte gibt, erbauen. Und oft ruft das Geſchick den glücklich Liebenden ſchon wenige Monden nach der Hochzeit von dem ehelichen Lager, um auf ſechs Jahre das

treue Weib und das theure Vaterland zu verlaſſen. Weinend, aber nicht murrend bringt ſelbſt das geliebte Weib die blanken Waffen und ein kleines Beutelchen mit heimathlicher Erde gefüllt. Die Mutter, die häufig ſchon ſolche Augenblicke erlebt, ſchnürt dem Sohne das Bündel und packt ihm noch von Leckerbiſſen ein, was die Vorrathskammer ihr darbietet. Die Kinder ergreifen das kurze Kiſſen, auf dem des Nachts das Haupt des Vaters ruhet, und ſchnallen es auf den hölzernen und kleinen Sattel. So zieht der Mann mit jugendlich friſchem Muthe aus und gedenkt in fernem Lande der Lieben, die auch ſeiner gedenken. Ueberſchleichet ihn in einer wehmüthigen Stunde die Sehnſucht, dann wendet er ſeine Blicke nach der Gegend hin, wo der Don ſeine Heimath bewäſſert und holt das Beutelchen mit vaterländiſcher Erde gefüllt und neben dem Kreuze auf ſeiner Bruſt hängend, hervor, um ſich ganz in die heimathlichen Gefilde zu verſetzen. Die Erde der Scholle, wo er geboren, iſt ihm heilig und nichts vermag das theure Pfand ſeinen Händen zu entreißen. Wirft Krankheit an den ungeſunden Küſten des ſchwarzen Meeres ihn darnieder oder trifft ihn in offener Schlacht eine feindliche Kugel, dann holt er ſchnell den Talisman von ſeiner Bruſt, drückt ihn noch einmal an ſeine blaſſen Lippen und haucht in dem Gedanken an ſein Vaterland und die daheim Gebliebenen ſein treues Leben aus.

Ruhig erwartet die Hausfrau die Stunde, wo ihr der Gatte wiedergegeben wird, beſorgt in der Zeit alle häuslichen Geſchäfte, und bebaut den Acker, der ihr und ihren Kindern das nöthige Brod geben ſoll. Sie lebt nur ihren Kindern und zieht ſich von jeder lärmenden Freude zurück. Und wenn nun der Vater ſonnenverbrannt aus dem heißen Süden heimkehrt, um nun wieder ſechs Jahre der Ruhe und des ehelichen Glücks zu pflegen, dann führt ihm die Mutter die Kinder zu und alles jauchzt dem geliebten Vater entgegen. Und der Vater iſt ihnen nicht fremd geworden, und ſelbſt der nachgeborne Sohn, den die Mutter, als ihr Gatte auszog, noch unter ihrem Herzen trug, fühlt ſich zu dem ihm unbekannten Mann gezogen und ſtimmt dem allgemeinen Jubel bei.

Doch nicht ſelten ſind die Fälle, wo das Gerücht einen Koſaken im Kampfe oder durch Krankheit umkommen läßt, oder wo der Koſak, in Gefangenſchaft gerathen, erſt ſpäter in ſeinem Vaterlande wieder an-

kommt und dann in seinem Hause einen andern findet, der seine Stelle eingenommen hat. Die Regierung legt leider allen frühen Verheirathungen von Wittwen keine Hindernisse in den Weg und begünstigt im Gegentheile dieselben, das Allgemeine, nicht aber das Specielle berücksichtigend. Wie traurig solche Ereignisse auf den Wiederkehrenden wirken müssen, ist nicht zu beschreiben, und trüge nicht wieder hier die den Kosaken angeborne Fröhlichkeit und sein leichter Sinn dazu bei, leichter ein Mißgeschick zu ertragen, solche Fälle könnten und müßten die schlimmsten Folgen haben.

Schon von frühester Jugend an werden die Kosakenknaben für ihre dereinstige Beschäftigung vorgebildet. Jeder Knabe ist Soldat, und es bleibt ihm gar nichts übrig, als das Kriegshandwerk. Bald nach der Geburt erhält er schon seine Lanze und Flinte. Schon zeitig lehrt der Vater seinen Sohn das Roß besteigen und es mit geschickter Hand dem Willen zu unterwerfen. Mit kleinen Lanzen spielt er täglich, macht sie sich zur Gewohnheit, und kaum vermag er die schwere Flinte zu regieren, so geht er schon auf die Jagd oder schießt nach der Scheibe. Alle seine Spiele sind Kriegsspiele und endigen selbst nicht selten blutig. Keine Thräne aber wagt der Schwergetroffene zu vergießen, denn ein allgemeines Gelächter würde nur seinen Schmerz vermehren. Kaum kann der Jüngling die Zeit erwarten, wo ihn das Vaterland ruft und ihn in die unwirthsamen Marken sendet. Im Kriege allein fühlt er sich in seiner Kraft und verwünscht deßhalb nicht selten die sechs Jahre der Unthätigkeit, welche ihn an die Heimath fesseln. Selbst noch im hohen Alter ist ihm der Krieg das Element, in dem er sich nur bewegen will und kann, und erreicht ihn der Tod auf der heimathlichen Scholle, dann bittet er, daß Lanze, Flinte, Mütze und die Nogaika*) hinter dem Kreuze auf sein Grab gestellt werden.

Das weibliche Geschlecht ist weit mehr dem männlichen als bei uns untergeordnet, und der Mann ist im vollen Sinne des Wortes Herr in seiner Familie. Die Mädchen unterstützen die

*) Nogaika ist die kurze Peitsche der Kosaken, welche unserer Reitpeitsche gleich nur von Reitern gebraucht wird. Sie hat einen kurzen kaum mehr als fußlangen Stiel, an der die ebenfalls kurze, dicht geflochtene und vorn breite Peitsche befindlich ist.

Mutter in ihren Geschäften und werden der männlichen Jugend fern gehalten. Gemeinschaftliche Spiele sind selten und eigentlich nur in der schönen Pfingstzeit erlaubt. Während die jungen Burschе durch Soldatenspiele oder auf der Schaukel ihre Zeit vertreiben, sehen entweder die Mädchen jenen zu und schäkern miteinander oder spielen ihre eigenen Spiele. Am beliebtesten ist die Kuljutschke, ein Spiel, das unserm Versteckens am meisten ähnelt, aber unendlich mehr Gelegenheit zur Mannichfaltigkeit und zum Scherz darbietet. Alle Mädchen theilen sich nämlich in zwei Partien, und jedes der einen Partei sucht sich eine Freundin in der andern aus. Nun verstecken sich die einen und die andern suchen, aber jedes Mädchen hat nur die von ihr selbst bestimmte Freundin sich zum Ziele gesetzt und muß eben so lange suchen, bis sie wirklich diese aufgefunden hat. Die Aehnlichkeit in der Kleidung der Kosakenmädchen gibt häufig zu Verwechslungen Anlaß, und da die Versteckten häufig ihre Standorte verwechseln, so geht oft eine geraume Zeit vorüber, bis jedes Mädchen seine Freundin gefunden hat.

Mai und Juni, in die das heitere Pfingstfest fällt, sind die Monate, in denen auch die Kosaken am meisten sich der Fröhlichkeit hingeben und gemeinschaftliche Sorge für heitere Geselligkeit haben. Die Mädchen nehmen jetzt an den meisten Spielen der jungen Burschе Theil und stimmen in ihre Lieder mit ein. Die ganze Jugend zieht hinaus auf die Steppe und verfertigt eine Krone für das schönste Mädchen. Feierlich wird diese damit gekrönt und als Königin (Zaritza) verehrt. Alles drängt sich zu ihr und legt seine Huldigungen ihr zu Füßen. Die jungen Burschе wetteifern um ihre Gunst, denn sie erwählt aus ihnen den König, der bis zum nächsten Jahre in vielen Stanitzen großen Einfluß übt. Man übergibt ihr eine Kandeika (einen Krug) mit Mjöd (Meth) gefüllt, und aus ihr reicht die Königin einem jeden der Reihe nach einen Labetrank. Nun setzt sie sich auf einen erhöhten Sessel, während die Jugend sich rings um sie gruppirt und folgendes Liedchen singt:

Gruschiza, gruschiza moja!
Gruschiza, selenaja moja!
Pod gruscheju djewitza stoit,
Sabawnüja rjetschi goworit:

Ach! nanetsche kakija wremena!
Suschat schen choroschije muschja,
A djewuschek dalnije drusja;
Wsacka djeffka cebje druschaka saschila.
Dalnij drug — bolschaja suchota,
Blischnij drug — weselje sawsegda.
Priswala druschka na tschasok pobüwat,
Unjala jewo i notschka notschusat,
Uprosila nedjeluschka poschit,
Prinusch dajet jewo siloju ljubit.
Usche siloju ne budu ja ljubit,
Po newolje ja ne budu zelowat.

Birnbaum, Birnbaum mein,*)
Grüner Birnbaum mein.
Unter einem Birnbaume ſteht ein Mädchen,
Scherzhafte Worte ſpricht ſie:
Ach, was für Zeiten ſind jetzt;
Die braven Männer kränken die Frauen
Und die fernen Freunde die Mädchen.
Jedes Mädchen hat einen Freund ſich gewonnen:
Ein ferner Freund — ein ſchnelles Dahinſchwinden
(wörtlich: eine große Schwindſucht),
Ein naher Freund — immer Freude.
Sie rief den Freund eine Stunde zu verweilen,
Sie erſuchte ihn die Nacht zu bleiben,
Sie bat, eine Woche (bei ihr) zu leben,
Sie zwang ihn mit Gewalt zu lieben,
Mit Gewalt werde ich nicht lieben,
Gegen meinen Willen werde ich nicht küſſen.

In der Zeit blickt ſie um ſich und ſucht ſich den zum jungen Burſchen, der ihr am meiſten gefällt. Das Ende des Liedes iſt auch das Ende ihrer Herrſchaft, denn nun muß ſie den Nachfolger (Zar) erwählen. Eine große Stille tritt mit der letzten Sylbe des Liedes ein und jedermann blickt unverwandt auf die immer mehr erröthende Königin. Und je länger ſie mit ihrer Wahl zaudert, je verlangender wird der Haufen. Endlich ſteigt ſie von ihrem Thron herab, ergreift ihre Krone, überreicht ſie

*) Der Birnbaum iſt für die don'ſchen Koſaken, ſo wie für die Ruſſen das Zeichen des Kummers.

dem, der ihr am meisten gefällt und bringt die ersten Huldigungen dem neuen Könige dar.

Die Bewohner der Stanitzen, welche an dem Ufer des Don wohnen, lieben den Fluß ihrer Heimath und bringen auf ihm jährlich, ebenfalls zur Pfingstzeit, fröhliche Feste zu. Er fließt nur langsam in der ebenen Steppe und führt deßhalb den Namen Tichoi Don (langsamer oder sanftfließender Don).

Eine Menge Lieder gelten ihm und mehrere zeichnen sich durch ihren poetischen Werth aus. Leider besitze ich von folgendem nur die vier ersten Zeilen:

Tichij Don	Stiller Don
Sinij Don	blauer Don
I schirok	und breit
I glubok etc.	und tief ꝛc.

Häufig betrachten ihn die Kosaken sogar wie die Aegyptier ihren Nil, als den Spender der Fruchtbarkeit und verehren ihn in hohem Grade. Lächerlich ist aber, daß, da in Rußland ein jeder nicht mit dem Familiennamen, sondern mit dem Vornamen und dem Namen des Vaters gerufen wird, auch der Don, weil er aus dem Johanns-See im Tulaischen Gouvernement entspringt, als Vater einen Iwan (Johann) erhalten hat, nachdem er nun Don Iwanowitsch (Don Johanns-Sohn) heißt. Der Name Johann ist auch, wie bei uns, bei den Russen sehr verbreitet, und um der einheimische Sitte zu fröhnen, werden Fremde, deren Vor- und Vaters Vor-Namen man weiter nicht kennt, Joann Joannowitsch genannt, sie mögen sonst heißen wie sie wollen.

An einem schönen Mai- oder Junitage bedeckt sich der ganze Don mit schön geschmückten Barken, und Jung und Alt rudert fröhlich hin und her. Lustige Lieder erschallen von einem Ufer bis zum andern. Bildet der Don in seiner Mitte eine Insel, dann wird diese zum Ort des Vergnügens erwählt und dorthin werden Speisen und Getränke geschafft. Zwischen der Stanitza und jener Insel ist ein reges Leben, und die Barken gehen herüber und hinüber. Erst spät, wenn schon lange die Sonne untergegangen ist, trennt sich das lustige Völkchen und segelt seinen Hütten wieder zu. Die Speisen und Getränke sind durchaus nicht so einfach, als es vielleicht scheint, und bei großen Festen

verſtehen die Koſaken mit großer Kunſtfertigkeit die Tafel mit den verſchiedenartigſten Gerichten aufzuputzen und ihr oft das ſeltſamſte Ausſehen zu geben. Der Kwas, das ruſſiſche Nationalgetränk, iſt erſt ſeit kurzer Zeit in dem Lande eingeführt worden und wird nicht geliebt, dafür findet man aber Meth und Wein, an den Ufern des Don unterhalb Neutſcherkask und bei der Zemljänskiſchen Stanitza bereitet. Vor allem liebt aber der Koſak ſeinen ſchlechten und leichten Branntwein und nächſt dieſem die tatariſche Buſa, von der ich ſpäter noch ſprechen werde. Die Speiſen ſind zum Theil ruſſiſch, zum Theil aber auch orientaliſch. Suppen ſind noch nicht wie bei den Orientalen vom Tiſche verdrängt, aber unterſcheiden ſich weſentlich von den unſerigen. Die ruſſiſche Sauerkraut- (oder, wie ſie gewöhnlich genannt wird, Kohl-) Suppe, die Itſchi, wird zwar häufig und gern gegeſſen, der Koſak gibt aber ſeiner Pochlebka, einer Art flüſſigen Pillaus und wie dieſer aus Hühnern, Reis, Roſinen und Butter bereitet, den Vorzug. Wie bei den Orientalen iſt das Hammelfleiſch die Lieblingsnahrung der Koſaken, und wird dem Fleiſche aller andern Thiere vorgezogen. Nur ungern eſſen die Koſaken Rindfleiſch. Mit vieler Kunſt verſtehen ſie ein junges Lamm an dem Spieße zu braten und dann auf einer großen Schüſſel in ſeiner lebenden Stellung, auf allen vier Füßen ſtehend und den Kopf in die Höhe gerichtet, aufzuſtellen. Oft iſt es von Blumen und Kräutern ſo umgeben, daß es den Anſchein hat, als weide es inmitten einer Wieſe. Das Fleiſch des Hammels wird aber auch noch auf verſchiedene Weiſe zubereitet, und ebenfalls Lieblingsgericht iſt die ſogenannte Morkwa, die gleich dem ruſſiſchen Borſchtſch aus Fleiſch, rothen Rüben oder Möhren und Speck beſteht, aber anſtatt des Rindfleiſches der Ruſſen bedienen ſich die Koſaken zu ihrer Morkwa des Hammelfleiſches. Wie bei den Ruſſen, ſo fehlt auch nie bei den Koſaken auf der Tafel eine große Paſtete (Pirog) mit Fiſch oder anderem Fleiſche gefüllt. Die don'ſchen Steppen liefern aber in Menge Rebhühner und Wachteln, und ſo zieht der Koſak dieſe auch bei uns ſo ſehr beliebten Vögel vor, ſeinen Pirog damit zu füllen. Milchſpeiſen liebt der Koſak mehr als der Ruſſe und er beſitzt verſchiedene Arten, die aber alle mit Ausnahme der beliebten Sjusma einem europäiſchen Magen nicht ſchmecken werden. Wie die Botwinje der Ruſſen mir ſtets zuwi-

der war, ſo konnte ich mich nie an die Ureh der Koſaken, einem Brei aus Hirſe mit ſaurer Milch bereitet, gewöhnen.

Wie ich es ſpäter auf dem kaukaſiſchen Gebirge fand, ſo nehmen auch hier bei Gaſtmählern die Toaſte einen großen Theil der Zeit weg. Als gute Unterthanen bringen die Koſaken den erſten dem Kaiſer; aber im hohen Gefühle ihrer eigenen Kraft und Würde ſchließen ſie ſich unmittelbar dem Toaſte ſelber an:

„Sdrawstwui Zar Gosudar ſ'Kremenoi Moskwe, a mü Donskije Kosaki na tichom Done"

(„Es lebe der Kaiſer, Herr im Kremen'ſchen (ſteinigen) Moskau und wir don'ſche Koſaken am ſanftfließenden Don")

ſind die Worte, welche der Vornehmſte zuerſt ausruft. Aber noch nicht zufrieden damit, erſchallt ihnen allein häufig noch ein zweites Lebehoch:

Sdrawstwui Woisko Donskoje s'werchu donisu i s'nisu do werchu."

(„Es lebe das don'ſche Kriegsland (Heer) von dem Hohen bis zu dem Niederen und von dem Niederen bis zum Hohen.")

Iſt der Hetman gegenwärtig, dann gilt ihm der dritte Toaſt, und nun geht es ſo weiter, bis in der Regel ein jeder einen Toaſt gebracht oder erhalten hat. Der Lärm bei einem ſolchen ſolennen Mahl erhöht ſich mit jedem Toaſt und der reichlich geſpendete Wein trägt zur ſtets lautern Fröhlichkeit bei.

Das größte Vergnügen finden die Koſaken aber in der Jagd, dem Erſatzmittel des Krieges in den ſechs Jahren ihres Zuhauſebleibens. In den früheren Zeiten ſtellte der Hetman wie bei den Mongolen unter Dſchingis-Chan große Treibjagden (bei den Koſaken Gulbü genannt) an, um in den Zeiten der Ruhe, beſonders im Winter, die Krieger in ſteter Thätigkeit zu erhalten und ihnen fortwährend Gelegenheit zu geben, ihre Geſchicklichkeit, ihre Kraft und ihren Muth zu üben. Auf gleiche Weiſe wie uns Petit de la Croix in ſeiner Geſchichte von Dſchingis-Chan (S. 226) erzählt, wurde eine große, durch Anhöhen, Wälder und Flüſſe durchzogene Strecke der Steppe von oft mehreren tauſend Menſchen umſtellt und lärmend und tobend der Kreis immer enger gezogen, bis er ſelbſt ſo dicht war, daß kein Thier mehr durchbrechen

konnte. Nun ſuchte ſich der Hetman eine Anhöhe aus, von der er den ganzen Kreis überſah und die tapferſten Jünglinge und Männer, „die edle Schaar im Glanze der Waffen gehüllt, rückt vor," wenn „zuletzt in enge Ebenen eingeſchränkt, — umzäumtes Feld, erſehen zu blutiger That, — Amphitheater, weit ruhmwürdiger noch, — als Rom ſich einſtens rühmt. — Nun tönt der Trompeten lauter Schall; der Schrei — begieriger Heere durch den Kreis rund um — und wild Geheul der Beſtien innerhalb — Schallt weit am Himmel! Pfeile fliegen, Tod — auf Schwingen von Speer' entfliegen jedem Arm. — Zorn ſchnaubt die Beſtienſchaar, von mancher Wunde — beblutet ganz und gar."

Nichts konnte wohl auch geeigneter ſeyn, als eine ſolche Gulba, den kriegeriſchen Sinn der Koſaken zu erhalten und zu erhöhen. Die ſchnellfüßigen Gaſellen (Saiga) und die Scharpanen (verwilderte und nicht wirklich wilde Pferde) bieten die meiſte Gelegenheit dar, die Behendigkeit von Roß und Reiter zu erhöhen. Mit einer einzigen Waffe, der Schlinge, verſehen ſtürzt ſich der Koſak, wie er eine Saiga oder einen Scharpan erblickt, dieſem nach und ſucht ihn im Rennen ſo weit einzuholen, daß es ihm möglich wird, die Schlinge dem Thiere um den Hals zu werfen. Gelingt es ihm, dann ſchleppt er raſch das gefangene Thier mit ſich und legt es zu den Füßen ſeines Hetmans, innerlich erfreut auf das Lob ſeines Führers. Die eigentlich wilden Thiere, Bären, Wölfe und Schweine machen die Jagd gefährlicher und nehmen mehr den Muth und die Kraft des Koſaken in Anſpruch. Denn nicht immer trifft die Lanze das gereizte Thier tödtlich und „geſchwellt von Schreckenswuth — blitzt Gluth das Auge und auf die junge Schaar — Sie brechen ſchrecklich" — doch „geſtreckt nun auf den Grund, — das Ungeheuer knirſchend liegt, und ſein — faul Blut entſtellt die grüne Flur.*)

Es mag wohl am Ende keinen erfreulichen Anblick mehr geben, wenn die gereizten und zum Theil verwundeten Thiere ängſtlich hin und her fliehen und endlich dem ſichern Tode entgegengehen. Immer neue Kämpfer treten in den Kreis und löſen die ermüde-

*) Samerville's Jagd in Malcolms Geſchichte von Perſien, überſetzt von Spazier Bd. I. S. 262.

ten ab, bis endlich alles Thieriſch-Lebendige getödtet iſt. Nun begibt ſich die ganze Jägerſchaar zum Hetman. Laut ruft er die Tapferſten mit Namen und fordert ſie auf, an dem Gaſtmahle der Helden Theil zu nehmen.

Dieſe Jagden, wie ich ſie eben beſchrieben, werden jetzt nur noch ſehr ſelten und dann nur in verkleinertem Maaßſtabe ausgeführt. Es fehlt der Hetman, der aus ihnen ſelbſt ſtammt, ſelbſt Koſak iſt und ſie zu dergleichen treibt. Häufig geht aber noch der Don'ſche Koſak einzeln und in Geſellſchaft aus, um ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, der Jagd, nachzuhängen.

Achtes Capitel.

Reiſe von Neu-Tſcherkask bis Stauropol.

Neu-Tſcherkask; Kalmüken; Abreiſe; die Bodaisky'ſche Stanitza; die große Steppe jenſeits des Don; die Menge von Reiſenden in der mittleren Jegorlützkiſchen Stanitza; Eiskaukaſien und die kaukaſiſchen Länder; die Donskiſche und Moskauiſche Krepoſt; Ankunft in Stauropol.

Der zweitägige Aufenthalt in Neu- (Nowo-) Tſcherkask gab mir hinlänglich Gelegenheit, die erſt ſeit kurzem neu angelegte Stadt näher kennen zu lernen, und ich benützte auch meine Zeit ſo gut wie möglich, um außerdem noch über die intereſſanten Koſaken fernere Erkundigungen einzuziehen. Eine Verlobungsfeier in einer nahegelegenen Stanitza gab mir am meiſten Gelegenheit, in die Sitten und Gebräuche derſelben einen Blick zu thun. Da ich aber alles, was ſich darauf bezieht, ſchon in dem vorigen Capitel erzählt habe, ſo will ich jetzt zunächſt nur noch Weniges über die Stadt ſagen, und dann in der Beſchreibung meiner Reiſeroute weiter fortfahren.

Neu-Tſcherkask hat von allen Städten, die mir bis dahin bekannt waren, die ſchönſte Lage und zieht ſich auf dem ſüdlichen Abhange einer nicht unbedeutenden Anhöhe hin. Die Stadt iſt ſehr weitläufig und mit der Schnur erbaut. Außer den Krongebäuden ſind nur wenige Privathäuſer vorhanden. Die große Hitze am Tage trug noch dazu bei, die Leerheit und das Oede

der Stadt zu erhöhen, und da alle Fenſter durch Läden verſchloſſen waren, kam es mir wirklich, nachdem ich ſtundenlang in ihr herumgeirrt und keinem Menſchen begegnet war, bisweilen vor, als ſey die Stadt ganz ausgeſtorben oder als befände ich mich in jener bezauberten Stadt, in der alle Menſchen in tiefem Schlaf verſenkt lägen. Ungeſtört konnte ich deßhalb alles betrachten, was meine Neugierde nur einigermaßen erregte. Die meiſten Häuſer ſind von Holz und beſitzen zur Seite einen Hofraum, durch den auch der Eingang führt. Die Regierung hat nichts unterlaſſen, um europäiſche Bildung auch nach den entfernteſten Gegenden ihres Reiches zu verpflanzen, und ſo ſchmücken Neu-Tſcherkask ſchon ein Gymnaſium und eine Kreisſchule. Vor allen Gebäuden zeichnet ſich aber das der Kriegskanzlei aus, und in ihm wird unter Aufſicht eines aus den Koſaken ſelbſtgewählten Kriegsgerichts Recht geſprochen.

Der nahe Don macht die Lage von Neu-Tſcherkask wichtig und ihre Wichtigkeit wird ſich um ſo mehr erhöhen, je mehr induſtrieller Sinn auch bei den Koſaken ſich einſtellt. Wenn ſich erſt unter ihnen betriebſame Menſchen niedergelaſſen und einen Handel eröffnet haben, wird auch bald eine nähere Verbindung der Koſaken mit den übrigen ruſſiſchen Provinzen ſich herſtellen. Ein Goſtinnoi-Dwor (Kaufhaus) iſt zwar erbaut, aber kaum findet man auf ihm die nothwendigſten Bedürfniſſe. Wohlthätig iſt auch die Einrichtung einer Art Meſſe oder Jahrmarkt in Neu-Tſcherkask; aber die Koſaken haben ſich in dieſe neue Einrichtung, welche die Ruſſen erſt den Deutſchen entlehnt und ihr daher auch den deutſchen Namen Jahrmarka gegeben haben, noch nicht gefunden. — Wie mir erzählt wurde, wird er im October, wo er gehalten wird, nur wenig frequentirt.

Wenn man der Hauptſtraße entlang dem Gipfel der Anhöhe zugeht, ſo kommt man an eine Art Tempel, leider ſchon dem Verfalle nahe, über den ich jedoch nichts Näheres erfahren konnte. Aber trotzdem zog er mich der herrlichen Ausſicht halber, die ſich dem Naturfreunde von hier aus darbot, ſo ſehr an, daß ich mehrmals am zweiten Tage meines Aufenthaltes dieſe Stelle aufſuchte. Leider war der Himmel aber nicht rein, und jener nebelige Dunſt, der in hohem Grade in den heißen Monaten Juli und Auguſt die Ebene des Araxes bedeckte und im geringen Grade

auch hier jeder Fernſicht ſich entgegenſetzte, erlaubte mir nicht bis zum nahen aſoff'ſchen Meere zu ſchauen und verwehrte mir ebenfalls die höchſten Gipfel des entfernten kaukaſiſchen Gebirges, die ich ſo gern aus weiter Ferne betrachtet hätte, zu erblicken. Aber das Panorama, das ſich vor meinen Blicken entfaltete, war prachtvoll. Nach Norden hin zieht ſich die ungeheure ruſſiſche Ebene, kaum oder gar nicht von Anhöhen unterbrochen, aber ſüdlich und weſtlich, da wo der Don fließt, erheben ſich nur allmählich emporſtrebend unbedeutende Hügel und verſchließen leider dem Beſchauer den ruhig dem Meere zufließenden Don. Leider war auch im Auguſt das ſchöne Grün der Steppe ſchon verſchwunden, und wenn auch die nächſte Umgebung Neutſcherkask's nicht den traurigen Anblick einer verbrannten ſchwarzen Steppe, wie bei der Suchaja Potſchta (dürren Poſt) darbot, ſo war doch mehr die ſchmutzige, grüne und zum Theil ſelbſt bräunliche Farbe auf den Steppen vorherrſchend.

Auf einem meiner Spaziergänge begegnete ich auch zuerſt einem Zuge reitender Kalmüken, Männer und Frauen. Die letztern in einem gelben Kaftane und blauen Beinkleidern ſaßen, eine Nogaika in der Hand, ſo geſchickt ächt reitend (und nicht unſern Damen gleich ſitzend) auf ihren Pferden, daß man ihnen anſah, wie häufig ſie ſchon auf Pferden geſeſſen. Der Anblick dieſer von Grund aus häßlichen Menſchen bietet einem Europäer, der noch nicht an die mongoliſche Phyſiognomie ſich gewöhnt hat, etwas Widerwärtiges dar. Doch ich will jetzt nicht der ſpäteren genaueren Beſchreibung der Kalmüken, die in ihrem Lebenswandel zu beobachten ich noch mehrmals Gelegenheit hatte, vorgreifen.

Neu-Tſcherkask verdankt, wie ich ſchon geſagt habe, erſt der neueſten Zeit ſeine Entſtehung. Alt-Tſcherkask lag einige Werſt fern auf Inſeln und Lagunen des Don und war beſonders im Mai und Juni großen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts war es keine unbedeutende Stadt, und beſaß über 10,000 Einwohner, die alle ächte Koſaken waren. Die häufigen Ueberſchwemmungen vermehrten die ohnehin ungeſunde Lage der Stadt und ſo wurde ſie verlaſſen und auf einer der reizenden Anhöhen, welche ſich längs des Don hinziehen, eine neue Hauptſtadt Neu-Tſcherkask erbaut. Jetzt iſt Alt-Tſcherkask

ganz verlaſſen und von den hölzernen Häuſern und den befeſtigten Carrés ſieht man faſt gar nichts mehr.

Den 20. Auguſt früh 3 Uhr reisten wir in Begleitung von ſieben Koſaken ab. Kalmüken und Nogaier weideten gerade in den Gegenden, welche wir zu paſſiren hatten, und da mein Begleiter mit ſeinem ſchweren Gelde für ein beuteluſtiges Völkchen, als welches ſich Kalmüken und Nogaier früher ausgezeichnet hatten, etwas Anziehendes haben konnte, ſo war die Bedeckung von ſieben Koſaken nicht ohne Grund. Der Weg führte uns von Neu-Tſcherkask weſtlich dem Don entlang von einem Hügel zum andern. Es war mir ganz ſeltſam, als ich nach langer Entbehrung wiederum inmitten wenn auch noch ſo unbedeutender Erhöhungen mich befand und Abwechslungen, Berg und Thal vor mir ſah. Die Steppen beſaßen hier noch ihr friſches Grün und erfreuten mich durch manche ſeltſame Pflanze. Die ſieben Koſaken ritten uns immer zur Seite und wurden auf jeder Poſtſtation durch ſieben andere erſetzt. Bei der freundlichen Bodaisky'ſchen Stanitza paſſirten wir den Don auf einer Art von Brücke, wie ſie mir noch nicht vorgekommen war. Baumſtämme waren der Quere nach neben einander gelegt und auf eine mir unbekannte Weiſe an einander befeſtigt. Ihre Länge betrug nicht mehr als die Breite unſeres Wagens, und da kein Geländer ſie auf beiden Seiten begränzte, wurde es nothwendig, daß zwei Koſaken unſere vier nebeneinander geſpannten Pferde langſam über dieſelbe führten. Die Brücke wurde noch dadurch unſicher, daß zum großen Theil das Waſſer darüber wegfloß. Es war mir doch zu gefährlich, um während der Ueberfahrt ruhig in der Karete ſitzen zu bleiben, und ſo zog ich lieber vor, die Brücke zu durchwaten.

Jenſeits des Don beginnt eine endloſe Steppe, die den Augen nichts als Steppe unter ſich und Himmel über ſich darbietet. Die Hitze des Auguſt und der Mangel an Waſſer hatten auch hier wiederum dieſelbe traurige Anſicht hervorgerufen, wie ich ſie bei der dürren Poſt näher beſchrieben habe. Kaum konnte ich die Zeit erwarten, wo mir wieder freundlichere Gegenden entgegentreten würden, ſo todt und abgeſtorben war alles rings um mich. Nur ſelten, oft in großen Entfernungen von einigen 20 Werſt, kamen wir in eine armſelige Stanitza, die uns gar nichts als Pferde anbieten konnte, und ſelbſt dieſe wären uns verweigert worden,

wäre mein Reisegefährte nicht eine solche wichtige Person gewesen, wie ich schon gesagt habe. Die meisten Stationen waren angefüllt mit Reisenden, die alle einer endlichen Erlösung entgegensahen. Es war ein Treiben und Drängen durcheinander; Schreien, Rufen und Toben gab uns nur zu laut kund, daß Unzufriedenheit alle Anwesenden beherrschte. Die Ursache war, daß an dem heutigen Tage (den 21. August) nicht weniger als 74 Pferde laut des Postbuchs von der mittleren Jegorlützkischen Stanitza ausgegeben worden waren. Die Gräfin Benkendorf allein hatte für sich 36 gehabt. Für den morgenden Tag waren wiederum 40 Pferde bestellt, und so sah es für die Reisenden, welche nicht hoch gestellt waren, nicht große Geschenke machen konnten oder in Kronsgeschäften reisten, auch da noch nicht erfreulich aus. Man wird sich vielleicht wundern, daß in diesen öden Gegenden eine solche Menge Reisende sich fast zu gleicher Zeit einfanden, aber es leicht begreifen, wenn ich hinzufüge, daß es jetzt gerade die Zeit war, wo die Badegäste wiederum aus den kaukasischen Bädern in ihre Heimath, besonders nach Moskau und Petersburg zurückkehrten. Mein Reisegefährte drang auf Pferde und erhöhte seine Sendung wo möglich; da aber nur drei Courierpferde aufgeschirrt da standen, so wurde in eine mehrere Stunden entfernte Stanitza geschickt, um den Kosaken ihre eigenen Pferde zu nehmen. Ein halber Tag Aufenthalt wurde uns aber doch dadurch.

An demselben Tage passirten wir auch die Gränze und fuhren in den Kaffkaskij Krai [1]) ein, und somit befand ich mich endlich in dem Lande meiner Wünsche. Der mittlere Jegorlük trennt hier

---

[1]) Krai läßt sich im Deutschen am besten durch Land (oder hier durch Länder) übersetzen. Unter dem Kaffkaskij Krai begreifen die Russen alle Länder nördlich von der Manütsch und der Kuma bis südlich zu dem Araxes, dem Ararat, bis zu der Arpatschai und dem Tscholoki, demnach alle russischen Besitzungen kurz vor, um und hinter dem Kaukasus. Die Regierung des Krai liegt in den Händen des jedesmaligen Oberbefehlshabers der dort stationirten Truppen-Contingente, während sie in allen übrigen Ländern (Bezirken, Okrugü), z. B. in Neurußland, Weißrußland u. s. w. einen besonderen Chef, den General-Gouverneur, besitzt. Der Krai wird in Oblasten, d. h. Provinzen, die früher nicht ihren eigenen Herrscher hatten, und in ächte Provinzen, d. h. früher schon selbstständige Länder getheilt.

das Land der don'schen Kosaken. Die nördliche Provinz des Kaffkaskij Krai, der Kaffkaskij Oblaſt oder Ciskaukaſien, feſſelte aber nur wenig meine Aufmerkſamkeit, denn immer umgab mich noch jene endloſe Steppe. Raſch und nur ſelten mir kurzen Aufenthalt gönnend, fuhr ich der Gegend zu, wo die Hauptſtadt Ciskaukaſiens, Stauropol, noch 172 Werſt entfernt lag.

Erſt da, wo die Taſchla in den obern Jegorlük einfällt, beginnt die Steppe wieder hügelig, ja ſogar bergig zu werden und einzeln erſcheinen auch Wälder, bis ſie bei Stauropol gar nicht unbedeutend ſind. Auf einer der erſten Höhen des linken Ufers der Taſchla liegt die Donskiſche Kreposſt (kleine Feſtung), die früher, bevor die Linie ſüdlicher gezogen wurde, zu dieſer gehörte und häufig noch von Reiſenden und ſelbſt von Ruſſen als dazu gehörig gerechnet wird. Noch ſüdlicher 18 Werſt von der vorhergehenden Krepoſt liegt die Moskau'ſche Krepoſt. Den 22. Auguſt endlich gegen 9 Uhr des Morgens kamen wir glücklich in der Hauptſtadt Ciskaukaſiens, in Stauropol, an, um einige Tage daſelbſt zu verweilen.

Neuntes Capitel.

Ciskaukaſien und ſeine Bewohner.

Allgemeiner Charakter; frühere Geſchichte; Zuſammenhang des ſchwarzen und kaſpiſchen Meeres; Coloniſirung; Vertheidigungslinie; Einwohner; Größe; Gränzen; Flüſſe; Benutzung des Landes; Fehler in der Regierung; Handel; Eintheilung in vier Kreiſe; der Stauropol'ſche, der Pjatigorskiſche, Mosdok'ſche und Kisljar'ſche Kreis; die Groß- und Kleinruſſen.

So groß auch meine Freude war, als ich endlich an dem Ziele meiner Reiſe anlangte, ſo war doch Ciskaukaſien nicht das Land, das meine Freude hätte erhöhen können. Kaum gönnte ich mir die Zeit, mich in ihm zu orientiren, und wenn ich nicht anderthalb Jahre ſpäter Ciskaukaſien durch einen vierwöchentlichen Aufenthalt näher kennen gelernt hätte, ſo wäre mir das Land um vieles unbekannter geblieben. Ein Land, das mit wenigen Unterbrechungen und mit Ausnahme des ſüdweſtlichen Theiles im Sommer eine unendliche

Sandwüſte oder eine verbrannte Steppe bildet, aus der nur wenige Punkte, gleich jenen wohlthätigen Oaſen Arabiens und Aegyptens durch ihr friſches lebhaftes Grün das menſchliche Auge zu erfreuen vermögen, konnte am allerwenigſten einem Naturforſcher, der dem Studium der Pflanzenkunde ſich gewidmet, genügen. Es iſt traurig, in einem Lande leben zu müſſen, das bei einer Größe eines Siebentel unſeres Vaterlandes kaum den zwanzigſten Theil von Menſchen ernährt, und wenn es auch vielleicht im Stande iſt, noch weit mehr auf ſeinem Boden zu unterhalten, ſo wird und muß die Einwohnerzahl in dieſem faſt anderthalb tauſend Quadrat-Meilen haltenden Lande immer verhältnißmäßig gering bleiben müſſen. Nur die ſüdlichen Hälften des Stauropol'ſchen und des Pjatigorskiſchen Kreiſes ſind fruchtbar und vorzüglich im letztern ſind die berühmten fünf Berge (Beſchtau) reichlich mit (zum großen Theile Mineral-)Quellen verſehen, von denen aus die benachbarten nördlichen und nordweſtlichen Gegenden bewäſſert werden. Die nördlichen Hälften genannter Kreiſe, ſo wie der ganze Umfang des Mosdok'ſchen und Kisljar'ſchen Kreiſes ſind flache Steppen, die nur Sandhügel, welche zum großen Theil erſt der Wind zuſammengeweht hat, unterbrechen. Die hinlänglich bekannte Kumaſteppe (das Deſcht-Kiptſchach der Kalmüken und Nogaier) auf beiden Seiten der in das kaſpiſche Meer fließenden Kuma iſt ohne Zweifel die ödeſte Gegend von ganz Europa und Menſchen und Thiere fliehen im Sommer eine Wüſte, in der unheilbringende Dünſte der Erde entſteigen und die, dem menſchlichen Organismus feind, dem der es wagt lange hier zu verweilen, oft den Tod bringt. Den Winter hingegen verleben hier Kalmüken ihre einförmigen Tage.

Und doch war das Land, der ſüdliche Theil des einſt mächtigen Kiptſchach, Jahrtauſende hindurch der Schauplatz thatenreicher Völker, und viele von ihnen (beſonders aus den Zeiten der Völkerwanderung), von denen ich nur die Hunnen, Ungarn und Türken nennen will, tummelten ſich hier in ihrer erſten Jugend herum, und verhüllen ihr früheres Daſeyn mit einem dichten Schleier, den zu lüften der Geſchichtsforſcher vergebens ſich bemüht. Nur ſelten iſt es ihm erlaubt, ſie in die trübe Ferne des alten Turan jenſeits des Kaſpiſees zu verfolgen. Während die Bewohner Mittel- und Weſteuropa's von den Anſtrengungen des

gezwungenen Wanderns ſich ſpäter allmählich erholten, blieb die große nördlich vom Kaukaſus gelegene Steppe immer noch der Sitz unruhiger Völker, oder die Häupter der einzelnen Stämme, von Eroberungsſucht oder Fanatismus getrieben, nahmen die Länderſtrecken nördlich vom Terek und Kuban ein, um von da im Rücken durch das mächtige Gebirge geſichert das alte Sarmatien, das Sklavenland, zu bekämpfen. Chaſaren, Kumanen (Paloffzer) und Mongolen folgen auf einander in einer Zeit, wo im übrigen Europa ſich ſchon Reiche innerhalb feſter Gränzen gebildet hatten. Nur kurze Zeit vermochten die Herrſcher der goldenen Horde dem Lande Kiptſchach, das ihr großer Vorfahr Dſchingis-Chan ihnen erworben, Ruhe und Frieden zu geben, da die Bewohner ſelbſt durch die ſchon lange dauernden Kriege in dieſen verhärtet und von den Früchten der Scholle, die ſie geboren, kaum geſättigt, auswärts ſuchten, was ihnen fehlte. Streitigkeiten unter den Nachkommen Dſchingis-Chans und der Verfall der goldenen Horde in drei Reiche, Aſtrachan, Kaſan und die Krim, machten es dem ruſſiſchen Zar möglich, die beiden erſten Chanate ſchon im ſechzehnten Jahrhundert ſich zu unterwerfen und auf alle Länder, welche einſt der goldenen Horde oder dem Lande Kiptſchach gehörten, einen immer mächtigeren Einfluß auszuüben. Aſtrachans Bewohner flohen zum großen Theil in die unwirthſamen Steppen Ciskaukaſiens und traten verbunden mit den dort ſchon hauſenden Stammverwandten und in der Folge mächtig geworden unter dem Namen der Nogaier oder der Kuban'ſchen Tartaren als Feinde des chriſtlichen Glaubens und der Ruſſen auf. In ſteter Fehde mit den Tſcherkeſſen, beſonders mit den Kabardern, die damals größtentheils zur chriſtlichen Religion ſich bekannten und ſich mehr oder weniger unter die Oberherrſchaft Rußlands geſtellt hatten, ſetzten ſie ſich dem überhand nehmenden Einfluß der Moskowiten mächtig entgegen.

Kalmüken aus dem Stamme der Derbeten nehmen ſpäter die nördlichen, aus dem der Torguten hingegen beſonders im Winter die öſtlichen wüſten und zunächſt an Aſtrachan gelegenen Gegenden Ciskaukaſiens ein, während ihre Verwandten aus dem Stamme der Torguten und Sungaren mehr nördlich auf beiden Seiten der Wolga, aber ſeit Alexis ſchon unter Rußlands Oberherrſchaft lebten. Um die immerwährenden Einfälle der Derbeten

und Nogaier zu beſchränken, wurden die don'ſchen Koſaken beauftragt, längs des Don, ſo weit er oſtwärts fließt, eine Linie von Stanitzen zu bilden. Die Strecke Landes von der Stelle, wo der Don nördlich ſich wendet, an, öſtlich bis an die Wolga wurde wiederum durch eine Linie von Stanitzen bewacht, die ebenfalls von Koſaken (unter dem Namen Wolga-Koſaken unter ſelbſtſtändigen Hetmans ſtehend) bewohnt und den Namen der Linie von Zarizyn (eine Stadt an der Wolga, wo ſie öſtlich begann) erhielten.

Doch auch die letzten Trümmer des einſt mächtigen mongoliſchen Reiches Kiptſchach, das krim'ſche Chanat und das Land der Kuban'ſchen Tartaren, wurden endlich unter Katharina II dem ruſſiſchen Reiche einverleibt. Aber mit Widerwillen nur ertrugen die ſtolzen Nachkommen Dſchingis-Chans das fremde Joch, und von den zahlreichen Nogaiern, die einſt Ciskaukaſien bewohnten, ſind kaum einige ſechzigtauſend zurückgeblieben. Zum großen Theil zogen ſie ſich über den Kuban in das Gebirge und verloren ſich unter den dortigen Völkern. Nur zwei Stämme von den Flüchtlingen haben ſich an der Jndſchik und Laba ſelbſtſtändig erhalten und erkennen ſeit wenigen Jahren erſt Rußlands Oberhoheit an.

Die wenigen Kalmüken mit den von ihnen hierher verſetzten Truchmenen im Oſten vermochten eben ſo wenig zu widerſtehen und unterwarfen ſich.

So wichtig das Land in geſchichtlicher Hinſicht iſt, ſo wichtig wird es ebenfalls für die Geographie, denn hier war es, wo in grauer Vorzeit der kaſpiſche See noch mit dem ſchwarzen Meere durch eine Meerenge, die jetzt eine ſalzige Steppe bildet, in genauer Verbindung ſtand. Noch deutlich kann man beſonders vom Kaſpiſee aus die Spuren des alten Meergrundes verfolgen, wenn man die Kuma von ihrem Ausfluß bis dahin verfolgt, wo ſie ihre weſtliche Richtung in eine ſüdliche umändert. Bis dahin findet man rechts und links von ihr kleine Seen mit bitterſalzigem Waſſer. Nördlich von der Umbiegung der Kuma entſpringt in einem reichlich mit Salz getränkten und mit Muſchelſchalen des kaſpiſchen Meeres verſehenen Erdreich die Manütſch, ebenfalls ein ſalzig-bitteres Waſſer führend. Dieſe Manütſch, welche ſich nach der Aufnahme des Kalaus zu einem See erweitert,

bildet nun weiter den Meeresgrund bis zu der Stelle, wo sie in den Don sich mündet. Ich halte es für unnöthig, die Gründe, daß der nördliche Theil Ciskaukasiens einst Meeresboden gewesen sey, noch näher zu entwickeln, da schon Pallas zu Ende des vorigen Jahrhnnderts weitläufig davon gesprochen hat und der Gegenstand in neuester Zeit vielfach behandelt worden ist.

Die russische Regierung suchte in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts das verlassene Land wieder zu bevölkern und verschenkte fruchtbare Stellen an verschiedene Große des Reichs, jedoch mit der Bedingung, daß daselbst Colonien angelegt würden. So entstanden schnell eine Menge Dörfer von Klein- und Großrussen erbaut, aber eben so schnell wurden sie zum großen Theil wieder verlassen. Das ungesunde heiße Klima raffte über die Hälfte der neuen Bewohner weg und die dadurch hervorgerufene üble Stimmung der Zurückgebliebenen verleitete viele, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Aber auch in diesem Jahrhundert wurden oft Russen aus den nördlichern Gouvernements nach Ciskaukasien versetzt, so daß die Anzahl derselben jetzt die der übrigen Völker übertrifft.

Mit der Errichtung einer engern Schutzlinie gegen die Bergvölker an den südlichen Gränzen des Landes wurden noch mehr Russen und Kosaken zu den schon dort befindlichen versetzt, und bilden nun mit diesen die zehn Regimenter der Linienkosaken, von denen ich weiter unten sprechen werde.

In den Städten haben Armenier und Grusier fast allein Handel treibend sich niedergelassen; die Steppen nehmen Nogaier, Kalmüken und Truchmenen ein. Von den Bergvölkern in Ciskaukasien wohnhaft sind nur die Abassen zu nennen, da ein Theil der kleinen Abassah dem Pjatigorskischen Kreise einverleibt ist. Ossen und Tschetschen findet man nur einzelne. Außerdem existirt noch eine Colonie deutscher Ansiedler und endlich findet man auch einige Zigeuner in Ciskaukasien.

Nach diesem Vorausgeschickten besaß im Jahre 1837 Ciskaukasien 183,623 Einwohner, und zwar:

A. Festwohnende:

I. 112,071 Russen, bestehend aus

1) 943 Erb-Edelleuten.

2) 2155 Geistlichen und dazu Gehörigen.

3) 1 Mönch.
4) 394 verabſchiedeten Soldaten und deren Frauen.
5) 1437 Kaufleuten.
6) 1978 Bürgern.
7) 87,301 Odnodworzen,*) Bauern und ackerbautreibenden Koſaken.
8) 1460 Gutsbeſitzer.

II. 3850 Nichtruſſen, als Coloniſten, Armenier, Gruſier, Oſſen und kaſan'ſche Tataren.

B. 67,702 Herumziehende, und zwar
1) 9770 Abaſſen.
2) 44,732 Nogaier.
3) 9600 Truchmenen.
4) 3600 Kalmüken und zwar Derbeten mohammedaniſchen oder chriſtlichen Glaubens.
5) Die übrigen Kalmüken leben vorzüglich im Saratoff'ſchen und Aſtrachan'ſchen Gouvernement, und bringen nur eine kurze Zeit und zum geringen Theil in Cis-Kaukaſien mit ihren Heerden zu.

Dazu kommt noch:

C. die in Ciskaukaſien ſelbſt ſtationirte Militärmacht, beſtehend aus:
1) 857 Cavalleriſten.
2) 1976 Artilleriſten und
3) 9828 Infanteriſten, befehligt von
4) 989 Oberofficieren.

Ciskaukaſien bildet ein ſchmales Land von 68,000 Quadrat-Werſten oder (im Allgemeinen 7 Werſt auf eine geographiſche Meile rechnend) von 1430 Quadratmeilen, und beſitzt die größte weſtöſtliche Länge von 60 und die größte nordſüdliche Breite von 40 Meilen. Suboff gibt die Größe der kaukaſiſchen Provinz viel

*) Dieſe Odnodworzen bilden in Rußland ſeit 1835 eine Mittelclaſſe zwiſchen den Edelleuten und Bauern und begreifen alle diejenigen ruſſiſchen Unterthanen, die ſich früher für Edelleute ausgaben, aber 1835 bei einer großen Zählung der Einwohner ihren Adel nicht nachweiſen konnten. Die Claſſe der Odnodworzen iſt beſonders zahlreich in Polen.

zu hoch, nämlich zu 80,000 Quadrat-Werſten, an (ſ. deſſen Gemälde der kaukaſiſchen Länder, Kartina kaffkasskawo kraja im zweiten Bande).

Nach einer genauen Meſſung kommen von dieſen 1430 Quadratmeilen

770 Meilen auf Steppen,
529 Meilen für Ackerbau, Weinbau und Seidenzucht,
125 Meilen auf Wege, Flüſſe und Moräſte,
6 Meilen auf Waldungen.

Vergleicht man nach dieſem den Flächeninhalt mit der Einwohnerzahl, ſo ergeben ſich auf eine geographiſche Meile nur 128, auf die Werſt hingegen zwei ein halb Menſchen.

Nach Norden wird Ciskaukaſien durch den mittleren Jegorlük, den ſalzigen Manütſch und die Kuma von dem Lande der don'ſchen Koſaken und dem Aſtrachan'ſchen Gouvernement geſchieden. Südlich bildet, wenn man die Ländereien der Linien-Koſaken mit einrechnet, der Kuban, die Malka und der Terek die Gränze. Weſtlich wohnen die Koſaken des ſchwarzen Meeres (die Tſchernomor'ſchen Koſaken) und öſtlich begränzt das kaſpiſche Meer Ciskaukaſien.

Die Flüſſe, welche das Land bewäſſern, ſind unbedeutend, und ſelbſt die bedeutenden der ſüdlichen Gränze nicht ſchiffbar, oder werden wenigſtens, wenn ſie gegen ihren Ausfluß hin tief und breit genug wären, nicht dazu benützt. Unbedeutende Kähne bewegen ſich dem Terek und Kuban entlang. So großen Zufluß die zuletztgenannten Flüſſe von der ſüdlichen Seite her erhalten, ſo fließen nördlich in dieſelben nur wenige Bäche. Nur der zweite ſüdliche Gränzfluß, die Malka, ergießt ſich an Größe dem Terek gleich unweit Jakaterinograd von der Nordſeite in denſelben. Nächſt dem Kuban und dem Terek iſt die Kuma der bedeutendſte und entſpringt im Oſten der großen Kabardah. Sie nimmt mehrere unbedeutende Flüſſe, den Podkumok und die Solka ausgenommen, von Weſten einſtrömend auf, ſo den Karamük, die Grjasmüſchka und die Bibala und verliert ſich dann größtentheils in der Steppe, die nach ihr den Namen hat. Nur ſehr waſſerarm langt ſie im kaſpiſchen Meere an. Der nördliche Gränzfluß, die Manütſch, ausgezeichnet durch ihr ſalziges Waſſer, nimmt von Süden herkommend den Kalaus und den obern Jegorlük, zwei nicht unbedeu-

tende Flüſſe, welche in der Gegend von Stauropol entſpringen und beſonders im Anfang vielen Zufluß erhalten, auf.

Im Oſten und Norden iſt Ciskaukaſien waſſerarm und zum Getreidebau deßhalb gar nicht geeignet. Nur der Süden des Landes gibt erträgliche Ernten. Viehzucht iſt der Hauptnahrungszweig beſonders für die herumziehenden Völker. Von den bedeutenden Heerden einzelner Nogaier oder Kalmüken werde ich ſpäter noch ſprechen. Längs des Terek, weniger längs des Kuban und der Malka hat man ſchon ſeit längerer Zeit ſich mit der Seidenzucht und dem Weinbau beſchäftigt und früher war die Ausfuhr von Seide und Wein nicht unbedeutend. Aber leider fehlt weniger das rege Intereſſe der Petersburger Regierung, als vielmehr das der hieſigen. Wie kann es aber auch anders ſeyn, wenn ausgediente Militärperſonen, die ſich ſonſt noch ſo verdient gemacht haben mögen, denen aber das rege Intereſſe und auch die Kenntniß der Sache ganz und gar abgeht, die wichtigſten Stellen der bürgerlichen Verwaltung in den Händen haben. Der gute Wille fehlt dieſen Leuten zwar häufig nicht, aber leider laſſen ſich die Oberbeamten dann oft von betrügeriſchen und unwiſſenden In- und Ausländern, die weniger die Sache, als vielmehr ſich dabei im Auge haben, leiten.

Es iſt nicht zu läugnen, daß der Ertrag für die erſten Jahre nicht ſo bedeutend ſeyn kann, aber bei dem häufigen Wechſeln der Stellen ſucht jeder nur für die Jahre ſeines Hierſeyns in der Gewinnung von Seide oder Wein große Zahlen, die dann noch wo möglich vergrößert werden, zu gewinnen, um gute Rapporte darüber nach Petersburg ſenden zu können. Man ſtelle nur einige anerkannt tüchtige und redliche Männer an, gebe ihnen für den Anfang einen nicht zu großen Wirkungskreis und laſſe ſie mehrere Jahre ſelbſtändig und nach eigenem Gutdünken walten. Man wird ſehen, welche reichliche Früchte ein Land tragen wird, das zur Seidenzucht im hohen Grade geeignet iſt. Die Cocons und die geſponnene Seide, welche ich durch die freundliche Güte des damaligen Civilgouverneurs Baron von Taube erhielt, übertreffen an Vorzüglichkeit die meiſten europäiſchen, die mir je zu Geſicht gekommen ſind.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Nogaier,

Abaſſen, Kalmüken und Truchmenen beſonders mit Viehzucht, die Groß- und Klein-Ruſſen hingegen mit Ackerbau ſich beſchäftigen. Alle dieſe wohnen deßhalb vorzugsweiſe in Dörfern oder führen ein herumziehendes Leben. In den Städten leben außer den Angeſtellten hauptſächlich Armenier, Gruſier und kaſan'ſche Tataren, und in ihren Händen befindet ſich der ganze Handel. Jede Stadt beſitzt ihren eigenen Baſar, auf welchem die Kaufleute und Handwerker ihre Buden, in denen ſie zu gleicher Zeit arbeiten, beſitzen. Um den Handel zu heben, ſind in den Hauptſtädten Jahrmärkte eingerichtet, zu denen auch viele Kaukaſier kommen.

Ciskaukaſien iſt in vier Kreiſe (Ujesdü*) getheilt, von denen ein jeder ſeinen Kreishauptmann (akrushnij Natschalnik) beſitzt. Die Regierung hat ihren Sitz in Stauropol und wird durch einen Civilgouverneur (damals Baron von Taube) präſidirt. Dieſer ſteht unter dem Befehlshaber der ciskaukaſiſchen Truppen-Contingente (damals Weljaminoff), der durch den Generalgouverneur der kaukaſiſchen Länder (des Kaffkaskij Krai) und Oberbefehlshaber aller um und in dem Kaukaſus ſtehenden Truppen (damals Baron von Roſen) controlirt und befehligt wird.

Die Einnahme in allen vier Kreiſen betrug im Jahre 1837:

1) an directen Abgaben: 545,959 Rubel,
2) an indirecten Abgaben, erhoben durch Stempelpapiere, Päſſe ꝛc. 632,280 Rubel,
3) an Trank-, beſonders Branntweinſteuer: 1,281,900 Rubel.

Die Totalſumme aller Einnahmen beläuft ſich daher faſt auf 2½ Millionen Rubel—eine Summe, die gewiß nicht unbedeutend genannt werden kann.

Der Stauropol'ſche Kreis erſtreckt ſich im Weſten vom Lande der Koſaken des ſchwarzen Meeres bis an eine Linie, welche man vom Manütſch-See (Ilmen) grade ſüdlich herunterzieht, und bildet im Norden Steppen, welche beſonders von Nogaiern

*) Die Kreiſe Ciskaukaſiens führen auf ruſſiſchen Karten auch den Namen Okrugü (Bezirk). Unter Okrug verſteht man aber auch außerdem im eigentlichen Rußland die drei oder mehr Gouvernements, welche unter einem Generalgouverneur ſtehen und meiſtens ein beſtimmtes Land bilden.

aus dem Stamme der Jeduſchkul und Derbeten-Kalmüken bewohnt werden. Der ſüdliche fruchtbarere Theil wird größtentheils von Linien-Koſaken eingenommen. Nur 32 Selenien, (Dörfer, eigentlich von Ruſſen angelegte Colonien) und Chutors (Vorwerke oder Maiereien) befinden ſich an den Ufern des Jegorlük und der ſich in ihn mündenden Flüſſe. Hauptſtadt des Kreiſes und der ganzen Provinz iſt Stauropol, in einer für Ciskaukaſien reizenden Gegend. Später werde ich noch Mehreres von ihr ſagen.

Der Pjatigorskiſche Kreis iſt unſtreitig trotz ſeiner bedeutenden nördlichen Steppen und des großen Waſſermangels in denſelben der fruchtbarſte, einträglichſte und ſchönſte Theil Ciskaukaſiens, denn im Süden befinden ſich die berühmten kaukaſiſchen Bäder, von denen ich, ſo wie überhaupt von dem ganzen ſüdlichen Theil des Kreiſes, wenn ich zu der Beſchreibung meiner Rückreiſe komme, noch weitläufiger ſprechen werde. Nogaier aus verſchiedenen Stämmen und Kalmüken durchziehen nomadiſirend den Norden und Süden, und im letztern haben ſich Abaſſen größtentheils mit feſten Wohnungen angeſiedelt. Aber auch zahlreiche Selenien, und Chutors, von Ruſſen bewohnt (38 an der Zahl), befinden ſich an den Ufern der Kuma und ihrer Nebenflüſſe, beſonders der Bibala (ruſſiſch Buibala) und außerdem vier Städte: Pjatigorsk, Georgieffsk, Alexandroff und Swjatoi-Kreſt (eigentlich Gorod swjatawo Kresta, die Stadt zum heiligen Kreuze). Auch eine Colonie Deutſcher aus Sarepta hat ſich unweit Pjatigorsk niedergelaſſen und befindet ſich in guten Umſtänden. Pjatigorsk iſt die Hauptſtadt. An dem Ufer der Kuma, unweit der Stelle wo ſich die Bibala in ſie ergießt, lagen die Ruinen des berühmten Madſchar und ſind leider durch daneben entſtandene Dörfer faſt bis auf nichts verſchwunden. Da ich die Stelle nicht ſelbſt beſichtigt habe, übergehe ich alles Weitere.

Früher bildete der Pjatigorskiſche Kreis zwei, von denen der ſüdliche Georgieffsk, der nördliche Alexandroff zur Hauptſtadt hatte. Die Linien-Koſaken beſitzen in ihm die Ufer des in die Kuma fließenden Podkumok und die Umgebungen der Militärſtraße von Stauropol bis an die ſüdöſtliche Gränze.

Der Mosdok'ſche Kreis, öſtlich von der Kuma beginnend, hat nur an dem linken Ufer des Terek fruchtbares Land und beſitzt im Norden unfruchtbare Salzſteppen. Die

Linien-Koſaken haben für ihren Bedarf die beſten Gegenden des Kreiſes im Beſitz, und nur an dem Ufer der Kuma befinden ſich einige unbedeutende (vier) Ortſchaften. Mosdok am Terek iſt die Hauptſtadt mit ungefähr 4400 Einwohnern. Truchmenen und Nogaier durchziehen die Steppen.

Der Kisljar'ſche Kreis beginnt öſtlich, wo der vorige aufhört und erſtreckt ſich bis an das kaſpiſche Meer. Der ganze Kreis iſt mit ſehr wenigen Ausnahmen eine öde Sand- und Salzſteppe, die noch wegen des ungeſunden Klima's wenig bewohnt wird. Alle ruſſiſchen Colonien ſind bis auf wenige wiederum eingegangen, und ſo finden ſich in ihm außer den Stanitzen der Linien-Koſaken nur wenige unbedeutende Dörfer (zwanzig an der Zahl), zu denen auch die Poſtſtationen, ſowohl die auf dem Aſtrachan'ſchen, als auch auf dem Mosdok'ſchen Wege gerechnet ſind. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner iſt der Handel, beſonders mit Erzeugniſſen des Landes und des Gebirges und mit Fiſchen. Der hier gezogene Wein iſt unter dem Namen des Kisljar'ſchen weit und breit berühmt. Truchmenen und Nogaier ſind auch hier die herumziehenden Völker und im Winter ſchlagen Torguten-Kalmüken in ihm ihre Wohnung auf. Hauptſtadt des Kreiſes iſt Kisljar, eine für das kaſpiſche Meer wichtige Handelsſtadt von 9—10,000 Einwohnern. Mit dem Mosdok'ſchen Kreiſe nimmt der Kisljar'ſche ein Drittel des Flächeninhaltes von Ciskaukaſien ein.

Nachdem ich ſo im Allgemeinen die Lage und Beſchaffenheit Ciskaukaſiens näher bezeichnet habe, ſey es mir erlaubt, noch einiges über die einzelnen verſchiedenartigen Völker, welche beſonders das Land einnehmen, zu ſagen. Nächſt den Ruſſen, die, wie ſchon geſagt, beſonders ſeit dem Jahre 1781 hieher verſetzt wurden, verdienen die nomadiſirenden Völker, die Kalmüken, Nogaier und Truchmenen unſere Aufmerkſamkeit. Ueber die Abaſſen, Armenen, Gruſier und Oſſen werde ich ſpäter ſchon weitläufiger ſprechen.

Die Groß- und Kleinruſſen haben mit wenig Ausnahmen ihre Eigenthümlichkeiten beibehalten, ſind aber durch die hier ausgeſtandenen Leiden, durch die immerwährenden Gefahren, denen ſie Tag und Nacht ausgeſetzt ſind, und durch einen eigenthümlichen Hang zur Religionsſchwärmerei meiſt nicht mehr jene gut-

müthigen, unverdroſſenen und freundlichen Menſchen geblieben, ſondern einer traurigen Einſamkeit hingegeben, und unter den Einflüſſen einer öden, waſſerarmen Gegend wurden ſie nach und nach menſchenſcheu und verſchloſſen. Größtentheils ſogenannte Raskolniks (Andersgläubige oder Sectirer der griechiſchen Kirche) hegen ſie gegen Andersdenkende Mißtrauen, wagen kaum die Augen aufzuſchlagen und gehen ängſtlich dem Fremden aus dem Wege. Leider hat auch der Myſticismus bei den Ruſſen, deren Kirche an und für ſich ſchon eine Hinneigung dazu hervorrufen kann, tiefe Wurzeln gefaßt, und alle jene traurigen Erſcheinungen der Verirrungen des Geiſtes, wie ſie in der neueſten Zeit beſonders in Oſt- und Weſtpreußen aufgetreten ſind, kommen häufiger noch in Rußland vor. So ſehr auch die Regierung bemüht iſt, dieſem unheilvollen Weſen entgegen zu arbeiten, und es oft auf das ſtrengſte ahndet, ſo ſcheint das Uebel ſich mit jedem Jahre zu vergrößern. In Mingrelien befindet ſich eine ganze Menge ſolcher Unglücklichen, welche ſich ſelbſt caſtrirten und zur Strafe am Rion den Transport zu beſorgen haben.

Die Ruſſen, die in Ciskaukaſien ſchon geboren wurden, befinden ſich in einem beſſern Zuſtande als diejenigen, welche im Verlaufe der Zeit hieher verſetzt ſich erſt an das fremde Klima gewöhnen mußten. Die erſtern ſind auch in der Regel wohlhabender. Eigentlicher Wohlſtand hat ſich aber noch nicht bei ihnen eingebürgert, und zum großen Theil beſtehen ihre Wohnungen noch aus armſeligen Hütten, ja ſelbſt ſogar aus ſogenannten Semljanken, die mehr unter- als überirdiſch ſind. Die beſſern Häuſer ſind von Holz oder von Lehm und werden im letztern Falle ſehr dauerhaft bereitet. Das Dach iſt mit Stroh oder Schilf bedeckt. Eine Umzäunung für einen Hofraum findet ſich in der Regel vor, aber wie in dem innern Rußland der Reinlichkeit nicht in hohem Grade gehuldigt iſt, ſo vermißt man ſie hier noch mehr. In der Kleidung und Lebensart unterſcheiden ſich die hier anſäſſgen Ruſſen in nichts von ihren übrigen Landsleuten.

Zehntes Capitel.

Von den nomadiſirenden Völkern Ciskaukaſiens.

Die Nogaier, ihre Entſtehung, die neun Hauptſtämme; ihre Geſchichte; die Kuban'ſchen Tataren; ihr jetziger ſtatiſtiſcher Zuſtand; Körperform; Temperament; die Enareer; Truchmenen; die Kalmüken; ihre Geſchichte; Auszug derſelben; die Stämme der Torguten, Choſchoten und Derbeten, deren Wohnplätze; Körperform, Temperament.

Zu den älteſten Bewohnern Ciskaukaſiens gehören die Nogaier, ein Miſchvolk das aus dem Urvolke dieſes Landes türkiſchen Stammes, den Komanen, und den Mongolen entſtanden iſt. Seine Entſtehung datirt ſich daher von dem erſten Einfall Dſchingis-Chans in Ciskaukaſien und der Bildung des Reiches Kiptſchak durch die Herrſcher der goldenen Horde, deren erſter Chan Batu, ein Enkel Dſchudſchi's, wurde; ſeine vollkommene Ausbildung hingegen geſchah in der Zeit, als Nogai, einer der Nachkommen Dſchingis-Chans, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ſich im Norden und Oſten des aſoff'ſchen Meeres feſtſetzte, ſich ein eignes Reich ſchuf und ſeinen Namen auf ſeine Unterthanen übertrug. Man muß ſich übrigens ſehr hüten, dieſe Nogaier mit einem andern Volke desſelben Namens und ziemlich desſelben Urſprungs, das weit im Oſten in Sibirien ſchon lange exiſtirte, zu verwechſeln.

Schon von früheſter Jugend an im Kampfe geübt, zeichnete ſich Nogai als tapferer Soldat und einſichtsvoller Feldherr aus. Mit den Jahren wuchs die Macht ſeiner Horde und ringsum bekriegte er mit Glück die umwohnenden Völker, beſonders die Bulgaren und Kaukaſier. Die ruſſiſchen Fürſten huldigten ihm mehr als den eigentlichen Beherrſchern der goldenen Horde, und unter ihm fochten zum erſtenmal nach dem Untergange des Fürſtenthumes Tmutorakan Ruſſen im Kaukaſus, indem ſie die Veſte Tetjakoff, da, wo jetzt Wladikaukas liegt, erobern halfen. Der byzantiniſche Kaiſer Michael ſuchte ſeine Freundſchaft durch reiche Geſchenke zu erhalten. Doch nur wenig Werth legte der im Kriege ergraute, nur an Einfachheit gewöhnte Mongole auf die koſtbaren Kleider und Kopfbedeckungen. Schützen die Edelſteine und Perlen gegen Blitz und Donner? war die erſte Frage, welche Nogai nach der Betrachtung der Geſchenke an den byzantiniſchen Geſand-

ten richtete, und als die reich mit Pelzwerk und Juwelen beſetzten Mützen auch keine Heilkräfte gegen Kopfweh beſaßen, warf er die koſtbaren Geſchenke verächtlich von ſich. Selbſt der kaiſerliche Ehrenmantel, womit ihn der Geſandte ſchmückte, vermochte ebenſo wenig ſein Gefallen zu erregen, und alsbald vertauſchte er ihn wiederum mit ſeinem Schafpelz. Glücklicher war aber Michael, als er eine ſeiner vielen natürlichen Töchter, Euphroſyne, die durch ihre Schönheit ſich auszeichnete, ihm zuſchickte, und der rauhe Krieger war über die neue Gemahlin ſeines Harems hoch erfreut.

Nachdem Nogai die drei Beherrſcher von Kiptſchak, Berke, Mengku Timur und Tudai Mengku überlebt hatte, machte er mit dem vierten, Tulabuka, 1282, einen Kriegszug nach Ungarn. Der Himmel ſelbſt war aber wider ihn und ſo wurde ſein Heer zum großen Theil aufgerieben. Ein Theil davon zerſtreute ſich und ſiedelte, 1285, ſich an den Ufern der Theiß unter dem Namen der Neugarier an. Nach dem Einfall in Polen unterſtützte er Toktai und ſetzte ihn auf den Thron von Kiptſchak. Doch dieſer gerieth mit ihm ſchon im dritten Jahre ſeiner Herrſchaft, 1295, in Streit und beide bekriegten ſich mit abwechſelndem Glück. Doch als Nogai's Söhne Tſchoke und Beke unter ſich uneinig wurden, benutzte Toktai die günſtige Gelegenheit und beſiegte Nogai am Bug in einem entſcheidenden Treffen. Nogai ſelbſt ſtarb 1299 an ſeinen Wunden, nachdem er ſeinen Söhnen eine mächtige Horde vom Don bis an den Bug zurückgelaſſen hatte. Doch dieſe beſeelte nicht der Geiſt des Vaters, und unter ſich im Streite und einer den andern ermordend, endete das Geſchlecht Nogai's ſchon mit ſeinen Söhnen. Doch was ſein Geiſt geſchaffen, lebte noch in der nogaiſchen Horde fort. Sie theilte ſich in mehrere Stämme, welche von einzelnen Fürſten, die den Namen Murſen führten, beherrſcht wurden, und zerſtreute ſich von der Jemba jenſeits der Wolga bis nach Beſſarabien. Nach den ſieben Wandelſternen (Bl. 75) exiſtirten neun Hauptſtämme, von denen vier, Orak, Kaſſai, Ur Mohammed und Tokus unter Sahibgerai ſich in Beſſarabien in der Gegend von Budjak anſiedelten, Jedidſchek und Dſchemboiluk*) an der Wolga nomadiſirten und einer, Manſur, in die Krim aus-

*) Dſchem iſt die Jemba, an welcher der genannte Stamm wohnte.

wanderte. Die beiden Stämme Edigu und Mamai entſtanden erſt ſpäter, nämlich zu der Zeit, als die Mongolenfürſten, von denen ſie den Namen erhalten haben, lebten, und bewohnten ihre urſprünglichen Wohnplätze in der ſogenannten nogaiſchen Steppe, die früher den Namen Ongul führte. Einige von dieſen Stämmen gingen mit der Zeit unter und neue ſtellten ſich in die Reihe; aber nur wenigen von dieſen, ſo den mächtigen Stämmen Naurus, Jediſan ꝛc., war es vergönnt, ſich bis auf die jetzige Zeit zu erhalten. Die Nachkommen Edigu's oder Edegu's, der ſeit 1424 an den Ufern des ſchwarzen Meeres ſich unabhängig gemacht hatte, beherrſchten, wenn auch nicht alle, doch die meiſten nogaiſchen Stämme und wurden ſehr häufig in der Folge mächtig, und bald den ruſſiſchen Großfürſten, bald den Krim'ſchen Chanen gefährlich. Edigu's Sohn Naurus unterſtützte den kleinen Mohammed (Kutſchuk Mohammed) gegen den großen (Ulu Mohammed) und half ihm auf den Thron der goldenen Horde, die ihrem Verfall übrigens ſchnell entgegenging. Die Nogaier waren zwar dem Namen nach noch unterthan, aber zwei neue Chanate, das von Kaſan und der Krim hatten ſich gebildet. Ihre Herrſcher unter ſich und mit der goldenen Horde uneinig, trugen alles dazu bei, das Anſehen der Mongolen zu untergraben. Im Jahre 1480 machte der kleine Mohammed, der letzte Herrſcher der goldene Horde, den letzten Einfall in Rußland, und in ſein Lager zurückgekehrt, überfiel ihn der Chan der Scheibanſchen oder Tjumeniſchen *) Tataren, Iwek, unterſtützt von den wolhenſiſchen **) Nogaier-Murſen Jagmurdſchei und Muſa. Mit ſeiner Ermordung bildeten ſich nun wiederum zwei Reiche, das von Aſtrachan unter Jagmurdſchei und von Deſcht unter Kaſim.

Von den vier tatariſchen Reichen war die Krim am mächtigſten, und ihr zweiter Herrſcher Mengli Gerai übte auf die benachbarten Nogaier einen großen Einfluß aus, vergebens darnach ſtrebend, das alte Reich Kiptſchak wieder zu vereinigen. Sein Sohn Machmet Gerai ſuchte ebenfalls den Wunſch des Vaters zu verfolgen und verband ſich mit dem Chane der Nogaier, Ma-

*) Dieſe Tjumeniſchen Tataren Sibiriens ſind nicht mit denen gleichen Namens am Terek zu verwechſeln.

**) Die an der Wolga wohnenden.

mai, zum Sturze des aſtrachan'ſchen Reiches. Aſtrachan wurde erobert, aber Mamai, durch ſeinen Bruder Aſchil überredet und eiferſüchtig auf die Macht des Tatarchans (mit welchem Namen die Türken den Chan der Krim bezeichnen), überfiel, 1525, den Machmet Gerai und ermordete ihn.

In dem folgenden Jahrzehnt wurden die Nogaier mächtiger als je, und unter ihren Murſen Sjidak, Mamai und Keſchum knüpften ſie mit dem Großfürſten Johann dem Schrecklichen Verbindungen an. Geſandte gingen mehrere Jahre hintereinander von und nach Moskau. Es ſcheint, als wenn zu jener Zeit auch die Cultur mehr Wurzel unter ihnen gefaßt hätte, denn ſie unterſtützten den Handel. Mamai ſoll ſich durch ſeine Beredſamkeit ausgezeichnet haben. Ihre Heere waren ſtark, denn mit leichter Mühe eroberten ſie Aſtrachan und ſetzten den dortigen Chan Abdul-Rahman ab. Doch die ihnen angeborne Raubſucht trieb ſie von neuem zu Einfällen in ruſſiſches Gebiet; da aber immer nur einzelne Murſen mit ihren Untergebenen auszogen, ſo wurde es den Ruſſen leicht, ſie zurückzuſchlagen. Ein Murſe Teljak gerieth ſogar in Gefangenſchaft.

Mit der Eroberung Aſtrachans durch die Ruſſen und die ſpätere Einverleibung des Reichs (im Jahre 1557) mit Rußland kamen die erſten Nogaier unter ruſſiſche Oberherrſchaft und während die öſtlich-wohnenden von nun an als Unterthanen oder wenigſtens als Bundesgenoſſen der Ruſſen erſchienen, ſchloſſen ſich die letztern den Raubzügen der Tatarchane, wie die Herrſcher der Krim genannt wurden, an und traten als erbitterte Ruſſenfeinde auf. Die letztern zogen ſich an den Kuban zurück, verdrängten die Tſcherkeſſen von der Oſtküſte des aſoff'ſchen Meeres und bildeten hier die ſogenannten Kuban'ſchen Tataren oder die Kara-Nogaier. Ihr Land wurde die Kuban genannt. Sie ſtanden zwar unter der Herrſchaft des Tatarchans, hatten aber ihren eigenen Vorgeſetzten, der den Titel Sandſchak-Paſcha hatte und ſchon ſeit dem Jahre 1481, dem Jahre, wo die Osmanen einige Städte am Ufer des Kuban einnahmen, hier eingeſetzt war.

Einen nicht unbedeutenden Einfluß übten ſie auf die innern Angelegenheiten der Krim aus und einer der erſten Stämme derſelben, die Manſur, bildeten ſogar gegen die herrſchende Familie daſelbſt eine lange Zeit Oppoſition. 15,000 Nogaier ſtürzten den

Tatarchan Islam Gerai 1587 ſogar vom Throne und ſetzten ihren Günſtling Saidet Gerai ein. Als eifrige Mohammedaner blieben ſie die erbitterten Feinde der Ruſſen und aller chriſtlichen Völker, beſonders der Tſcherkeſſen, und beſtimmten einen Theil derſelben, den Ruſſen ſich zu unterwerfen.

Mit der Beſitznahme Aſoff's, 1696, durch Peter den Großen wurde der Unabhängigkeit der krim'ſchen Tataren und der Nogaier die erſte Wunde, an der ſie ſpäter verbluteten, geſchlagen. Außerdem trugen die immerwährenden Streitigkeiten unter den Gliedern der herrſchenden Familie in der Krim nicht wenig zur Zerrüttung des Reiches bei, und wir ſehen immer die einzelnen Stämme der Nogaier da, wo es am meiſten zu rauben gibt. So verſammelte Gaſi-Gerai, ein Bruder des Tatar-Chans Dewlet-Gerai, die Nogaier der Kuban um ſich, entfloh mit einem großen Theil derſelben zuerſt nach Polen, allenthalben Schrecken um ſich verbreitend, und gründete in Beſſarabien ſich ein Reich, was aber kaum einige Jahre dem Tatar-Chan widerſtehen konnte. Um die Nogaier Beſſarabiens zu ſchwächen, wurden von dem Chane 1701 nicht weniger als 800 Familien wiederum in die Krim verſetzt.

Von den wolhenſiſchen oder aſtrachan'ſchen Nogaiern erkannte nur ein Theil, wie wir geſehen haben, mit der Unterwerfung Aſtrachans Rußlands Oberherrſchaft an, die übrigen hingegen erhielten ſich bis auf die Zeit des Chans der torgotiſchen Kalmüken, Ajuka, in ihrer Unabhängigkeit und verſuchten ſich ſogar über den Jaik zu verbreiten. Doch da ſetzte Ajuka ſich ihnen entgegen und unterwarf ſich mit Hülfe der zu ihm geſtoßenen Derbeten und Choſchoten gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts einen großen Theil derſelben. Was er angefangen, ſetzte Donduk Ombo, ſein Neffe, fort. Viele Nogaier der Stämme Jediſan und Dſchemboiluk wanderten zu ihren Brüdern im Weſten, andere auf aſtrachan'ſches Gebiet. Mehrere tauſend Familien, die den Namen der Chonduroff'ſchen Nogaier führten, wurden dem Chane der Torguten unmittelbar zinspflichtig und blieben es bis zur Flucht der letzteren.

Die Kuban'ſchen Tataren waren zwar durch die Einwanderung ihrer Landsleute aus dem Oſten ſtärker geworden, aber leider brachen zwiſchen den ältern und eingewanderten Stämmen Strei-

tigkeiten aus und von neuem verließ ein Theil der dortigen Nogaier ihre neuen Wohnplätze, und siedelte sich in der Krim und in der sogenannten kleinen Nogai (im Norden der Krim) an.

Bis auf diese Zeit waren die Nogaier erklärte Feinde der östlichen Tscherkessen, besonders der Kabarder, und diese hegten eine große Vorliebe zu den Russen. Als aber der Tatarchan mit einem großen Heere von Nogaiern, zu welchen sogar einige tausend Mann aus Budjak gestoßen waren, von den Tscherkessen und Tataren in den engen Thälern des Baksan in der Kabardah, 1729, total geschlagen worden, und darauf bald die Unmacht der Krim und die Uebermacht Rußlands am Kaukasus hervortrat, wurden die Tscherkessen Verbündete der Nogaier, besonders der sogenannten kuban'schen Tataren und traten als bestimmte Feinde Rußlands auf. Ein Glück für Rußland, daß ein gemeinschaftliches Oberhaupt fehlte und die einzelnen Stämme, unter sich uneinig, zu gemeinschaftlichem Wirken sich nicht vereinigen konnten. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch unterwarf sich Rußland einen Stamm der Nogaier nach dem andern und zuletzt widerstanden nur noch die am Kuban. Die Pugatscheff'sche Rebellion dauerte zu kurze Zeit, um den Abfall der Nogaier an der Wolga und dem Jaik, welcher Fluß von nun an den Namen Ural führte, vollständig zu machen. Als aber, 1783, die Krim russische Provinz wurde und der Seraskier der kuban'schen Tataren sich schon vorher unterworfen hatte, betrachtete Rußland alle frühern nogaischen Länder diesseits des Kuban, der Malka und des Terek als sein Eigenthum. Eine große Menge der Nogaier wanderte über den Kuban zum Theil zu ihren Brüdern, den Stämmen Naurus und Kassai; zum großen Theil verloren sie sich aber unter den Kaukasiern. Selbst die transkubanischen, nachdem sie im Jahre 1771 unter ihrem Mursen Arslan Beg (bekannter unter dem Namen Sokúr Hadschi, d. i. blinder Pilgrim) in der Steppe Desht Kiptschak der russischen Regierung viel zu schaffen gemacht hatten, vermochten nicht zu widerstehen. Ihre Unterwerfung war jedoch nur nominell, und immer finden wir sie in Verbindung mit den Tscherkessen, daher dort noch mehreres von ihnen gesagt werden wird.

Die westlichen Nogaier verließen 1770 in dem russisch-türkischen Kriege Bessarabien und zogen sich an den Bug und Dnepr-

aber auch hier fanden ſie nicht Ruhe, nach welcher ſie ſich auch nicht ſehnten, und wanderten längs der Nordküſte des ſchwarzen und aſoff'ſchen Meeres in ihre urſprünglichen Beſitzungen. Die öſtlichen oder wolhenſiſchen, ſchon lange unterworfen, breiteten ſich mit Ausnahme der chonduroff'ſchen im Weſten weiter aus und nahmen die von den Kalmüken verlaſſenen Länderſtrecken ein. Mit der Beſitznahme Tſchernomoriens durch die Saporoger wurden die dort wohnenden Nogaier, beſonders die des Stammes Jediſchkul, nördlich verſetzt und ſo die Gegend ganz von ihren urſprünglichen Bewohnern geſäubert.

Wenn wir uns nun nach den geſchichtlichen Vorausſetzungen dem jetzigen Beſtand der Nogaier Ciskaukaſiens zuwenden, ſo findet man von den neun Stämmen, welche die ſieben Wandelſterne (wie wir oben geſagt haben) aufführten, nur noch die Kaſſai und Dſchemboiluk. Von denjenigen, welche in der Geſchichte aber immer eine Rolle geſpielt haben, ohne dort genannt zu ſeyn, und jetzt noch exiſtiren, ſtehen die Jediſanen und Kara-Nogaier oben an. Neben den genannten vier nomadiſiren in Ciskaukaſien jetzt noch die Stämme Atſchikulak, Jediſchkul, Kasbulat, Mangut und Sabli, und jenſeits des Kuban wohnen neben den Kaſſai die Naurus.

Bei der ſchon früher erwähnten Ländervertheilung in Cis-Kaukaſien erhielten auch die einzelnen Stämme der Nogaier ihre beſtimmten Ländereien, auf denen es ihnen nur erlaubt war herumzuziehen. Es wurde dadurch den immerfort herrſchenden Streitigkeiten ein Ende geſetzt, und da das Terrain große Wanderungen nicht erlaubte, ſo ſind die Nogaier mehr oder weniger zu einem feſtern Wohnort genöthigt. Leider hat man dabei mehr die einzelnen Kreiſe als die Stämme ſelbſt berückſichtigt, und ſo kommt es, daß eine und dieſelbe Gegend verſchiedenen Nogaiern übergeben iſt. Dadurch bilden ſich nun für die Bewohner neue Namen.

Die Anzahl aller in Ciskaukaſien nomadiſirenden Nogaier beläuft ſich auf faſt 70,000 Seelen, die in 10,000 Filzhütten wohnen. Von dieſen bewohnen die 35,000 Mosdok'ſchen die ſüdlicheren Gegenden des Mosdok'ſchen und Kisljar'ſchen Kreiſes auf dem rechten Ufer der Kuma und beſitzen über 5000 Filzhütten; 18,500 von ihnen ſind männlichen, 17,500 hingegen weiblichen Geſchlech-

tes. Sie gehören den Stämmen Kara-Nogai und Jediſchkul *) an. Im Norden des Mosdok'ſchen Kreiſes, beſonders am Flüßchen Gorkoi, wohnen wiederum 9000 und zwar ſogenannte Gorskiſche Nogaier, nämlich 4700 männlichen und 4300 weiblichen Geſchlechtes in 1560 Filzhütten, und rechnen ſich zu den Stämmen Dſchemboiluk (Dſchembuluk ruſſ., Dſchembulat bei Klaproth), Atſchikulak und Jediſan. Wenig ſtärker ſind die ſogenannten Nogaier des Kalaus, dem Stamme Dſchemboiluk angehörig, und beſtehen aus 6000 männlichen und 5100 weiblichen Geſchlechtes. Sie wohnen in 1700 Filzhütten an beiden Ufern des Kalaus im Pjatigorskiſchen Kreiſe. Die Nogaier der Fünfberge (Beſchtau), 4000 Seelen ſtark und zwar 2050 männlichen und 1950 weiblichen Geſchlechtes, nehmen in 600 Filzhütten die Gegenden der kaukaſiſchen Bäder um den Beſchtau im Süden des Pjatigorskiſchen Kreiſes ein und gehören zu den Stämmen Jediſan und Jediſchkul. Endlich haben noch mit 1200 Filzhütten 5300 Nogaier Kasbulat (Kaspolat Pall.), Mangût (Mangut oder Mamsgut Pall.) und Sabli, und zwar 2600 männlichen und 2600 weiblichen Geſchlechts den Schwarzwald von Temnoljesk bis Pjatigorsk inne.

Die transkuban'ſchen Nogaier gehören den Stämmen Naurus und Kaſſai an und beſtehen aus 16,000 Seelen. Die erſteren bewohnen die nördlichern Gegenden zwiſchen der Laba und dem Kuban, und die letzteren hingegen die zwiſchen dem Urup und Kuban. Von dem einſt mächtigen Stamme Kaſſai ſind die eben genannten, welche ſich nach einem ihrer frühern Fürſten Manſuren nennen, die einzigen Ueberbleibſel. Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war der Stamm mächtiger und beſtand nach Güldenſtädt allein aus 8000 Familien. General Medem zerſprengte aber ihre Horde und verſetzte einen Theil an die Kuma, von wo ſie dann nördlicher an den Kalaus ſich begaben und mit den dort anſäſſigen Nogaiern verſchmolzen wurden.

Außer dieſen genannten Nogaiern exiſtiren noch einzelne Un-

*) Klaproth nennt fälſchlicherweiſe den Stamm Nediſchkul, ſ. deſſen Reiſe nach dem Kaukaſus Bd. I. S. 283. und früher, 282, nennt er einen andern Jedikul.

terſtämme im Kaukaſus und zwar beſonders in Dageſtan, und ſtehen dort unter einzelnen Fürſten, die nicht zu ihrem Stamme gehören. Da mir nicht vergönnt war, jene Gegenden ſelbſt zu beſuchen, ſo übergehe ich ſie ganz und überlaſſe ihre nähere Bezeichnung einem ſpätern Reiſenden.

Wie wir aus der Geſchichte der Nogaier geſehen haben, bilden ſie ein gemiſchtes Volk, entſtanden aus türkiſchen und mongoliſchen Stämmen, und da bald das eine, bald das andere Princip vorherrſcht, ſo iſt ihre Conſtitution und Phyſiognomie ſehr verſchieden. Da ſie außerdem mit andern Völkern häufig in Berührung gekommen ſind und die der Kuban z. B. wenigſtens in den beiden letzteren Jahrhunderten gemeinſchaftlich mit den Tſcherkeſſen handelten und ſich gegenſeitig verheiratheten, ſo wird es ſchwierig, von ihnen eine allgemeine Beſchreibung zu geben. Von den wolhenſiſchen, die ich nicht geſehen, ſchweige ich und beſchränke mich daher nur auf die kuban'ſchen und ciskaukaſiſchen, mit welchen letzteren die der kleinen Nogai (der nogaiſchen Steppe nördlich von der Krim) große Aehnlichkeit haben.

Die Nogaier Ciskaukaſiens tragen noch am meiſten das Gepräge ihrer mongoliſchen Abſtammung, bilden einen kleinen unterſetzten Menſchenſchlag und unterſcheiden ſich eben dadurch hinlänglich von den Kalmüken. Bei einer Größe von 5 — 5½ rheinl. Fuß ſind ihre Glieder abgerundet und voll, während der Unterleib wie bei den öſtlichen mongoliſchen Völkern überwiegend entwickelt iſt. Da zugleich auch die Bruſt breit und muskulös iſt, ſo tritt die Stärke des Bauches weniger entſchieden hervor. Der Kopf trägt noch ſehr das mongoliſche Gepräge und iſt weniger groß als breit, von oben etwas zuſammengedrückt und faſt viereckig. Die Stirn iſt unbedeutend, deſto mehr treten aber die Backenknochen hervor. Die Augen ſind klein, weniger als bei den Kalmüken geſchlitzt, ſchwarz, und haben einen ſcharfen durchdringenden Blick. Die Naſe regelmäßiger als bei den Kalmüken, bleibt aber doch etwas zuſammengedrückt und an der Baſis breit, hat jedoch bei weitem nicht ein ſolches häßliches Anſehen wie dort. Der Mund iſt groß und wird von mittelmäßig dicken Lippen eingeſchloſſen; das Kinn ragt ſpitz hervor und die großen Ohren ſtehen wie bei den Kalmüken ab. Der Bart iſt mittelmäßig oder unbedeutend, und wird am gewöhnlichſten als Schnurrbart ge-

tragen. Das ſchwarze Haupthaar wird wie bei allen mohammedaniſchen Völkern geſchoren. Ein kurzer Hals verbindet den Kopf mit dem Rumpfe. Die Beine ſind nur wenig oder gar nicht gekrümmt. Die Hautfarbe iſt ihnen eigenthümlich und erſcheint mehr als ein Graubraun, denn als Orangengelb, wie es bei den ächten mongoliſchen Völkern der Fall iſt.

Ganz verſchieden von den ciskaukaſiſchen Nogaiern ſind die transkuban'ſchen. Durch ihr Zuſammenleben mit Tſcherkeſſen und Abaſſen hat ſich ihre kleine Statur verloren und die meiſten transkuban'ſchen Nogaier gleichen den erſtern hinſichtlich ihres Körperbaues. Die Hautfarbe iſt zwar ebenfalls heller, aber beſitzt immer den gelbbräunlichen Anſtrich. Das Auge iſt klein aber weniger geſchlitzt, und die Naſe erſcheint ziemlich regelmäßig gebildet.

Hinſichtlich ihres Temperamentes beſitzen die Nogaier wenig Aehnlichkeit mit den Kalmüken, unter denen ſie doch früher zum Theil ſtanden und mit welchen ſie vielfache Berührungen hatten. Im hohen Grade träge und mit einem großen Widerwillen gegen alles, was Arbeit heißt, bringen ſie den ganzen Tag in Müßiggang bei ihren Heerden zu. Den Frauen verbleibt die ganze Hauswirthſchaft. Von jeher an das herumziehende Leben gewöhnt, iſt ihnen dieſes ſelbſt zur zweiten Natur geworden, und nur im Winter vermögen ſie ruhig eine längere Zeit an einem und demſelben Orte zu verweilen. Die ruſſiſche Regierung hat alles gethan, um ſie an ein feſtes Leben zu gewöhnen, aber nur wenige erſt ſind von den Vortheilen, welche feſte Wohnorte darbieten, überzeugt worden. Hie und da ſind eine Art von Dörfer, Auls, entſtanden, aber in ihnen den ganzen Sommer zuzubringen, wird den Nogaiern ſchwer, und plötzlich gibt einer der Bewohner dadurch das Zeichen des Aufbruches, daß er ſeine Filzhütte abbricht. Seitdem den einzelnen Stämmen ihr beſtimmtes Terrain übergeben worden iſt, müſſen ſie ſich auf dem ihnen angewieſenen Raum bewegen und dürfen die Gränzen ihres abgeſteckten Gebietes nicht verlaſſen.

Im Sommer iſt das Leben rege, im Winter hingegen höchſt traurig. In den engen Filzhütten bringen die einzelnen Glieder einer Familie ihre Zeit ruhig zu und ſehen ſehnſüchtig einer wärmern Jahreszeit entgegen, in der ſie weniger Leiden ausgeſetzt ſind.

Um das dürftige Feuer in der Mitte kauert Alt und Jung und kehrt von Zeit zu Zeit die vor Froſt erſtarrte Seite dem wohlthätigen Feuer zu, während nun die andere allmählich wieder erkaltet und, von Kleidungsſtücken oft nur wenig geſchützt, der eiſigen Kälte im Januar preisgegeben iſt. Die Nahrung iſt karg, und wie das Vieh durch die ſchlechte Winternahrung abmagert, ſo nehmen auch die Menſchen an Stärke ab, und erſcheinen gegen das Ende des Winters abgefallen und trotz der bräunlichen Geſichtsfarbe blaß.

Das Leben hat große Aehnlichkeit mit dem aller nomadiſirenden Völker, und ich übergehe deßhalb eine nähere Beſchreibung desſelben. Im Allgemeinen beſchäftigt ſich der Nogaier viel mit der Viehzucht, und dieſe iſt bei ihm zu einer Höhe gediehen, wie ich ſie kaum bei den Kalmüken gefunden habe. Es gibt viele Familien, die mehrere tauſend Stücke Rindvieh und Pferde beſitzen. Kamele findet man nur einzeln, und ebenſo iſt die Anzahl ihrer Schafe verhältnißmäßig gering. Im Jahre 1837 betrug die Anzahl der einzelnen Heerden wie folgt:

	Pferde.	Rindvieh.	Schafe.	Kamele.
1. die mosdok'ſchen Nogaier mit	38,000	93,000	225,000	2
2. die gorskiſchen Nogaier mit	4,200	15,000	8,400	—
3. die kalaus'ſchen Nogaier mit	7,700	27,000	22,000	6
4. die Beſchtau-Nogaier mit	2,000	11,500	10,200	—
5. die Schwarzwald-Nogaier mit	2,300	11,300	8,200	—
	54,200	157,800	273,800	8

Ehe ich das Volk der Nogaier verlaſſe, will ich nur noch einige Worte über die Enareer Herodots und Hippokrates' erwähnen, da Reineggs, Potocki (Potozki) und Klaproth ſie hierher verſetzen. Dieſe Enareer waren Skythen, die als Eunuchen auf die Welt kamen und ohne Weiber zu ſeyn alle weiblichen Dienſte verrichten mußten. Nach Herodot ſoll Kythere für die Entheiligung ihres Tempels in Askalon in Syrien durch die Skythen die Nachkommen der Tempelſchänder mit dieſer Strafe belegt haben. Dieſe Enareer oder Choß, wie ſie Potocki nennt, ſollen frühzeitig altern, runzlich werden und zeitig alle Barthaare verlieren, wodurch ſie ganz das Anſehen alter Frauen, denen ſie auch nach Reineggs gleich gekleidet ſeyn ſollen (dem aber Klaproth widerſpricht), erhalten.

Was genannte drei Herren bewogen hat, die Enareer, nachdem ſie über 2000 Jahre ſchon der Vergeſſenheit übergeben worden

waren, wiederum und zwar unter den Nogaiern aufzusuchen, bemühe ich mich vergebens herauszufinden. Enareer (Weiblinge) *) gibt es unter allen Völkern, wenn wir eben Männer, bei denen das Zeugungsvermögen nicht vollständig entwickelt ist, verstehen; und solche die es verlieren, sind im Oriente, wo eben es erlaubt ist mehrere Frauen zu nehmen und die Männer frühzeitig sich zu Grunde richten, zahlreicher als bei uns. Beiderlei Männer altern frühzeitiger und erhalten in Physiognomie und Gestalt das Ansehen bejahrter Frauen, von denen sie, wenn die Kleidung es nicht verräth, schwierig von der Ferne zu unterscheiden sind. Daß die Häßlichkeit bejahrter Personen bei allen Völkern, in denen mongolisches Blut fließt, mehr als bei denen der europäischen Race hervortritt, braucht nicht erörtert zu werden. Von einer besondern Krankheit weiß man aber am ganzen Kaukasus nichts, und mit Recht sagt selbst Klaproth, daß auch die Türken in Kleinasien Männer ohne Barthaare Choß nennen; demnach sind auch die Choß des Grafen Potocki nichts weiter als solche weibische Männer. Die Enareer der Griechen sowohl als auch der genannten drei Reisenden sind in das Bereich der Fabeln zu thun. Weit entfernt bin ich aber drei solche ehrenwerthe Reisende geradezu der Lüge zu beschuldigen und glaube recht gern, daß es ihnen irgend einmal erzählt worden ist, besonders wenn sie darnach gefragt haben. Auch mir wurde es einmal auf meine Frage bejahet, als ich aber mich mit meinen eigenen Augen überzeugte, war eben die Sache ganz anders. Mit den Erzählungen der Orientalen muß man vorsichtig seyn, besonders wenn diese wissen, daß man sich belehren will. Wie oft hat man mir auf die abgeschmackteste Weise Namen erklärt oder Ereignisse erzählt? Es bildete sich auf der Reise am Ende der Grundsatz in mir fest, nicht eher etwas zu glauben, als bis es von drei ganz verschiedenen Seiten bestätigt worden war. Möglich, daß mir dadurch manches entgangen ist, aber sicher bin ich dadurch vielen Unrichtigkeiten ausgewichen. Ob allen? bezweifle ich trotzdem noch.

Das zweite nomadisirende Volk Ciskaukasiens sind die Truchmenen. Diese Truchmenen hält man in der Regel für die noch unverfälschten, unvermischten Nachkommen der Turaner oder Tür-

*) s. Burdach die Physiologie als Erfahrungswissenschaft Bd. 1. S. 220. Bd. 3. S. 321.

ken, eine Behauptung, der ich geradezu widersprechen muß, da gerade die Truchmenen die vielfältigsten Berührungen mit den Mongolen hatten, und mongolisches Blut reichlich in ihnen fließt. Ihre Beherrscher sind bis auf den heutigen Tag noch Mongolen, die sich durch türkisches und persisches Blut veredelt haben. Die Turaner sind ein Theil der Skythen oder die Saken der Alten und bilden eine eigene Race, die zwar zwischen Mongolen und Europäern (gleich den finnischen Völkerschaften) steht, aber den Europäern oder den dazu gehörigen Persern mehr als den Mongolen gleicht. Von jeher nahmen sie die Ost- und Nord-Westküste des kaspischen Meeres und die meisten südlichen Provinzen Rußlands und vor allem Kiptschak ein, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß der im Süden Ciskaukasiens fließende Terek nach Eichwald von seinen Bewohnern den Namen hat und als ächter Türkenfluß, gleich der Kuma als ächter Kumanenfluß, zu betrachten ist. Der Name Truchmene, Turkmene, Turkomane, Taurmene oder Terekmene hängt genau mit Türke zusammen, und wenn auch das zweite Wort, aus dem Truchmene zusammengesetzt ist, nicht „ähnlich" bedeutete, so dürfte uns die Endung „mane oder mene" ebenso wenig auffallen, wie bei den Komanen.

Die höchst interessante Geschichte der Truchmenen, welche aus ihrem alten Vaterlande Turan oder dem heutigen Turkestan jenseits des kaspischen Sees alle Jahrhunderte Eroberer aussandten, die mehr als einmal den persischen Thron einnahmen und ihn jetzt wiederum besitzen, die mehrere mächtige Reiche in Westasien gründeten und daselbst allenthalben zerstreut vorkommen, übergehe ich als zu wenig wichtig für die Beschreibung Ciskaukasiens und als zu schwierig für einen Laien der Geschichte Asiens.

Die Truchmenen Ciskaukasiens nehmen die östlichen Steppen ein, und wohnen zerstreut fast durch den ganzen kisljar'schen Kreis. Sie hatten früher einige Gegenden am Jaik inne und wurden von Donduk Ombo, dem Chane der dort einst mächtigen Kalmüken des torgutischen Stammes, unterjocht. Bis zur Flucht des Chans bewohnten sie fortwährend die Ufer des Jaik, weigerten sich aber ihrem Oberherrn zu folgen und wurden später von den Russen an die westliche Küste des kaspischen Meeres versetzt. Pallas schildert sie als sehr wohlhabend und reich an allerhand Vieh. Durch die gemeinschaftliche Religion

mit den Nogaiern verbunden ſtehen ſie mit den mosdokſchen in beſtem Vernehmen.

Im Jahre 1837 nomadiſirten im kisljarſchen Kreiſe 9600 Truchmenen und zwar 5300 männlichen und 4300 weiblichen Geſchlechts mit faſt 1900 Filzhütten und beſaßen an Vieh wie folgt:

1) an Pferden	15,500	Stück,
2) an Hornvieh	5,500	—
3) an Kamelen	7,500	—
4) an Schafen	58,300	—
Summa	86,800	Stück.

Ich komme nun zu den Kalmüken, dem dritten in Ciskaukaſien nomadiſirenden Volke, was uneigentlich hieher gehört, da der größte Theil nur den Winter über in den ſüdlichern Gegenden Wohnplätze ſucht. Sie theilen ſich in vier große Hauptſtämme: Torguten, Choſchoten, Songaren und Derbeten, und ſpielten erſt mit Dſchingis-Chan in der Geſchichte eine Rolle. Die Torguten erſchienen zu Anfang des 17ten Jahrhunderts zwiſchen den Flüſſen Jaik und Jemba und unterwarfen ſich ſcheinbar dem ruſſiſchen Scepter, gegen den ſie ſpäter feindſelig auftraten. Im Jahre 1662 breiteten ſie ſich bis an die Wolga aus und ihr Chan Ajuka wurde noch mächtiger, als 25,000 Derbeten im Jahre 1673 und ſpäter im Jahre 1675 noch 7500 Choſchoten zu ihm kamen. Peter der Große verſuchte nicht umſonſt den Chan an ſich zu ziehen, und im Jahre 1696 nannte ſich zwar der letztere Unterthan des ruſſiſchen Kaiſers, war aber frei von allen Abgaben.

Es ſcheint als wenn die Unterdrückung der fanatiſchen Mohammedaner, von denen ſie ſeit Timur viel zu leiden gehabt hatten, das Band geweſen ſey, das die Kalmüken mit den Ruſſen verband; denn das gute Vernehmen zwiſchen beiden Völkern wurde ſelbſt da nicht geſtört, als viele Kalmüken ſich taufen ließen und die Ruſſen offen erklärten, daß ſie jeden annähmen, der ſich taufen laſſen würde. Ajuka führte mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung und übergab nach ſeinem Tode (1724) dieſelben ſeinem zweiten Sohne Tſcheren-Donduk, der aber nur mit der Unterſtützung Rußlands ſich auf dem Throne erhalten konnte. Einer ſeiner Neffen, Donduk-Ombo, der Anſprüche machte, war gezwungen, mit ſeinen

Anhängern an den Kuban zu flüchten. Um sich der russischen Regierung dankbar zu zeigen, nahm Tscheren-Donduk die christliche Religion an und verlor dadurch alles Ansehen bei seinem Volke. Hiermit war den Kalmüken auch Gelegenheit zum Mißtrauen gegen Rußland gegeben, und klar wurde es ihnen, daß ihre Religion gefährdet sey. Vergebens suchte Rußland fernere Reibungen dadurch zu vermeiden, daß es den Proselyten, welche mit ihren, ihrer Religion treu gebliebenen Brüdern sich nicht mehr vertragen konnten, entferntere Wohnplätze anwies und diesen im Jahre 1737 im Simbirskischen Gouvernement die Stadt Stauropol erbaute, sie dadurch ganz mit jenen außer Verkehr setzend.

Vergebens suchte Tscheren-Donduk das Zutrauen seines Volkes wieder zu erhalten, daß er zum Lamaismus zurücktrat, er verlor dadurch nur auch noch die Achtung und den Schutz Rußlands. Unzufriedenheit regte sich, und um dieser ein Ende zu machen, sah sich die russische Regierung genöthigt, den geflüchteten Donduk-Ombo von dem Kuban zurückzurufen und ihm 1738 das Chanat zu übertragen. Doch leider lebte er nur kurze Zeit und starb schon 1741, nachdem er 30,000 Truchmenen sich unterworfen hatte. Nach ihm setzte die russische Regierung den tapfern Donduk-Daschi, einen Enkel Ajuka's, einstweilen als Vice-Chan ein und belohnte ihn im Jahre 1756 mit der Würde eines Chans. Er regierte weise, und unterstützte Rußland in seinem Kampfe mit den Nogaiern. Unter ihm kamen auch 20,000 Songaren an und unterwarfen sich seiner Herrschaft. Leider starb er aber schon im Januar 1761 und sein Sohn Ubaschi folgte ihm unter dem Titel eines Vice-Chans. Nur von der Gewalt gezwungen entsagte Zebek-Dorschi, ein Enkel Donduk-Ombo's, seinen Ansprüchen auf den torgutischen Thron und hoffte dadurch nicht allein seine ehrgeizigen Plane zu erreichen, sondern zu gleicher Zeit sich auch an der russischen Regierung zu rächen, daß er den Ubaschi überredete, aus Rußland zu fliehen. Die Flucht der Kalmüken im Januar 1771 bleibt doch noch hinsichtlich ihrer Ursachen ein Geheimniß, so sehr sich auch Bergmann in seinen nomadischen Streifereien B. I, Seite 146 ꝛc. bemüht, sie aus obigen Gründen zu erklären. Bis zum Jahre 1769 war Ubaschi erklärter Freund der russischen Regierung, die er sich durch seine glücklichen Kämpfe gegen Nogaier und Tscherkessen verbindlich gemacht hatte, und schickte noch kurz vor seiner Flucht

den tapfern Kalmüken Momotubaſcha mit 5000 Mann den Ruſſen zu Hülfe. Er ſelbſt ging mit 30,000 Mann den Rußland feindlichen Kubanern und Tſcherkeſſen entgegen und ſchlug ſie in einem bedeutenden Treffen am Kalaus. Um ſo mehr muß es nun auffallen, daß kurz darauf im Herbſte 1770, gerade in einer Zeit wo Katharina II den Herrſcher der Kalmüken mit dem Titel eines Chans beehren wollte, von Ubaſchi der Plan gefaßt wurde, heimlich aus dem ruſſiſchen Gebiete ſich zu entfernen. Daß Zebek-Dorſchi großen Antheil an der Auswanderung gehabt, unterliegt wohl keinem Zweifel, mehr aber ſcheint die Geiſtlichkeit, deren herrſchſüchtige Prieſter den Uebertritt der Kalmüken zur chriſtlichen Religion und das Ausheben von Recruten unter ihnen weiſſagten, dabei gethan zu haben. Endlich trug noch das rohe Benehmen des damaligen Priſtaffs (Aufſehers) der Kalmüken, Kiſchinskoi, gegen Ubaſchi bei, die Flucht zu beſchleunigen.

Alle Warnungen, die zum Theil ſelbſt von Kalmüken ausgingen, wurden nicht gehört, und ſo verließen im Januar 1771 40—60,000 Kalmüken ihre Wohnplätze, um nach der chineſiſchen Gränze in ihr urſprüngliches Vaterland, die Songarei, zu ziehen. Ich übergehe die weitere Verfolgung der Kalmüken, ihr Unglück auf dem Wege und ihre gute Aufnahme von Seiten des chineſiſchen Kaiſers, und erwähne nur noch, daß zwei Uluſſe der Torguten Zikehzechor und Erketum wiederum umkehrten, und Derbeten und Choſchoten freudig der Auswanderung ihrer Brüder nachſahen, da ſie nun wieder unabhängig wurden und nicht mehr das Joch der Torguten zu ertragen hatten. Wohlweislich hielten ſie die Kunde der Auswanderung geheim.

Die zurückgebliebenen Kalmüken wurden von nun an ſtreng beaufſichtigt, ihre eigene Gerichtsbarkeit ihnen genommen, und ſie unter ein ruſſiſches Gericht, vor deſſen Forum alle Streitigkeiten gebracht werden mußten, geſtellt.

Die Beſtrebungen der ruſſiſchen Regierung gingen ferner dahin, dieſe nomadiſirenden Völker auf irgend eine Weiſe an die Heimath zu feſſeln, wohl wiſſend, daß ſie nur erſt dann nützliche und ſichere Unterthanen ſeyn könnten. Vergebens verſuchte ſie aber das herumſchweifende Leben ihnen nach und nach abzugewöhnen und ſtellte umſonſt dieſem alle Hinderniſſe entgegen. Die mächtigſten Fürſten wurden nach Petersburg gelockt, wo ſie alle Annehmlich-

keiten eines festen Wohnortes kennen lernen sollten; aber alle Vergnügungen der kaiserlichen Residenz vermochten nicht ihnen die Annehmlichkeiten des Steppenlebens zu ersetzen, und unzufriedener als je mit der russischen Regierung kehrten sie nach ihren Filzhütten zurück. Die Errichtung von Gouvernements im ganzen russischen Reiche 1775 schränkte die Steppen, welche die Kalmüken bis dahin besaßen, ein, und erregte neues Mißtrauen unter den Zurückgebliebenen. Die Pugatscheff'sche Rebellion in derselben Zeit trug auch dazu bei, die zurückgebliebenen Kalmüken abzuziehen, und nur durch die Unterstützung eines Seitenzweiges der herrschenden Familie der Derbeten bei der Thronbesteigung und durch die spätere Ernennung eines Gliedes derselben, des Tschutschei, zum Chan, erhielt sich Rußland die Kalmüken. Mit Tschutschei (der 1803 starb) wurde der Titel eines Chans aber ganz aufgehoben.

Alle neuern Versuche sie zu festen Wohnsitzen zu bewegen, sind bis jetzt gescheitert. Da aber mehrere Horden nicht mehr ihre eigenen Fürsten besitzen und unmittelbar unter kaiserlichen Statthaltern, die zwar größtentheils Kalmüken sind, stehen, so wird es der folgenden Zeit vielleicht eher gelingen. Die Ursache dieses Strebens liegt in der Verachtung des Ackerbaues, den nach ihren Begriffen nur Sklaven verrichten, und in der Furcht, daß die russische Regierung, sobald sie einmal feste Wohnsitze haben, aus ihnen Recruten nimmt. Außerdem ist die Religion und der durch diese hervorgerufene Aberglaube den Bemühungen der Russen hinderlich.

Die Torguten, zu denen in der neuesten Zeit ein großer Theil der Ausgewanderten wiederum gekommen ist, haben sich jetzt in mehrere Horden getheilt, bewohnen die Ufer der Wolga im Saratoff'schen, und die Steppen der Sarga und der Wolga im Astrachan'schen Gouvernement und ziehen zum Theil (die Jandykische und Erketische Horde) den Winter über in die Kumasteppe, wozu ihnen, ohne von der ciskaukasischen Regierung eine besondere Erlaubniß erhalten zu haben, das Recht zusteht.

Von den Choschoten haben sich nur wenige auf dem linken Ufer der Wolga oberhalb Astrachan erhalten.

Die Derbeten, der Stamm, welchen ich kennen lernte, ha-

ben nie in der Geſchichte eine bedeutende Rolle geſpielt, gehören aber trotzdem zu den tapferſten und raubſüchtigſten Kalmüken.

Sie kamen, wie wir ſchon oben geſehen haben, unter der Regierung des Chans Ajuka im Jahre 1673 an, und ihr Taidſchi (Fürſt) Solom Zeren Batur ſtellte ſich unter Ajuka's Befehle. Seine Nachkommen lieferten die herrſchenden Taidſchis bis zur Zeit der torgutiſchen Flucht, wo nun eine Seitenlinie, welche ihre Abkunft von einem Bruder des Solom Zeren Batur ableitete, zur Regierung des Stammes gelangte. Um ſich dieſen mehr zu verbinden, ernannte Katharina den Tſchutſchei, einen Neffen des letzten Taidſchi Zenden, zum Chan. Mit ſeinem Tode wurde aber, wie ſchon geſagt, der Titel eines Chans aufgehoben.

Die Derbeten hatten von jeher die weſtlichen Ufer der Wolga inne und zogen ſich ſchon 1723 in die Steppen zwiſchen dem Don und der Kuma. Als mit der Errichtung der Gouvernements unter Katharina II die Kalmüken in ihren Wohnplätzen verengert wurden, nahm ein großer Theil die Gegenden zwiſchen dem Don und der Manütſch ein und verband ſich, ohne aber ihr Nomadenleben aufzugeben, mit Don'ſchen Koſaken, in deren Lande, als zu ihnen gehörig, ſie nun noch ſich befinden. Die übrigen wohnen um Saratoff herum und in den nördlichen Steppen des Pjatigorskiſchen und Stauropol'ſchen Kreiſes. Die letztern theilen ſich jetzt in zwei Horden, in die große und kleine.

In Ciskaukaſien hatten die Kalmüken vielfache Berührungen mit den ebenfalls nomadiſirenden Nogaiern und nahmen zum Theil die mohammedaniſche Religion an. In dieſem Falle führen ſie den Namen Shereten, und im Jahre 1838 betrug die Anzahl ihrer Filzhütten 200.

Auch in der iſetiſchen Provinz des orenburgiſchen Gouvernements befanden ſich zur Zeit Georgis (ſ. deſſen Beſchreibung aller Nationen des ruſſiſchen Reichs S. 419) 50 Familien mohammedaniſcher Kalmüken.

Ferner befinden ſich in Ciskaukaſien auch chriſtliche Kalmüken und zwar 800 männlichen und wahrſcheinlich eben ſo viel weiblichen Geſchlechts mit 325 Filzhütten.

Die Anzahl der Kalmüken habe ich nicht ermitteln können, aber die Zahl von 28,162 Filzhütten, welche Suboff in ſeinem

kaukaſiſchen Gemälde allein für Ciskaukaſien angibt, iſt viel zu groß, und wahrſcheinlich iſt es, daß er viele Nogaier-Horden für kalmükiſche gehalten hat, zumal er unter den Nogaiern nur die Stämme der Beſchtau- und der Kara-Nogaier nennt, und der Jediſſanen, Dſchembulat ꝛc. gar keine Erwähnung thut.

Als zur mongoliſchen Race gehörig, vermögen die Kalmüken an und für ſich keine Anſprüche auf Schönheit zu machen, aber trotzdem gibt es unter ihnen einzelne, die durchaus nicht von der nationellen Körperconſtitution ſo entſtellt ſind, als es gewöhnlich der Fall iſt. Ich ſah junge Frauen, über deren ſchlanke Figuren und regelmäßige Geſichtszüge ich mich ſelbſt der Verwunderung nicht enthalten konnte, und gewiß hätte jeder Stutzer unſerer galanten Welt ihrer Schönheit Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wenn die Ausbildung des Körpers bei den Kalmüken nicht ſo viel Hinderniſſe fände, ſo würde die von uns angenommene Häßlichkeit des genannten Volkes um vieles ſchwinden. Schon die Frauen, deren Körperbildung nicht durch das Reiten in ihrer Norm unterbrochen wird und deren Glieder einer mehr geregelten Bewegung, da auf ihnen alle Arbeiten ruhen, ausgeſetzt ſind, erſcheinen nie ſo häßlich als die Männer, welche entweder reiten oder ſchlafen, aber nie weit gehen. Das immerwährende Reiten mit der dabei einſeitigen Bewegung und die außerdem totale Ruhe des Körpers hat nach und nach dieſem die jetzige Deformität gegeben, und was früher, wie die Krümmung der Schenkelknochen, nur durch die Gewohnheit, hier durch das Reiten hervorgerufen wurde, iſt nach und nach ſo in das innere Leben, indem es vom Vater auf den Sohn ſich fortpflanzte, übergegangen, daß die Knaben in der Regel ſchon mit nach innen gekrümmten Schenkeln, die ſich durch das Wachsthum, wie bei unſern Kindern, nicht ſtrecken, geboren werden.

Der Körper des Kalmüken iſt mehr hager als dick und ſeine Statur mehr klein als groß. Beim Manne ſind die Arme weniger muskulös als bei den Frauen, die den ganzen Tag über thätig ſind. Der Oberarm beſonders iſt ſchwach und mager, und leicht fühlt man die ſtarken Knochen durch die geringe Fleiſchlage. Die Finger ſind ebenfalls mager und erſcheinen dadurch länger. Die Beine ſind ſtets bogenförmig nach innen gekrümmt, bei dem Manne und bei dem Knaben, ſelbſt wenn der letztere nicht auf

dem von den meiſten Reiſenden angegebenen Löffel (den ich übrigens nie geſehen habe) reiten müßte. Die Knie vermögen ſie nur mit großer Mühe oder gar nicht zuſammenzubringen. Der Fuß erſcheint ſtets klein und nett geformt. Der Oberſchenkel iſt muskulös, wahrſcheinlich durch das Reiten und die dadurch nothwendige Anſtrengung der Schenkelmuskeln bedingt. Bei den Frauen haben die Beine eine gerade und regelmäßige Bildung, und wenn unter den Kindern, die ſtets nackt herumlaufen, die Knaben unbeholfen auf der Erde ſich bewegten, waren die Mädchen ſchneller und flinker. Am ungeſchickteſten ſind die Knaben der Vornehmen, weil ſie ſelbſt in der Zeit, wo ſie bei uns lange ſchon gehen können, noch in ihrem Wiegenkorbe oder vor dem Feuer in der Filzhütte bewegungslos liegen und von Zeit zu Zeit durch ein Zetergeſchrei ihre Gegenwart kund geben. Der Aberglaube geſtattet ihnen nicht die Erde ſo bald zu betreten, damit die Hexen und böſen Geiſter, welche dieſe bewohnen, ihnen nicht ſchaden können.

Auf einem mittelmäßigen, doch mehr kurzen Halſe ſitzt der rundliche, ſehr ſelten ovale, häufig aber breite Kopf. Während bei dem Europäer und bei der europäiſchen Race die Stirn mehr nach oben ſich ausbildet, geſchieht dieß hier mehr nach der Seite. Die Backenknochen haben ein entſchiedenes Uebergewicht. Bei dem Manne, bei dem das Geſicht magerer iſt, ſtehen ſie mehr hervor, als bei dem Weibe; und weil hinter ihnen die Geſtalt des Kopfes ſich häufig ſenkrecht abſchneidet, bekommt dieſer nicht ſelten ein mehr oder weniger viereckiges Anſehen. Die Lippen ſind dick und aufgeſchwollen, das Kinn unbedeutend und die Naſe klein, an ihrer Baſis breit und von oben etwas zuſammengedrückt. Die Augen erſcheinen geſchlitzt. Die Augenhöhlen ſind länglicher, daher auch die Augen kleiner erſcheinen. Ganz ſchwarze Brauen, nicht ſehr dicht, ziehen ſich über denſelben gleichförmig hin. Die Ohren beſitzen eine mehr rundliche Form, ſtehen weit ab und zeichnen ſich durch ihre Größe aus. Das Haar iſt ſtets ſchwarz, kräuſelt ſich nie, hängt gerade herab und iſt reichlich (beim Manne auch am ganzen Körper) vorhanden. Der Bart iſt mittelmäßig und ſtets läßt der Kalmük ſich einen Schnurr- und Zwickelbart ſtehen. Der Backenbart iſt ihnen unbekannt und das Haar daſelbſt unbedeutend; findet man daher Prieſter, die das Bart-

haar in ſeiner ganzen Ausdehnung nicht beſchränken, ſo ſieht man dieſes vor den Ohren nur ſchwach, unter dem Kinn hingegen wiederum ſtärker. Die Frauen flechten ihr langes ſchwarzes Haar in zwei (wenn ſie verheirathet) oder in mehrere Zöpfe (wenn ſie ledig ſind). Bei dem männlichen Geſchlechte hingegen wird das Haupthaar faſt ganz abgeſchoren und nur ein Kranz um die Stirn und ein Büſchel auf dem Scheitel bleibt ſtehen.

Die Hautfarbe beſitzt ſelbſt bei zarten Kindern einen gelben Anſtrich und iſt durchaus nicht ſo blendend weiß, wie ſie von vielen Reiſenden angegeben wird. Die unreinliche Lebensart, die Nacktheit der Kinder bis zu ihrer völligen Entwickelung und der immerwährende Rauch in den Filzhütten ruft jene ſchmutzig gelbe Färbung hervor, wie wir ſie an den Kalmüken zu ſehen gewohnt ſind. Jungfrauen und junge Frauen der Vornehmen geben aber in der Eitelkeit unſern europäiſchen Damen nichts nach. Eben ſo ſorgſam als jene pflegen ſie ihren Teint und verſtehen ihr ſchönes, wenn auch ſchlichtes Haar in glatte Flechten zu bringen. Leider verunſtaltet die orientaliſche Sitte, die Schminke dicht aufzutragen, oft die ſchönſten weiblichen Geſichter. So anmuthig ich aber häufig junge Frauen fand, ſo widerlich waren mir die älteren, die ſchon zeitig ihre jugendlichen Reize verlieren. Die Häßlichkeit der mongoliſchen Körperform tritt überhaupt bei alten Frauen und Männern in hohem Grade hervor.

Von allen mongoliſchen Völkerſchaften ſollen die Kalmüken die lebhafteſten ſeyn, und wirklich lieben ſie in hohem Grade die Geſelligkeit und den Frohſinn. Häufig ſtatten ſie ſich untereinander, aber immer zu Pferde, Beſuche ab und theilen freudig ihre beſten Leckerbiſſen mit dem ärmſten Menſchen, gleichviel ob er Kalmük oder Ruſſe iſt. Gegen die orientaliſche Sitte ſprechen ſie viel, und nie ſieht man ſie, ſelbſt nicht eine kurze Zeit, lautlos auf ihrem Platze verharren. Neugierig wie ſie ſind, intereſſirt ſie jedes Geräuſch, und der Fremde hat ſich ihren ermüdenden Fragen zu unterwerfen. Da die Frauen von der Oeffentlichkeit nicht ſo abgeſperrt ſind, tragen ſie nicht wenig bei, die Fröhlichkeit unter ihnen zu vermehren. Die vielen Feſte (Mazak, ein Wort, was nicht, wie einige Reiſende behaupten, ein beſtimmtes Feſt, ſondern Feſt überhaupt bedeutet), welche die Religion ihnen vorſchreibt und die in jedem Monat dreimal (den 8. als Taka, den

15. als Luh und den 30. als Choim) sich wiederholen, geben ihnen stets von neuem zur Fröhlichkeit Anlaß, und singend verleben die Frauen meist die Tage der Ruhe und des Müßiggangs, als welche ihnen die Festtage gelten.

Eilftes Capitel.

Beschreibung der Reise von Stauropol bis Jekaterinograd.

Quartiere; Beschreibung Stauropols; seine Geschichte; Sitz der Regierung; Basar; Jahrmärkte; Gewässer um die Stadt; Gefangene; muthvolles Unternehmen zweier Linienkosaken; Waldungen; Ausflug längs der Atschla zum Kalaus; Alt-Marieffka; Konstantinoffka; ein Kalmüken-Ulluß; Aufnahme und Behandlung in demselben; schöne Kalmükin; Kugulta; Dörfer auf dem nördlichen Abhang des Schwarzwaldes; Kriworutschka; Palagiada; Michailoffka; Ankunft in Stauropol; mein neuer Reisegesellschafter; Abreise; der Schwarzwald und seine Ausbreitung; erste Ansicht des Kaukasus vom Räuberwald aus; Alexandria; die Knorpelberge; Nogaier-Ulluß; Sabljah; Abenteuer; Pferde; Georgieffsk; Aufgang der Sonne; Beschreibung von Georgieffsk; das Flüßchen Kura; Hitze des Tages; die Malka; Jekaterinograd.

Das schönste Wetter begünstigte meinen Aufenthalt in Stauropol und erlaubte mir einige interessante Wanderungen in die reizenden Umgebungen zu machen. Ich war aber auch glücklich, daß ich nicht gezwungen war, die vier Tage meiner Anwesenheit in meinem Stalle zubringen zu müssen. Ein kleines enges Zimmer wurde mir mit meinem Reisegesellschafter und seinen Anempfohlenen im Gasthause angewiesen und der erste Blick in dasselbe lehrte mich, daß wohl schon viele Reisende hier logirt haben mochten, bevor es gereinigt worden war. Der Schmutz des Bodens ließ kaum die ursprüngliche Farbe der Dielen erkennen; vier Stühle, ein hölzernes schadhaftes Kanape und ein Tisch waren die Meubels, welche es zierten. Weder ein Spiegel noch eine Gardine, um den draußen auf einem vorgebauten Gange Spazierenden die Einsicht in das Zimmer zu verwehren, fanden sich vor, und beständig bewegten sich Gäste, da unser Wirth auch Traiteur war, vor meinen Fenstern vorbei, mich und meine Sachen neugierig beäugelnd. Besser als das Logis, für welches wir täglich vier Rubeln Ass. zu bezahlen hatten, war die Bewirthung, und die schmackhaft zubereiteten Speisen würden mir um vieles mehr gemundet haben, wenn der Zufall mich nicht mehrmals der Küche vorbeigeführt und mir das Innere mit sei-

nem Perſonal, was nicht in hohem Grade der Reinlichkeit huldigte, gezeigt hätte. Auch war es nicht angenehm, daß dicht neben der Küche das Appartement, was am weiteſten davon entfernt ſeyn ſollte, ſich befand und daß ſich die Gäſte, welche aus der Küche erſt mit Speiſen verſehen worden waren, faſt ununterbrochen dahin bewegten. Das Wirthshaus war übrigens viel beſucht und bis ſpät in die Nacht hörte man tobenden Lärm. Leyerkaſten trugen noch dazu bei, die Fröhlichkeit der Geſellſchaft zu unterhalten.

Den erſten Tag meiner Ankunft (22. Aug.) brachte ich damit hin, Stauropol ſelbſt mehr in Augenſchein zu nehmen. Dieſe Hauptſtadt Ciskaukaſiens liegt an einer Anhöhe, welche zu dem ſogenannten Scheb-Karaagatſch (Schwarzwald) gehört, dem Gebirge, das ſich von den ſchwarzen Vorbergen des Kaukaſus nördlich vom Elbrus zwiſchen dem obern Lauf der Kuma und des Kuban durchdrängt, und wurde, als man im Jahre 1777 eine Vertheidigungslinie von Mosdok nach Neu-Tſcherkask führte, erbaut. Anfangs war es nur eine von jenen kleinen Feſtungen (Kreposten), welche zum Schutz der Linie dienen ſollten, und erhielt, da es die ſtärkſte war, den Namen Stauropol, Kreuzſtadt. Sie wurde gleichſam als Panier der chriſtlichen Religion mitten unter Mohammedanern aufgepflanzt, wie ſchon früher die oben genannte Stadt gleichen Namens an der Wolga mitten unter den Lamaiten erbaut wurde. Im Jahre 1782 erhielt die Feſtung, indem vor ihr eine Art Vorſtadt erbaut wurde, bedeutenden Zuwachs, und als ein Ukas (ein kaiſerlicher zum Geſetz erhobener Befehl) ſie ſogar 1785 zur Stadt mit beſonderen Rechten erhob, wurde Stauropol, das auch durch ſeine Lage begünſtigt iſt, bald für Ciskaukaſien ſehr wichtig. Auf den Höhen des Schwarzwaldes gelegen, war ſeine Lage auch geſund und in ſtrategiſcher Hinſicht von großem Vortheil, weil man von hier aus leicht die unruhigen Bewohner der Steppe im Zaum halten und den zwiſchen Kuban und Kuma offenen Theil des Landes leichter gegen die Einfälle der Bergvölker ſchützen konnte. Die Wichtigkeit des Ortes ſtieg um ſo mehr, als er, nachdem auch der weſtliche Theil Ciskaukaſiens nach Unterwerfung der kuban'ſchen Tataren ſich Rußland unterworfen hatte, nun eine leichtere Beobachtung der über den Kuban gegangenen Nogaier

und der gefährlicheren Kuban-Tscherkessen erlaubte. Als unter der energischen und heilsamen Verwaltung Jermoloffs 1822 Ciskaukasien erst seine gesetzliche Einrichtung erhielt und die Streitigkeiten der verschiedenen in der Provinz nomadisirenden Völker durch Vertheilung des Landes geschlichtet waren, wurde Stauropol zum Sitz der Regierung, mithin zur Hauptstadt Ciskaukasiens ernannt.

In Stauropol ist auch der Sitz des jedesmaligen Oberbefehlshabers der ciskaukasischen Truppencontingente (1836: General Weljaminoff), dem, wie schon gesagt, der Civilgouverneur (damals Baron von Taube) untergeordnet ist, und außer den Militär- und Civilbeamten sind hier eine Menge handel- und gewerbtreibender Armenier und Russen wohnhaft. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne das Militär über 2000 Seelen. Um den Handel der Stadt noch mehr zu heben, sind jährlich zwei Jahrmärkte von einer Woche Dauer festgesetzt, und von ihnen ist der am Dreieinigkeitstage (12. Oct.) der besuchteste. Der Umtausch der Waaren beläuft sich in einem Jahre auf die Summe von 1,600,000 Rub. Ass. Russen aus den entfernteren Gouvernements finden sich vorzüglich mit Tuch, Leinewand, baumwollenen Zeugen, seidenen Stoffen, Lederarbeiten, Colonialwaaren ꝛc. ein und haben in der von Fabriken entfernten Stadt schnellen Absatz. Nogaier und Kalmüken bringen ihren Ueberfluß an Vieh, besonders Schafen und Pferden, die Häute geschlachteter Thiere, Pelzwerk, besonders den bei uns unter dem Namen Astrachaner bekannten Schafpelz, Kamelhaare, Schafwolle ꝛc. zu Markte, und selbst aus dem entfernten Gebirge überschreiten feindliche Bergvölker, ohne Strafe für frühere Einfälle auf russischem Gebiet zu befürchten, die Gränzlinie, anstatt der tödtlichen Waffen mit ihren Erzeugnissen, als Teppichen, Pelzwerk, Wolle, Honig ꝛc. erscheinend. Der Basar befindet sich ziemlich auf der Höhe und besitzt eine Menge Buden, in denen vorzüglich außer der Jahrmarktszeit Armenier um hohe Preise ihre Waaren anbieten. In großer Menge findet sich in der Nähe auch Obst vor und Arbusen und Melonen sind hier die beliebten Früchte. Kern- und Steinobst ist schlecht und wird demnach weniger gesucht. Am wenigsten schmackhaft fand ich die Pfirsiche, die den unserigen an Feinheit sogar nachstanden. Der Kaukasier wendet auch nicht die geringste Sorgfalt auf sein

Obſt und überläßt es der freigebig ſpendenden Natur, ihn damit zu verſehen.

Stauropol und ſeine Umgebung iſt durchaus nicht ſo waſſerarm, als es Suboff angibt, und Quellen fand ich in dem nahen Walde, die ſämmtlich wohl in die niedriger gelegene Stadt geleitet werden können. Es liegt am Urſprung der Atſchla, die oſtwärts fließt und in den Kalaus ſich ergießt. Suboff läßt dieſen Fluß irriger Weiſe in den Jegorlük fallen und nennt ſein Waſſer ſchlammig und ſchlecht, trotzdem der Name Atſchla, d. i. rein, lauter, das Gegentheil ſchon ſagt. In unbedeutenden Entfernungen entſpringen von dem hohen Rücken des Schwarzwaldes noch eine Menge Bäche, die öſtlich ſich ſämmtlich mit dem Kalaus vereinigen, weſtlich hingegen in den Jegorlük ſich ergießen. Nördlich entſpringt auch die bei der don'ſchen und moskau'ſchen Feſtung fließende Taſchla mit mehreren Nebenbächen und bewäſſert die Umgebungen Stauropols, die vielleicht zu den fruchtbarſten und angenehmſten Gegenden der ganzen Provinz gehören.

Kaum hatte ich mein Mittagsmahl eingenommen, als ich trotz der drückenden Hitze das Wirthshaus verließ, um die wichtige Hauptſtadt und ihre nächſten Umgebungen näher zu beſichtigen. Eine große breite Straße auf beiden Seiten mit zum Theil ſtattlichen Häuſern verſehen, führt von dem Moskau'ſchen Thore bis zu dem Tifliſer Schlagbaume. Die Gouvernementsgebäude und die eigentliche Feſtung liegen im oberen Theile der ſonſt offenen Stadt.

Meine Wanderungen führten mich in die Nähe der daſelbſt befindlichen Gefängniſſe, aus welchen eben unter ſtarker Bedeckung eine Abtheilung Sträflinge geführt wurde, um an einem nahen Wege ſchwere Handarbeit zu thun. Nur wenige waren mit Ketten und Eiſen verſehen. Der Anblick dieſer elenden Geſtalten war traurig. Es waren Nogaier, Kalmüken und Bergvölker, die des Straßenraubs überführt nun hier für ihr Vergehen büßen mußten. In Lumpen gehüllt, die zum Theil kaum ihre Blößen zu verdecken vermochten, verrichteten ſie mit Widerwillen eine Arbeit, welche ihnen weniger zu ſchwer war, als daß ſie dieſelbe vielmehr als das Geſchäft eines Sklaven haßten. Ein Officier, den ich heute bei Tiſche kennen gelernt hatte, machte mich auf

die verſchiedenen Phyſiognomien dieſer Unglücklichen aufmerkſam und erzählte mir einige Züge aus dem Leben der Einzelnen. Am widerwärtigſten waren mir einige Kalmüken, die Nogaier überfallen und gemordet hatten. Die Nationalphyſiognomie trat bei ihnen in ihrer häßlichen Gemeinheit wo möglich noch mehr hervor, als ich ſie je ſonſt geſehen hatte. Die kleinen geſchlitzten Augen lagen tief in ihren Höhlen und wild, gleich einer Hyäne, blickten ſie unſtet herum, als wollten ſie die Gelegenheit erſpähen, den gehaßten Wächtern ſich zu entziehen. Der Aufſeher war gezwungen ſie von Zeit zu Zeit mit der Knute anzuregen und grimmigen Blickes wandten ſie ſich wieder von den Augenblicken der Ruhe zu den ſchweren Steinblöcken, die ſie aus dem Wege zu räumen hatten. Noch mehr zog meine Aufmerkſamkeit ein Tſchetſche auf ſich, der mit gebräuntem Geſichte, ſchwarzem ſchlichtem Haare und einer ſtämmigen Geſtalt Jahre lang auf der Linie am Terek die unverſchämteſten Räubereien begangen hatte. Die Seelen vieler Gemordeten ſchrien nach Rache. Was ganzen Bataillonen nicht gelungen war, vollführten zwei Linienkoſaken des mosdok'ſchen Regiments, indem ſie ihn gefangen nach Mosdok brachten, um ihn den Gerichten zu übergeben. Beide Koſaken hatten ſich einſtens betrunken und ſich während ihres Rauſches einige Vergehen zu Schulden kommen laſſen. Als ſie zur Beſtrafung den andern Morgen vorgeführt wurden, baten ſie ihren freundlichen Major, den Chef des Regiments, wegen ihres Vergehens um Gnade und verſprachen eine That auszuführen, welche hoffentlich ihr Vergehen wieder gut machen könnte. Der Major, von ihrer ſonſtigen guten Aufführung und ihrer unerſchütterlichen Tapferkeit unterrichtet, willigte in ihre Bitten ein. Die beiden Koſaken Iwan und Stepan verſchwanden den andern Tag und vergebens harrte man ihrer den zweiten und dritten Tag. Als man ſie ſogar den vierten und fünften noch nicht zurückkehren ſah, hielt man ihren Tod für gewiß, und die übrigen Koſaken betrauerten ſchon den Verluſt ihrer geliebten Cameraden. Da erſcholl plötzlich den ſechsten Tag die Kunde von der Ankunft der beiden verloren Geglaubten durch die Stanitza und im Triumph wurden die beiden Tapferen, die einen Tſchetſchen gebunden zwiſchen ſich führten, zum Major begleitet. Mit den

Worten: „wir haben unſer Wort gelöst," übergaben die tapferen Koſaken dem Major den gefürchteten Räuber.

Denſelben Tag noch, als ſie das Verſprechen ſich auszuzeichnen gegeben, hatten ſie die Stanitza verlaſſen, mit der Abſicht, den Räuber in ſeinem eigenen Schlupfwinkel aufzuſuchen und ihn eingefangen als Sühne ihres Vergehens zu übergeben. Raſtlos forſchten ſie ſeinen Aufenthaltsort aus und ſuchten ihn im eigenen Hauſe, da wo er ſich am ſicherſten wähnte, zu überfallen. Zwei Tage lang verbargen ſie ſich in ſeiner Nähe, ehe es ihnen gelang, unbemerkt ſich des tapfern Häuptlings zu bemächtigen. Am vierten Tag verließ der letztere bei einer großen Wärme ſeine Hütte, um ſich außerhalb derſelben einen bequemen Ort zum Schlafen auszuſuchen.

Das war es, was die Koſaken gehofft hatten, und kaum war der Unglückliche nichts ahnend in Morpheus' Arme gefallen, als die beiden kühnen Feinde ihn plötzlich überfielen, den Mund mit einem Tuche verbanden und ſeine Hände auf den Rücken knebelten. Der eine Koſak nahm ihn auf ſein Pferd und raſch ſprengten beide ohne Aufenthalt dem Terek zu, wo der Gefangene allgemeinen Jubel erregte.

Der traurige Anblick dieſer Sträflinge vermochte nicht lange meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und ſo wanderte ich weiter die bewachſene Anhöhe hinauf, mich in dem ſchönen Eichenwalde ganz vertiefend. Wie freute ich mich wiederum nach langer Entbehrung von vaterländiſchen Bäumen mich umgeben zu ſehen, und unmöglich konnte ich der Verſuchung widerſtehen, tiefer in den Wald einzudringen. Die ſchönen Herbſtblumen aus den Geſchlechtern Malva, Senecio, Solidago und Aster erinnerten mich an die ſüdlichen Gebirge Deutſchlands und waren die Urſache, daß ich mich immer mehr im Walde vertiefte, und mit Wolluſt die lang entbehrte und ſtärkende Kühlung einſog. Zum Glück fiel es mir aber noch zeitig genug ein, daß ich hier ganz allein in einer fremden und unſichern Gegend ſey, und wenn ich auch bewaffnet war, ſo waren dieſe Waffen doch zu gering, um mich gegen einen Haufen zu vertheidigen. Sorgſam ſuchte ich auf der Rückkehr die Spur, welche mich hierher geführt, auf, und glücklich langte ich nach zwei Stunden wieder an derſelben Stelle an, wo ich in den Wald getreten war.

Es war ſpät, als ich endlich wiederum im Wirthshauſe zur Freude meines Reiſegeſellſchafters anlangte und die gerechten Vorwürfe über meine Unvorſichtigkeit anhören mußte.

Der fröhliche Lärm im nahen Gaſtzimmer zog auch mich dahin, und wie ein Fremder immer mehr Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, ſo war auch ich der Punkt, um den ſich die Gebildeteren, welche meiſt aus Officieren beſtanden, drehten. Gern knüpfte ich eine Bekanntſchaft an, die mir nur Vortheile bringen konnte. Im hohen Grade kam man mir freundlich entgegen und ein junger Lieutenant erbot ſich mir ſogar zum Führer für die Dauer meines Aufenthaltes — ein Anerbieten, das ich mit großem Dank annahm.

Am andern Morgen fand ſich mein gefälliger Lieutenant ſchon ein und unterſtützte ohne Zögern meinen Wunſch, das Gebirge, auf dem Stauropol lag, näher zu beſichtigen, und da er hinlänglich mit der Umgegend bekannt war, ſo ſchlug er mir einen Ausflug längs der Atſchla nach dem Winterlager des kalmükiſchen Fürſten Kukkjur, unweit des ruſſiſchen Dorfes Konſtantinoffka vor. Ohne Säumen ſetzten wir uns auf die Pferde, die ſeine Freundlichkeit verſchaffte, und ritten in Begleitung zweier Linienkoſaken dem nördlichen Ufer der Atſchla entlang nach der nur 15 Werſt entfernten Stanitza: Alt-Marieffka. Der Weg bis dahin iſt ſehr anmuthig, aber hügelig, und das mag wohl die Urſache geweſen ſeyn, warum die Straße von Stauropol nach Alexandroff von hier aus verlegt worden iſt und nun über die große Stanitza Nadeſchda (Hoffnung) führt. Alt-Marieffka war die erſte Stanitza, in welcher ich mich eine Zeitlang aufhielt, und hat an Einwohnern 735 männlichen und 843 weiblichen Geſchlechtes. Was ich ſchon von den don'ſchen Stanitzen gerühmt habe, gilt auch von denen der Linie, und wie dort Sauberkeit und Reinlichkeit die Bewohner mit ihren Häuſern auszeichnet, ſo nicht weniger hier. Während aber die Stanitzen der don'ſchen Koſaken offen ſind, ſieht man die der Linie ſtets mit einem palliſadenartigen Zaune umgeben. Die Häuſer ſind auch hier mit dem Giebel nach der breiten Straße zu.

Bei dem Starſchinen (Schulzen) hielten wir an und ließen uns mit dem Beſten, was ſeine Hauswirthſchaft darbot, bewirthen. Die gute Hausfrau war unermüdlich und bat be-

ſtändig vor, daß ſie arm wäre und uns nur ſchwarzes Roggenbrod vorſetzen könne. Leider konnte ich gerade nicht das für einen Leckerbiſſen halten, was mir als ſolcher mit gewichtiger Miene übergeben wurde und nahm alle meine Verſtellungskunſt zu Hülfe, um den braven Wirthen mein Mißfallen nicht zu verrathen. Es war ein Stück Buſchinin, d. i. in der Sonne getrocknetes Hammelfleiſch und hatte große Aehnlichkeit mit grobfaſerigen Ochſen-Schinken, nur mit dem Unterſchiede, daß durch die Sonne alle Feuchtigkeit in dem Buſchinin entfernt iſt. Ebenſo wenig mundete mir der Branntwein, der unſerm ſchlechteſten Fuſelbranntwein aus Kartoffeln bereitet gleicht. Der Gehalt an Weingeiſt iſt in dieſem Getränke nur ſehr gering und man darf ſich deßhalb nicht wundern, wenn die Koſaken eine größere Menge dieſes Getränkes, ohne berauſcht zu werden, zu ſich nehmen können.

Unſer Aufenthalt war nur kurz, da, trotzdem es ſchon Mittag vorbei war, wir kaum ein Drittel unſerer Route vollendet hatten. Raſch ritten wir auf dem linken Ufer der Atſchla dahin und kamen bald von den letzten Höhen des Schwarzwaldes in die ebene Steppe des Kalaus. Wir freuten uns, daß die Sonne nicht mehr ſo hoch am Himmel ſtand, und ohne Raſt uns zu gönnen, eilten wir dem Aul (Dorf) des Fürſten Kukkjur zu, in der Hoffnung daſelbſt noch einige Leute zu finden. Es wurde allmählich dunkel, und ohne des ſicheren Geleites unſerer beiden begleitenden Soldaten hätten wir uns in dieſer endloſen Steppe, in welcher der Weg oft ganz verwiſcht war, leicht verirren können. Endlich kamen wir daſelbſt an und fanden auch nicht eine lebende Seele. Im hohen Grade müde zwang uns der Hunger noch bis zum nächſten Dorfe Konſtantinoffka zu reiten und bei den dortigen Bauern ein Unterkommen zu ſuchen. Zum Glück war die Entfernung nicht bedeutend, und ſchon nach kurzer Zeit, wobei wir den Bach Gratſchoffka mit ſeinem ſandigen Boden und ſumpfigen Waſſer durchritten, kamen wir in Konſtantinoffka an.

Lautes Hundegebell verkündete unſere Ankunft und weckte die ſchon tief im Schlafe verſunkenen Bewohner des armſeligen Dörfchens auf. Aengſtlich ſprangen dieſe von ihrem Lager in der Meinung, daß herumziehende Kalmüken ſie überfallen hätten,

und konnten ſich ſelbſt da noch nicht beruhigen, als wir unſer „gut Freund" zuriefen. Unſere Mühe ein Unterkommen zu finden war nicht gering, da die ſtarrköpfigen Raskolniks, von der Gefahrloſigkeit einmal überzeugt, ruhig ihre Fenſter und Thüren wieder ſchloſſen. Gern wären wir wieder hinaus in die Steppe geritten, wenn der Hunger in uns nicht noch hartnäckiger als die Bauern geweſen wäre. Was gute Worte nicht vermochten, mußten nun Drohungen thun, und unſere beiden Koſaken donnerten mit aller Kraft an die Thüren eines Hauſes, mit der Drohung ſie einzuſtoßen, wenn nicht augenblicklich geöffnet würde. Mürriſch öffnete uns endlich ein alter Bauer ſeine Thüre, verneinte aber unſere Frage nach Eſſen. Ein Geldſtück machte ihn jedoch geſchmeidiger, und da ich ihm noch ein zweites beilegte, verzogen ſich allmählich ſeine finſteren Brauen. Bald hatten wir ein kärgliches, aber uns Hungrige ſtärkendes Abendbrod. Lange blieben wir nicht in dem dumpfigen Zimmer, wo allerhand läſtiges Geſindel freudig in Erwartung guter Dinge herumhüpfte. Es war zu viel verlangt, unſere ermüdeten Körper noch zum Schauplatz jener ſechsfüßigen Thierchen zur Feier ihrer Orgien zu übergeben, und ſo zogen wir es vor, lieber außerhalb des Hauſes auf einem Heuhaufen den Reſt der Nacht zuzubringen.

Konſtantinoffka gehört nicht zu der Reihe von Dörfern, welche kurz nach der Errichtung der erſten Koſakenlinie von hierher geſandten Klein- und Großruſſen erbaut wurden, ſondern verdankt ſeine Erbauung erſt der neueſten Zeit. Es liegt an der Gränze des Stauropol'ſchen Kreiſes, aber nicht wie auf der Tifliſer Stabskarte vom Jahre 1834 ſteht, im Pjatigorskiſchen, und iſt mit dem nahen, aber zu dem letztern Kreiſe gehörigen Dorfe Petroffka einzig am Kalaus gelegen. Wohl verdankt es aber den damaligen Aufforderungen der Katharina, Colonien in Eiskaukaſien zu gründen, ſeinen Urſprung. Von den vierzig *) damals entſtandenen Dörfern wurden zehn bald wiederum verlaſſen und ſechzehn ſpäter zur Linie gezogen, nun Stanitzen darſtellend. Alle übrigen Dörfer, deren Zahl ich bei den einzel-

*) Pallas führt die Namen ſämmtlicher Dörfer in ſeinen Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdruſſiſchen Statthalterſchaften Bd. 1. S. 299 an.

nen Kreiſen aufgeführt habe, ſind erſt in dieſem Jahrhunderte entſtanden.

Von unſerem gefälligen, aber doch ſtets mißtrauiſchen Wirthe zogen wir über die Derbeten und Dſchemboiluken nähere Nachrichten ein und erfuhren, daß einzelne Abtheilungen beider Stämme in der Nähe ihre Wohnungen aufgeſchlagen hätten. Ohne Zeitverſäumniß machten wir uns auf den Weg, ritten mit einem Wegweiſer dem rechten Ufer des Kalaus entlang und ſahen bald in der Ferne den Rauch aus den zuckerhutförmigen Filzhütten aufſteigen. Noch einmal gaben wir unſeren ſchnellfüßigen Rennern die Sporen und ſprengten auf die erſte Hütte los. Ein ſchmutziger Kalmük kam uns ſtaunend entgegen und konnte kaum ſich der Verwunderung enthalten, als ich ihm erklärte, daß nur er die Urſache unſeres Kommens ſey. Freundlich hieß er uns willkommen, zumal wir der kalmükiſchen Sitte gemäß von der Rechten aus auf die Hütte zugeritten kamen. In das Innere derſelben eingetreten, ſtand die ganze halbnackte und um die glimmende Mitte gelagerte Familie auf und ſtellte ſich gegen die Thüre hin, bald auf die Ferſen ſich ſetzend. Mein freundlicher Begleiter gab mich für einen Arzt aus, und kaum war ich als ſolcher vorgeſtellt, als Freude ſich durch die ganze Hütte verbreitete. Jedermann war auf einmal krank und wollte von dem Nemez, wie die Kalmüken und Nogaier hier ebenfalls mit den Ruſſen die Deutſchen nennen, behandelt ſeyn. Während ſonſt bei an Zahnſchmerzen Leidenden dieſe gerade vergehen, wenn der Zahnarzt eintritt, war es hier gerade umgekehrt: jeder hatte ein altes Uebel und wollte von mir Arzenei haben. Bei den Schwierigkeiten, welche ſich mir durch das Dolmetſchen darſtellten, wurde meine Lage ſelbſt mißlich und würde wirklich gefährlich geworden ſeyn, wenn es den Leuten mit ihrer Krankheit oder vielmehr der Krankheit mit den Leuten recht Ernſt geweſen wäre. So ſchienen ſie aber nur etwas von mir wiſſen zu wollen und demnach hörte ich Jedermann geduldig an. Der Ruf, daß ein deutſcher Arzt gekommen ſey, verbreitete ſich ſchnell durch den ganzen Uluß, und Jung und Alt ſtrömte herbei, um das ſeltene Thier, den deutſchen Arzt, näher ins Auge zu faſſen. Um meinen Aufzug noch lächerlicher zu machen, that meine Brille ihr Mögliches, und in der Meinung, daß dieſe, durch die man ſchärfer

und genauer ſähe, Urſache meiner ärztlichen Kenntniſſe ſey, wollte ein Gellong (Prieſter) mir ſolche gegen einen Ochſen abkaufen. Zur Kurzweile ſetzte ich ſie ihm auf und die ganze Umgebung jauchzte ob ihres gelehrten Prieſters. Der arme Mann ſah aber gar nichts, und da ihm ſogar die Augen ſchmerzten, glaubte er, daß ich mit ihm nur meinen Scherz habe und warf ärgerlich die Brille von ſich, mich mit meiner Umgebung von nun an meidend. Nächſt der Brille erregte mein Hut die Aufmerkſamkeit der Kalmüken, und da bei ihnen die Mütze wegen ihrer heiligen Farben ſelbſt als heilig betrachtet wird, mußte mein Hut ebenfalls einen innigen Zuſammenhang, wenn auch nicht mit der Religion, doch mit der Arzneiwiſſenſchaft haben.

Von einer Hütte zur andern geführt, hatte ich hinlänglich Gelegenheit das Innere derſelben zu betrachten, und fand ſtets die Einrichtung wie ich ſie früher angegeben habe. Eigentliche Kranke ſah ich nirgends, und nur einmal wurde ich zu einem Turgun-Kilik *) Behafteten geführt, fand aber, wie es ſchien, die Pustula maligna.

Auch das weibliche Geſchlecht und beſonders die häßlichen Jmgenen (Matronen) drängten ſich an mich heran, und mit Verwunderung blieb ich vor einer kaum neunzehnjährigen jungen Frau ſtehen, die, guter Hoffnung, durchaus wiſſen wollte, ob ſie einen Knaben gebären würde. Es gilt nämlich für eine beſondere Gunſt von Seiten der Burchane (Götter), wenn die Frau zum erſtenmale einen Knaben zur Welt bringt. Zum Glück waren mir alle die trüglichen Kennzeichen aus den Zeiten meines mediciniſchen Studiums noch erinnerlich, und zum erſtenmale traten meine theoretiſchen Kenntniſſe ins Leben. Dieſe Frau hatte außer ihren nur wenig geſchlitzten Augen ſo viel Wohlgeformtes an ihrem Körper und ſo viele anmuthige Manieren, daß ich ſie unter Ruſſen oder Deutſchen nicht für eine Kalmükin gehalten hätte. Slawnaja malodaja! (ein herrliches Weibchen!) rief mein guter Freund vor Entzücken aus. Malodaja chot kuda! (Ein Weibchen wie nirgends! Wörtlich läßt ſich dieſer Ausruf nicht überſetzen) wiederholten die Koſaken mehrmals unter ſich. Und trotzdem

*) d. i. ſeidenes Hemde. So heißt nämlich ein den Kalmücken eigenthümlicher Ausſchlag.

war die Kleidung der jungen Frau durchaus nicht ſo verführeriſch, da ſie im Gegentheil zum Theil zerriſſen und ſchmutzig erſchien. Bei allen dieſen ziemlich offen gelegten Verwunderungen über die Reize der jungen Frau blieb ihr Mann gleichgültig und war nur begierig meinen Ausſpruch zu hören. Auch den übrigen ſchienen die Bemerkungen meiner Begleiter, die ſie gewiß zum Theil verſtehen konnten, ohne alle Bedeutung zu ſeyn.

Nachdem ich nun mit dem Anhören einen großen Theil des Vormittags verloren hatte, ging ich mit großer Begleitung in die Steppe, um zu botaniſiren, gab aber vor, daß ich für die einzelnen Patienten unter den Kräutern Arzeneien ausſuchte. Die Fragen begannen hier aufs neue und betrafen jetzt aber weniger die Krankheiten als vielmehr die Kräuter, von denen ſie ſämmtlich wiſſen wollten, wozu ſie gut wären.

Zum Ruhme der Kalmüken muß ich aber ſagen, daß jede Familie bemüht war, mich mit dem Beſten, was die Wirthſchaft lieferte, zu bewirthen. Die Auswahl war jedoch nicht groß und der Braten eines kleinen Nagers, wahrſcheinlich einer Zieſel, mundete mir am allerwenigſten, möglich, daß meine ſchon vorhergefaßte Antipathie dabei im Spiele war. Auch der Ziegelthee mit fettem Hammelfleiſch gekocht verfehlte ſeine Wirkung. Am meiſten ſagte mir die Milch zu, aber die der Stuten wollte mir trotz des Rühmens von Seiten der Frauen nicht ſchmecken, da ſie einen ekelhaft lauchartigen Beigeſchmack beſaß. Auch der Tſchigan (geſäuerte Stutenmilch) vermochte bei mir kein Lob einzuernten, und noch weniger der ſaure Rückſtand, die ſogenannte Buſah. Reine Kuhmilch war mir die beſte Koſt.

Als die große Hitze des Nachmittags etwas nachgelaſſen hatte, ſetzten wir uns wieder zu Pferde, zufrieden über das was wir geſehen und gehört, und in Begleitung eines uns als Wegweiſer dienenden Kalmüken ritten wir quer durch den Kalaus nach dem nächſten ruſſiſchen Kirchdorfe Kugulta, das unweit des Urſprunges des Flüßchens gleichen Namens liegt. Es war mir lieb, nachdem ich die öſtlichen Abhänge des Schwarzwaldes näher beſichtigt hatte, nun auch die öſtlich in die Taſchla fließenden Bäche und die nördlichen Anhöhen, auf denen ſie entſpringen, kennen zu lernen. Es war lange ſchon Nacht eingebrochen, als wir daſelbſt ankamen, und um nicht wieder denſelben Unannehm-

lichkeiten wie in Konſtantinoffka ausgeſetzt zu ſeyn, hatten wir ſchon am Morgen einen Boten an den Schulzen des Dorfes abgeſendet, um ihn mit unſerer Ankunft daſelbſt bekannt zu machen. Bis Kugulta ſetzte ſich dieſelbe Ebene fort und lieferte uns gar nichts Neues. Wir hatten gehofft auf einen Nogaier-Uluß zu ſtoßen, um auch dieſen näher kennen zu lernen, und gern hätten wir dann auch bei ihnen eine Zeit lang zugebracht, allein außer einigen Dſchemboiluken, welche große Heerden hüteten, ſahen wir von dieſem intereſſanten Volke Niemand, und dieſe wenigen waren nicht im Stande, mir einen Begriff von ihrem Leben zu geben. So leid es mir auch jetzt that, ſo hatte ich ſpäter doch hinlänglich Zeit und Gelegenheit mit den Nogaiern bekannter zu werden und die verſchiedenen Stämme, ſelbſt die im Norden des ſchwarzen Meeres, kennen zu lernen.

Unſer Nachtlager in Kugulta war wiederum ein Heuhaufen, und nicht leicht konnte ich in dem weichſten Bette erquickter erwachen als hier. Schon früh wie der Tag begann, nachdem wir unſer Milchfrühſtück eingenommen hatten, ſaßen wir wiederum zu Pferde, um denſelben Tag noch in Stauropol, wo ich ſchon den Tag vorher wieder zu kommen verſprochen hatte, einzutreffen. Die Gegend bis dahin iſt reizend, da allmählich aus der Steppe die bewachſenen Höhen aufwärts ſteigen und rieſelnde Bäche, auf ihnen ihre Quellen beſitzend, fröhlich ihr zulaufen, um nun in derſelben von der Hitze gedrückt bedächtig dem Jegorlük entgegenzugehen. Mit Ausnahme der Kugulta, des Flüßchens, an dem das obengenannte Dorf gleichen Namens liegt, vereinigen ſich alle Bäche in der ſchon oft erwähnten Taſchla, um mit dieſer in den Jegorlük zu fließen. Während die Steppen durch ihre verbrannten Kräuter und die oft blattloſen großen Stengel keinen erfreulichen Anblick darboten, waren die letzten Ausläufer des Schwarzwaldes mit blühenden Kräutern und zum Theil ſelbſt mit Laubholz bewachſen, da allenthalben Waſſer erfriſchende Kühlung dieſen zuführt. Es that mir leid, daß ich mich nicht mehr in den Stand geſetzt hatte Pflanzen zu ſammeln und nur einen ſehr geringen Theil der intereſſanten Kinder aus Florens Gebiet mit mir nehmen konnte.

In dieſer fruchtbaren Gegend haben ſich auch in der neueſten Zeit beſonders Kleinruſſen angeſiedelt, und außer dem ſchon

genannten Dorfe Kugulta liegen in geringen Entfernungen von einander die Dörfer Tuguluk, Kriworutschka und Alimpiade. Palagiada iſt ſchon unter Katharina II entſtanden. Die Einwohner von genannten Dörfern befinden ſich im Wohlſtande, und es ſcheint, als wenn ſich dieſer mit jedem Jahre vermehren wollte. Dadurch, daß die genannten Dörfer nicht ſo abgeſperrt ſind und ihre Bewohner häufig gegenſeitig ſich aufſuchen, haben dieſe auch ein freundlicheres Anſehen und ſind weniger mißtrauiſch, den guten Sitten der Gaſtfreundſchaft treuer geblieben. Nirgends trat uns ein mürriſches Geſicht entgegen und gern bewirthete man uns in den Häuſern mit dem Beſten, was die Wirthſchaft lieferte. Die Häuſer waren meiſtens Lehmhäuſer, aber ziemlich dauerhaft bereitet und boten im Innern nicht die Unſauberkeit dar, wie ich ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war. Auch die Kinder liefen nicht nackt herum, wenn ſie auch zum Theil in zerlumpte Kleidung gehüllt waren.

Von Kugulta aus überſchritt ich eine unbedeutende Höhe, um in das benachbarte Tuguluk zu kommen und ging von da dem Flüßchen gleichen Namens entlang bis an die Stelle, wo es einen großen Winkel macht und von der linken Seite aus einen bedeutenden Bach aufnimmt. In dem Winkel ſelbſt liegt das hübſche Dorf Kriworutſchka (Krummbach, wörtlich überſetzt), deren Bewohner uns wieder mit Milch und ſogar mit der mir ſo lieben Buchweizengrütze verſahen. Ein freundliches Thal, in dem jener Bach fließt, nahm uns bei unſerm Weiterwandern auf, und allmählich aufſteigend kamen wir ſchon zeitig in Palagiada an, um daſelbſt die große Hitze, in die wir doch ſchon zum Theil gerathen waren, zu verſchlafen.

Palagiada liegt hart an der großen Landſtraße, welche von Neutſcherkask nach Stauropol führt, und auf dem linken Ufer der Taſchla, welche wir deßhalb durchreiten mußten, und wurde ſchon 1785 zugleich mit Michailoffka angelegt. Die Hitze hatte einen hohen Grad erreicht und das Thermometer zeigte mir Nachmittag zwei Uhr ſelbſt noch auf dieſer Höhe 27 ° R. Wir beſchloſſen erſt gegen fünf Uhr auszureiten und brachten die ganze Zeit über in Unthätigkeit zu, um uns von unſern Strapazen wieder etwas zu erholen.

Dunkelheit trat allmählich ein, als wir in der großen Stanitza Michailoffka ankamen und uns und unſern Pferden kaum Ruhe gönnten: Michailoffka war früher ein Dorf, iſt aber in der neueſten Zeit mit mehreren anderen zu einer Stanitza erhoben worden, und ſeine Bewohner (1910 männlichen und 2252 weiblichen Geſchlechtes) vollkommen abgabenfrei, haben nur die Pflicht, Stauropol von Norden aus vor allen etwaigen Ueberfällen der herumziehenden Nogaierbanden zu ſichern. Bei dem Emporblühen Stauropols und der Wichtigkeit, die immer die Hauptſtadt einer Provinz haben muß, war es auch nothwendig dieſe von allen Seiten aus zu ſchützen. Außer den ſchon bekannten und öſtlich liegenden Stanitzen Alt-Marieffka und Nadeſchda, welche früher ebenfalls Dörfer waren, umgeben ſüdlich Tatarka und weſtlich Sengilijeffska (auch Bogojawlenska genannt) und Neu-Marieffka die Hauptſtadt und ſchützen ſie durch eine tapfere Mannſchaft von vierthalbtauſend Koſaken, die ſämmtlich dem erſt neuerdings errichteten Stauropol'ſchen Regiment angehören.

Mein zurückgebliebener Reiſegefährte empfing mich in Stauropol mit großer Freude, da nun auf einmal ſeine Sorge, daß mir ein Unglück widerfahren ſey, zu nichte wurde. Es war ihm meine Ankunft noch um ſo wünſchenswerther, als er morgen Stauropol verlaſſen und zurück nach Petersburg reiſen wollte. So unangenehm mir auch die Nachricht, welche mir übrigens nicht ganz unerwartet und neu kam, wurde, ſo war ich ihm doch im Herzen dankbar, daß er mir einen neuen Reiſegefährten verſchafft hatte. Es war dieſer ein Ruſſe und zwar wiederum ein Commiſſionär, der ebenfalls bedeutende Summen nach Tiflis zu bringen hatte. Leider ſprach er kein Wort deutſch oder franzöſiſch, und ſo war ich gezwungen in der Unterhaltung mich der wenigen ruſſiſchen Brocken, welche ich während meiner Reiſe erlernt hatte, zu bedienen. Es war aber ſo wenig, daß ich kaum mich mit ihm verſtändlich machen konnte.

Den Abend, den letzten in Stauropol, denn am andern Morgen mit Sonnenaufgang ſollte aufgebrochen werden, verlebte ich noch fröhlich in Geſellſchaft meines freundlichen Lieutenants, einiger ſeiner Freunde und des deutſchen Commiſſionärs, der aber, nicht als voll angeſehen, etwas gleichgültig behandelt wurde.

Ziemlich ſpät trennten wir uns und kaum blieben mir einige Stunden übrig, um dem Schlafe zu fröhnen.

Halb vier Uhr des Morgens am 26. Auguſt ſaß ich ſchon mit meinem neuen Reiſegefährten in der Pawoska, um dem 260 Werſt entfernten Jekaterinograd zuzufahren. Wie ſehr vermißte ich aber bald die gut überbaute Karete meines früheren Geſellſchafters und bald auch ihn ſelbſt. Unſer Wagen, wo wir nur mit Mühe auf einem von unſern Sachen erbauten Sitz neben einander Platz nehmen konnten, war nur zum Theil mit grober Leinewand überdeckt, und da ſeine Bauart ſich durchaus nicht von der eines gewöhnlichen Poſtwagens unterſchied, ſo gehörte mein Fuhrwerk zu den unbequemſten meiner Reiſe. Um gleich den Beginn der Reiſe mir zu verleiden, fing es an zu regnen und regnete fort, bis Mittag eintrat. Trotzdem ebenſo viele Gelder in Fäßchen gepackt, als mein früherer Geſellſchafter hatte, nach Tiflis gebracht werden ſollten, beſaß mein jetziger nur den einen Wagen, bei einem weit ſchlechteren Wege. Während jener vor ſeine Karete vier und ſechs Pferde ſpannen ließ, gebrauchte dieſer höchſtens vier, und außer uns befand ſich noch ein Unteroffizier, der ausgedient hatte und nun dem Commiſſionär als Diener beigegeben war, auf dem Wagen. Daß daher die Reiſe nicht ſo ſchnell als früher vor ſich ging, wird man leicht einſehen, und keuchend kamen die armen geplagten Pferde auf den Stationen an. Die Laſt des Geldes drückte ſo ſehr, daß allein bis Jekaterinograd zweimal die Achſe zerbrach und wir dadurch neuen Aufenthalt erfuhren.

Wenn ferner ſchon mein früherer Geſellſchafter nicht allzu freundlich mit den Poſthaltern und den Poſtillons umging, ſo zeigte ſich dieſer geradezu als roher Menſch. Abgeſehen, daß er in Betreff der Poſtpferde die unverſchämteſten Betrügereien ſich erlaubte, behandelte er die Poſtillons, die uns begleitenden Koſaken und den ihm als Diener beigegebenen Unterofficier auf eine Weiſe, die allen Glauben überſteigt. Die gemeinſten Schimpfworte ſtrömten über ſeine gottloſe Zunge. Mehrmals war ich willens, mich ganz von ihm zu trennen, zumal ich, der ich die Pferde bezahlte, durchaus nicht die Bequemlichkeiten hatte, welche mir ein Wagen allein dargeboten hätte; allein ich fürchtete einestheils mich von neuem den größeren Betrügereien der Poſt-

knechte auszuſetzen, und dann konnte mein Reiſegefährte mir eine Menge Chicanen in den Weg legen, die mir auf meiner ferneren Reiſe hinderlich ſeyn mußten. So fügte ich mich der Nothwendigkeit und vertrug mich mit meinem Gefährten, der übrigens gegen mich ſich nie verging und beſtändig freundlich mir begegnete, ſo gut als es eben gehen wollte.

Mit Michailoffka beginnen die Stanitzen der Linienkoſaken. Während die obengenannten Koſakendörfer zum Schutz der Hauptſtadt dienen, ſind die ſämmtlichen Ortſchaften auf dem Wege von Stauropol bis Jekaterinograd zum Schutz der Straße beauftragt und deßhalb zum Theil erſt in der neueſten Zeit in Stanitzen verwandelt worden. Die häufigen Reiſen nach den kaukaſiſchen Bädern machten aber auch dieſe Vorſichtsmaaßregeln nothwendig, wenn die berühmten Quellen Rußland die Vortheile bringen ſollten, die ſie nothwendiger Weiſe ihrer Vorzüglichkeit halber bringen müſſen. Ich will mich nicht bei der Beſchreibung der einzelnen Stanitzen aufhalten, da ich weitläufiger in einem beſonderen Capitel über die Linienkoſaken ſprechen werde, und deßhalb nur, wo es nothwendig wird, mit den Oertlichkeiten vertrauter machen.

Hinter Stauropol erhebt ſich der Schwarzwald immer mehr und läuft weſtlich dem Kuban zu, daſelbſt einen dieſem Fluß parallel laufenden Rücken bildend. Nach Oſten und Südoſten zu verändert er ſeine Benennung und führt zuerſt den Namen Kara-Jaella (ruſſiſch: Woroffskoi-Leß, deutſch: Räuberwald) und dann weiter ſüdlich den Namen Krugloi-Leß (runder Wald), trotzdem die Anhöhen von beiden nur wenig mit Holz bewachſen ſind. Unſer Weg führte uns ſüdöſtlich den eigentlichen Schwarzwald herunter an das Ufer des Kalaus, der hier ſo ziemlich die Gränze zwiſchen dem Stauropol'ſchen und Pjatigorskiſchen Kreiſe bildet. Sergieffka, eine unbedeutende Stanitza des Choperſchen Regiments, iſt der letzte Ort im zuerſt genannten Kreiſe.

Jenſeits des Kalaus beginnt der Räuberwald und bildet bedeutende Höhen, welche die Quellen einer Menge Bäche und Flüſſe beſitzen, daher auch dieſe Gegend nächſt der ſchon beſchriebenen und nordweſtlich von Stauropol gelegenen zu den fruchtbarſten Ciskaukaſiens gezählt werden muß. Auf ihm entſpringen ſüdweſtlich der Kalaus, öſtlich der Dongusleh (ruſſiſch

Tomusloffka, deutſch Schweinefluß) und ſüdlich der Karamük mit ihren zahlreichen Bächen. Unſer Weg führte uns auf die Höhe des Räuberwaldes und verſchaffte mir das Vergnügen zum erſtenmale das majeſtätiſche Gebirge des Kaukaſus zu erblicken. Wie freute ich mich, daß gerade der Regen jetzt aufgehört hatte. Und doch war es mir, als ſey mir alles, was ich da ſah, ſchon bekannt, ſo ſehr hatte ich mich ſeit zwei Jahren mit dem Gebirge bekannt gemacht und ſo begierig hatte ich alles ſtudirt, was über den Kaukaſus erſchienen war. Ich erkannte die bewachſenen Fünfberge (Beſchtau), und hinter ihnen, ſeine Gipfel weit in die Wolken hinaufſendend, den Elbrus, den glücklichen Berg (Oſchha machua) der Tſcherkeſſen und die Reſidenz des mächtigen Zauberers Oſchin-Padiſchah, dem alle Geiſter dienſtpflichtig ſind und der mit ihnen wacht, daß kein Ungeweihter ſeine heilige Nähe betrete. Dem Kaukaſus ſchlug mein Herz freudig entgegen, denn ſeit Jahren war ja mein Sinnen und Trachten auf ihn gerichtet. Womit ich mich ſeit meiner früheſten Jugend beſchäftigt hatte, das ſtand in ſeiner rieſigen Größe vor mir. Großartig war der Eindruck, den er in mir hervorrief, und begeiſtert von ihm vergaß ich alle Unannehmlichkeiten und Mühen, denen ich bis jetzt ausgeſetzt geweſen war.

Leider war mir aber ſein Anblick nicht lange vergönnt, da wir nur zu bald die Höhle des Räuberwaldes verließen, um in das freundliche Thal des Schweinefluſſes (Dongusleh) zu gelangen. Alexandroff, eine unbedeutende Stadt von 600 Einwohnern, liegt in demſelben und war früher Hauptſtadt des Kreiſes, der nach ihm den Namen führte, ſeit 1830 aber mit dem Georgieffskiſchen vereinigt worden iſt, um aus beiden den jetzigen Kreis von Pjatigorsk zu bilden. So lange es Hauptſtadt war, erfreute es ſich des Wohlſtandes, ſeitdem es aber zu einer gewöhnlichen Provincialſtadt herabgeſunken iſt, wird es nicht leicht eine Bedeutung erhalten. Da es an der großen kaukaſiſchen Straße liegt, wird es vielleicht der ſpätern Zeit, wenn es ebenſo Mode geworden iſt den Kaukaſus zu beſuchen, als jetzt jeder Gebildete die Schweiz oder Italien geſehen haben muß, gelingen, der Stadt Alexandroff eine größere Bedeutung zu geben. Sie gehörte übrigens zu den Feſtungen der 1777 errichteten Vertheidigungslinie und wurde 1783 Kreishauptſtadt.

So ſehr wir uns auf das Mittagsmahl in Alexandroff gefreut hatten, ſo mager wurden wir abgeſpeist, da es kaum möglich war, etwas Anderes als ſchlechtes Hammelfleiſch zu erhalten. Der Hunger iſt aber der beſte Koch, und ſo langten wir tapfer zu, bis alles aufgezehrt war. Die Zeit erlaubte mir nicht die nahen Höhen, welche von Ruſſen wahrſcheinlich ihrer Nacktheit halber den Namen Chrâſchtſchewija Gorŭ (Knorpelberge) erhalten haben, zu beſichtigen. Eine derſelben ſchien ziemlich hoch zu ſeyn und alle übrigen zu überragen. Die Ruſſen nennen ſie Swiſtun (Sauſer), weil der Wind auf ihrem Gipfel heftig weht. Der poröſe graue Kalk, der ſonſt das ganze zwiſchen Kuma und Kuban ſich durchziehende Gebirge bildet, wird hier durch einen graugelben Sandſtein, der auf der Höhe von ſolcher Feinheit ſeyn ſoll, daß er allgemein zu Mühlſteinen benutzt wird, vertreten und ſcheint im Räuber- und runden Walde die hauptſächlichſte Felsart zu ſeyn.

Der Weg führte uns an die öſtliche Seite des runden Waldes nach Sabljah, einer großen Stanitza, welche nach dem Bache gleiches Namens den Namen erhalten hat. Der runde Wald und der ſüdliche Theil des Räuberwaldes, wo der Kalaus entſpringt, dient einem Nogaierſtamme, der ebenfalls nach dem Bache ſeine Benennung erhalten hat, zum Aufenthalte, und vor und hinter Sabljah begegneten wir einzelnen Heerden, die dieſem Stamme gehörten. Meine Mühe war vergebens mich den Hirten verſtändlich zu machen, weil ſie eben nichts weiter verſtanden, als ihr nogaiſches Tatariſch. Da eine unſerer Achſen gebrochen war, hatte ich Zeit von einem Hirtenknaben geleitet die Umgegend der Straße näher zu beſichtigen und erreichte endlich den lange gehegten Wunſch, Nogaier in ihrem Privatleben zu ſehen. Leider war ich auf mich allein beſchränkt, und ſo ſuchte ich mich, bei einem jener wandelnden Dörfer angekommen, auf die natürlichſte Weiſe verſtändlich zu machen. Neugierig ſahen wir uns gegenſeitig an, und betrachteten Kleidung und Phyſiognomie auf das genaueſte. Auch das Innere eines Aldſchik, wie hier die Filzhütten genannt werden, öffnete ſich mir und freundlich kam mir der Herr derſelben entgegen, mich mit einem Glas (das freilich aus einer hölzernen Schale beſtand) Kumúß zu bewirthen.

Als in Sabljah unſer Wagen in Stand geſetzt war, reisten

wir den Abend wieder ab, um die Nacht durchzufahren. Trotz der Warnung meines Gefährten hatte ich, da ich von meiner Nogaier-Wanderung zu früh wiederkam, es vorgezogen, anstatt zu warten, den Weg zu Fuß vorauszugehen. Verirren konnte ich mich nicht leicht, da der Weg in der Steppe ziemlich befahren, nicht von andern durchkreuzt wird und von Werst zu Werst aufgesteckte Pfähle seine Richtung deutlich zeigten. Aber kaum mochte ich zwei Werst gegangen seyn, als ein Trupp Reiter auf mich losſprengte und mich so schnell zwischen sich nahm, daß mir gar keine Zeit zum Besinnen, was eigentlich mit mir vorgehe, übrig blieb. In die Untersuchung einiger Senecionen vertieft, hatte ich auf der weichen Steppe die Reiter weder vorher gesehen, noch gehört. Ihre russische Anrede belehrte mich jedoch bald zu meiner Freude, daß es nicht Tscherkessen, bei deren Erscheinen ich gewiß nicht so ruhig geblieben wäre, sondern Linienkosaken, die mit jenen einerlei Kleidung haben, seyen. Durchaus sollte ich ihnen sagen, wer ich wäre und was ich hier so gut bewaffnet wolle? So viel ich mir aber auch Mühe gab, den nöthigen Aufschluß zu geben, so war ich doch zu sehr betroffen, um gleich im Stande zu seyn, mit meinen wenigen russischen Worten mich verständlich zu machen, und so mußte ich mich fügen, ihnen zurück nach Sabljah zu folgen.

Es war unterdeß volle Nacht eingetreten und ich wünschte nichts mehr, als daß mein Gefährte käme, um mich aus der fatalen Lage zu ziehen. Und wie leicht konnte ich ihn in dem Dorfe selbst verfehlen, wenn ich nicht dieselbe Straße in derselben Richtung geführt wurde. Zum Glück waren wir aber nicht fünf Minuten gegangen, als mein Gefährte angefahren kam, und mich aus der Gefangenschaft befreite.

Die Kosaken, welche mich gefangen genommen hatten, kehrten eben von ihrem Piket nach Hause zurück. Um die Reisenden vor allen Gefahren zu schützen, sind nämlich alle Stanitzen auf dem Wege von Stauropol bis Jekaterinograd beauftragt, Pikets auszustellen und diese für die Sicherheit der Straße verantwortlich zu machen. In der Umgegend suchen sie sich die höchsten Stellen aus und übersehen von hieraus alles was in denselben vorgeht.

Zum Glück hatte mein Gefährte auf der 38 Werſt langen Station vier Pferde vorſpannen laſſen, und ſo kamen wir trotz unſeres ſchweren Wagens doch nach vier Stunden in der Stanitza Alexandria an. Was in Rußland häufig geſchieht, daß Pferde eine Strecke von 11 deutſchen Stunden ohne Unterbrechung laufen müſſen, würde bei uns unerhört ſeyn, da ſich unſere Lohnkutſcher kaum bewegen laſſen mehr als die Hälfte Weges, ohne ein Futter zu geben, zu fahren, trotzdem die letztern noch die doppelte Zeit, um zum Ziele zu gelangen, brauchen. Man glaube aber durchaus nicht, daß die ruſſiſchen Pferde wegen dieſer größeren Anſtrengungen früher zu Grunde gehen, oder daß ſie vielleicht abgemagerter erſcheinen, im Gegentheil kamen mir dieſe im Allgemeinen wohlgenährter und wohlausſehender vor. Der Ruſſe hält ſeine Pferde, die er ſich ſelbſt heranzieht, gut und behandelt ſie oft wie ſeine Kinder. Man ſieht nie ſo abgemagerte und alte Pferde als bei uns, die bis dahin, wo ſie kraftlos niederſtürzen, ihr kärgliches Futter ſich ſauer verdienen müſſen. Der Ruſſe treibt ſie zwar mehr zum Laufen an, muthet ihnen aber nie zu ſchwere Arbeiten zu und pflegt ſie zu Hauſe angekommen in einer geſunden Stallung mit nahrhaftem Futter. Bei uns müſſen ſie die größten Laſten ziehen und werden dann nicht ſelten in einen dumpfigen Stall ohne hinlängliche Nahrung geſperrt.

Die Karete meines früheren Gefährten vermißte ich immer mehr, zumal der Platz in der Pawoska*) mir kaum erlaubte das zu thun, wonach ich beim Fahren am meiſten ſtrebe, die Beine auszuſtrecken. Noch mehr bedauerte ich den armen Unterofficier, dem ein Plätzchen angewieſen war, was ihm gerade zu ſitzen faſt nicht erlaubte. Seine Beine konnte er gar nicht im Wagen unterbringen, und ſo war er gezwungen ſie außerhalb desſelben zwiſchen den Rädern hinhängen zu laſſen. Mir war es unbegreiflich, wie dieſer Mann auf dem Platze, auf dem die Balance zu halten nicht leicht war, noch von Zeit zu Zeit ſchlafen konnte. Aber auch mein Gefährte huldigte trotz aller Unbequemlichkeiten dem

*) Eigentlich Powoska; da aber der Ruſſe gewöhnlich das o, wenn der Ton nicht darauf liegt, wie a ausſpricht, kann man im Deutſchen auch Pawoska ſchreiben. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit Woroneſch ꝛc.

ſüßen Schlafe. So müde ich auch war, ſo war ich doch froh, als in Georgieffsk wo wir uns kurze Zeit, um zu frühſtücken, aufhielten, der Tag anbrach.

Kurz vorher hatten wir die Kuma paſſirt, und die große ebene Steppe betreten, welche nach dem Fluſſe den Namen führt und ſich immer mehr entfaltend bis an die Küſte des kaſpiſchen Meeres ſich hinzieht.

Es that mir leid, daß mein Gefährte auf keine Weiſe ſich dazu verſtehen wollte, einen halben Tag in Georgieffsk zu verweilen, trotzdem es, wie wir ſpäter ſehen werden, ohne Zeitverſäumniß hätte geſchehen können. Die Sonne ging eben auf, als die Pferde vorgeführt wurden und brachte mir einen Genuß, der mir über alles ging. Das ganze herrliche Gebirge des Kaukaſus lag vor mir und wurde von Oſten aus allmählich beleuchtet. Alle die Schönheiten der Schweiz blieben zurück, als ich hier von der Kumaſteppe aus ein hundert Meilen langes Gebirge von Oſten nach Weſten ſich hinziehend erblickte, als zuerſt die fernen tſchetſchiſchen und lesgiſchen Gebirge ihren Schleier lüfteten und mir die Anhöhen in Purpurgluth getaucht zu ſchauen erlaubten. Und als gar der nächtliche Schleier ſich immer mehr nach Weſten hin zurückzog, und alle die rieſigen Häupter freundlich mir entgegenblitzerten, da war mir, als müſſe die Bruſt vor Freude über das Großartige ſprengen. Eine geheimnißvolle Stille herrſchte in der Natur und ſtörte mich nicht in meinen ſinnigen Betrachtungen. Schon lange vor Aufgang der Sonne hatte ich durch meinen Gefährten aufmerkſam gemacht eine Stelle an dem hohen Ufer des Podkumok ausgeſucht und vor mir lag im Anfange noch der Kaukaſus in trüber Ferne. Ich hatte Zeit vorher, ehe die ganze Umgegend hell beleuchtet war, mich zu orientiren und ſah allmählich an den Spitzen der eiſigen Höhen, wie die Sonne unſerm Horizonte ſich näherte. Es war eine eigenthümliche Erſcheinung, als die ganze Schneelinie des Gebirges, die noch einen Augenblick vorher in purpurner Finſterniß da lag, mit einem Nu hell beleuchtet ſich zeigte und freudig blitzernd gegen das graue Dunkel der tieferen Regionen abſtach. So was Herrliches hatten meine Augen früher nie erſchaut. Aber auch der gleichgültigſte Reiſende würde von dem ſeltenen Schauſpiele, das ſich ihm von hier aus darbot, ergriffen worden ſeyn. Die Abbildung, welche Pallas in

dem Atlas zu seinem Reisewerke über die südlichen Statthalterschaften auf der fünfzehnten Tafel liefert, vermag nur einen schwachen Begriff von der Großartigkeit des hier dargebotenen Panorama's zu geben. Das Seltene dabei war, daß das mächtige Gebirge, das Höhen von 15,000 Fuß besitzt, sich unmittelbar und plötzlich aus einer Ebene, die nur wenig höher als die Meeresfläche ist, erhebt. Das nahe Beschtau-Gebirge mit seinen fünf kegelförmigen Spitzen verdeckt nur einen kleinen Theil des Kaukasus und mildert bei der Betrachtung mit seinem freundlichen Grün den großartigen Eindruck, über den man kaum zu athmen wagt.

Georgieffsk liegt in dem Winkel, der durch den südlichen Einfluß des Podkumok in die Kuma gebildet wird, aber entfernter von dem letzteren Flusse hart an dem steilen Ufer des ersteren, und besteht aus der viereckigen und weitläufigen Festung und den übrigen 500 städtischen Gebäuden. Von allen Festungen, welche ich an der Linie gesehen, ist Georgieffsk die festeste, trotzdem ihre Wälle ebenfalls nichts weiter sind, als aufgeworfene Erdwände. Die Natur hat auf der einen (der südlichen) Seite das Meiste beigetragen, um die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall der Bergvölker zu sichern. Die Anzahl der Einwohner beträgt 1000 Seelen.

Die Stadt wurde als solche schon im Jahre 1777 erbaut und diente bis 1822, so lange nämlich als Ciskaukasien ein zu Astrachan gehöriges Gouvernement war, zum Sitz des Gouverneurs und der Regierung. Von 1822 bis 1830 blieb es nur Hauptstadt eines den Namen der Stadt führenden Kreises, und als auch dieser mit dem Alexandroffschen vereinigt wurde und Pjatigorsk durch Erhebung zur Hauptstadt des nunmehrigen Pjatigorskischen Kreises begünstigt wurde, sank Georgieffsk zur gewöhnlichen Provincialstadt herab. Die Errichtung zweier Jahrmärkte, die übrigens jährlich 2—300,000 Rub. Ass. in Umlauf bringen, vermag der Stadt nicht ihren früheren Wohlstand wieder zu verleihen und doch muß sie, wenn die Cultur erst hier mehr Wurzel gefaßt haben wird, ihrer reizenden Lage halber wichtig werden.

Nur ungern trennte ich mich von Georgieffsk und fuhr in derselben, oben angezeigten Richtung fort, um noch zeitig in Jekaterinograd anzukommen, denn es war möglich, daß von da aus

noch denſelben Tag eine große Karawane mitten durch Tſcherkeſſien ſich bewegte. Wir paſſirten gleich im Anfang den Podkumok und fuhren dann der Steppe entlang, immer die Fünfberge (Beſchtau) und beſonders den Maſchuk zur Rechten habend.

Ich ſchweige jetzt von den Fünfbergen und ſeinen wichtigen Bädern, und ſpare, da ich anderthalb Jahre ſpäter einige Zeit in Pjatigorsk ſelbſt verlebte, die Beſchreibung derſelben für ein ſpäteres Capitel auf.

Vor der Mariinskiſchen Stanitza durchfuhren wir die Solka, ein Nebenflüßchen des Podkumok, und kamen nach 25 Werſt nach Pauloffska an das Ufer der Kura. Dieſes Flüßchen entſpringt nach Klaproth ungefähr vier Stunden von der Malka, läuft öſtlich und verliert ſich unweit des kleinen, kaum aus einigen Häuſern beſtehenden Dörfchens Kaſajebajama in dem Sande des Mosdok'ſchen Kreiſes. Klaproth meint, da es dasſelbe Gerölle als die Malka mit ſich führt, daß zu einer Zeit, wo das kaſpiſche Meer noch mehr landeinwärts gegangen wäre, die Malka in dem Flußbette der jetzigen Kura ſich in das kaſpiſche Meer ergoſſen habe. Auch vom Terek behauptet er, daß er ebenfalls früher von Jekaterinograd aus weiter nördlich gefloſſen ſey und daß beim Zurücktreten des Meeres die Ausflüſſe genannter Ströme verſandet und dieſe ſelbſt deßhalb gezwungen geweſen ſeyen, da nach Norden ſich zu viel Gerölle angehäuft hatte, ſich öſtlich einen andern Lauf zu ſuchen. Dieſes Verſanden der nördlich fließenden Flüſſe darf uns gar nicht verwundern, da ja jetzt noch die bedeutende Kuma zum großen Theil im Norden derſelben Steppe ſich verliert.

Unſere Reiſe ging nur ſehr langſam vorwärts, da bei der Hitze des Tages und dem Gewichte des Wagens häufig die Achſen ſich entzündeten und mancherlei Vorſichtsmaaßregeln getroffen werden mußten, um nicht unſere Sachen ein Raub der Flammen werden zu laſſen. Auf dieſe Weiſe war es faſt Mittag geworden, als wir endlich den Pjatigorskiſchen Kreis verließen und in Soldatskaia die erſte Stanitza des mosdok'ſchen Kreiſes begrüßten.

Von nun an führte der Weg auf dem linken Ufer der Malka, über welcher die große Kabardah ſich ausbreitet, in öſtlicher Richtung bis nach Jekaterinograd, wo wir endlich erſt gegen fünf Uhr den Nachmittag ankamen und uns ein ſogenanntes Kronslogis

anweiſen ließen. Ich beſchließe hier wiederum die Beſchreibung meiner Reiſe und laſſe nun eine Monographie der Linienkoſaken und eine geſchichtliche Entwickelung derſelben folgen.

Dreizehntes Capitel.

1. Von den Linien-Koſaken.

Geſchichte der ruſſiſchen Beſitzungen im Norden des Kaukaſus; Tmutorakan; Terki; die grebenſchen Koſaken; Peter der Große; Swätoi-Kreſt; Kisljar; Mosdok; Kutſchuk-Kainardſchi; die kaukaſiſche Linie; der Schwarzwald; neueſte Verſtärkung der Linie; Eintheilung der Linie nach Suboff; jetziger Beſtand; Stärke der einzelnen Regimenter; Beſchreibung derſelben; das terki-ſemeinſche; grebenſche; mosdokſche; gorskiſche; wolgaiſche; choperſche; ſtauropolſche; kubanſche und kaukaſiſche Regiment; Rußlands Einfluß in Aſien; Kriegsmacht am Kaukaſus; Koſten der Linie; Verfaſſung; Beſchäftigungen; Sitten; Erziehung; General Saß; Kleidung; Stanitzen; Wüſchken; Majak; die tſchernomor'ſchen Koſaken.

Von jeher hatte Rußland das Streben, ſich im Norden des Kaukaſus feſt zu ſetzen, und verſäumte nie eine Gelegenheit, ſeinen Einfluß unter den Völkern desſelben geltend zu machen. Die gemeinſchaftliche Religion des mächtigſten derſelben, der Tſcherkeſſen, mit den Ruſſen in den frühern Jahrhunderten, war die Urſache, daß die erſtern eine vorherrſchende Zuneigung zu den letztern beſaßen und eine beſtändige Verbindung mit dieſen unterhielten. Aber ſelbſt noch früher hatten Slawen am Fuße des weſtlichen Kaukaſus eine Zeit lang ſich feſtgeſetzt, denn es iſt ſicher, daß ſlawiſche Fürſten die Nachfolger des Mithridates aus dem bosporiſchen Reiche vertrieben und daſelbſt bis zum Erſcheinen der Hunnen herrſchten. Im zehnten Jahrhundert ſehen wir von neuem Ruſſen in dem bosporiſchen Reiche und der tapfere Großfürſt Swätoslaff gründet aus ihm das Fürſtenthum Tmutorakan (Tamatarcha). Ueber ein Jahrhundert beherrſchten ruſſiſche Fürſten von hier aus die ganze Umgegend und übten beſonders auf die Tſcherkeſſen einen großen Einfluß aus. Die von Oſten einbrechenden Komanen (oder Poloffzer, wie ſie die Ruſſen nennen) vertrieben aber ſpäter die Ruſſen aus ihren ſüdlichen Beſitzungen, und erſt nach der Eroberung Aſtrachans und dem Untergange des mongoliſchen Reiches Kiptſchak in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts (1554) verſuchen die Ruſſen von neuem und zwar jetzt auf der öſtlichen Seite des Kaukaſus feſten Fuß zu faſſen. Tſcherkeſſen befanden ſich ſchon unter den Truppen

des Zares Johanns des Schrecklichen bei der Eroberung Aſtrachans, und es ſcheint, als wenn ein Theil ſich ſchon damals unterworfen hätte, denn das Jahr darauf fochten ſie für Rußland in dem entfernten Livland.

Im Jahr 1557 unterwarfen ſich die im Oſten des Terek wohnenden Tjumeniſchen Tartaren, welche Klaproth und Potocki fälſchlicher Weiſe Tſcherkeſſen nennen, unter ihrem Fürſten Agim; es ſcheint aber, daß ſie von ihren Nachbarn gedrängt waren, denn ſie verlangen Hülfstruppen und ſuchen ſpäter die Ruſſen wieder los zu werden. Ihre Unzufriedenheit erreicht den höchſten Grad, als jene im Jahr 1568 am Ausfluß eines der Arme des Terek in den kaſpiſchen See, der Reſidenz Tjumen (eine Stadt, die nicht mit der ſibiriſchen gleichen Namens verwechſelt werden darf) gegenüber die Stadt Terki angeblich zu ihrem Schutze erbauten und dieſe befeſtigten. Wahrſcheinlich iſt es aber, daß Tjumen auch den Namen Terki führte, denn Timur hielt ſich während ſeines dritten Feldzuges gegen Kiptſchak eine kurze Zeit in einer Stadt Terki am Terek auf. Die Ruſſen hätten dann eine Beſatzung, beſtehend aus grebenſchen, jaikſchen und Wolga-Koſaken hinein gelegt und dadurch auch Urſache zur Unzufriedenheit gegeben. Einige Geſchichtsforſcher meinen, daß Tjumen und Enderi gleichbedeutend ſeyen.

Die Klagen der tjumen'ſchen oder terkiſchen Tataren gelangten bis zu dem Sultan Selim und dieſer, ſchon durch die Eroberung Aſtrachans durch die Ruſſen aufgebracht, verlangte die Räumung Terki's. Wenn ſein Wunſch 1570 auch befriedigt wurde, ſo bemächtigten ſich doch ruſſiſche und tſcherkeſſiſche Abenteurer der verlaſſenen Stadt und wurden den umwohnenden Mohammedanern gefährlicher, als die Ruſſen je es geweſen waren. Unter dem Namen der terk'ſchen Koſaken plünderten ſie beſonders in den Uluſſen der Nogaier, und wurden trotz der Beſchwerden des Sultans Amurath III. in allen ihren Unternehmungen von den Ruſſen heimlich begünſtigt.

Die Unterwerfung der kachetiſchen Zaare (in Gruſien) und die freundſchaftlichen Verbindungen mit dem perſiſchen Schah Abbas dem Großen gegen die mächtigen Türken machten es aber nothwendig, Terki wiederum zu beſetzen und von hier aus den Einfluß Rußlands auf Koſten des türkiſchen zu vermehren. Der

Fürſt Chworoſtinin wurde im Jahre 1594 beauftragt, der Stadt Terki eine größere Feſtigkeit zu geben, nachdem ſchon vorher mit Erfolg gegen den Schamchal von Tarku gekämpft, deſſen Hauptſtadt Enderi und noch ein dritter Ort mit ruſſiſchen Truppen beſetzt und die Feſtung Koiſa (Koiſuh) angelegt war. Zur Verſtärkung der Ruſſen in Terki ſiedelte ſich auch ein tſcherkeſſiſcher Fürſt Suntſchalei-Kanglitſchi auf dem entgegengeſetzten Ufer des Terek mit ſeinem Volke an und leiſtete wichtige Dienſte. Doch eben dieſer Erfolg war die Urſache, daß der Sultan Achmed I. 1604 den bedrängten Mohammedanern Dageſtans ein Hülfscorps, das auf 30,000 Mann angegeben wird, ſandte. Mit dieſen wurden die von Ruſſen beſetzten Orte überfallen und deren Beſatzung, den Commandanten Butturlin an der Spitze, meuchelmörderiſch niedergehauen. Die Beſatzung von Koiſa verbrannte ihre Feſtung und zog ſich nach Terki zurück.

Hiemit wurde der Einfluß Rußlands im Kaukaſus ſehr geſchwächt, und dieſes war unter der Regierung des Baſilius Schuisky bis zur Thronbeſteigung des Michael Feodorowitſch aus dem Hauſe Romanoff nicht im Stande, dieſen wieder zu erhöhen. Doch Terki blieb Rußland treu und nahm ſelbſt unter ſeinem Woiwoden Golowyn in Verbindung mit den Beſchtau-Tſcherkeſſen Partei gegen den Koſaken-Attaman Zarutzky und den falſchen Demetrius, die beide in Südrußland und beſonders in Aſtrachan großen Anhang hatten.

Die Kaiſer aus dem Hauſe Romanoff richteten ebenfalls ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den Kaukaſus, und Michael Feodorowitſch ſandte den holländiſchen Ingenieur Cornelius Klauſen nach Terki, um dasſelbe mit Wällen und Bollwerken auf europäiſche Art zu umgeben. Sein Sohn Alexei Michailowitſch ließ ferner 1670 die Feſtungswerke Terki's durch den ſchottiſchen Ingenieur Thomas Bayley vergrößern. Erſt Peter der Große, nachdem der Kachetiſche König Artſchil 1683 in Terki den Eid der Unterthanſchaft geſchworen hatte, legte wiederum auf den Kaukaſus und mehr noch auf das kaſpiſche Meer großen Werth und benutzte die perſiſchen Thronſtreitigkeiten zu ſeinem Vortheil.

Die Unterwerfung der greben'ſchen Koſaken unterſtützte ihn in ſeinem Vorhaben, und gab 1711 den Anlaß zur erſten Begründung einer Koſaken-Linie nördlich vom Kaukaſus. Dieſe

greben'ſchen Koſaken ſchildert Suboff (Kartina Kaffkaskawo kraja II., 108) als Flüchtlinge, die den Attaman Zarutzky in ſeinen Anſprüchen für ſeinen Stiefſohn, einen Sohn eines der falſchen Demetriuſſe unter der Regierung von Baſilius Schuisky, unterſtützten und nach der Gefangennehmung jener in die Sundſchaiſchen Gebirgsrücken oder Greben (Gebirgskämme, wie ſie von den Ruſſen genannt werden) ſich flüchteten. Allein ſchon bei der Beſetzung von Terki im Jahr 1568 werden greben'ſche Koſaken genannt, welche die erſten Bewohner dieſer ruſſiſchen Niederlaſſung bildeten. Georgi wirft ſie fälſchlicher Weiſe mit den Terk'ſchen Koſaken zuſammen. Wann ſie entſtanden ſind, iſt nicht nachzuweiſen, wie es mit vielen andern Koſaken derſelben Zeit der Fall iſt. Anfangs wohnten ſie mehr im Gebirge und behaupteten gegen alle Nachbarvölker ihre Freiheit. Wahrſcheinlich aber hart bedrängt und zu ſchwach, um ſich gegen die Gebirgs-Völker zu behaupten, vielleicht auch um ungeſtrafter Einfälle machen zu können, baten ſie 1711 Peter den Großen, unter die Zahl der ruſſiſchen Unterthanen aufgenommen zu werden. Es wurde ihnen mit der Bedingung geſtattet, daß ſie ſich auf dem linken Ufer des Terek anſiedelten und den Fluß von ſeinem Einfluß in das Meer bis dahin, wo die Sundſcha ſich in ihn ergießt, bewachten. Es entſtanden auf dieſe Weiſe die fünf erſten Stanitzen (oder Städte, wie ſie damals noch genannt wurden) Alt- und Neu-Gladka, Kurdjukowa, Schtſchadrin und Tſcherwlennoi.

In Folge eines Vertrages mit dem vertriebenen Schah Thamaſip 1722 wurden alle weſtlich und ſüdlich am kaſpiſchen Meere gelegenen Länder an Rußland abgetreten, und Peter der Große übernahm ſelbſt das Commando über die Truppen, welche dieſe beſetzen ſollten. 442 Schiffe von Aſtrachan aus geſchickt, landeten am Ausfluſſe des Flüßchens Sulak (ſüdlich vom Terek), und mit 106,000 Mann unternahm er die Unterwerfung Dageſtans bis Derbend. Auf dem Rückwege erbaute er am Sulak die Feſtung zum heiligen Kreuz (Swätoi Kreſt, nicht zu verwechſeln mit der Stadt gleichen Namens an der Kuma) und legte eine ſtarke Beſatzung hinein. Vergebens ſuchte im Jahr 1725 der Schamchal von Tarku mit einem Heere von 80,000 Dageſtanern ſie zu erobern und zu zerſtören, der General Kropotoff ſchlug und verjagte ihn.

Terki, die Stadt, welche ſo lange der Punkt geweſen war, von wo aus Rußland ſeine Macht gegen den Kaukaſus entfaltet hatte, wurde im Jahre 1728 aus freien Stücken geſchleift und nur eine ſchwache Verſchanzung, die noch heutzutage den Namen der Terk'ſchen Verſchanzung führt, ſteht unweit der Stelle, wo es früher geſtanden. Die Stelle ſelbſt wird jetzt vom Meere beſpült. Seine Garniſon wurde nach Swätoi Kreſt und Tarku übergeſiedelt.

Doch alle Eroberungen, welche Peter der Große am kaſpiſchen Meere geſchaffen, gingen nach ſeinem Tode wiederum und zwar ohne Schwertſtreich verloren, und ein Vertrag zwiſchen dem damals ſchon mächtigen Wekil Nadir Kuli-Chan, dem ſpätern Nadir Schah, und der Kaiſerin Anna Joannowna ſetzte im Jahre 1735 den ſogenannten alten Terek zur Gränze beider Reiche. Trotz der Siege Münnichs in der Türkei kam ferner ein eben ſo nachtheiliger Vertrag zwiſchen derſelben Kaiſerin und dem Sultan 1739 zu Belgrad zu Stande, in Folge deſſen auch die beiden Kabarden für frei erklärt wurden. Die Feſtung Swätoi-Kreſt wurde geſchleift, und ſeine Bewohner, unter dem Namen der Terk'ſchen Koſaken fortwährend bekannt, zur Garniſon einer neuen Stadt Kisljar,*) welche auf dem nördlichen Ufer des Terek, wo er ſich in drei Arme theilt, 70 Werſt vom Meere entfernt, erbaut und mit Wällen umgeben wurde, verwendet. Handeltreibende Bergvölker und Kumüken benutzten die Sicherheit der Umgebung und gründeten an der Feſtung eine Art Vorſtadt. Um die Stadt noch mehr zu ſichern, wurden am nördlichen Arme des Terek noch die drei Stanitzen Kargalinka, Duboſſsky und Borosdinka angelegt, und zu deren Bevölkerung aus jeder Stanitza der Don'ſchen Koſaken eine Familie hierher verſetzt. Dieß war auch die Urſache der Benennung Semeinſche, d. i. Familien-Koſaken — ein Name, welchen ſie jetzt noch führen.

Doch kaum hatte Katharina II. den ruſſiſchen Thron beſtiegen, als ſie ſogleich auf den Kaukaſus ihr Augenmerk richtete und 1763, nachdem ein Fürſt der kleinen Kabardah, Kurgok Kantſchiokin, die chriſtliche Religion angenommen, ſich unter den

*) Die Stadt wurde nach dem nördlichen Arme des Terek ſo genannt. Der Name iſt tatariſch und bedeutet ein ertrunkenes Mädchen. Aber ſchon in dem Derbend-Nameh wird dieſe Gegend Kisljar genannt.

Schutz Rußlands geſtellt und ein Stück Land weſtlich am Terek abgetreten hatte, die Anlegung einer neuen Feſtung an der öſtlichen Gränze der kleinen Kabardah am Terek befahl. Trotz des Widerſpruches der Kabarder war im folgenden Jahre Mosdok zum Schrecken aller Bergvölker fertig und mit 200 getauften Kabardern und 50 Familien don'ſcher Koſaken bevölkert. Von nun an traten die Kabarder entſchieden gegen Rußland auf, und je mehr ſich deſſen Einfluß im Kaukaſus vermehrte, um ſo ſtärker wurde ihr Haß.

Um den Strich Landes zwiſchen der äußerſten greben'ſchen Stanitza Tſcherwlennoi und Mosdok zu ſichern, wurde im Jahr 1770 ein Theil der unnütz gewordenen Wolga-Koſaken hierher verſetzt und dieſe gründeten unter dem Namen der Mosdok'ſchen Koſaken die Stanitzen Kalinoffsk, Mekensk, Naur, Iſchtſchorsk und Koljugai.

Von nun an begann ein heftiger Kampf zwiſchen den Tſcherkeſſen, d. i. den die nördlichen Abhänge des weſtlichen Kaukaſus bewohnenden Bergvölkern und den Ruſſen, der bis jetzt noch nicht ausgekämpft iſt. Die mächtigen Torguten unter ihrem Chan Ubaſchi traten als entſchiedene Gegner der Tſcherkeſſen und Nogaier auf und bekämpften ſie in mehreren Schlachten. Die Folge war, daß die beiden Kabarden ſich unterwerfen mußten. Die plötzliche und unvorhergeſehene Flucht der Torguten aber nach ihren urſprünglichen Wohnplätzen, nach der Songarei, gaben den Bergvölkern wiederum neuen Muth, und durch die Bekehrungsverſuche der Ruſſen aufs äußerſte gereizt, griffen die Kabarder zu den Waffen und ſetzten den am Terek commandirenden General von Medem in nicht geringe Verlegenheit. Trotz der türkiſchen Hülfe erreichten ſie aber ihre Unabhängigkeit doch nicht und wurden 1774 durch den mit den Türken abgeſchloſſenen Tractat zu Kutſchuk-Kainardſchi für ruſſiſche Unterthanen erklärt.

Um die nördlichen und öſtlichen Gränzen noch mehr vor den Einfällen der Bergvölker zu ſichern, oder vielmehr um beſtändig ein ſtarkes Heer bei der Hand zu haben, und in nöthigen Fällen in die innern Angelegenheiten des Kaukaſus einzugreifen, erhielt der General von Jakoby, der den General Medem erſetzte, den Befehl, die Vertheidigungs-Linie von Mosdok aus weſtlich längs des Terek und der Malka zu verlängern und eine Verbindung mit Tſcherkask

durch Feſtungen herzuſtellen. Es wurden weſtlich und nordweſtlich von Mosdok die Feſtungen Jekaterinograd, Pauloffsk, Mariisk, Georgieffsk, Andrejeffsk (jetzt wieder verlaſſen), Alexandroff, Sewernoi, Stauropol, Moskoffsk und Donsk zum Schrecken aller Bergvölker angelegt und zur Bevölkerung derſelben ebenfalls wieder Wolga-Koſaken angewendet.

Eine unmittelbare Folge war die Unterwerfung des Seraskiers der Kuban'ſchen Tataren, Kaſi-Gerai-Sultan, im Jahre 1778 und die Beſitznahme der Gegenden nördlich am Kuban, d. i. des alten Fürſtenthums Tmutorakan. Dieſer wurde von nun an Gränzfluß im Weſten, wie der Terek und die Malka es im Oſten ſind.

Die Kabarder griffen 1779 von neuem zu den Waffen, fochten aber unglücklich gegen den General Jakoby und gaben dadurch die Gelegenheit, daß Rußland die Malka als ſüdliche Gränze der ciskaukaſiſchen Provinz erklärte und im folgenden Jahre in der Nähe der berühmten kaukaſiſchen Bäder, nach denen es ſchon lange geſtrebt hatte, die Feſtung Konſtantinogorsk anlegte.

Die Unterwerfung des gruſiſchen Königs Heraklius II. 1783 machte es nothwendig, eine Straße mitten durch die kleine Kabardah und über den Kaukaſus zu errichten, und ſo wurde am Fuße des Kaukaſus am rechten Ufer des Terek im Lande der Inguſchen die bedeutende Feſtung Wladikaukas (Herrſcher des Kaukaſus) im Jahre 1784 erbaut.

Um die an der Taſchla und am Jegorlük angelegten ruſſiſchen Colonien gegen die Einfälle der Transkubaner, wie meiſtens die jenſeits des Kuban wohnenden Bergvölker von den Ruſſen genannt werden, zu ſchützen, wurde im Jahre 1794 die Linie weſtlich von Georgieffsk bis an die Nedremanniſche Redoute gezogen und durch die Stanitzen Boroffskoleßn, Temnoleßn, Protſchnoiokopsk, Grigoriopolsk, Temiſchbegsk und Kaukask näher beſtimmt. Die vier letztern liegen unmittelbar an dem Kuban. Die erſte Stanitza an dieſem Fluſſe, Uſtlabinsk, war ſchon drei Jahre früher erbaut.

Die Strecke zwiſchen der Malka und dem Kuban bot aber immer noch den Tſcherkeſſen Gelegenheit ihre Einfälle in Cis-Kaukaſien zu erneuern, und der Schwarzwald hatte für die Räuber hinlänglich Schlupfwinkel, um ſie in ihren Unternehmungen zu unterſtützen. Vorzüglich war der Theil des Gebirges, aus dem

der Kalaus entſpringt und den wir ſchon unter dem Namen des Räuberwaldes kennen gelernt haben, und die auf ihm befindliche Stanitze Boroffskoleßn (wörtlich überſetzt Räuberwald=Stanitza) am meiſten den Ueberfällen ausgeſetzt, und um dieſen ein Ende zu ſetzen, wurden im Jahr 1798 von dem Dorfe Soldatsk längs des obern Theils der Malka und von Konſtantinogorsk längs des Podkumok bis zum Kuban acht Redouten aufgeführt, und dieſen, um beſonders die in Aufnahme gekommenen Bäder noch mehr vor etwaigen Ueberfällen zu ſichern, im Jahre 1803 und 1804 noch ſechs neue hinzugefügt, ſo daß nun die obere Gegend des Schwarzwaldes, der Malka und des Kuban durch 14 Redouten (Solenobrodsk, Bjelometſchetski, Solsk, Jeſchotsk, Neu=Utſchreſchdemij, Kaſajeffsk, Ober=Abaſinsk, Kalmütz, Kislowodsk, Nieder=Abaſinsk, Uſt=Tachtamüſchsk, Batalbaſchinsk, Jeſentutzk und Kirilsk) vertheidigt iſt. Um endlich noch die Stelle am Kuban von der Stanitza Uſtlabinsk bis Kaukask zu decken, errichtete man im J. 1805 aus kleinruſſiſchen Koſaken die Stanitzen Woroneſchsk, Ladogsk, Tiflisk und Kaſansk.

Mit der Erbauung der zuletzt genannten Stanitza war die ſüdliche Gränze durch einen militäriſchen Cordon, der mit der ſogenannten Militärgränze in Ungarn verglichen werden kann, vor den Einfällen der Bergvölker geſichert. Von Zeit zu Zeit wurden auf den Stellen, wo man es noch nothwendig fand, neue Stanitzen oder Redouten erbaut. Aber weit entfernt, mit dem Beſitzthume, den eben dieſer Cordon von den Bergvölkern ſchied, zufrieden zu ſeyn, ſchob man immer Feſtungen in die feindlichen Länder jenſeits des Cordons und beengte die Beſitzungen der Kaukaſier. Auf dieſe Weiſe iſt man jetzt dahin gelangt, daß die angränzenden Provinzen unter ruſſiſcher Oberhoheit ſtehen und ſeine Bewohner durch in ihrem Lande liegende Feſtungen ſo eingeengt ſind, daß ſie öffentlich nicht mehr wagen, feindlich gegen Rußland aufzutreten.

Nach der Unterdrückung der polniſchen Revolution wurden auch von den vier Regimentern der kleinruſſiſchen Koſaken, welche der Adel Kleinrußlands errichtet hatte, zwei an die Linie verſetzt und ſind nun 8 Jahre (ſeit 1833) in Thätigkeit. Zu derſelben Zeit verwandelte ein kaiſerlicher Befehl 32 Dörfer mit 27 — 30,000 Einwohner in Stanitzen und ſicherte dadurch beſonders die kaukaſiſchen Bäder und die große Straße von Stauropol nach Jekaterinograd. Endlich wurden noch zur Verſtärkung der einzelnen Stanitzen und

zur Begründung neuer in den Jahren 1836 und 1837 nicht weniger als 2075 Familien (10,851 Seelen ſtark) hierher verſetzt.

Nach der geſchichtlichen Auseinanderſetzung der Entſtehung der Linienkoſaken wird es wohl nun, ehe ich überhaupt auf ihre Functionen und Eigenthümlichkeiten übergehe, nothwendig, eine genaue ſtatiſtiſche Ueberſicht derſelben zu geben, zumal ſelbſt der genaue Suboff in ſeinem Gemälde der kaukaſiſchen Länder den Beſtand anders angibt als er wirklich iſt, und mir Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, die mich mit den geringſten Details bekannt machten. Suboff theilt die kaukaſiſche Linie in die linke, rechte und mittlere Flanke und rechnet zu der erſteren das terskiſche, ſemein'ſche, greben'ſche, mosdok'ſche und wolga'ſche Regiment, zu der zweiten hingegen die übrigen Regimenter, als das choper'ſche, kuban'ſche und kaukaſiſche. Die mittlere Flanke bildet den Theil der kaukaſiſchen Militärſtraße, welcher von Jekaterinograd bis Wladikaukas ſich hinzieht, gehört aber gar nicht zur kaukaſiſchen Linie, die Ciskaukaſien vor den Einfällen der Bergvölker zu ſchützen hat, ſondern eben zur militäriſch beſetzten kaukaſiſchen Straße, die in ihrem ganzen Verlauf bis Tiflis wiederum eine eigene Linie von Kreposten, Lagern und Redouten zu ſeiner Beſchützung hat. Aber nicht Koſaken in Stanitzen ſind die Wächter der Straße, ſondern Linien-Truppen verſchiedener von einander unabhängiger Regimenter.

Zur Zeit als der Kaiſer Nikolaus die Linie im Jahre 1837 beſuchte, beſtand ſie aus 9 Regimentern berittener Koſaken und drei Artillerie-Compagnien, von denen die erſtern damals 13,167, die letztern 448 Mann ſtark waren. Befehlshaber iſt ein General unter dem Namen Ataman oder Hetmann, unterſtützt von 11 Stabsofficieren. Dieſe neun Regimenter beſtehen aus:

260 Officieren,
687 Urjadnik's, (Unterofficiere, Feldwebel ꝛc.),
12,208 Koſaken.

Summa: 13,167 Mann mit 12,880 Dienſt- und 11,436 eigenen Pferden.

Die drei Artillerie-Compagnien beſtehen aus:

12 Officieren,
46 Urjadniks und
390 Gemeinen.

Summa: 448 Mann mit 460 Dienſt- und 306 eigenen Pferden.

Die Stärke der einzelnen Regimenter iſt verſchieden und muß in den verſchiedenen Zeiten eine andere ſeyn, da ſie einzig von der Fruchtbarkeit der Koſakenfrauen und der in den einzelnen Jahren herrſchenden Mortalität abhängt. Die Stanitzen bleiben immer dieſelben, aber die Anzahl ihrer Einwohner iſt je nach den Geburts- und Sterbeliſten bald geringer bald größer. Im Herbſt 1837 betrug die Stärke der Mannſchaft und Pferde der einzelnen Regimenter, bei deren Aufzählung ich von Oſten nach Weſten gehe, wie folgt:

1. Das Regiment der terki-ſemein'ſchen Koſaken:
   1 Stabsofficier,
   26 Officiere,
   70 Urjadniks,
   549 Gemeine.

   646 Koſaken mit 642 Dienſt-Pferden.

2. Das Regiment der greben'ſchen Koſaken:
   24 Officiere,
   60 Urjadniks,
   789 Gemeine.

   873 Koſaken mit 866 Dienſt-Pferden.

3. Das Regiment der mosdok'ſchen Koſaken:
   29 Officiere,
   100 Urjadniks,
   1535 Gemeine.

   1664 Koſaken mit 1366 Dienſt- und 1340 anderen Pferden.

4. Das Regiment der gorskiſchen Koſaken:
   1 Stabsofficier,
   35 Officiere,
   77 Urjadniks,
   930 Gemeine.

   1071 Koſaken mit 1076 Dienſt- und 1047 anderen Pferden.

5. Das Regiment der Wolga-Koſaken:

1 Stabsofficier,
21 Officiere,
65 Urjadniks,
1148 Gemeine.

1252 Koſaken mit 1286 Dienſt- und 1266 anderen Pferden.

6. Das Regiment der choper'ſchen Koſaken:

4 Stabsofficiere,
27 Officiere,
91 Urjadniks,
1582 Gemeine.

1714 Koſaken mit 1806 Dienſt- und 1786 anderen Pferden.

7. Das Regiment der ſtauropol'ſchen Koſaken:

26 Officiere,
77 Urjadniks,
1643 Gemeine.

1751 Koſaken mit 1777 Dienſt- und 1757 anderen Pferden.

8. Das Regiment der kuban'ſchen Koſaken:

2 Stabsofficiere,
36 Officiere,
76 Urjadniks,
1984 Gemeine.

2078 Koſaken mit 2157 Dienſt- und 2127 anderen Pferden.

9. Das Regiment der kaukaſiſchen Koſaken:

2 Stabsofficiere,
36 Officiere,
71 Urjadniks,
2009 Gemeine.

2118 Koſaken mit 2147 Dienſt- und 2113 anderen Pferden.

Dieſe neun Regimenter theilt man in die der erſten, zweiten und dritten Abtheilung (Kolosa) ein und rechnet zu der erſten die beiden weſtlichen Regimenter, das kaukaſiſche und kuban'ſche; zu der zweiten die mittleren: das ſtauropol'ſche, choper'ſche, wolgaiſche und gorskiſche, und endlich zu der dritten Abtheilung die öſtlich wohnenden Regimenter: das mosdok'ſche, greben'ſche und ſemein'ſche.

I. Die Regimenter der dritten Abtheilung oder der linken Flanke.

1. Das terki-ſemein'ſche oder ſemein-kisljar'ſche Regiment iſt das ſchwächſte, trotzdem es, wie der Name ſchon ſagt, aus der Verſchmelzung zweier Regimenter des terk'ſchen und ſemein'ſchen entſtanden iſt. Es nimmt im kisljar'ſchen Kreiſe die Ländereien unmittelbar um Kisljar, vorzüglich an dem Flüßchen Kisljarka ein und beſitzt zu ſeinem ökonomiſchen Gebrauche einen Flächeninhalt von 500 Quadrat-Werſt. Nach wie früher bewohnen die terek-ſemein'ſchen Koſaken eine Vorſtadt Kisljars und die drei Stanitzen Kargalinka, Duboffsky und Borodinka. Erſt in der neueſten Zeit iſt unweit des kaſpiſchen Meeres die Stanitza Alexandriisk erbaut worden. Die Koſaken beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Fiſchfang und Weinbau und die Anzahl der Weinfelder ſoll über 1500 betragen. Große Vortheile ziehen ſie aus dem Baue der Färberröthe und führen deren nach Suboff bis zu 1000 Pud*) jährlich aus. Außerdem wird auch Seidenzucht, weniger Ackerbau und Viehzucht getrieben. Nogaier in 300 Filzhütten beweiden die Steppen des Regimentes und bezahlen deßhalb für jede Filzhütte 5 — 10 Rubel an das Regiment ab. Im Herbſt 1837 hatten die fünf Stanitzen folgende Einwohnerzahl:

Kargalinka, in	266	Häuſern	445	männlichen,	597	weibl.	Geſchl.	
Duboffsky	168	—	375	—	420	—	—	
Borosdinka	199	—	264	—	289	—	—	
Kisljar-Vorſtadt	307	—	833	—	445	—	—	
Alexandriisk	42	—	109	—	146	—	—	
	902	—	2025	—	1897	—	—	

*) Das Pud hat 40 ruſſiſche oder 35 Leipziger Pfund.

Von diesen 2025 Kosaken männlichen Geschlechts befanden sich 646 (mit 1 Stabsofficier, 26 Officieren und 70 Urjadniks) in vollem, 385 (mit 10 Officieren und 19 Urjadniks) nur im innern und 45 außer Dienst; 68 waren über 60 Jahre, 769 unter 16, und 85 über 16, aber unter 20 Jahren.

2. Das greben'sche Regiment hat ebenfalls seine Wohnsitze am Terek im kisljar'schen Kreise und besitzt einen Flächeninhalt von 1020 Quadratwerften. Trotzdem die Kosaken zu den ältesten der Linie gehören, so sind sie der Zahl nach bis in die neueste Zeit einander gleich geblieben, und nur zwei neue aber unbedeutende Stanitzen haben sie den alten fünf hinzugefügt. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd und führen oft große Züge mitten durch das Land der Kumüken nach dem nahen Kaukasus aus. Ihr Getreidebau ist sehr gering, desto mehr beschäftigen sie sich aber mit dem Hanfbau und der Hanfbereitung, mit der Seidenzucht und dem Weinbau. Ueber 2000 Weingärten liefern eine solche Menge Wein, daß die ganze Umgegend damit versehen wird. Einen Hauptnahrungszweig bildet noch das Ausgraben von wilder Färberröthe. Die Viehzucht reicht zum eigenen Bedarf hin, und trotzdem der fischreiche Terek ihnen hinlänglich Fische liefert, so wird der Fischfang nur sehr wenig betrieben. Die 7 Stanitzen waren im Herbst 1837 wie folgt bevölkert:

Tscherwlennoi	in 572	Häusern	1427	männl.	u.	1517	weibl.	Geschl.
Alt-Gladka	— 150	—	399	—	—	418	—	—
Neu-Gladka	— 128	—	274	—	—	303	—	—
Schtschadrin	— 266	—	428	—	—	537	—	—
Kurdjukowa	— 122	—	271	—	—	293	—	—
Schelkosawodsk	— 105	—	272	—	—	262	—	—
Parbotscheffsk	— 19	—	63	—	—	69	—	—
	—1362	—	3134	—	—	3399	—	—

Von diesen 3134 Kosaken männlichen Geschlechtes waren 873 (mit 24 Officieren und 60 Urjadniks) in vollem und 265 (mit 6 Officieren und 11 Urjadniks) nur im innern Dienst. 276 befanden sich außer allem Dienst, 185 waren über 60 Jahre, 251 zwischen 16 und 20, und 1284 unter 16 Jahren.

3. Das mosdok'sche Regiment nimmt ebenfalls die nördlichen Ufer des Terek ein, und zwar von der westlichen Stanitza

Tſcherwlennoi des greben'ſchen Regimentes an, bis zur Kreisſtadt Mosdok. Von den 6 Stanitzen liegt nur noch Kalinoffs in dem kisljar'ſchen Kreiſe, während alle übrigen ſich in dem Bereich des mosdok'ſchen befinden. Das ihnen angewieſene Terrain hat den bedeutenden Flächenraum von faſt 2000 Quadratwerſten (40 geographiſchen Quadratmeilen). Die Koſaken, welche, wie oben geſagt, ſchon vor der Bildung der eigentlichen Linie im Jahr 1770 von der Wolga hierher verſetzt wurden, haben den kriegeriſchen Geiſt ihrer Vorfahren beibehalten und geben an Tapferkeit den greben'ſchen Koſaken nichts nach. Die Stanitze Naur iſt des Muthes und der Tapferkeit ſeiner Bewohner halber berühmt, und zweimal ſchlug ſie die Angriffe ihrer Feinde ſiegreich zurück. Das erſtemal verſuchte Kalga-Sultan, der General der von dem Chan der Krim Dewlet Gerai den Tſcherkeſſen zur Hülfe geſandten 8000 Mann, im Jahre 1774 Naur, eine einfache Stanitze mit dritthalbtauſend Einwohnern und nur von einem Palliſadenzaun umgeben, einzunehmen. Kräftig wehrten die Koſaken alle Angriffe ab, und erlegten gegen 800 Mann und unter ihnen den kabardiſchen Fürſten Kurtſchuk aus der Familie Tatarchan. Noch heldenmüthiger war die zweite Vertheidigung im Jahr 1788 gegen den Scheich Manſur, der als von Gott abgeſandter Prophet eine furchtbare Coalition gegen die Ruſſen im Kaukaſus erregt hatte. Gegen 20,000 Tſchetſchen verſuchten vergebens Herr der Stanitza zu werden, die Koſaken thaten Wunder von Tapferkeit. Die Frauen ergriffen ebenfalls die Waffen und ſtellten ſich in die vorderſten Reihen, wo die Gefahr am größten war. Katharina II., als ſie den heldenmüthigen Beiſtand der Naur'ſchen Koſaken-Frauen erfuhr, ſetzte ihnen ſämmtlich eine lebenslängliche Penſion aus.

Jagd iſt die Hauptbeſchäftigung der mosdok'ſchen Koſaken, aber trotzdem vernachläſſigen ſie nicht den Getreidebau und bewäſſern durch mit vieler Mühe gegrabene Brunnen die entfernteren Steppen-Gegenden. Leider ſind aber die Ländereien am Terek häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Der Weinbau iſt weniger einträglich und trotzdem die Anzahl der Weingärten bis auf 2000 angegeben wird, ſo ſcheint das Terrain für reichlichen Ertrag nicht geeignet zu ſeyn. Große Sorgfalt verwenden die mosdok'ſchen Koſaken auf den Bau des Saflors, und ſchicken hauptſächlich in das Gebirge eine große Menge dieſer

Farbpflanze. Eine Haupteinnahme bildet bei ihnen auch noch die Viehzucht und Fischerei.

Im Jahr 1837 hatte das Mosdok'sche Regiment 6 Stanitzen mit folgender Bewohnerzahl:

Kalinoffsk	in 359	Häusern	mit	1041	männl.	u.	1167	weibl.	Geschl.
Mekenei	— 142	—	—	684	—	—	694	—	—
Naur	— 544	—	—	1449	—	—	1530	—	—
Ischtschorsk	— 432	—	—	1361	—	—	1473	—	—
Stodereffsk	— 220	—	—	550	—	—	571	—	—
Koljugai	— 247	—	—	706	—	—	758	—	—
	1944	—	—	5791	—	—	6195	—	—

Von diesen 5791 Kosaken männl. Geschlechts waren zu derselben Zeit 1664 (mit 29 Officieren und 100 Urjadniks) vollständig activ, 621 (mit 1 Stabsofficier, 14 Officieren und 40 Urjadniks) dürfen nur zum innern Dienst verwandt werden und die übrigen 3496 waren vollkommen passiv, wenn nicht die Noth aufs höchste gestiegen war. Von den letztern befanden sich 2521 unter 16, 505 zwischen 16 und 20 Jahren, 221 zwischen 20—60 und 249 über 60 Jahren.

II. Die Regimenter der zweiten Abtheilung oder der mittlern Flanke.

4. Das gorskische Regiment oder das Regiment der Bergkosaken ist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt und erlaubt deßhalb nicht eine detaillirtere Beschreibung der Kosaken, welche es bilden. Jekaterinograd (Katharinenstadt) ist die einzige Stanitza aus den frühern Zeiten und erhält in dem nächsten Capitel eine Beschreibung. Die übrigen 10 Stanitzen sind zum Theil aus Dörfern gebildet worden, zum Theil haben Bergvölker, vorzüglich Tschetschen, Inguschen und Ossen die christliche Religion angenommen und freiwillig den Functionen der Linienkosaken sich unterworfen. Einestheils mag der letztere Umstand die Ursache zur Benennung des ganzen Regimentes gewesen seyn, anderntheils mögen auch die nahen achlowischen Gebigskämme (Greben) und die zum Theil hohen Ufer der Malka den Namen herbeigeführt haben. Das erste Beispiel zur Annahme

der christlichen Religion unter den Bergvölkern gab schon vor der Anlegung der Festung Mosdok der Kabarder-Fürst Kurtschok (auch Kurgok genannt) Kantschiokin. 200 Personen beiderlei Geschlechtes kamen später nach Mosdok um sich taufen zu lassen. Dadurch auf die Vortheile aufmerksam gemacht, welche durch die Verbreitung der christlichen Religion der russischen Macht am Kaukasus entständen, erließ Katharina II. bei ihrem Regierungsantritt einen Ukas, vermöge dessen man allen Kaukasiern, die gesonnen wären die christliche Religion anzunehmen, mancherlei Vortheile und unter andern Geld zukommen ließ. Die sanguinischen Erwartungen bestätigten sich aber nur im Anfange, denn bald sah man ein, daß nicht die Religion selbst die Kaukasier zur Veränderung ihres Glaubens bewogen hatte und daß sie als Christen zum großen Theil eben so unsichere Unterthanen waren. Man fand auch, daß einzelne verschmitzte Kaukasier zwei- und mehrmal sich taufen ließen, um die ihnen ausgesetzte Belohnung zu erhalten. Aus dieser Ursache wurden die Bekehrungsversuche eingestellt. So oft man es später, ja selbst in der neuesten Zeit versucht hat, machte man stets dieselben Erfahrungen. Es kam außerdem noch der Nachtheil dazu, daß die Kaukasier, besonders die fanatischen Mohammedaner, nur mit Widerwillen die Bekehrung ihrer Landsleute betrachteten und die Ueberzeugung erhielten, daß sie mit ihrer Freiheit auch ihren Glauben ablegen müßten. Der Haß gegen Rußland erhielt dadurch reichliche Nahrung. Zu spät hat man nun jetzt die entgegengesetzte Weise eingeschlagen und schützt jeden Andersgläubigen, besonders den Mohammedaner, in seinem Glauben nicht nur, sondern erbaut sogar Moscheen, schmeichelt den Priestern und besoldet angesehene Leute, die ihren Landsleuten begreiflich machen sollen, daß die russische Regierung es mit ihnen gut meine und gar keinen Eingriff in ihre kirchlichen Angelegenheiten thun würde. Auch dadurch hat Rußland sich nicht so sehr genützt, als es wohl geglaubt hat. Man hält die Besoldungen für Bestechung oder, wenn angesehene Bergfürsten sie erhielten, für Schwäche, und hegt im erstern Falle kein Zutrauen gegen solche Leute oder sieht im letztern Falle mit Hochmuth auf den Kaiser herab, der gezwungen wäre von kleinen Fürsten den Frieden mit Geld zu erkaufen. Trotz aller großen Opfer ist die Anzahl der getauften Kaukasier

nur gering, und da ihr Aufenthalt jenseits der Linie ihnen durch ihre ungetauften Brüder verbittert wurde, waren sie meist gezwungen, ihr Vaterland aufzugeben, um jenseits der Malka und des Terek im jetzigen mosdok'schen Kreise sich niederzulassen. Es entstanden auf diese Weise eine Menge kleiner Dörfer, deren Bewohner nun zum Theil zu Kosaken gemacht worden sind.

Die Strecke zwischen der pauloffskischen Stanitza und Mosdok war nur durch die eine Stanitze Jekaterinograd vertheidigt, und wenn auch unbedeutende Verschanzungen längs des nördlichen Ufers der Malka, wie auch auf dem ganzen Verlaufe des Terek, vorhanden sind, so waren diese doch nicht hinreichend das Land vor den Einfällen der Bergvölker zu schützen. Es wurden deßhalb die Stanitzen Lukoffsk, NeuOssetinsk, Tschernojarsk und Gorsk mit Kaukasiern bevölkert, und die ebenfalls an der Malka gelegenen von Russen bewohnten Dörfer Paulodolsk, Priblüschnoi, Prochladnoi und Soldatsk, so wie die beiden an der Kura gelegenen Gosudarstwennoi und Kursk in Stanitzen verwandelt. Um die neu errichteten Stanitzen vollzählig zu machen, versetzte man wie schon gesagt noch 568 Familien aus dem Innern Rußlands hierher.

Die Bergkosaken besitzen jetzt westlich von Mosdok die besten Gegenden des mosdok'schen Kreises und beschäftigen sich eben so wie die andern mit Ackerbau, Viehzucht und Fischfang. Sie besitzen einen Flächenraum von beinahe 3000 Quadrat-Werften.

Die 11 Stanitzen werden bewohnt wie folgt:

1. Gorski	in	131	Hsrn. v.	189	männl. u.	323	weibl. Geschl.
2. Lukoffsk	in	113	—	288	— —	317	—	—
3. Paulodolsk	in	250	—	826	— —	873	—	—
4. Neu-Ossetinsk	in	84	—	293	— —	300	—	—
5. Tschernojarsk	in	88	—	306	— —	305	—	—
6. Jekaterinograd	in	298	—	810	— —	816	—	—
7. Priblüschnoi	in	119	—	300	— —	263	—	—
8. Prochladnoi	in	160	—	505	— —	566	—	—
9. Soldatsk	in	193	—	695	— —	557	—	—
10. Gosudarstwennoi		384	—	1075	— —	1023	—	—
11. Kursk	in	59	—	137	— —	145	—	—
		1879	—	5424	— —	5542	—	—

Das Regiment der Bergkosaken besteht aus 1071 Mann (darunter 1 Stabsofficier 35 Officiere, 77 Urjadniks) in voller

Activität; 388 Mann (darunter 7 Officiere und 13 Urjadniks) werden nur zum innern Dienſt verwandt und 1325 (und unter ihnen 418 über 60 Jahre) ſind ganz außer Dienſt. Von den unmündigen ſind 2267 unter 16, und 391 über 16 Jahren. Die Urſache der geringen Menge der voll=activen Koſaken gegen die übrigen liegt darin, daß das Regiment noch nicht ganz eingerichtet iſt und 60 Familien erſt angefangen haben ihre Häuſer zu bauen, 77 hingegen noch häuſerlos ſind. Ihre innere Einrichtung braucht demnach ſehr viel Leute.

5. Das wolgaiſche Regiment oder das Regiment der Wolga=Koſaken hat ebenfalls in der neueſten Zeit eine totale Veränderung erlitten, da Jekaterinograd, früher dazu gehörig, jetzt Hauptſtanitza der Bergkoſaken iſt, Pauloffsk, Marieffsk und die alexandroff'ſche Stanitza ganz eingezogen ſind und nur noch Georgieffsk übrig geblieben iſt. Dafür ſind aber nicht weniger als 12 neue Stanitzen erbaut worden, und die ſonſt ſo wenig geſchützte und nur durch unbedeutende Redouten vertheidigte Gegend der kaukaſiſchen Bäder zwiſchen der Malka und der Kuma gehört jetzt zu den Theilen der ciskaukaſiſchen Provinz, welche die Bergvölker am wenigſten zu durchbrechen im Stande ſind. Der Ueberfall von Kislowodsk im Jahr 1836 wird wohl der letzte geweſen ſeyn, der in dem Pjatigorskiſchen Kreiſe geſchehen iſt. Um den neu errichteten Stanitzen die gehörige Stärke zu geben, wurden nicht allein mehrere in dem Bereich liegende Dörfer geradezu in ſolche umgewandelt, ſondern man verwandte ebenfalls Kaukaſier, welche die chriſtliche Religion angenommen hatten, und Armenier dazu und verſetzte aus dem Innern Rußlands nicht weniger als 380 Familien (beſtehend aus 1040 männlichen und 899 weiblichen Geſchlechts) hierher. Die verſchiedenartigen Elemente, aus denen ebenfalls dieſes Regiment zuſammengeſetzt iſt, ſind auch die Urſache, daß ſeine Koſaken ſich eben ſo wenig zuſammengefunden haben, wie die des gorskiſchen Regiments. Ihr Hauptnahrungszweig iſt der Ackerbau und die Viehzucht, und beſonders die letztere verſpricht bei dem günſtigen Terrain, das von den Fuchs= und Fünfbergen durchzogen wird, mit der Zeit ausgezeichnet zu werden. Der Fiſchfang kann, der unbedeutenden Flüſſe halber, nur gering ſeyn, aber der Weinbau fängt an zu gedeihen und hat ſchon reiche Ausbeute gegeben.

Die Einwohnerzahl betrug während meiner zweiten Anwesenheit in Ciskaukaſien wie folgt:

1. Probjeſchnoi	m. 462	männl. u.	463	wbl. G. in	198	Hſrn.
2. Neßlobnoi	— 525	—	503	—	— 149	—
3. Georgieffsk	— 270	—	241	—	— 80	—
4. Nieder-Podgornoi	— 462	—	451	—	— 126	—
5. Ober-Podgornoi	— 634	—	615	—	— 208	—
6. Alexandriisk	— 1177	—	1163	—	— 329	—
7. Babukoffsk	— 886	—	541	—	— 192	—
8. Gorjatſchewodsk	— 465	—	504	—	— 201	—
9. Jeſentuksk	— 713	—	697	—	— 270	—
10. Kislowodsk	— 238	—	246	—	— 95	—
11. Borguſomtsk	— 100	—	102	—	— 36	—
12. Bjelometſchetsk	— 554	—	557	—	— 196	—
13. Luſogorsk-Armensk	— 525	—	503	—	— 149	—
	6513	—	6111	—	—2092	—

Dazu kommen noch die Leibeigenen der Stanitzen Babukoffsk und Luſo-Armensk, 380 Seelen männlichen und 295 weiblichen Geſchlechts in 92| Häuſern. Von dieſen 6893 Bewohnern männlichen Geſchlechtes befanden ſich 1252 (darunter 1 Stabsofficier, 21 Officiere, 65 Urjadniks) in vollem, 476 (darunter 1 Stabsofficier 5 Officiere und 27 Urjadniks) im innern Dienſt und 1583 dienſtfähige verrichten die häuslichen Geſchäfte, zumal 66 Familien noch gar keine Häuſer haben und 25 ſelbige zu bauen angefangen hatten. 301 Koſaken ſind über 60 Jahre alt, 2761 hingegen befinden ſich unter dem 16ten und 520 zwiſchen dem 16ten und 20ſten Jahre.

6. Das choper'ſche Regiment bildet bei Suboff das erſte der linken Flanke und hat im Jahre 1836 und 37 ebenfalls eine totale Veränderung erlitten. Sewernoi iſt die einzige Stanitze, welche dieſem Regiment bei der neuen Einrichtung geblieben. Früher nahm es nördlich von genannter Stanitze bis nach Donsk die Umgegenden der großen ruſſiſch-kaukaſiſchen Heerſtraße ein und beſtand außer Sewernoi und Donsk noch aus der ſtauropol'ſchen und moskauiſchen Stanitze, jetzt hingegen hat es die Gegenden am obern Kuban und das zwiſchen Malka und Kuban ſich nach Ciskaukaſien vorſchiebende Gebirge, das nördlich vorzugsweiſe den Namen Schwarzwald führt, zu

vertheidigen und erſtreckt ſich öſtlich bis auf die öſtlichen Abhänge des runden und des Räuberwaldes. Zu ſeiner jetzigen Geſtaltung zog man aus Donsk, Moskoffsk und Stauropol, ſo wie aus der früher zum wolgaiſchen Regimente gehörigen alexandroffskiſchen Stanitze die dort wohnenden Koſaken-Familien, machte die Bewohner von Sabljah, Sergieffsk, Kalinoffsk und Gruſcheffka zu Koſaken, und ihre Dörfer zu gleicher Zeit zu Stanitzen, verwandte die früher zum kuban'ſchen Regimente gehörigen Koſaken der Stanitza Woroffskoleßn, und, um das rechte Ufer des Kuban, an dem, wie wir früher geſehen haben, eine Menge Redouten aufgeführt waren, ebenfalls mit Stanitzen zu verſehen, wurden 506 Familien aus dem Innern Rußlands in den Bereich des choper'ſchen Regimentes verſetzt. Auf dieſe Weiſe hat nun dieſes die Stärke erhalten, welche es jetzt beſitzt und vermag jeden feindlichen Verſuch, den Kuban zu überſchreiten oder die Schluchten des Schwarzwaldes durchzuſchleichen, zu vereiteln.

Auch dieſem Regiment fehlt noch das gemeinſchaftliche Intereſſe, was nur mit der Zeit durch die gemeinſamen Gefahren und Angelegenheiten hervorgehoben werden kann. Ihr Terrain iſt beſonders wegen der kräuterreichen Höhen des Schwarz-, Räuber- und runden Waldes zur Viehzucht und zum Theil wegen der waſſerreichen Niederungen zum Getreidebau geeignet. Wahrſcheinlich werden die 165 Familien, welche in der Zeit, wo ich dieſe Gegenden zum zweiten Male beſuchte, noch häuſerlos waren, nun ihre Wohnungen ſich vollendet haben und nach und nach zu dem Wohlſtand gelangen, den die günſtigen Verhältniſſe ihnen darbieten.

Es bewohnte im Jahr 1837 das choper'ſche Regiment 11 Stanitzen und hatte zu derſelben Zeit folgende Einwohnerzahl:

1. Sabljah	mit 175	Hſrn.	716	B. männl. u.	653	wbl.	S.
2. Krugloleßn	— 303	—	1119	—	—	1154	—	—
3. Sewjernoi	— 88	—	508	—	—	460	—	—
4. Kalinoffka *)	— 330	—	1150	—	—	1080	—	—

*) Nicht zu verwechſeln mit der Stanitza gleichen Namens des greben'ſchen Regimentes.

Uebertrag:	mit	896	Hfrn.	3493	B. männl.	u.	3347	wbl. S.
5. Gruſcheffka	—	223	—	820	—	—	788	— —
6. Sergieffsk	—	170	—	757	—	—	668	— —
7. Newinnomüsk	—	250	—	919	—	—	852	— —
8. Bjelometſchetsk*)	—	208	—	991	—	—	915	— —
9. Batalpaſchinsk	—	361	—	1287	—	—	1264	— —
10. Bekitſcheffsk	—	275	—	1102	—	—	1024	— —
11. Suworoffsk	—	340	—	1233	—	—	1181	— —
	—2723		—10602		—	—	10039	— —

Von den 10,602 Bewohnern männlichen Geſchlechtes waren zu der ſchon oft genannten Zeit nur 1704 Mann (darunter 4 Stabsofficiere, 27 Officiere und 91 Urjadniks) in voller Activität, 1029 (darunter 11 Officiere und 40 Urjadniks) verſorgten den innern Dienſt und die übrigen, und zwar 646 wegen zu hohen (da ſie das 60ſte Jahr überſchritten hatten), 5166 wegen des minorennen Alters (unter ihnen hatten 990 das 16te Jahr erreicht) und 2057 beſorgten die häuslichen Geſchäfte, zumal ein großer Theil, wie ſchon oben geſagt worden iſt, noch mit der innern Einrichtung ihrer häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt war und zum Theil ſelbſt den Bau ihrer Häuſer noch nicht begonnen hatte.

7. Das ſtauropolſche Regiment iſt ebenfalls in dem letzten Jahrzehent errichtet worden und beſteht aus geringen Theilen des choper'ſchen und kuban'ſchen Regimentes, aus getauften Nogaiern und Abaſſen, aus 57 hierher verſetzten ruſſiſchen Familien und aus den Bewohnern der in dem Terrain des Regimentes liegenden Dörfer. Sein Hauptzweck iſt die Hauptſtadt des Kreiſes gegen etwaige Einfälle der Bergvölker und der zwar friedlichen aber ſtets unruhigen Nogaier und Kalmüken zu ſichern. Ein Theil (ſ. oben in dem vorigen Capitel) umgibt deßhalb Stauropol in einem Kranz und hat beſondere Verpflichtungen gegen ſie zu verrichten. Die übrigen Stanitzen dienen zur Vertheidigung der großen Straße von dem Bereich des vorigen Regimentes bis Stauropol und beſchützen die nordöſtlichen Abhänge

*) Nicht zu verwechſeln mit der Stanitze gleichen Namens der Wolga-Koſaken.

des Schwarzwaldes, ſo wie dieſen ſelbſt in ſeinem nordweſtlichen Verlaufe von Newinnomüsk des vorigen Regimentes längs des Kuban, bis dieſer zum erſtenmale eine rein weſtliche Richtung annimmt, und dann weiter die Höhen desſelben Gebirges, wo der Jegorlük entſpringt, bis zu deſſen rein nördlichen Abhängen. Da die ſtauropol'ſchen Koſaken nur zum geringen Theil aus Fremdlingen beſtehen und meiſt noch ſeit dem vorigen Jahrhunderte dieſelben Gegenden bewohnen, ſo iſt der Wohlſtand bedeutend, Viehzucht und Akerbau ſind die Hauptbeſchäftigungen. Wie die Koſaken längs des Terek, lieben auch dieſe die Jagd und finden in den zum Theil bewachſenen Höhen des Schwarzwaldes hinlänglich Stoff ihrer Liebhaberei zu genügen. Fiſche gibt es bei ihnen nur wenige, und ſelbſt der Fiſchfang am Kuban iſt unbedeutend.

Der Beſtand der Stanitzen und ſeiner Häuſer und Bewohner war im Herbſt 1837 folgender:

1. Beſchpagir *)	mit	234	Häuſern	862	Bew.	männl.	822	wbl.	G.
2. Nadeſchda	—	520	—	1849	—	—	1968	—	
3. Spizeffsk	—	90	—	318	—	—	271	—	
4. Alt-Marieffsk	—	264	—	871	—	—	844	—	
5. Michailoffsk	—	627	—	2256	—	—	2368	—	
6. Poſcheſtwensk	—	334	—	1414	—	—	1406	—	
7. Kamennobrodsk	—	374	—	1271	—	—	1250	—	
8. Neu-Marieffsk	—	403	—	1203	—	—	1223	—	
9. Sengilejeffsk	—	237	—	805	—	—	722	—	
10. Tatarka	—	204	—	695	—	—	667	—	
11. Nikolajeffsk	—	230	—	930	—	—	913	—	
12. Temnoleßn	—	224	—	758	—	—	759	—	
13. Borſukloffsk	—	233	—	734	—	—	747	—	
	—3974		—	13966	—	—	13960	—	

Im Herbſt 1837 waren von den 13966 Koſaken männlichen Geſchlechtes 1951 (darunter 26 Officiere und 77 Urjadniks) im vollen Dienſt, 1240 (darunter 7 Officiere und 10 Urjadniks) verrichteten nur den innern Dienſt und die übrigen waren zum Theil wegen des hohen (1019) oder minorennen Alters (6891,

*) Auch Pokroffsk genannt.

darunter 1172 über 16 Jahre alt) dienſtunfähig, zum Theil hatten ſie die häuslichen Geſchäfte (3075) zu beſorgen.

III. Die Regimenter der erſten Abtheilung oder der rechten Flanke.

8. Das kuban'ſche Regiment wird zum großen Theil noch durch ſeine früheren Beſtandtheile zuſammengeſetzt und nur zwei Stanitzen ſind, die eine Woroffskoleßn, zum choper'ſchen, die andre, Temnoleßn, zum ſtauropol'ſchen Regimente verſetzt worden. Dafür hat man aber ſechs neue Stanitzen errichtet. Den kubanſchen Koſaken gehört der Winkel, welcher von dem Kuban dadurch, daß er zuerſt ſeinen nördlichen Lauf in einen weſtlichen und dann wiederum in einen nördlichen verwandelt, gebildet wird, und ihr Bereich erſtreckt ſich ſelbſt da noch, wo der Kuban nun endlich wiederum in weſtlicher Richtung dem Meere zuläuft, weiter nördlich tief in den ſtauropol'ſchen Kreis hinein. Ihr Hauptaugenmerk geht nun dahin, die Verbindungen der jenſeits des Kuban nomadiſirenden Nogaier mit ihren Brüdern dieſſeits zu verhindern und jeglicher Art von Einfällen ſich zu widerſetzen. Die Koſaken der Stanitzen, welche unmittelbar am Kuban wohnen, haben ſich ſchon lange an das eigenthümliche Leben gewöhnt und ſehen allen ihnen drohenden Gefahren ruhig entgegen; die übrigen hingegen, durch 68 neue Familien, die aus dem Innern Rußlands hierher verſetzt wurden, verſtärkt, gewöhnen ſich nur ſchwierig an ihre neue Lebensweiſe, zumal die öden Steppen des Nordens und die dort herrſchenden Krankheiten nicht geeignet ſind, ihnen ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt der Ackerbau und (weniger aber) die Viehzucht. Die ältern Stanitzen ſind reich und begütert, da der Boden ihnen fortdauernd eine vielfältige Ernte liefert. Die beſtändigen Kämpfe mit den Bergvölkern und beſonders mit den Tſcherkeſſen haben den Bewohnern der letztern eine ſolche Tapferkeit und einen ſolchen Muth verliehen, daß ihnen hierin kaum die greben'ſchen Koſaken gleichen.

Die Häuſer- und Einwohnerzahl der 10 dazu gehörigen Stanitzen betrug im Jahre 1837 wie folgt:

1. Ubeschnoi	m. 222 Hfrn.	806 Einw.	männl.	781 w. G.
2. Protschnoiokop	—415 —	1487 —	—	1583 —
3. Grigoriopolsk	—420 —	1459 —	—	1470 —
4. Neu-Troizk	—623 —	2099 —	—	2126 —
5. Temischbegsk	—412 —	1291 —	—	1405 —
6. Neu-Lokinsk	— 51 —	225 —	—	182 —
7. Neu-Alexandroffsk	—315 —	883 —	—	829 —
8. Uspensk	—527 —	1800 —	—	1706 —
9. Staschewatsk	—470 —	1539 —	—	1529 —
10. Kaukask	—295 —	798 —	—	807 —
	—3750 —	12387 —	—	12418 —

Von den 12387 männlichen Geschlechtes waren in dem oben genannten Jahre 2078 (darunter 2 Staabsofficiere, 36 Officiere und 76 Urjadniks) für den vollen und 930 (darunter 1 Stabs-Officier, 7 Officiere und 30 Urjadniks) nur für den innern Dienst. Die übrigen waren theils minorenn (und zwar 4682 unter und 1240 über dem 16ten Jahre), theils bejahrt (1305) und theils (1245) mußten sie endlich den häuslichen Geschäften vorstehen.

9. Das kaukasische Regiment hat bedeutenden Zuwachs in der neuesten Zeit erhalten, da nicht allein die schon bestehenden fünf Stanitzen fast um ein Drittel vergrößert worden sind, sondern fünf neue Stanitzen beschirmen auch die nordwestlichen Gränzen des stauropol'schen Kreises. Es hat seinen Sitz zum Theil unmittelbar an dem Kuban von der Stelle an, wo er zum zweitenmal seinen nördlichen Lauf in einen westlichen umändert, um dann in gleicher Richtung dem schwarzen Meere zuzufließen, und gränzt unmittelbar an die tschernomor'schen Kosaken, die unabhängig von den Linien-Kosaken unter einem eigenen Ataman stehen. Die ältern Kosaken dieses Regimentes zeichnen sich durch ihre Tapferkeit aus und schlagen sich beständig mit den Transkubanern (Sakubanzen russ.) herum. Eben so häufig als diese Einfälle bei ihnen machen, rauben und plündern sie auf feindlichem Gebiete. Wenn sie daher in dieser Hinsicht unmittelbar den greben'schen Kosaken an die Seite gestellt werden können, so haben sie vor diesen einen bedeutenden Vorzug dadurch, daß sie nicht dem Müßiggang huldigen und Ackerbau und Viehzucht bei ihnen in blühendem Zustande sich befinden. Was die neuen Ankömmlinge, die nicht weniger als 496 Familien ausmachten, anbelangt,

ſo werden die vom Don hierher verſetzten eher an dieſe eigenthümliche Lebensart ſich gewöhnen, als es mit den übrigen Kleinruſſiſchen der Fall iſt.

Die Häuſer- und Einwohnerzahl betrug im Jahr 1837 wie folgt:

1. Kaſansk	mit 1455 E. männl.	1548 wbl. G. in	481 Hſrn.
2. Tiflisk	— 1202 —	1244 —	— 306 —
3. Ladoffsk	— 1693 —	1562 —	— 490 —
4. Uſtlabinsk	— 1036 —	1119 —	— 390 —
5. Woroneſchsk	— 922 —	753 —	— 349 —
6. Neu-Maloroſſiisk	— 892 —	779 —	— 307 —
7. Neu-Donezsk	— 571 —	552 —	— 179 —
8. Archangelsk	— 1436 —	1384 —	— 452 —
9. Iljinsk	— 1891 —	1876 —	— 470 —
10. Dmitrieffsk	— 1003 —	1141 —	— 366 —
	—12103 —	11958 —	—3790 —

Zu derſelben Zeit waren von dem männlichen Perſonal 2118 Mann (und unter ihnen 2 Stabsofficiere, 36 Officiere und 71 Urjadniks) in voller Activität und 952 (unter ihnen 9 Officiere und 17 Urjadniks) hingegen nur für den innern Dienſt. Von den übrigen Koſaken beſorgen 2340 die häuslichen Geſchäfte, 566 befinden ſich über 60 Jahre und 6127 (unter ihnen 1672 über 16 Jahre alt) waren minorenn. Trotz dem zu jener Zeit 155 Familien noch gar keine Häuſer und 70 dieſe erſt zu bauen angefangen hatten, iſt doch die Anzahl der voll-activen nur wenig geringer als die der übrigen, und wenn man die halb activen dazu rechnet, ſogar ſtärker. Man hielt es aber für nothwendig, da das hierher gehörige Terrain derjenige Theil der Linie iſt, wo die Transkubaner am häufigſten durchbrechen.

Durch dieſe 9 Regimenter iſt die ganze ſüdliche Gränze Eis-kaukaſiens gegen die Einfälle ſämmtlicher Kaukaſier hinlänglich geſchützt, und ohne zu fürchten plötzlich aufgegriffen und in die Berge geführt zu werden, kann man die ganze ſüdliche Gränze allein durchwandern. Der letzte Ueberfall von Bedeutung geſchah noch im Spätſommer 1836, wo Abadſechen unter ihrem Anführer Ali Charzis beabſichtigten, die Stanitza Batalpaſchinsk zu überrumpeln, und da ihnen dieſes fehlſchlug, in Kislowodsk einige Leute entführten. Dieß gab nun noch die Veranlaſſung, daß

eine beſondere Commiſſion niedergeſetzt wurde, um alle ſchwachen Stellen der Linie zu unterſuchen, und wo man ſie nicht hinlänglich geſichert fand, wurden durch Erbauung von Staniţen oder Verſtärkung derſelben dafür Sorge getragen. Auf dieſe Weiſe iſt die Stärke der Linien-Regimenter zu einer ſolchen Höhe gediehen, wie wir ſie jetzt ſehen. Ueber 13,000 Mann ſtehen jeden Augenblick bereit, den unerwartetſten Anfall von Seiten der Bergvölker abzuwehren und beobachten auf ihrer über 500 Werſt langen Linie alle Schritte der Feinde. Als Suboff in jenen Gegenden ſich befand, betrug das ganze männliche Perſonal kaum 22,000 Mann, und wenn, wie jetzt, etwas über den ſechsten Theil beſtändig in Activität war, ſo beſtand (vor nicht 10 Jahren) die mobile Colonne der Koſaken nur wenig über 3000 Mann. Daß bei der großen Ausdehnung der ſüdlichen Gränze Ciskaukaſien noch nicht ſo geſichert ſeyn konnte, ſieht man aus der Vergleichung des frühern und jetzigen Beſtandes. Dieſe 13000 Mann werden nun noch durch 6300 Mann Reſerve verſtärkt, und ſollte es nothwendig werden, ſo verläßt auch die andere Hälfte (12,649) den häuslichen Herd, und vertauſcht den Ackerpflug mit der Büchſe, die Senſe mit dem Säbel. Ja, die faſt 7000 Mann ſtarke ſogenannte zweite Jugend mit einem Alter von 16 — 20 Jahren vermag in die Reihen der Kämpfer zu treten und binnen 24 Stunden erſteht dadurch eine Macht von 38,000 Mann, die dem ſtärkſten Feinde der Berge trotzen kann.

Die Anſtrengungen Rußlands, den Kaukaſus, koſte es was es wolle, ſich zu unterwerfen, ſind großartig, und mag man von dort aus jetzt das Gerücht ausſtreuen, als habe es alle Eroberungsplane aufgegeben, ſo iſt es doch gegründet, daß es gerade zu keiner Zeit ſo ſehr nach dem Beſitze des großen Gebirges geſtrebt hat, als gerade jetzt, wo die drei aſiatiſchen Reiche China, Perſien und die Türkei ihrem Verfalle mit ſchnellen Schritten entgegengehen, wo England, Rußlands ſchlaue Politik in Aſien erkennend, durch Waffenſiege ſeinen Einfluß in dem reichſten Erdtheil geltend machen will und geltend gemacht hat. Scheinbar ſieht Rußland dem Vorwärtsrücken der Britten ruhig entgegen, und alle Eroberungen, ſo glänzend ſie auch ausgefallen, ſind dem Selbſtherrſcher aller Reußen nicht das, was ſie uns ſcheinen. Seine Emiſſäre, größtentheils Armener, durchziehen ganz Aſien, die Macht Rußlands als unüberwindlich ſchildernd und bringen

ſein Anſehen auf eine Stufe, auf die es Gewalt nicht gehoben hätte. Fortwährend handeln Ruſſen oder ruſſiſche Unterthanen mit den Bewohnern des innerſten Aſiens, und dieſe fühlen ſich mehr zu jenen gezogen, als zu den ſelbſtſüchtigen Kaufleuten Englands, die immer ihre Uebermacht zu erkennen geben. Je glücklicher England in Aſien kämpft, um ſo mehr verringert ſich ſein Einfluß, und ſeine Herrſchaft wird in Aſien um ſo wankender, je mehr es erobert. Mit der Eroberung Cabuls, Kandahars und Kantons nennen ſich die Engländer Herren jener Städte und wagen doch nicht ohne große Begleitung die Thore zu verlaſſen; und ſollten Herat, Lahore und Peking noch in ihre Hände fallen, dann gehören von neuem große Streitkräfte dazu, um dieſe zu behaupten. Immer neue Kämpfe werden ſich erheben und alle Hülfsmittel nimmt England zuſammen, um der ſtolzen Eroberung ſich zu erfreuen, bis alle Caſſen erſchöpft, dieſe ſchneller verloren gehen, als ſie gewonnen.

Nicht ſo macht es Rußland. Was es beſitzt, befeſtigt und beruhigt es. Die Sitten und Gebräuche der Völker, die es unterworfen, ehrt es und ſchützt ſie in ſeinen Grundpfeilern. Es verſucht nicht umſonſt ſie mit ſich zu aſſimiliren, und, ihnen gleiche Rechte mit den ächten Ruſſen gebend, werden ſie ohne es zu wollen Ruſſen. In Perſien, der Türkei, Chiwa und Buchara iſt trotz des unglücklichen Feldzuges gegen Chiwa ſein Einfluß ſo hoch geſtiegen, wie er nie geſtanden, und Chiwa iſt ihm nicht die Verlegenheit geworden, als wenn es erobert worden wäre. Und doch hat es ſeinen Zweck erreicht. Der Chan von Chiwa ſucht ruſſiſche Freundſchaft. Er hat ſie gefunden und, ſeine Unabhängigkeit ungefährdet glaubend, beherrſcht ihn Rußlands Einfluß mächtiger als je. Dieſes hat nun nicht nothwendig, mit Koſten große Truppenmaſſen dahin zu ſenden, um die Stadt zu behaupten, die beſtändig von den geflohenen Chiwaern zum Ziel ihrer Raubſucht geſetzt ſeyn würde. Sein Handel iſt frei, und das alte Turan, das alle Jahre Hunderte tapferer Abenteurer ausſchickte, die Aſien und ſelbſt Europa zittern machten und zum Theil eine Zeit lang beherrſchten, beugt ſich jetzt dem Willen des weißen Zares, deſſen Schaaren an den Gränzen gewappnet ſtehen, um den günſtigen Augenblick zu erfaſſen.

Die überhandnehmende Unmacht der Türkei und Perſiens macht

es jetzt nothwendiger als je, ſeine Macht zu entfalten. Bedeutende Truppen ſtehen ſchon in den transkaukaſiſchen Provinzen und können in wenigen Tagen von Nikolajeff und dem Ausfluß des Bug oder von Sebaſtopol aus an der kleinaſiatiſchen Küſte landen. Da ſetzt ſich nun der Verbindung mit Transkaukaſien das tapfere Häuflein der Kaukaſier entgegen und droht dieſes von dem eigentlichen Rußland abzuſchneiden. Bis zum Anfang des vorigen Jahrzehnts hatte der Selbſtherrſcher keine Zeit, ſeine Aufmerkſamkeit auf das entfernte Gebirge zu richten, wahrſcheinlich iſt es auch, daß die damalige Zeit die richtige Auffaſſung des Kaukaſus noch nicht erlaubte. Erſt mit der Zeit als perſiſche Schaaren in Gruſien plündernd einfielen und mit blutigen Köpfen bis in ihr eigenes Land zurückgedrängt den Frieden durch Abtretung einiger reichen Provinzen erkaufen mußten, ſtieg die Wichtigkeit des unfruchtbaren Gebirges, und als auch die Türkei in Europa und Aſien vor Rußlands Siegen ſich beugen mußte, geſchah der erſte Schritt zur Unterwerfung des Kaukaſus. Paskewitſch wurde aber bald vom Schauplatz ſeiner Thaten abgerufen, um in Polen der Revolution ein Ende zu machen. Kaum war aber dieſes geſchehen, ſo war das erſte was Nicolaus that, die Linie zu verſtärken. Im Jahre 1834 wurde die Defenſive verlaſſen und die Offenſive ergriffen. Die erſten Expeditionen von dem tapfern Welljaminoff geleitet koſteten viele Opfer, und doch wurden die Opfer mit jedem Jahre größer. Im Weſten und Oſten wurde zu gleicher Zeit gekämpft und nichts verſäumt, um den Zweck zu erreichen. Und was die ſelten fehlende Büchſe der unbeugſamen Kaukaſier verſchonte, fiel unter den herrſchenden Seuchen und unter den Anſtrengungen des Kampfes. Mit jedem Jahre ziehen neue Schaaren aus, um die großen Lücken zu füllen.

Die Stärke der Linienkoſaken habe ich ſchon oben angegeben; wenn ſie ſchon bedeutend genannt werden muß, ſo wird ſie doch von den nicht ſtationären Truppen übertroffen. Im Herbſte des Jahres 1837 befand ſich in Ciskaukaſien, auf der Linie und an den nördlichen Abhängen des Kaukaſus eine Diviſion Linientruppen, beſtehend aus 4 Regimentern, 10 Linienbataillonen und 1 Bataillon Sapeurs. Dazu kommen nun noch die alten Saporoger oder jetzigen tſchernomor'ſchen Koſaken (d. i. Koſaken des ſchwarzen Meeres) und die bei ihnen ſtehenden 10 Linien-

bataillone. Außerdem befinden ſich die beiden Regimenter kleinruſſiſcher Koſaken ſeit 1833 in dieſen Gegenden und 4 Regimenter don'ſcher Koſaken haben beſtändig in Ciskaukaſien ihren Aufenthalt. Dazu kommt nun noch die bewegliche Artillerie, beſtehend aus einer Feld- und Bergbrigade für die regulären Truppen, 3 Batterien für die Linien- und 2 Batterien für die tſchernomor'ſchen Koſaken. Stellen wir noch einmal den Befund ſämmtlicher Truppencontingente zuſammen, ſo erhalten wir folgende Zahlen:

I. Reguläre Truppen 41,000 Mann:

1. Eine Diviſion Linientruppen . . .	20,000	Mann.
2. Zehn Linienbataillone in Ciskaukaſien	10,000	—
3. Zehn Linienbataillone in Tſchernomorien und längs der Küſte am ſchwarzen Meere in Tſcherkeſſien	10,000	—
4. Ein Bataillon Sapeurs	1,000	—
	41,000	Mann.

II. Irreguläre Truppen 27,567 Mann:

1. Zwei Regimenter kleinruſſiſcher Koſaken	1,200	—
2. Vier Regimenter don'ſcher Koſaken .	3,200	—
3. Neun Regimenter Linienkoſaken . .	13,167	—
4. Sieben Regimenter tſchernomor'ſcher Koſaken *)	10,000	—
Summe aller Truppen:	68,567	Mann.
Dazu kommen nun noch an Artilleriſten .	1,600	—

und dieſe beſitzen an Kanonen, zu denen aber noch nicht die der einzelnen Feſtungen gezählt ſind, welche man im Nothfall ebenfalls gebraucht, folgende Zahl:

1. Drei Batterien (Feldbrigade)	36	Stück
2. Dreipfündige der Bergartillerie gehörige Kanonen	24	—
3. Schlüſſelbüchſen	26	—
4. Drei Batterien der Linienkoſaken	36	—
5. Zwei Batterien der tſchernomor'ſchen Koſaken	24	—
Summe der Kanonen und Schlüſſelbüchſen:	146	Stück.

*) Die Stärke der tſchernomor'ſchen Koſaken beruht nicht auf genauen Angaben und kann daher in der That etwas ſtärker oder ſchwächer ſeyn. Auf keinen Fall iſt aber der Irrthum, wenn er vorhanden ſeyn ſollte, bedeutend.

Die Diviſion (die 22ſte) beſteht wie ſchon geſagt aus 4 Regimentern zu 5000 Mann, und von dieſen iſt ein jedes in 5 Bataillone zu 1000 Mann getheilt. Das 5te Bataillon bildet die Reſerve, und beſteht wie die übrigen vier aus 4 Compagnien zu 250 Mann. Die 4te wird aus verheiratheten Soldaten gebildet. Aus dieſem erſieht man, daß von den 20,000 Mann nur 12,000 in voller Activität ſind, da die Reſerve mit den vier dazu gehörigen verheiratheten Compagnien 4000 und die übrigen 16 verheiratheten Compagnien ebenfalls 4000 Mann betragen, und nur im Nothfall gebraucht werden. Auch ſind nicht immer alle Compagnien vollzählig, ſelbſt in dem Fall, wo ſie als ſolche auf dem Papier aufgeführt werden. Trotzdem beträgt aber die Stärke der ſtets disponibeln Truppen des nördlichen Kaukaſus immer noch 60,000 Mann.

Die Koſaken-Regimenter ſind bedeutend ſchwächer als die des Linienmilitärs. Bei den Linien- und tſchernomor'ſchen Koſaken hängt es von der jedesmaligen Bevölkerung ab, jedoch iſt die bei den einzelnen Regimentern angegebene im Allgemeinen die Zahl, wie ſie ſich mit geringen Differenzen vorfindet. Die Regimenter der don'ſchen Koſaken waren früher ſchwächer, und beſtanden nur aus 500 Mann; jetzt hingegen ſind ſie auf 850 Mann erhöht. Von den beiden kleinruſſiſchen Regimentern hat ein jedes nur 600 Mann. Die verſchiedenen Koſaken-Regimenter ſtehen unter beſonderen Chefs, die oft nur den Rang eines Generalmajors haben und den Titel Ataman oder Hetman führen. Chef aller Koſaken des weiten ruſſiſchen Reiches iſt der Großfürſt-Thronfolger Alexander Nikolajewitſch.

So bedeutende Koſten auch die regulären Truppen verurſachen, ſo gering ſind die der Linien- und tſchernomor'ſchen Koſaken, und der Kaiſer erhält durch ſie ein faſt 24,000 Mann ſtarkes Heer, was ihm größere Vortheile als eine gleiche Anzahl Linientruppen bringt. Das Land, das ſie bebauen und das ſie ernährt, haben ſie von der Krone erhalten und vertheidigen dafür die ſüdliche Gränze gegen die Einfälle der Kaukaſier. Ihr Dienſt iſt die einzige Abgabe, die ſie dem Staat entrichten, und das was ſie ſich auf ihren Aeckern oder ſonſt auf eine Weiſe verdienen, gehört ihnen ohne den geringſten Abzug.

Außer der vollkommenen Freiheit von allen Abgaben erhalten die gerade Dienstthuenden, wenn sie sich nur innerhalb eines Rajons von 100 Werst von ihren Stanitzen befinden und nicht außerhalb desselben verbraucht werden, noch eine unbedeutende Besoldung, bestehend in Geld, Fourage und Proviant. Diese ist aber in den einzelnen Regimentern verschieden, und wird nicht wie bei uns in viertel- sondern in dritteljährigen Raten (ff' Tret) ausgezahlt. Es ist dieß eine Sitte, die ganz Rußland angehört.

Von den Regimentern der ersten Abtheilung (Kolosa) erhalten dritteljährig (ff' Tret) die Officiere 16 Rubel 50 Kopeken und für 2 Reit- und 1 Zugpferd 3 Tschetwert*) Hafer und 45 Pud Heu an Geld nach dem jedesmaligen Preise desselben vergütet, die übrigen hingegen für sich 3 Rubel 96 Kopeken, für 1 Reit- und 1 Zugpferd hingegen 2 Tschetwert Hafer und 30 Pud Heu. An Proviant wird für die Person 2 Tschetwerik Mehl und ein Garnez Graupen gerechnet. Die Officiere der zweiten Abtheilung und des mosdok'schen Regimentes der dritten Abtheilung bekommen in dritteljährigen Terminen nur 5 Rubel 96 Kopeken und eben so viel Fourage und Proviant, wie die der ersten Abtheilung. Davon machen nur die Stanitzen eine Ausnahme, die früher zum kuban'schen Regimente gehörten, indem sie gerade noch wie früher besoldet werden. Das greben'sche Regiment der dritten Abtheilung hat ein jährliches Einkommen, und zwar der Jesaul 15 Rubel 84 Kopeken, der Sotnik 14 Rubel 85 Kopeken, der Chorunschij 12 Rubel 87 Kopeken und die übrigen 11 Rubel 88 Kopeken. Für jedes Pferd wird ebenfalls jährlich 6 Tschetwert Hafer ausgezahlt, an Proviant erhält der Jesaul 8, der Sotnik 9, der Chorunschij 7 und die übrigen jeder 6 Tschetwerik Mehl und außerdem 3 Tschetwerik Graupen. Das semein'sche Regiment, das ebenfalls zur dritten Abtheilung gehört, bezieht die größte Einnahme, denn der Jesaul erhält 45, der erste Sotnik und Chorunschij 40, der zweite Sotnik und Chorunschij 25, 2 Saurjad-Chorunschij 40, einer 35, und einer 30, 7 Urjadniks 20, vier 15, einer 14, vierzehn 12, ein Schreiber 17 und ein

*) Ein Tschetwert enthält etwas mehr als 3½ Berliner-Schäffel (3,5399) und besteht aus 8 Tschetwerik oder 64 Garnez.

anderer 15, die Gemeinen 12, 13 und 14 Rubel. Für Proviant und Fourage iſt ihnen eine Summe von 40 Rubeln ausgeſetzt. Dabei iſt noch zu bemerken, daß die Fourage nur für die Wintermonate vom 16 (oder 20) October bis 16 April ausgezahlt wird; die übrige Zeit müſſen die Pferde ihre Nahrung auf den Steppen ſich ſelbſt ſuchen.

Aus der Auseinanderſetzung der Beſoldungen ſieht man, daß mit nur ſehr geringen Koſten Rußland ſich ein Heer von über 13,000 Mann auf den Beinen verſchafft hat, und ſich dadurch die ſchwierigſten Gränzen ſichert. Das Land, das es an ſeine Linien-Koſaken abgetreten, beſaß in der Zeit wo dieß geſchehen, gar keinen oder nur einen ſehr geringen Werth und war eigentlich in Beſitz genommen, weil die frühern Herren desſelben es nicht behaupten konnten. Was würde dem Kaiſer die Bewachung dieſer ſchwierigen Gränzen koſten, wenn er gezwungen wäre, hier ein ebenſo ſtarkes Heer regulärer Truppen zu unterhalten? In Staaten, wie Deutſchland, England und Frankreich würde freilich ein Coloniſiren von Regimentern aus mehreren Urſachen unmöglich ſeyn, und was ein Vorzug in Rußland iſt, kann und wird es nie bei uns ſeyn.

Die Verfaſſung der Linien-Koſaken unterſcheidet ſich in nichts von der der don'ſchen, und iſt wie dort eine kriegeriſche, nur mit dem Unterſchiede, daß zu Neu-Tſcherkask eine eigene Kriegskanzlei unter dem Vorſitz des Ataman errichtet iſt, während hier der Civilgouverneur Ciskaukaſiens Präſident im Kriegs- und Criminalgericht iſt. Das Land iſt Eigenthum des Kreiſes in dem es liegt, und für jeden Kreis wird aus ihnen ein Beiſitzer gewählt, welcher bei allen Fällen zugegen iſt und gleichſam den Präſidenten und ſein Collegium controlirt.

Chef aller Linien-Koſaken iſt ein General unter dem Naman eines Ataman, und dieſer ernennt mit Beiſtimmung des ciskakauſiſchen Befehlshabers für jedes Regiment einen Chef, der nur den Rang eines Majors zu haben braucht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jede beſtimmte Ernennung von dem Kaiſer ſelbſt ausgeht, und der Ataman nur in Vorſchlag bringen kann.

Die meiſten Regimenter beſitzen ihren eigenen Stab, deſſen Officiere den Stab des Atamans, jetzt beſtehend aus 11 Officieren, ausmachen. Die Officiere führen noch die alten, bei den Ko-

saken üblichen Namen, und beſtehen demnach aus Jeſauls, Sotniks und Chorunſchijs während die Saurjad-Chorunſchij und Urjadniks die niedern Stellen ausfüllen. Die Jeſauls entſprechen am meiſten unſern Hauptleuten und ſpielten in den ältern Zeiten, wo die Koſaken noch unabhängig waren, eine wichtige Rolle. Sie waren die Chefs der einzelnen Stanitzen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Wort mit dem tatariſchen Aul, d. i. Dorf, zuſammenhängt. Später (bei den Mongolen) gebrauchte man das Wort überhaupt zur Bezeichnung wichtiger Vorſteher-Aemter, ſo zur Bezeichnung eines Anordners der Heere oder der Hoffeſtlichkeiten. Sotnik iſt ächt ruſſiſch, hängt mit Sotnja (ein Hundert) zuſammen, und bedeutet demnach zunächſt einen Befehlshaber von Hundert, alſo ein Hundertmann; auf gleiche Weiſe nennt ja auch die ältere ruſſiſche Geſchichte Tauſendmänner (Tüſjaſchtſchnik). Die Chorunſchij ſind die ächten Fahnenträger, da das Wort von chorug, die Fahne, abzuleiten iſt. In der ganzen ruſſiſchen Armee gehören die Fähndriche den Officieren an, und bilden die letzte Claſſe derſelben. Sie befehlen ebenfalls eine Abtheilung Soldaten, und haben demnach mit ihrer eigentlichen Beſchäftigung gar nichts mehr zu thun. Die Urjadniks und Saurjad-Chorunſchij bilden die höhern Stellen der gemeinen Koſaken.

Nach dem Alter theilen ſich die Koſaken in vier Abtheilungen: in die erſte und zweite Jugend, in Männer und Greiſe. Die erſte Jugend begreift alle Kinder männlichen Geſchlechts von der Geburt an bis zum 16ten Jahre und beſtand 1837 aus 28,641 Knaben; zur zweiten gehören alle Jünglinge von dem 18ten bis 20ſten Jahre. Zu derſelben Zeit betrug ihre Anzahl 6826. Die Männer bilden allein die Soldaten, und zu ihnen rechnet man alle Koſaken vom 20ſten bis 60ſten Jahre. Sie theilen ſich in die Neſtrojewen (12,649 Mann) und Strojewen (13,166 Mann) d. h. in die paſſiven und activen, von denen die letztern in beſtändigem Dienſt ſich befinden, während die erſtern der Beſorgung der häuslichen und landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen vorſtehen. Nur im äußerſten Nothfalle, wenn z. B. die Stanitze ſelbſt überfallen wird, ergreifen auch ſie die Waffen. Die Koſaken über 60 Jahre alt (4757 Mann) gehören dem Greiſenalter an und haben keinerlei Art von Verpflichtung auf ſich.

Es iſt ſehr ſchwierig über die Linien-Koſaken etwas im Allgemeinen zu ſagen, da nicht allein verſchiedene Völker zur Bildung derſelben beitragen mußten, ſondern ſie auch zu verſchiedenen Zeiten entſtanden. Selbſt der neueſten Zeit verdanken ſie ja, wie wir geſehen haben, eine bedeutende Verſtärkung. Ruſſiſches, tſcherkeſſiſches, oſſiſches, tſchetſchiſches und mongoliſches Blut rinnt in den Adern der verſchiedenen Koſaken nur zum geringen Theil rein, ſondern mehr oder minder vermiſcht. Für diejenigen, welche als Koſaken geboren wurden, und denen der kriegeriſche Geiſt des Vaters bei der Geburt mit eingebunden war, hat aber nach und nach dieſelbe Lebensart eine Gleichheit der Sitten und Gebräuche hervorgerufen. Kühnheit, Tapferkeit, Unverdroſſenheit und Gleichgültigkeit gegen Mühen und Gefahren hat ſich allmählich bei allen denen eingebürgert, die von Jugend auf durch gleiche Intereſſen und Beſchäftigungen mit einander verbunden waren.

Die Waffen lieben die Linien-Koſaken über alles, und von der erſten Jugend an üben ſie ſich in dem Gebrauche derſelben. Mit Sicherheit ſchießen ſie auf dem Pferde nach dem Ziele und in vollem Rennen treffen ſie eine ausgeſtopfte Figur mitten durch die Bruſt. Wie der Tſcherkeſſe oft nur während der Nachtzeit ſeine Waffen von ſich legt, ſo ißt und trinkt der Linien-Koſak, ja verrichtet ſogar ſeine häuslichen und landwirthſchaftlichen Geſchäfte mit ihnen. Mit großer Sorgfalt putzt er ſie und wendet an ſie oft ſeine ganze Baarſchaft. Daneben liebt er über alles das Pferd, den treuen Begleiter ſeiner Streifereien, und dieſes ſeinen Herrn kennend und in deſſen Plane eingehend, wird oft beſſer als ein Mitglied der Familie behandelt. Dieſelben Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Pferd treten hier hervor, wie ich ſie ſchon oben bei den frühern don'ſchen Koſaken geſchildert habe.

So rauh das Aeußere des Linien-Koſaken auch iſt, und ſo grob ſeine Geſichtszüge erſcheinen, ſo hat er in ſeiner Bruſt doch ein Herz, was jedem edlen Streben nachgibt, warm für alles Gute ſchlägt. Er vergißt nie, was man ihm gethan und bleibt dem, der ſeine Gunſt zu erringen verſtand, fortwährend freundlich geſinnt; aber auch wehe dem, der es wagt, ihn oder eines ſeiner Familienglieder oder Freunde zu beleidigen. Die Rache würde

ihn treffen, möge er seyn, wo er wolle. Freundlich wird der Fremde aufgenommen, der fern von der großen Straße in die einsamen Gegenden seiner Stanitze sich verirrte, und hat er einmal die Schwelle überschritten und die Laren des Hauses begrüßt, dann knüpfen ihn die Bande der Verwandtschaft an die Familie, in der er sich befindet. Die mannbaren Bewohner der schlechtesten Hütte schützen ihn mit ihrem Leben und setzen ihrem Gaste vor, was die Wirthschaft oder die Jagd liefert.

Wenn die Linien-Kosaken auch im Allgemeinen viele Aehnlichkeit mit den oben geschilderten don'schen besitzen, so weichen sie doch in vielen Stücken wiederum von ihnen ab. Während die Kosaken am Don alle sechs Jahre den heimischen Herd verlassen, um die fernen Gränzen Rußlands zu bewachen und in dieser Zeit nie ihre Hütte mit der Familie, die sie einschließt, zu vertheidigen brauchen, knüpft sich hier der Linien-Kosak enger an die Familie an, deren Oberhaupt er ist, und lebt mit dieser die Jahre seines Lebens hindurch. Unter seinem Schutze wachsen die Knaben heran und sehen den Vater gerüstet hinausziehen gegen den gemeinsamen Feind oder sein Eigenthum schützen gegen dessen Einfälle. Von der ersten Jugend an besteht sein Bestreben darin, die physischen Kräfte zu entwickeln; alle seine Spiele zielen dahin, diese zu erhöhen. Schweren Herzens sieht der 16jährige Jüngling seinen Vater und vielleicht den ältern Bruder ziehen, um im Kampfe mit dem Feinde seines Kaisers Ruhm und Beute sich zu holen. Der Krieg gegen die Kaukasier ist eben ein ganz anderer als wir glauben und wissen. Es ist zwar immer der Kampf zweier sich feindlicher Völker, aber die gemeinschaftliche Seele desselben, der Feldherr, spielt hier nicht die wichtige Rolle, welche er in unsern Kriegen führt, er leitet nur die größern Plane und überläßt jedem Einzelnen die weitere Ausführung. Der Kosak ist nicht das blinde Werkzeug seines Officiers und dieser nicht das seines Chefs, sondern trotz des unbedingten Gehorsams, den er seinem Vorgesetzten schuldet, bleibt ihm doch im Kampfe hinlänglich freies Spiel, um seine Entschlossenheit und seinen Muth zu zeigen.

Das innere Leben einer Kosaken-Familie ist gemüthlicher als man glauben sollte, und die dem Kaukasier angeborne Liebe zur Frau und zu den Kindern ist auch bei der Berührung mit diesen auf den Kosaken übergegangen. Die Gefahren, in denen die Familie

ſtets ſchwebt, knüpfen auch die Glieder derſelben enger an einander, und der nothwendige Schutz von Seiten des Familienhauptes und der ſtreitbaren Familienglieder hat das Selbſtgefühl dieſer erhoben und ſie ſelbſt abhängiger gemacht. Der Bruder fühlt ſich als geborner Ritter ſeiner Schweſter und iſt ſtolz darauf, wenn ihm Gelegenheit, ſie zu beſchützen, gegeben wird. Freudig ſetzt er dem Feinde ſeine Bruſt entgegen und iſt von der Kugel getroffen noch glücklich, wenn er die Schweſter oder Geliebte geſichert weiß. Todverachtend ſtürzen die nächſten Freunde auf die Leiche des Getreuen, um ſie den gierigen Händen des Feindes zu entreißen und ihr auf väterlicher Scholle, in geheiligter Erde, die letzte Ruhe zu geben. Der Kaukaſier ehrt die heilige Sitte, welche der Koſak von ihm gelernt, und überläßt den Todten ruhig den Seinen, oft alle Verfolgungen auf die Zeit des Wegtragens einſtellend.

Kaum vermag der Knabe ſelbſtſtändig auf ebener Erde ſich zu bewegen, ſo greift er nach den Werkzeugen ſeiner ſpätern Beſchäftigung, und ſpielt mit kleinen Lanzen am liebſten. Kriegeriſche Spiele liebt er am meiſten, und innig erfreute ich mich in Jekaterinograd, als Knaben von 9 — 14 Jahren die Eroberung einer feindlichen Veſte aufführten, und ſich in zwei Parteien getheilt mit den ſchweren Waffen bekämpften. Gegenſeitige Schonung war ihnen fremd, und Hohn hätte den getroffen, der nur einen Schmerzenslaut von ſich gegeben. Auch die Mädchen nehmen an den Beſchäftigungen ihrer Brüder Theil, und zeigen ſich dieſen in Gewandtheit und Tapferkeit würdig. Nicht ſelten iſt es, wie wir aus der Geſchichte der Linien-Koſaken wiſſen, daß Frauen die Waffen ergreifen, um den heimiſchen Herd zu vertheidigen. Die zweimalige Vertheidigung Naur's beſonders von Frauen gegen ſo ſtarke Feinde kann gut neben die heldenmüthige Aufopferung der Bewohner Saragoſſa's geſtellt werden. Kaum ſind die häuslichen Geſchäfte vollendet, dann ſucht das ältere Mädchen auch die ernſtern Beſchäftigungen des Mannes, und tummelt das ſtolze Roß mit derſelben Geſchicklichkeit herum oder hört im Winter aufmerkſam den Erzählungen eines bejahrten Koſaken zu.

Nächſt dem Kampfe liebt der Linien-Koſak am meiſten die Jagd, und die zum Theil bergigen, zum Theil ebenen und ſumpfigen Steppen ſeines Landes geben ihm hinlänglich Gelegenheit, ſeine Lieblingsbeſchäftigung zu verſuchen. Ohne Furcht über-

ſchreitet er ſogar die ſüdlichen Marken, und durchſtreift ganz allein die feindlichen Steppen. Oft iſt der Feind, oder deſſen Familie oder deſſen Heerde ſein Ziel, und ohne beſonders dazu autoriſirt zu ſeyn, überfällt er dieſe und kehrt reich beladen nach dem väterlichen Hauſe zurück. Oft kommt plötzlich die Nachricht, daß eine Heerde Schafe oder Rindviehes, feindlichen Stämmen gehörig, ohne große Bedeckung vielleicht mitten im feindlichen Lande weidet; dann wirft ſich die kampfluſtige Koſaken-Jugend ſchnell auf das Pferd und eilt auf heimlichen Wegen dem Orte zu, wo jene ſind. Ohne ſich Zeit zu gönnen, fallen ſie über die Opfer her und bringen nicht ſelten mehr als tauſend Stück auf einmal in die heimiſche Staniza.

Ein General, von dem ich ſpäter noch weitläufiger ſprechen werde, Saß, hat nur das Geſchäft, den Feind in ſeinem eigenen Lande zu beobachten, und unterhält bei ihm ſelbſt ſeine Spione, welche ihn mit allem, was dort vorgeht, bekannt machen. In Protſchnoi-Okop, einer feſten am Kuban gelegenen Burg, unweit der Staniza gleichen Namens, ſitzt er und lugt von ſeinem Adlerſitz hinüber nach den ſüdlichen Gauen der Tſcherkeſſen. Plötzlich erfaßt er die Gelegenheit, welche ſich ihm dargeboten, nimmt an Leuten aus den nächſten Stanizen und Krjepoſten was er zu gebrauchen denkt, und überſchreitet, ohne daß Jemand ſeiner Begleitung ahnt, wohin es gehen ſoll, den Kuban. Auf dem Marſche erſt theilt er den Plan mit, und alles jauchzt der Ausführung entgegen. Die erſchrockenen Kaukaſier, den Feind nicht ahnend, entfliehen ſchnell in die Wälder, und überlaſſen die leeren Hütten ihrem Geſchick. Aber auch der Feind iſt ſchlau und beobachtet den gefürchteten ruſſiſchen General, der, ihren Kindern als Schaitan (Teufel) geſchildert, zum Popanz dient, um ſie zu beruhigen. Stets auf der Hut, gelingt es Saß nur ſelten, dieſe zu überliſten und ſelbſt die Liſt, welche ihm Jahre lang ſo ſehr genützt, daß er die Nachricht verbreitete, er verreiſe und dann endlich wirklich verreist, um des Nachts unbemerkt in ſein Adlerneſt zurückzukehren, glückt ihm jetzt nur noch ſelten.

Deſto weniger lieben die Koſaken aber die Landwirthſchaft und die Viehzucht, und nur die Noth zwingt ſie, das nothwendige Brod ſich zu verſchaffen. Die Regimenter, welche großen-

theils aus kleinruſſiſchen Bauern beſtehen, und mehr im Weſten wohnen, machen eine Ausnahme, und leben ſeit den wenigen Jahren ihres Hierſeyns in einer Wohlhabenheit, zu der ſie zu Hauſe nie gekommen wären. Um einer Hungersnoth vorzubeugen, hat auch hier die Regierung ſich genöthigt geſehen, große Magazine zu errichten, in die alljährlich eine beſtimmte Menge Getreide abgeliefert werden muß. Es bleibt aber Eigenthum der Familie, die es gegeben und ſobald Mißwachs u. ſ. w. eintritt, erhält ſie das Gegebene zum Theil oder ganz zurück. So ungern ſich aber ſchon die don'ſchen Koſaken in die heilſame Maaßregel fügten, ſo ungern thun es auch die der Linie.

Den Frauen liegt es in den ältern Regimentern ob, die häuslichen Geſchäfte zu beſorgen und zum Theil ſelbſt das Vieh auf die Weide zu führen, wenn nicht die chriſtlichen Kalmüken oder Nogaier für eine Kleinigkeit es thun. Die Linien-Koſaken des Weſtens ſind wohlhabender als die des Oſtens, und beſitzen beſonders zahlreiche Heerden. Wenn auch der Boden ihre Mühen reichlicher belohnt, als im Oſten, ſo liegt doch die meiſte Schuld an der Abneigung der ſemein'ſchen und greben'ſchen Koſaken gegen jede landwirthſchaftliche Beſchäftigung. Nur die äußerſte Noth treibt ſie zur Thätigkeit. Hingeſtreckt auf ihre Burke, jenen dicken Filzmantel der Kaukaſier, verſchlafen ſie die Tage der Ruhe.

Wie der Linien-Koſak nach und nach die Sitten und Gebräuche der Kaukaſier angenommen hat, ſo finden wir auch bei ihm dieſelbe Kleidung, zumal dieſe naturgemäß bereitet iſt, und die kaukaſiſche, beſonders tſcherkeſſiſche Kleidung iſt gleichſam zur nationellen Tracht (wenn ich mich hier dieſes Wortes bedienen darf) erhoben. Sämmtliche Koſaken, die ich geſehen, waren tſcherkeſſiſch gekleidet, und nach glaubwürdigen Männern ſoll die Kleidung der öſtlich wohnenden nur wenig verſchieden ſeyn, und ſich mehr der tſchetſchiſchen und kumück'ſchen Tracht nähern. Suboff gibt dem mosdok'ſchen und wolga'ſchen Regiment die Tracht der don'ſchen Koſaken. Die Stanitzen, welche ich aber aus beiden Regimentern beſuchte, unterſchieden ſich hierin in nichts von den ſtauropol'ſchen und übrigen. Ich übergehe hier eine nähere Detaillirung derſelben, da ſie weiter unten bei den Tſcherkeſſen abgehandelt wird.

Die Staniţen ſind von einem palliſadenähnlichen Zaune und bisweilen auch von einem wallförmigen Erdaufwurf umgeben, und trotzen auf dieſe Weiſe dem erſten Angriff der Kaukaſier. Des Nachts werden Wachen ausgeſtellt, die in beſtändiger Activität die Gränzen des Wohnortes unterſuchen. Große Hunde unterſtützen die Patrouillen. Was ihnen entgeht, ſpüren dieſe auf und geben durch lautes Gebell die etwaigen Gefahren kund. Wehe dem Fremden, der plötzlich von ihnen angefallen würde. Die Sorgfalt zur Bewachung der Gränzen iſt am Tag noch erhöhter. Patrouillen durchziehen die unebenen Gegenden, und durchſuchen beſonders die Schilffelder, welche ſich in großer Menge am Terek und Kuban befinden. Es werden allenthalben Wachen ausgeſtellt und in gewiſſen Entfernungen je nach dem Terrain ſtehen Poſten, die auf ihren Wüſchken die ganze Umgegend erſchauen können. Dieſe Wüſchken ſind eine Art hölzerner Platformen, die auf vier Pfoſten von 20—40 Fuß Höhe ſich befinden. Abwechſelnd ſteht ſtets ein Koſak darauf und lugt mit ſeinen ſcharfen Augen in die Ferne. Bei der geringſten Erſcheinung, die auf einen Ueberfall der Bergvölker hindeuten könnte, zündet er ſeinen Majak, beſtehend aus trocknem Reiſig oder Holz, zum Signal für ſeine entfernteſten Brüder an. Im Augenblick lodern auf allen Wüſchken die Feuer hell auf und geben die gemeinſchaftliche Gefahr zu erkennen. Die gerade activen Koſaken eilen dem Punkte der Gefahr zu, und ordnen ſich unter Anführung eines gewählten oder geſetzten Führers zu weitern Unterſuchungen. Die Staniţen ſind auf ihrer Hut, die Thore werden geſchloſſen, und alles erwartet mit Spannung die endliche Gewißheit. Das Verlöſchen des Majak gilt für ein Zeichen der vorübergegangenen Gefahr, Boten hingegen verkünden den einzelnen Staniţen die bevorſtehende Ankunft der Kaukaſier. Bald fallen auch Schüſſe. Ich übergehe hier die weitere Auseinanderſetzung ſolcher Ueberfälle, und verſchiebe die Beſchreibung derſelben bis auf eines der nächſten Capitel.

Ehe ich die Linie überſchreite, wird es wohl gut ſeyn, noch einige Worte über die tſchernomor'ſchen Koſaken zu ſagen. Als mit der Unterwerfung des Seraskiers der kuban'ſchen Tataren im Jahre 1778 die Bewohner des Kuban ihr Vaterland verließen,

verſetzte der Fürſt Potjemkin die Ueberbleibſel der einſt mächtigen Saporoger, nachdem dieſe ſich bei der Belagerung von Otſchakoff ausgezeichnet hatten, in die verlaſſenen Gegenden. Sie behielten ihre urſprüngliche Verfaſſung mit der Aufgabe, gleich den Linien-Koſaken die Gränze gegen die Tſcherkeſſen zu vertheidigen und wurden nun Koſaken des ſchwarzen Meeres (tſchernomor'ſche Koſaken) genannt.

Dieſe Koſaken ſtanden bis zum Jahr 1820 unter der Gerichtsbarkeit des Kriegsgouverneurs von Cherſon und mußten in allen Fällen von dort aus ihre Befehle und weitere Verordnungen erwarten. Die Weitläufigkeit, welche dadurch entſtand, und die Unkenntniß des cherſon'ſchen Kriegsgouverneurs mit den Oertlichkeiten Tſchernomoriens waren die Urſache, daß ein kaiſerlicher Ukas im Jahre 1820 dieſes Land unter die Befehle des kaukaſiſchen Oberbefehlshabers ſtellte. Auf dieſe Weiſe vermögen auch die tſchernomor'ſchen Koſaken in größerm Einklange mit den übrigen Koſaken zu handeln.

Das ungeſunde Klima, beſonders durch die Sümpfe des Kuban hervorgerufen, raffte, bevor die Menſchen ſich daran gewöhnten, eine große Menge weg, und die einigemal daſelbſt ausgebrochene Peſt trug zur Verminderung der Einwohnerzahl ebenfalls nicht wenig bei. Aus dieſer Urſache wurden zuerſt in den Jahren 1809 bis 1811 aus Kleinrußland nicht weniger als 22,000 Menſchen hierher verſetzt und da auch von dieſen wiederum ein Drittel unterlag, vermehrten im Jahre 1820 wiederum 25000 Kleinruſſen männlichen Geſchlechts die Einwohnerzahl Tſchernomoriens. Trotzdem beträgt die geſammte Volksmenge Tſchernomoriens jetzt nicht mehr als 61,000 Seelen.

Dreizehntes Capitel.

Reiſe von Jekaterinograd bis Wladikaukas.

Allgemeine Betrachtungen über den Kaukaſus; Troglodyten; Androphagen; Prometheus; Medea; bange Ahnungen; Widerwillen der ruſſiſchen Beamten, an den Kaukaſus zu gehen; Vorbereitungen; Jekaterinograd; frühere Straße durch die kleine Karbardah; Vorzüge der ſogenannten Kronsreiſenden; mein Logis in Jekaterinograd; kaukaſiſche Schwaben; die ſchottländiſche Colonie; Peterſon; Bildung und Mangel an Vaterlandsliebe bei den dortigen Schwaben; Urſachen; Wichtigkeit der Lage Jekaterinograds; Eiſenbahn von Moskau dahin; Reveille; Kampf zwiſchen Timur und Tochtamüſch; Uebergang über die Malka; die Soldatenvorſtadt; das Mauthamt; Karawanen-Escorte; die Bergvölker; Priſchib; die Schildwache auf einem Baume; ruſſiſche Deſerteurs; mein Logis; der Terek; Arük; Dſchulat; Lager der Karawane; Abreiſe von Priſchib; Reichthum an Wild; Uruch; das Dorf Borok; Vegetation; Tſcherkeſſien; Anſowieh; Ober-Dſchulat; Fraradan; Tatartup; Ruinen und Sagen daſelbſt; Tepus; Durdur; Ardon; Abenteuer; Archon; Ankunft in Wladikaukas.

So ſtand ich nun an der gefürchteten Tſcherkeſſen-Gränze, die ich morgen überſchreiten wollte, und ſah ſehnſuchtsvoll, aber auch bangen Herzens den Ereigniſſen, welche mir über derſelben entgegentreten würden, entgegen. Alles was über den Kaukaſus ſchon in Deutſchland zu meiner Kunde gekommen, und was in Petersburg und Moskau noch ergänzt wurde, trat an den Pforten des alten Amazonenlandes vor meine Seele, und war trotz des Anblickes eines großartigen Gebirges gar nicht geeignet, dunkle Ahnungen, die meiner ſich bemächtigt hatten, zu verſcheuchen. Den Schleier, hinter dem Aberglaube und der Hang des Menſchen zum Uebernatürlichen und Schrecklichen entſetzliche Dinge ausgebrütet hat, wollte ich lüften, um ein Land kennen zu lernen, was nach dem Verfaſſer von „Rußland und die Tſcherkeſſen" noch in denſelben dichten Nebel gehüllt iſt, als es zu den Zeiten war, wo der greiſe Herodot dieſe Gegenden beſchrieb. Alle jene abenteuerlichen Geſtalten, welche die Mythe und Geſchichte in den kaukaſiſchen Iſthmus verſetzt hat, ſollten ihrer phantaſtiſchen Form beraubt vor meinen Augen das wiederum werden, was ſie immer geweſen. Die Troglodyten (Höhlenbewohner) der alten Griechen, ein ganzes Volk, was aller menſchlichen Kultur fremd, gleich den Thieren in Höhlen wohnte, konnten von den griechiſchen Kaufleuten und Abenteurern, die hierher kamen, leicht aus der Sitte mehrerer kaukaſiſcher Völker, ihre armſeligen Häuſer an den Berg anzulehnen, oder zum Theil ſogar unterirdiſch als ſogenannte Sakly oder Erdhütten zu erbauen entſtehen. Leicht

konnte ferner das Volk der Androphagen (Menſchenfreſſer) bei den Griechen, die bei allen guten Eigenſchaften von einer gewiſſen Großſprecherei nicht freizugeben ſind, ſich bilden, wenn ſie eine Gegend kennen lernten, deren Bewohner ſich dem Eindringen herrſchſüchtiger Fremdlinge keck entgegenſetzten, und die, welche es wagten, ihre geheiligten Wälder zu betreten, ihren Gottheiten opferten, oder als Sklaven aller Verbindung mit ihrem Vaterland entzogen. Gehört nicht ſelbſt jetzt noch Menſchenraub bei den Tſcherkeſſen zu den gewöhnlichen Dingen, denen nur die Ruſſen ein Ende zu machen ſich feſtgeſetzt haben?

Ein unbedeutender Fluß trennte mich noch von dem Lande, wohin die Griechen ihre dunkelſten Mythen verſetzten. Prometheus mußte dort den Frevel büßen, den Göttern das heilige Feuer geraubt zu haben, und ſeltſam iſt es, daß noch bei den Oſſen die Sage geht und ſelbſt von ihnen die Stelle gezeigt wird, wo in grauer Vorzeit ein Mann, der aus weiter Ferne zu ihnen gekommen und ihnen viele Wohlthaten erwieſen, von dem Padiſchah der böſen Geiſter zur Strafe, daß er die Menſchen ſeiner Herrſchaft entzogen, an einen Felſen geſchmiedet ſey. Das Land, wo jene kriegeriſchen Frauen, die Amazonen wohnten, ſollte ich nun bald betreten und die Gegenden kennen lernen, wo die grauſame Medea ihren Vater verrieth, um von den Liebkoſungen des ſchlauen Jaſon umfangen, ſich in Griechenland ein neues Vaterland, was ihr doch nie ihr urſprüngliches erſetzen konnte, zu ſuchen.

Das Land, von dem ſelbſt der bedeutungsvolle Verfall von Osmans einſt mächtigem Reiche die Blicke Europa's nicht ganz abzulenken vermag, wohin ganz Europa mit großer Spannung blickt, dem Kampfe des kleinen Häufleins der Tſcherkeſſen mit dem nordiſchen Rieſen ſeine gerechte Bewunderung zollend, das Land, von wo aus dem Selbſtherrſcher aller Reußen mächtige Hinderniſſe entgegengeſetzt werden, ſeine Macht auszubreiten, das Land entfaltete ſich jetzt in noch nie geſehener Schönheit vor meinen Blicken, und erzeugte in mir die verſchiedenartigſten Gefühle, die irgend in einem menſchlichen Herzen Raum faſſen können.

Der Drang im Innern, den Schleier, der den Kaukaſus bedeckte, zu löſen, und das Bewußtſeyn von Gefahren, denen ich entgegen ging, riefen in mir einen Widerſpruch hervor, der nur allmählich ſich löſen könnte, um einer freudigen Stimmung, end-

lich das Land meiner Wünſche erreicht zu haben, Platz zu machen. Der Aufenthalt in Rußland war nicht geeignet geweſen, das bange Gefühl, was ſich doch bisweilen in jenen trüben Stunden, wo der Menſch einer finſtern Stimmung leider zu leicht nachgibt, ſeiner bemächtigt, ganz zu verſcheuchen. Die Ruſſen (und zum Theil ſelbſt Officiere), welche eine Zeitlang in den kaukaſiſchen Ländern ſich aufgehalten hatten, unterſchieden ſich in nichts von den Reiſenden des alten Griechenlands, und wie dieſe, um ihrer Reiſe ein größeres Gewicht zu geben, oder ihren Erlebniſſen mehr Bedeutſamkeit zu ertheilen, vergrößerten ſie die Gefahren, die dort ihrer geharrt, und riefen dadurch eine ſolche Abneigung gegen die paradieſiſchen Gegenden des Kaukaſus hervor, daß Beamte nur unter großen Vortheilen und auf kurze Zeit ſich an den Kaukaſus verſetzen ließen, oder daß ſie lieber ihr Leben in Armuth und Sorgen in ſonſt entfernten Gegenden Rußlands friſteten, als daß ſie ihrer Meinung nach in den kaukaſiſchen Ländern dem gewiſſen Untergange entgegen gingen. Ich gehöre nicht zu denen, die jedes Geräuſch erſchreckt, oder welche die Mücke in der Ferne für einen Elephanten halten, aber alles das, was ich noch in der nächſten Nähe des Kaukaſus hörte, bewies mir klar, daß ich großen Gefahren entgegen ging. Selbſt meine Umgebungen waren nicht geeignet, meine mir aufgezwungene Meinung zu ändern.

In der ganzen Staniße herrſchte ein reges Leben; jedermann bereitete ſich zu der morgenden Expedition durch Tſcherkeſſien, der ich mich anſchließen ſollte, vor. Koſaken ſprengten durch die breiten Straßen, und ſchienen kaum die Zeit, wo ich mit den übrigen Reiſenden mich unter ihren Schutz begeben ſollte, erwarten zu können. Soldaten gingen ſtill einher, als gingen ſie einem ahnungsvollen Tage entgegen. In der Feſtung wurde die Kanone, die den Weg uns mitten durch die gefürchteten Kaukaſier bahnen ſollte, geladen und einſtweilen zur Verfügung geſtellt. Außerhalb der Staniße hatte ſich eine große Karawane, die morgen ſich uns anſchließen wollte, gelagert, und vertrieb ſich durch allerhand Vorbereitungen den Tag. Ein Theil hatte die Schaſchken, jene halbkrummen Säbel der Kaukaſier, aus ihrer Scheide hervorgezogen, um nachzuſehen, ob ſie noch im guten Stande wären; ein anderer putzte die ſchmalkolbigen Flinten.

Was Wunder demnach, wenn auch ich bei alle dem, was um mich und mit mir vorging, nicht müßig war und meine Waffen unterſuchte. Um alles bei der Hand zu haben, kaufte ich mir nach tſcherkeſſiſcher Sitte einen Gürtel, ſchnallte dieſen um und verſuchte zum erſtenmal eine vollſtändige Rüſtung anzulegen. Um in dieſer keinen lächerlichen Anblick zu geben, vertauſchte ich ferner meinen Oberrock mit einem tſcherkeſſiſchen Tſchok *) und anſtatt meiner deutſchen Kopfbedeckung ſetzte ich die Tſcherkeſſenmütze auf. Ueber die Schulter warf ich die ſcharfgeſchliffene Schaſchke und in den Gürtel ſteckte ich vorn zur Linken den Kinſchal oder Kandſchal (türkiſch Kandſchar) einen großen Dolch, dem zweiſchneidigen Schwerte der Römer nicht unähnlich, zur Rechten hingegen eine Piſtole. Ein Doppel-Terzerol hatte ich ſcharf geladen noch in der Taſche. Meine doppelläufige Flinte nahm ich vor mich in die Hand. So glaubte ich wenigſtens dem erſten Angriffe trotzen zu können, und bei den uns folgenden Ueberfällen und Scharmützeln nicht eine unbrauchbare Perſon zu ſeyn.

Wie ganz anders fand ich aber alles, als ich geglaubt und wie lächerlich kam ich mir ſpäter, wenn ich nur leicht oder gar nicht bewaffnet die gefährlichſten und verrufenſten Gegenden durchwanderte, vor!

Jekaterinograd liegt auf dem nördlichen Ufer der Malka, nicht weit von der Stelle, wo dieſe in den Terek ſich ergießt, und wurde ſchon im Jahre 1776, alſo ein Jahr vor Gründung der Linie von Mosdok bis Neu-Tſcherkask, hart an der Stelle, wo die Tſcherkeſſen gewöhnlich überſetzten, erbaut. Es wurde zu Ehren der Kaiſerin Katharina II, Jekaterinograd **) (Katharinenſtadt, grad das zuſammengezogene gorod) genannt, und war anfangs bloße Feſtung. Als aber im Jahre 1785 Ciskaukaſien zur ſelbſtſtändigen Provinz gemacht wurde, erhob Katharina die Feſtung zur Hauptſtadt der kaukaſiſchen Provinz, als welche es ſo

*) So nennt man den kurzen Ueberrock der Tſcherkeſſen.

**) Glieder der kaiſerlichen Familie bekommen ſtets anſtatt des Namens Katharina den Namen Jekaterina. Auf gleiche Weiſe wird auch Joann und nicht Iwan den Prinzen kaiſerlichen Geblütes ertheilt. Aus Verſehen iſt früher durch dieſen Gebrauch eine Verwechslung geſchehen.

lange blieb, bis, wie wir oben ſchon geſehen haben, 1793 Georgieffsk dazu auserſehen wurde. Damit ſank die Bedeutung der Stadt faſt auf ihr voriges Nichts zurück, bis endlich im Jahr 1824 die große Straße von der Linie nach Wladikaukas von der öſtlichen Seite des Terek auf die weſtliche verlegt wurde. Jekaterinograd wurde nun der Sitz eines Majors mit einem Bataillon. Es erhielt ferner eine Quarantäne und hiermit war jedermann, der nach Grusien ging, oder von dorther kam, eine Zeitlang daſelbſt zu verweilen gezwungen. Die Feſtung ſelbſt iſt den Fremden verſchloſſen, aber gern nehmen die daran wohnenden Linienkoſaken der Jekaterinogradskiſchen Stanitze dieſe für eine unbedeutende Vergütung auf. Dadurch hat ſich in der Stanitza ein Wohlſtand gebildet, der den aller von mir geſehenen übrigen übertrifft. Auch ich wurde mit meinem Gefährten dahin verwieſen und erhielt in einem kleinen Hauſe ein geräumiges Zimmer.

Früher führte die große Straße von Stauropol nach Wladikaukas über Mosdok, und Feſtungen ſchützten in der kleinen Kabardah dieſelbe. Der beiden auf dem rechten Ufer des Terek durchziehenden Gebirgsrücken (Arük, ruſſ. Greben) wegen verlegte man aber 1824 die Straße von dem rechten Ufer des Terek auf das linke, wo eine nur einmal durch den Pſchecheſch unterbrochene Ebene bis Wladikaukas läuft. Auf der andern Seite hingegen boten die vielen Schluchten und Unebenheiten den räuberiſchen Tſchetſchen hinlänglich Gelegenheit, die Reiſenden zu überfallen, und trotz der großen Vorſichtsmaaßregeln und großen Bedeckungen fielen häufig Ueberfälle vor.

Jetzt erſt erkannte ich den Werth meiner Papiere ganz und die Worte in denſelben: „ernannt auf allerhöchſten Befehl Sr. kaiſ. Maj. zur Erforſchung der kaukaſiſchen Länder,“ wirkten wie eine magiſche Gewalt auf alle Behörden, denen ich meine Papiere vorzuzeigen hatte. In dieſer Eigenſchaft wurden mir nach und nach eine Menge Vorrechte klar, von denen ich auch alsbald Gebrauch machte. Vor allem mußte mir in allen Orten, wo keine Wirthshäuſer zur Aufnahme der Reiſenden vorhanden ſind, Quartier gegeben werden, ein Vorrecht, was ich in den kaukaſiſchen Ländern, wo nur in den größern Städten Wirthshäuſer und dann oft in einem erbärmlichen Zuſtande ſich vorfanden, ſehr zu ſchätzen wußte. Dann mußten alle Behörden

mich in meinen Unterſuchungen ſo viel als möglich und zwar unentgeltlich unterſtützen. Wo es gefährlich zu reiſen war, bekam ich die nöthige Bedeckung, und wo ich Menſchen zu irgend einer Dienſtleiſtung nothwendig hatte, erhielt ich dieſe, ohne mehr als ein geringes Trinkgeld an die mir Dienenden abzugeben.

Mein Logis erfreute mich wegen ſeiner freundlichen Lage und wegen ſeiner Sauberkeit, und wenn ich ſchon früher einigemal Gelegenheit hatte, die Reinlichkeit der Koſaken zu rühmen, ſo wurde dieſe in Jekaterinograd in einem ſo hohen Grade ausgeübt, daß ſie einer deutſchen Wirthſchaft Ehre gemacht haben würde. Fern von aller Eleganz war das mir angewieſene Zimmer rein ausgefegt, und daß dieſes nicht etwa erſt kurz vor meiner Ankunft geſchehen war, wurde mir des Nachts klar, wo ich nicht im geringſten von jenen bekannten Sechsfüßlern gepeinigt wurde. Außer einem großen nicht angeſtrichenen Tiſche und einigen ringsherum ſtehenden Bänken, fand ſich nur noch ein ebenfalls hölzerner Stuhl und eine glattgeſcheuerte Schlafſtelle (Pritſche) vor. Meine Wirthin war eine freundliche Koſakenwittwe, deren Mann vor einigen Jahren im Kampfe gegen die Tſchetſchen geblieben war. Nichts verſäumte ſie, um den kurzen Aufenthalt mir ſo angenehm als möglich zu machen, und wie alle Frauen gern plaudernd ſtand ſie immer in ehrerbietiger Entfernung, meine Befehle erwartend. Alles was ſeit einiger Zeit in der Staniße und in der Umgebung geſchehen war, erfuhr ich auf das genaueſte. und als gar die Rede auf ihren verſtorbenen Mann kam, brach ſie in Thränen aus und pries den Seligen, mit dem zuſammen zu leben ihr nur wenige Jahre vergönnt geweſen war. Es erinnerte mich dieſe Scene lebhaft an einige andre, deren ich in Deutſchland auf frühern Reiſen Zeuge geweſen war. Mit großer Geſchwätzigkeit zählte ſie mir alles auf, was an Lebensmitteln die Staniße aufzuweiſen hatte, und als ich ihr einen Silberrubel übergab, mit der Bitte mir Lebensmittel einzukaufen, entfernte ſie ſich auf kurze Zeit, um mit einer ſolchen Menge von denſelben zurückzukehren, daß ich wohl auf acht Tage keinen Hunger leiden konnte. Mit derſelben Bereitwilligkeit bereitete mir die ſauber gekleidete Koſakin ein Abendeſſen, wie ich es lange nicht ſo wohlſchmeckend und nahrhaft gehabt hatte.

Als ich von einer kleinen Tour in der Staniße und der Um-

gegend zurückgekehrt war, und eben an mein Tagebuch mich ſetzen wollte, trat mein Reiſegefährte mit einem Fremden, der in die Kleidung unſerer Bauern gehüllt war, ein. Schon betroffen von dem Vaterländiſchen, was mir jetzt ſo unerwartet entgegen trat, wurde ich es noch mehr, als der fremde Mann freundlich auf mich zukam, und mir einen guten Abend wünſchte. Wer lange Zeit von dem Vaterhauſe entfernt geweſen und die Sehnſucht nach ihm nicht untergraben hat, wird die Freude begreifen, die mich mit einem Nu durchdrang. Seyd ihr denn wirklich ein Deutſcher? war die erſte Frage, welche mein Landsmann in der ſchwäbiſchen Mundart an mich richtete. Und als ihm meine Antwort alsbald zur Gewißheit wurde, richtete er eine Menge Fragen an mich, die alle gründlich zu beantworten mehrere Tage verlangt hätten. Wir freuten uns, daß wir gegenſeitig uns gefunden und mit beiden Händen faßte ich den kaukaſiſchen Landsmann und zog ihn auf die harte Bank neben mich nieder. Bald erfuhr ich wer er war. Er gehörte der ſogenannten ſchottländiſchen Colonie zu Karas unweit Pjatigorsk an und hatte eine Menge Waaren, beſonders Eiſen- und Blechwaaren, ſo wie auch Kattun bei ſich, um dieſelben jenſeits des Kaukaſus zu verkaufen. Dieſes betriebſame Völkchen der Schwaben, die leider der Religion halber ihr Vaterland verlaſſen hatten, hat bald ſeinen Vortheil zu verſtehen gelernt, und befindet ſich zum großen Theil in einem guten Zuſtand. Kaum war die Ernte vorbei, ſo eilte ein Theil der Bewohner von Karas mit einem Wagen, vor dem zwei gutgenährte Pferde geſpannt waren, über die Berge dahin zu ihren jenſeitigen Brüdern, um mit deren Hülfe ihre Waaren abzuſetzen und dann mit gefülltem Beutel wiederum der Heimath zuzuwandern.

Als ich erfuhr, daß auch ſein Schwiegerſohn mit ihm ſey, ſchickte ich ihn aus, um auch dieſen mir zuzuführen, und während der Zeit bat ich meine Wirthin um den Selbſtkocher (Samowar), um mit deſſen Hülfe mir ſelbſt Thee zu bereiten. Die beiden Schwaben fanden ſich bald ein und beim Brauſen des Waſſers im Keſſel und bei gemüthlichem Einſchlürfen eines Glaſes Thee's nach dem andern verlebte ich mit ihnen einen traulichen Abend. Allmählich erfuhr ich die ganze Geſchichte ihres Lebens. Ihre Eltern waren noch im vorigen Jahrhundert aus

Schwaben ausgewandert, und hatten die fruchtbaren Gegenden unweit der Wolga, wo dann das freundliche Städtchen Sarepta erbaut wurde, eingenommen. Dort an den Ufern des Flüßchens gleichen Namens waren sie geboren und erzogen. Einer Aufforderung von Schottländern, die am Kaukasus sich mit der Erlaubniß der russischen Regierung und unter bedeutenden Vorrechten niedergelassen hatten, um das Licht des Evangeliums auch den Bewohnern jenes Riesengebirges zuzuführen, zu ihnen unter Ausdehnung ihrer Rechte auf die Ankömmlinge zu kommen, hatten einige dreißig Familien von Sarepta gewillfahrt und sich an dem Podkumok (kleine Kuma) einen neuen Wohnort geschaffen. Die alten Mitglieder der Colonie, nachdem ihr Eifer an dem Unglauben der Abassen und Tscherkessen und an dem Aberglauben der Nogaier erkaltet war, hatten sich ganz der Landwirthschaft ergeben. Drei getaufte tscherkessische Familien befanden sich unter ihnen. Das Klima hatte sich den frühern Bewohnern des Nordens feindselig gezeigt und einen Theil hinweggerafft; ein anderer, um dem gewissen Untergange zu entgehen, zumal auch ein Ukas alle Bekehrungsversuche durch Missionäre im ganzen Reiche verbot, verließ den Wirkungskreis, den man sich selbst geschaffen, und kehrte großentheils nach Schottland zurück. Um die angelegte Colonie nicht zu Grunde gehen zu lassen, hatte die Regierung des Landes den zurückgebliebenen Schottländern vorgeschlagen, sich durch Bewohner von Sarepta zu ergänzen. Wahrscheinlich wünschte man auch bei der Wichtigkeit der kaukasischen Bäder Menschen, die durch ihre Betriebsamkeit und redlichen Sinn von großem Vortheil werden mußten, in deren Nähe. Im Anfange genossen die Schwaben von Sarepta vollkommene Rechte mit den Schottländern, erhielten ihre bestimmten Ländereien, die sie eben so wie die Schotten nur innerhalb der Colonie veräußern durften und lebten glücklich an ihrer neuen Bestimmung. Von den Schotten blieb zuletzt nur eine Familie Peterson zurück. Das Haupt derselben, ein ehr- und geldgeiziger Priester, suchte nach und nach über die gutmüthigen Schwaben Rechte auszuüben, und trat endlich mit wahren Eigenthumsrechten auf alle Ländereien hervor. Die Papiere, in welchen die Gleichstellung der alten und neuen Bewohner von Karas festgesetzt war, schaffte Peterson auf die Seite und trat nun plötzlich als Herr aller Be-

ſitzungen, die zur Colonie gehörten, hervor, von jeder Familie eine beſtimmte Lehne verlangend. Umſonſt beſchwerten ſich die Schwaben bei ihrer Behörde, die dem Schotten Peterſon nach ſeinen Documenten, daß alle von den ihnen bei ihrer Gründung zuertheilten Ländereien beim Weggange oder Tode eines Gliedes derſelben nur an die übrigen Schotten fallen könnten, das Eigenthumsrecht zuſprach. Umſonſt ſuchten ſie ihre geraubten Papiere, um ihre Gleichſtellung zu beweiſen. Alle ihre Klagen gelangten nicht über Ciskaukaſien hinaus und wurden als unſtatthaft bei Seite gelegt. Doch endlich, ich weiß nicht auf welche Weiſe, glückte es ihnen ein Schreiben nach Petersburg zu bringen, und genaue Unterſuchung nach den bei den ciskaukaſiſchen Gerichten vorliegenden Urkunden beſtätigte nun die Deutſchen in ihrem Beſitzthume.

Während unſerer langen Unterhaltung erwieſen ſich meine beiden Landsleute als unterrichtete und in der Bibel beleſene Männer, und der eine zeichnete ſich beſonders durch ſeine geſchickten Wendungen, vorzüglich wenn es Religionsſachen betraf, aus. Ich freute mich herzlich bei Menſchen, die aller europäiſchen Cultur ſo fern waren, einen ſolchen Grad von Bildung zu finden, und meine volle Achtung erhielten dieſe ſonſt anſpruchsloſen Menſchen, als ich im fernern Verlauf des Geſpräches erfuhr, mit welchen Hemmniſſen ſie zu kämpfen hätten. Erſt ſeit der neueſten Zeit haben ſie Pfarrer, meiſtens aus der Miſſionsſchule zu Baſel, während ſie früher ſich ihre Religionslehrer ſelbſt aus ihrer Mitte wählten. Mit großen Unkoſten beziehen ſie ihre Unterrichts- und Religionslehrer aus Deutſchland und ſtudiren alles, was ſie erhalten, fleißiger als es häufig bei den Bauern unſerer Dörfer der Fall iſt. Den ſtrengen lutheriſch-chriſtlichen Lehren zugethan, verwerfen ſie alles, was in der Augsburger Confeſſion nicht aufgenommen iſt, und leſen mit ſolchem Eifer die Bibel, daß ſie genau mit derſelben bekannt alle ihre Ausſprüche und Meinungen mit Sprüchen aus derſelben bekräftigen.

So ſehr ich mich auch freute, in weiter Ferne Landsleute von bewährter Tüchtigkeit zu finden, ſo that es mir doch leid, daß ich trotz des Feſthaltens an deutſchen Sitten und an deutſcher Sprache eine unendliche Lauheit gegen den Boden, der ihre Eltern erzeugte, bei ihnen fand. Es iſt traurig, daß unſer Vaterland ſo wenig vermag,

ſeine Bewohner an die Scholle, die es geboren, zu feſſeln, ſobald ſie nur einmal dieſelbe übertreten haben. Oft ſchon fand ich dieſes im grellen Gegenſatze gegen viele ſelbſt ungebildetere Völker, und vielleicht nicht vergebens habe ich mich bemüht, davon den Grund zu erforſchen. Am auffallendſten war es mir, daß ſolche Menſchen, aus deren Munde ich dieſe Gleichgültigkeit gegen ihr Vaterland vernahm, in der Regel nicht leichtfertig oder im Uebrigen gleichgültig waren. Liegt nun die Urſache an den Einzelnen ſelbſt oder iſt dieſe Gleichgültigkeit für das Land ſeiner Sprache und Sitten dem Deutſchen angeboren? Ich glaube nicht, daß ſolche Gefühle, die tief in eines jeden Menſchen Bruſt eingegraben ſind, urſprünglich nicht vorhanden wären, und ſuche vielmehr die Urſache in unſern bürgerlichen Einrichtungen. Die meiſten von unſern Schulen ſind nicht geeignet, höhere Gefühle in uns hervorzurufen und ohne den Geiſt der Claſſiker der alten und neuen Zeit aufzufaſſen, iſt man mehr bemüht, mit Formen die Lernenden zu beläſtigen. Man erzieht eben den Menſchen nicht als Menſchen, ſondern ſucht auf den meiſten höhern Schulen einen jeden Schüler zu einem Gelehrten, auch wenn er es nicht werden ſoll und will, oder gar keine Anlage dazu hat, heranzubilden. Nicht für das Leben will man erziehen, denn ſonſt würde man nicht unterlaſſen, in Dingen Unterricht zu ertheilen, die Jedermann wiſſen müßte. Einige lateiniſche Brocken erſcheinen nach unſerm Erziehungsſyſtem wichtiger als die Bekanntſchaft mit Dingen, welche uns zunächſt umgeben und in unſer Leben unmittelbar eingreifen. Das iſt es, was in uns dieſe Gleichgültigkeit gegen das, was uns umgibt, hervorruft, und uns höchſtens für etwas Fremdes und Großartiges, und oft, wenn wir es nicht einmal begriffen haben, begeiſtert. Unſere Helden, und wenn ſie noch ſo tapfer ſich bewieſen und durch Edelmuth ſich auszeichneten, ſtehen in unſern Schulen weit unbedeutenderen Männern des Alterthums nach. Wir ſollen unſere großen Männer, die unter unſern Vorfahren groß geworden ſind, nicht als Beiſpiel nehmen, ſondern ganz fremde Römer und Griechen, die unter ganz andern Verhältniſſen lebten. Das Lehrfach für deutſche Sprache, Geographie und Geſchichte wurde auf der Schule, wo ich erzogen, einem Manne anvertraut, der am wenigſten fähig war, Unterricht zu ertheilen, und während wir Schüler

einen gediegenen Unterricht in den Classikern des Alterthums erhielten, lernten wir kaum mehr als den Namen der deutschen Männer kennen, deren Ruhm weit über die Marken unseres Vaterlandes gedrungen ist. Wir lernten die unbedeutendsten Orte des alten Griechenlands und Italiens kennen, und wer nicht in sich den Drang fühlte mit seinem Vaterland sich vertraut zu machen und zu Hause eigenen Studien oblag, kannte kaum oder gar nicht die 10 — 20 wichtigsten Städte Deutschlands. Wahrlich die fast unwissenden Schüler der russischen Gymnasien kennen ihr großes weites Vaterland und ihre großen Landsleute der Vor- und Jetztzeit besser, als die meisten Primaner Deutschlands die ihrigen. Wie kann bei einer solchen Erziehung die Liebe zum Vaterlande in des Deutschen Brust sich einbürgern, wenn er nur das Fremde kennen und schätzen lernt?

Es betrübte mich tief im innersten Innern, als ich meine beiden Deutschen frug, wünscht ihr euch einmal nach Deutschland zurück? oder hegt ihr nicht wenigstens den Wunsch, es einmal zu sehen? und die Antwort erhielt, „es geht uns hier gut und zu was nach Deutschland zurückkehren, was unsere Eltern, eben weil es ihnen nicht gut ging, verließen! Was hilft uns auch sein Sehen; wir haben ja dort nichts, was uns bindet. Wir kennen es auch weniger als Rußland.“

Jekaterinograd, diese unbedeutende Festung und Haupt-Stanitze der Bergkosaken mit kaum 350 Häusern und 2000 beständigen Bewohnern (nämlich ohne das wechselnde Linien-Militär der Festung) wird mit der Zeit eine Wichtigkeit erhalten, deren sich nur wenig Städte erfreuen können. So scheint doch noch die Voraussage Potjomkin's *), daß Jekaterinograd einst wichtig werden würde, in Erfüllung zu gehen, und was schon vor 70 Jahren dieser sein Erbauer erkannte, daß am Ausgange des Terekthales eine Stadt von der größten Wichtigkeit seyn müßte, sieht man jetzt von neuem ein. In kurzem wird man gezwungen seyn, die großartigen Bauten, welche Potjomkin damals aufführen ließ und nun wieder in Trümmer liegen, von

*) Die Russen nennen den Eroberer der Krim nicht wie wir und wie es geschrieben steht, Potemkin, sondern ihren Regeln der Aussprache nach Potjomkin.

neuem aufzuführen. Hart an der Gränze Asiens bildet es fast den einzigen Punkt, wo Vorder- und Mittelasiaten mit den Bewohnern des östlichen und nördlichen Europa zusammen kommen können. Da wo die einzige große Straße aus dem Kaukasus führt, an der Straße, welche selbst Störche, Kraniche und die übrigen Zugvögel sich erwählt haben, liegt Jekaterinograd und zwar an der Stelle, wo der Terek und die Malka allem Vordringen des kaukasischen Gebirges ein Ende gesetzt haben. Alle Verbindungen von Ost- und Nord-Europa mit Vorder- und dem südlichen Mittel-Asien können nur durch Jekaterinograd bewerkstelligt werden. Und jetzt, wo Asien der Erdtheil ist, nach dem das lüsterne Europa besonders seine Arme ausstreckt, wo die meisten Völker unseres Erdtheils ihre Erzeugnisse abzusetzen wünschen, wird die Wichtigkeit noch um ein Bedeutendes erhöht. Die Bande der Länder, welche das osmanische Reich in Asien zusammensetzen, sind so locker als die in Europa und Afrika und wer von den Herrschern unserer europäischen Staaten am nächsten ihnen steht, muß bei einem Zerfallen derselben auch der meisten Vortheile sich bemächtigen können. Rußland erkennt diese in ihrer ganzen Größe und unterhält am Kaukasus eine Macht, die wohl allein im Stande wäre, Asien oder wenigstens doch die wichtigsten Städte daselbst zu erobern. *)

Welche Wichtigkeit würde erst Jekaterinograd erlangen, wenn eine bequeme Handelsstraße mitten durch Rußland führte und das westliche Europa auf diese Weise Asien näherte? Die ungeheure Entfernung würde zwar die Kosten derselben zu einer enormen Höhe bringen und die ersten zehn und zwanzig Jahre könnten die Interessen unmöglich gedeckt werden, aber mit jedem Jahre, wo Rußland selbst im Innern sich mehr entwickelt, wo seine Fabriken mehr Aufschwung erhalten, würde die Bedeutung derselben sich erhöhen. Die russischen Waaren würden einen raschern Absatz finden, und anstatt des unsichern Weges über das

*) D. h. wie ungefähr England Afghanistan erobert hat, wo Niemand wagen darf, die Hauptstadt des Landes ohne große Bedeckung auf eine Stunde im Umkreise zu verlassen oder wie ungefähr Rußland Tscherkessien besitzt, wo es gezwungen ist, wenn Reisende durch die Kabardah gehen wollen, diesen eine starke Bedeckung mitzugeben.

mittelländiſche Meer würden alle deutſchen und ſkandinaviſchen, ja am Ende ſelbſt alle engliſchen Transporte (verſteht ſich, wenn Rußland ſeine ſyſtematiſch verfolgte Abſchließung zum großen Theil wenigſtens aufgehoben hätte) den Weg durch Rußland vorziehen und dadurch den Ruſſen einen Nahrungszweig eröffnen, der allein ſchon alle durch die jetzige Abſperrung erlangten Vortheile weit überträfe. Der Ruſſe, wie der Engländer, Holländer und Jude ein geborner Kaufmann, würde zwiſchen Aſien und Europa die Mittelsperſon machen und der größte Theil des adriatiſchen Handels wäre gezwungen, durch ſeine Hände zu gehen. Schon jetzt ziehen Engländer vor den Weg durch das weite Rußland und Perſien nach Oſtindien zu nehmen und zumal ſich nordweſtlich die Engländer durch Kandahar genähert haben, würde die Reiſe auf dieſe Weiſe jeder andern durch Syrien, Aegypten, oder gar um Afrika herum vorzuziehen ſeyn. Und würde Rußland einmal gar den Willen haben, den Rieſengedanken, eine Eiſenbahn von Moskau quer durch Rußland bis nach Jekaterinograd zu erbauen, durchzuführen, ſo würde dieſe vielleicht chimäriſch erſcheinende Ausführung die großen Vortheile der Anlegung einer Handelsſtraße unendlich vermehren. Eine Eiſenbahn von über 2000 Meilen Länge ſcheint uns, die wir bei ungünſtigem Terrain und bei den hohen Preiſen der Materialien die Summen zur Anlegung von Eiſenbahnen auf nur kleine Strecken kennen, kaum möglich zu ſeyn, was mich aber anbetrifft, ſo bin ich überzeugt, daß eine Eiſenbahn in Rußland, wo die Steine theurer als Holz ſind, vielleicht nur ein Unbedeutendes höher zu ſtehen kommen als eine gute Chauſſee. Die Eiſenbergwerke im Ural liefern eine ſolche Menge Eiſen, daß man jetzt in Petersburg und Moskau der Wohlfeilheit halber es allenthalben, wo es nur geht, verbraucht. Holz zur Unterlage für die Schienen hat Rußland ebenfalls genug. Eine Ebene von nur unbedeutenden Erhabenheiten unterbrochen, zieht ſich von Moskau bis in die Nähe von Jekaterinograd. Auf der ſüdlichen Hälfte des Weges erlauben öde Steppen die Benutzung derſelben faſt ohne allen Aufwand, auf der nördlichen hingegen, wo viel Ackerbau getrieben und die Einwohnerzahl größer iſt, befindet ſich doch noch ſo viel ungebrauchtes Land, daß man durch Veräußerung oder Vertauſchung die Koſten beim Ankauf der nöthigen und dem Staate nicht gehörigen

Ländereien zum großen Theil wieder decken könnte. Die neueſte Zeit hat uns ferner gelehrt, daß Rußland Kohlen in Menge beſitzt, und wir ſehen auch der Zeit entgegen, wo durch Wagners wichtige Erfindung einer elektro-magnetiſchen Bewegungsmaſchine dieſe nicht mehr gebraucht werden. Bei ſolchen günſtigen Umſtänden darf ja die Erbauung einer Eiſenbahn kaum ein Drittel der Koſten, die ſie bei uns verlangen würden, betragen, vorausgeſetzt aber, daß die Leitung der Anlegung Ingenieurs übertragen würde, die bei guter Umſicht des Rufes der Tüchtigkeit und — Ehrlichkeit ſich erfreuten, damit nicht eine Menge Menſchen dabei betheiligt würden, die ohne den geringſten Vortheil dem Ganzen zu bringen nur darauf bedacht wären, ihre Taſchen ſich zu füllen. Leider geſchieht dieß in Rußland ſehr oft.

Die Koſtſpieligkeit der Eiſenbahnen würde ſich ferner noch um ein Bedeutendes verringern, wenn man ſich zum Bau derſelben der Soldaten bediente. Der ruſſiſche Soldat iſt eben ein anderer als der deutſche, und gehört ſeine ganze Lebenszeit hindurch dem Kaiſer leibeigen an. Nicht jeder Ruſſe muß wie jeder Preuße als Soldat dienen, um im Fall der Noth das Vaterland zu vertheidigen, ſondern in Rußland, wo es nur Edelleute und Bauern, zu denen ſich als fremde Beſtandtheile die Bürger geſellt haben, gibt, werden die Recruten allein aus den Bauern, die größtentheils leibeigen ſind, ausgehoben. Jede Herrſchaft wählt von ihren Unterthanen diejenigen aus, die ihr am wenigſten Nutzen bringen, daher beſonders ſolche, die ſich durch Liederlichkeit, Faulheit oder Völlerei auszeichnen. Mit der Uebergabe hat der Herr alles Recht auf ſeinen frühern Unterthan verloren, und der Kaiſer tritt nun mit vollen Rechten ein. Zwanzig Jahre langen Dienſtes ſind dem Soldaten vorgeſchrieben und nichts anders bleibt ihm übrig als der Gamaſchendienſt, in dem er ſich auszeichnen kann wie er will, ohne weiter als zum Unterofficier zu avanciren. Die niederſte Stelle eines Officiers bleibt ihm verſchloſſen. Müßte nun der ruſſiſche Soldat die ganze Zeit damit zubringen den Soldatendienſt zu lernen, ſo ſtünde ja der Ruſſe tiefer als alle unſere gelehrigen Hausthiere; ſo lernt er aber bei ſeiner Eigenſchaft ſich in alles bald zu finden, ſchnell was vom Soldaten verlangt wird und beſchäftigt ſich in der müßigen Zeit mit allerhand Gewerken. Die

Fähigſten unter ihnen werden als Handwerker ausgeleſen und verrichten alle dahin einſchlagenden Arbeiten des Regimentes. So findet man unter den Soldaten Schuhmacher, Schneider, Riemer, Tiſchler, Maurer, Zimmerleute ꝛc. die oft noch Zeit genug übrig haben, um für fremde Leute zu arbeiten. Die übrigen werden in der Zeit der Ruhe auf irgend eine Weiſe beſchäftigt.

In Transkaukaſien hat man ſchon lange angefangen, die Soldaten zum Wegebau zu benutzen und ich ſelbſt, wie ich ſpäter noch weitläufiger erzählen werde, war Zeuge des Baues der großen Straße von Kutais, der Hauptſtadt Imerethiens, mitten durch Mingrelien bis zum Meere durch Soldaten. Ebenſo ſollte, als man eine große Eiſenbahn von Polen aus nach Libau, um Oſtpreußen zu umgehen, führen wollte, ein Regiment den Befehl die Straße zu beginnen erhalten, und wahrſcheinlich wäre der Plan in Ausführung gekommen, wenn man nicht das Unſinnige mehr als das Widerrechtliche, was darin gegen Preußen lag, noch zeitig genug erkannt hatte. Würde der Kaiſer nun jetzt in den Zeiten der Ruhe nur 3 oder 4 Regimenter zum Bau der Eiſenbahn von Moskau nach Jekaterinograd verwenden, dann würde dieſe in kurzem ihre Vollendung erhalten können und Aſien enger als je an Europa geknüpft ſeyn.

Abgeſehen von der Wichtigkeit für den Handel und die Betriebſamkeit würden mit der Anlegung einer Eiſenbahn dem Staate ſich Vortheile darbieten, die wohl im Stande wären, einen Theil der reinen Koſten zu decken. Rußland iſt bei der Größe ſeines Gebietes gezwungen, ein ſtehendes Heer auf den Beinen zu halten, was täglich eine Million Rubel koſtet. An den unſichern Gränzen muß es eine Macht beſitzen, durch die es im Stande iſt, die raubſüchtigen Nachbarn ſowohl, als die unruhigen Unterthanen im Zaum zu halten. Welche Macht allein Ciskaukaſien verlangt, habe ich in einem frühern Capitel weitläufiger entwickelt, und wie viel Mann in Transkaukaſien ſtehen, wird man aus einem der ſpätern Capitel erſehen. Wenn nun durch eine Eiſenbahn die Verbindung mit dem Kaukaſus in ein paar Tagen möglich wäre, ſo brauchte nicht immer ein gleich ſtarkes Heer am Kaukaſus ſchlagfertig auf den Beinen zu ſeyn, und man könnte im Falle der Noth ſo viel Truppen als nothwendig wären,

ſchnell dahin abſenden. Umgekehrt könnte man einen Theil der kaukaſiſchen Truppen im Norden verwenden. Eine Reduction der nun noch nothwendigen Truppen würde demnach nicht unbedeutende pecuniäre Vortheile bringen. Und ſollte das morſche Gebäude der Türkei zuſammenbrechen, dann kann Rußland dort ſchon eine Macht entfaltet haben, bevor es nur zur Kunde der übrigen Mächte gelangt iſt. England braucht mehr Wochen, um nach Aſien Truppen zu ſenden, als Rußland Tage.

Es begann zu dämmern, als lauter Trommelſchlag am 28 Auguſt früh mich weckte, und frohen Muthes erhob ich mich von meinem harten Lager, um heute zum erſtenmale mit friedlichen Tſcherkeſſen zuſammen zu treffen. Bei einem Glaſe Thee brachte ich mein Tagebuch bis auf den heutigen Tag zu Ende, und ging dann zum Commandanten, um meine Papiere, die ich geſtern abgegeben hatte, zurück zu fordern. Auf den Straßen war ein reges Leben, eine Menge Menſchen bewegte ſich durch einander. Es war ein Schreien und Rufen, ein Toben und Lärmen wie es immer gefunden wird, wenn gegen 200 Menſchen auf einmal eine Reiſe antreten wollen. Außerhalb der Stanitze und Feſtung war es noch lebendiger, da der größere Theil meiner heutigen Reiſegeſellſchaft daſelbſt die Nacht zugebracht hatte. Da ſtanden wieder in einer langen Reihe die großen ungeſchlachten zweirädrigen Wagen, welche den Namen Arben führen, und auf der Weide graste das Zugvieh, aus Rindvieh und Büffeln beſtehend. Allenthalben fand ich die Spuren der geſtrigen Feuer, über denen die großen Keſſel der Gebirgsbewohner gehangen hatten. Zum erſten Mal hatte ich den intereſſanten Anblick einer bedeutenden Karawane, und zu ihr gehörten Menſchen, die ſich meiſtens zum erſten Male ſahen. Die verſchiedenartigſten Geſichter und die buntfarbigſten Gewänder bewegten ſich friedlich neben einander.

Es iſt eine heilſame Einrichtung der ruſſiſchen Regierung, daß jeder Unterthan das Recht hat, auf eine Begleitung durch das gefährliche Tſcherkeſſien Anſpruch zu machen. Zweimal in der Woche iſt daher feſtgeſetzt, daß eine große Bedeckung alle Reiſenden, die mit den nöthigen Päſſen verſehen ſind, bis Wladikaukas am Eingang des Hauptgebirges bringt. Häufen ſich aber die Fremden in Wladikaukas oder Jekaterinograd bis zu einer gewiſſen Zahl an,

dann wird auch außer den festgesetzten Tagen die nothwendige Begleitung gegeben. Durch diese Vorsicht hat man es jetzt so weit gebracht, daß Beraubungen von Reisenden oder das Schleppen derselben in die Gebirge nur noch zu den größten Seltenheiten gehören und daß dann in der Regel die, denen es passirt, selbst daran Schuld sind. Für keine Begleitung wird von irgend Jemand etwas bezahlt.

Da wie es schien noch eine lange Zeit vergehen mußte, bevor die Papiere den vielen Fremden ausgefertigt wurden, und bevor alles in Stand gesetzt war, so ergriff ich meine Flinte und wanderte trotz der Warnung meines Begleiters der nahen Malka entlang. Das schönste Wetter begünstigte meinen Spaziergang, und erlaubte mir den nahen Kaukasus mit seinen bewachsenen Vorbergen in seiner ganzen Pracht zu erblicken und mich an dem herrlichen Genuß zu erfreuen. Der Boden, auf dem ich wanderte, weckte auch Erinnerungen aus der Vorzeit in mir auf. Denn hier war es, wo zu Anfang des 15ten Jahrhunderts das neue Herrscherhaus der Mongolen unter Timur mit einem Abkömmling Dschingis-Chans, mit dem Chan von Kiptschak, Tochtamisch, um die Oberherrschaft kämpfte. Zwei gleich große Feldherren, wie Timur und Tochtamisch, standen hier mehrere Tage neben einander, ohne daß einer wagte, den Kampf zu beginnen. Timur stand am Ufer des Terek, Tochtamisch hingegen an denen der Kura*), einem Flüßchen, von dem ich schon oben gesprochen habe. Der erstere ging wahrscheinlich da wo jetzt Jekaterinograd steht, über den Terek, um in dem Lande Kulat (wahrscheinlich Dschulat, eine Festung von der ich später sprechen werde) sich mit frischem Proviant zu versehen; Tochtamisch folgte ihm hart auf den Fersen. „Wie zwei Meere von Stürmen gegen einander gepeitscht sich feindlich begegnen, so trafen die Heere Timurs und Tochtamisch's aufeinander." So erzählt uns Timurs Zeitgenosse, Schereffeddin Ali, ein Perser, in einer Biographie Timurs. Es muß ein furchtbarer Kampf gewesen seyn, aus dem jeder siegreich hervorgehen wollte, um alleiniger Herrscher zu seyn. Die Pfeile verfinsterten die Luft, und das fürchterliche Kriegsgeschrei Dar und Gir (tiens et prends

*) Nicht Kurp wie Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der goldenen Horde sagt.

nach Petit de la Croix, Halt und Greif nach Hammer-Purgſtall) ertönte weit, nachdem die Kerenai (Kriegstrommete) erſchallt war, um das Schlachten zu beginnen. Timur ging nach manchem Wechſel ſiegreich aus dem Kampfe hervor.

Endlich wurde mir geſagt, daß es nun Zeit wäre, die Malka zu paſſiren, und ſich mit der ſchon zum großen Theil jenſeits des Fluſſes gelagerten Karawane zu vereinigen. So beſtieg ich denn mit meinem Reiſegefährten den Wagen, um auch dorthin zu eilen. Man iſt in der Katharinenſtadt gezwungen, die Pferde bis Wladikaukas zu miethen, da keine der auf der Straße liegenden Feſtungen Pferde zum Vermiethen beſitzt. Mit Jekaterinograd geht eine andere Berechnung des Geldes auf der Poſt ſowohl, als auch im Uebrigen an, da von nun an nicht mehr nach gewöhnlichen, ſondern nach Silberrubeln gerechnet wird. Der Silberrubel gilt 100 Kopeken (deren jeder aber vier gewöhnlichen gleich iſt) und die kleinern Silberſtücke ſtehen ganz in dem Werth, den ſie urſprünglich beſitzen. Im Verhältniſſe zu den frühern ruſſiſchen Provinzen, wo die kleineren Münzſorten einen höhern Werth als die größern beſitzen, und man beim Wechſel größerer Geldſtücke oder Aſſignationen verliert, ſteht hier der ganze Rubel höher. Die Folge davon iſt, daß man kleines Silbergeld hier gar nicht findet und dafür eine gruſiſche kleine Silbermünze, der Abbas, eintritt. Für die Werſt bezahlt man auf das Dreigeſpann 6 Kopeken Silber, und legt demnach den ganzen 105 Werſt (15 Meilen) weiten Weg bis Wladikaukas für 6 Rubel 30 Kopeken (alſo ohngefähr für 7 Rthlr. preuß.) zurück. Wie ungleich mehr müßte man auf unſern Poſten bezahlen?

Es war gerade Mittag, als wir bei heiterm Wetter die Malka paſſirten, und dieſſeits derſelben noch einmal mit unſern Papieren die Erlaubniß weiter zu reiſen bezeugt hatten. Wir befanden uns auf einer ſchönen, fruchtbaren Ebene, die leider durch das häufige Uebertreten der ſie durchziehenden Flüſſe zum Theil ſumpfig geworden war, und immer lag vor uns in ſeiner ganzen Ausbreitung das majeſtätiſche Gebirge des Kaukaſus. Die Ebene iſt ſehr waſſerreich und hat, weil 5 Flüſſe (Malka, Bakſan, Tſchegem, Urwan und Tſcherek) ſich hier in geringer Entfernung von einander vereinigen, den Namen Beſch-Tamak (die 5 Mündungen) erhalten.

Unweit der Malka auf der Ebene der fünf Mündungen befinden ſich noch einige Gebäude, die ebenfalls zu Jekaterinograd gehören, und die ſogenannte Soldaten-Vorſtadt (soldatskaja sloboda) bilden. Unter ihnen ſind das Mauthamt, die Quarantäne und eine Kaſerne zu nennen. Da unſere Reiſe nach Aſien ging und nicht daher kam, ſo hatte niemand ein Recht, uns mit irgend etwas zu beläſtigen. Wer aber aus Aſien kommt, hat ſich mehreren Vexationen zu unterwerfen, und bevor man ſich dieſen nur unterziehen kann, muß ſogar eine totale Purification des Körpers und des ganzen Gepäckes, in ſoweit es Peſtſtoff in ſich aufzunehmen im Stande iſt, ſo wie eine Unterſuchung des erſtern von Seiten des Arztes geſchehen. Nun erſt wird man, wie ich ſpäter noch erzählen werde, den Händen der Mauthbeamten überliefert.

Durch den letzten Friedensſchluß zwiſchen Rußland und Perſien iſt es nämlich den Bewohnern des letztern noch erlaubt, Erzeugniſſe, die daſelbſt ihren Urſprung haben, mit einer nur geringen Abgabe in allen transkaukaſiſchen Ländern einzuführen. Dahin gehören beſonders Seidenwaaren, Teppiche ꝛc. Um nun den weitern Verkauf jener Waaren im übrigen Rußland ohne die volle Steuer zu verhindern, iſt auf den jenſeitigen Ufer der Malka das obengenannte Mauthamt erbaut worden. Um auch die Peſt von dem öſtlichen Europa fern zu halten, muß Jedermann, trotz der Quarantänen an den Gränzen Perſiens und der Türkei, ſelbſt wenn er aus einer vollkommen peſtfreien Gegend Transkaukaſiens kommt, einer Räucherung und weitern Unterſuchung ſich unterwerfen.

Endlich hatten alle Glieder der eine Viertelſtunde langen Karawane den ihnen angewieſenen Raum eingenommen und der lange Zug bewegte ſich knarrend durch das unangenehme Getöſe der Arben (Wägen) langſam vorwärts. Er wurde durch eine Kanone, an der einer der dazu gehörigen Artilleriſten die brennende Lunte trug, eröffnet. Fünfzig Mann Infanterie von einem reitenden Lieutenant angeführt folgten ihr, und nun kamen alle die verſchiedenen Völker, die Tſcherkeſſien, das wir eben betreten hatten, durchwandern wollten. Mein Reiſegeſellſchafter ſetzte es ſeines vielen Geldes wegen durch, daß er mit ſeinem Wagen unmittelbar auf die Soldaten folgte. Fünfzehn Linien-Koſaken escortirten uns auf der Seite. Unſere

Karawane war aus den verſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzt, und doch bewegte ſich alles in friedlicher Eintracht neben einander. Außer den ſchon genannten beiden Deutſchen beſtand ſie noch aus einigen ruſſiſchen, armeniſchen und gruſiſchen Kaufleuten, aus ungefähr 50 — 60 polniſchen Recruten und zum größten Theil aus verſchiedenen Kaukaſiern, die mit ihren plumpen Arben europäiſche Waaren nach Tiflis brachten, oder früher mit aſiatiſchen Waaren beladen, nun wiederum leer ihrer Heimath zueilten.

Die Karawanen ſind jetzt faſt nur noch Aſien und Afrika eigenthümlich und laſſen ſich mit den gemeinſchaftlichen Reiſen der Kaufleute unſerer freien Reichsſtädte zu der Zeit, wo die Ritter auf ihren feſten Burgen raubend in die Ebenen einfielen, vergleichen. Wie damals immer eine bewaffnete Macht jede Waarenſendung begleiten mußte, ſo vereinigen ſich auch hier wohlbewaffnet die Reiſenden, um alle Ueberfälle abzuwehren. Die gemeinſchaftlichen Gefahren ſind auch das einzige Band, was die Glieder einer Karawane mit einander verbindet und zuſammen hält. Zwar auf einander gewieſen, geht doch jedes einzelne Glied ſeinen eigenen Weg, und bekümmert ſich kaum um den, der vor oder nach ihm herzieht. Die große Schweigſamkeit des Aſiaten macht jede weitere Annäherung unmöglich, und ebenſo unbekannt man beim erſten Zuſammentreffen ſich gegenſeitig fühlt, ebenſo fremd ſteht man ſich faſt noch, wenn man ſich nach Wochen- ja Monate langem Zuſammenleben wiederum trennt. Jeder verſieht ſich auf die Dauer der ganzen Reiſe mit allem Nöthigen, beſonders mit Speiſe und Trank, und man würde, hätte man es nicht gethan, bei der großen Entfernung bewohnter Ortſchaften in nicht geringe Verlegenheit kommen. Ruhig, der Menge der Menſchen gar nicht entſprechend, bewegt ſich meiſt der Zug vorwärts, als wenn Jedermann beſtändig auf der Hut wäre, um einen Ueberfall würdig zu empfangen. Wäre das Knarren der Räder und der gleichmäßige plumpe Tritt der Büffel, Ochſen und Kamele nicht geweſen, es würde noch unendlich ſtiller hergegangen ſeyn. Welchen Lärm würde bei uns eine gleiche Menge von Menſchen hervorrufen?

Wie man ſich denken kann, bewegte ſich unſere Karawane bei der großen Anzahl der Fußgänger nur langſam vorwärts. Ruhig ſaß ich anfangs in meinem Wagen und betrachtete alles

aufmerkſam, was um mich vorging. In jedem Gebüſche was wir fanden, wähnte ich Tſcherkeſſen verſteckt und erwartete jeden Augenblick den Angriff. Wenn ein Koſak plötzlich ſein Pferd anſpornte und ventre à terre einer jener Anhöhen, welche die Ruſſen Gurgan, die Tſcherkeſſen und alle übrigen dort hauſenden Völker hingegen Tepà nennen und Grabmäler darſtellen ſollen, zuritt, um von da aus die Umgegend zu recognosciren, konnte ich kaum die Zeit erwarten, wo der Koſak wieder zu uns kam, und uns die Botſchaft — nicht von dem Herannahen einer feindlichen Truppe, ſondern von der völligen Gefahrloſigkeit und Ruhe brachte. So vergingen einige Stunden und es blieb immer beim Alten. Des Harrens auf meinem Sitze und des Dahinſchleichens auf dem Wagen überdrüſſig, ſprang ich endlich herab, um wenigſtens ein paar Worte deutſch mit meinen beiden Landsleuten aus der ſchottländiſchen Colonie zu plaudern. Meiner Verwunderung über das Ausbleiben der feindlichen Tſcherkeſſen ſetzten beide ruhig entgegen, daß es ſo ſchlimm gar nicht ſey, und daß man ohne irgend eine Bedeckung keck die ganze Kabardah durchreiſen könne. Die Bewohner der Gegend, die wir eben durchwanderten, ſeyen lange ſchon Rußlands Unterthanen, und hätten ſeit geraumer Zeit durch die Noth gezwungen ſich das Rauben abgewöhnt. Die ferner wohnenden feindlichen Tſcherkeſſen und Tſchetſchen wagten jetzt nicht mehr, bis hierher ihre Ueberfälle auszudehnen. Vorſicht ſey freilich immer noch nothwendig, und ſie ſey auch am meiſten geeignet, völlige Sicherheit herzuſtellen.

Nach dieſen Worten wurde es mir zwar um das Herz unendlich leichter, und freier ſchaute ich hinaus in das Freie, aber daß wir die ganze Kabardah, ohne nur im geringſten ein Abenteuer zu erleben, durchwandern ſollten, war mir doch nicht recht. Die ganze gerühmte Sicherheit hätte ich faſt auf einmal hinweg gewünſcht, denn mein ganzer Waffenſchmuck war ja unnöthig geworden, und hing umſonſt an mir. Da ich die beiden Deutſchen ohne alle Waffen erblickte, ärgerte ich mich ſogar über mich und unwillig ging ich wiederum nach meinem Wagen, und legte alle Waffen bis auf die Flinte weg. Die nächſte Nähe wurde mir langweilig und ſo wanderte ich zuerſt der langen Karawane entlang, um alle Glieder derſelben etwas genauer zu betrachten. Bis dahin war ich viel zu geſchäftig mit mir geweſen, und hatte

mich mit Ausnahme der beiden Deutſchen um keinen meiner Reiſegeſellſchafter bekümmert. Jetzt wo ich mich nun freute, eine Gelegenheit gefunden zu haben, die ſo ſehr geprieſenen Kaukaſier in der Nähe zu betrachten, wurde ich auch da gewahr, daß ich mich zum zweitenmale getäuſcht hatte.

Ich hatte ſo viel von der ſchmucken Kleidung und dem edlen Wuchſe der Bergvölker vernommen, und jetzt ſah ich auf einmal ein halbes Hundert derſelben zerlumpt, in einer ärmlichen Kleidung, ſchmutzig, überhaupt in einem Zuſtande der einzunehmen nicht geeignet war. Wiederum die elenden Arben und nirgends etwas, was nur im geringſten mein Wohlgefallen erregen konnte. Ehrerbietig trat ein jeder aus dem Wege; nichts von dem Trotze, der den Kaukaſier auszeichnen ſollte. Die Augen, die ich unter einer freien Stirne thronend geglaubt, ſprachen knechtiſche Demuth aus, und von all der entſetzlichen Wildheit, von der ich ſo viel gehört und geleſen hatte, ſah ich auch gar nichts. Hätte das mächtige Gebirge vor mir mich nicht immer von neuem daran erinnert, daß ich mich in der Kabardah befände, ich würde mich wiederum unter die armſeligen Kalmüken verſetzt gewähnt haben. Zum erſtenmal war ich unzufrieden auf meiner Reiſe mit dem was ich ſah, und in mich gekehrt ging ich zurück zu meinem Reiſegefährten. Es geht in der Regel ſo, daß zu große Erwartungen nur ſelten befriedigt werden. Während ich jetzt durch die mit mir ziehenden Kaukaſier eine entgegengeſetzte Anſicht von den Bewohnern des Kaukaſus erhielt, fand ich ſpäter in ihnen immer mehr, bis endlich der Kaukaſier mit meinem Eintritt in Aſien wiederum in dem Lichte erſchien, wie ich ihn immer in mir getragen hatte. Die Kaukaſier, die um einen geringen Fuhrlohn Waaren über das Gebirge nach Tiflis oder Rußland bringen, ſind auch nicht im Stande, ein treues Bild von den dortigen Bewohnern zu geben, da ſie ſelbſt nur dem ärmſten und elendeſten Theile angehören und eben, weil ihnen die Gegend, wo ſie geboren wurden, nicht den nöthigen Unterhalt darbieten kann, ſind ſie gezwungen auf eine andere Weiſe ihr Brod zu verdienen. Der ächte Kaukaſier, der ſich als ſolcher rein erhalten hat, wird nie einen Dienſt ſelbſt nicht um Lohn verrichten, ſondern ſchweift lieber hungrig auf den Bergen herum, bis es ſeiner Flinte gelingt, das zu verſchaffen was ihm fehlt.

Die Entfernung der Krepoſt (Veſte) Priſchib, das Ziel unſerer

heutigen Wanderung, betrug nur 15 Werſt, alſo wenig mehr als zwei deutſche Meilen, und doch wurde von dem uns führenden Lieutenant beſchloſſen, etwas über der Hälfte des Weges an einem unbedeutenden Bache, den die Ruſſen den ſchwarzen (tschernaia rjetschka) nennen, einen Stillſtand eintreten zu laſſen. Alles lagerte ſich in das hohe Gras oder ſuchte unter dem dürftigen Gebüſche Schutz gegen die zwar ſchon ſehr ſchiefen, aber doch noch brennenden Strahlen der Sonne zu finden. Der üppige Wuchs der Kräuter und Gräſer der nächſten Umgebung erlaubte mir kaum dieſe näher zu betrachten und nur mit vieler Mühe gelang es mir in den Kräuterwald einzudringen.

Der Weg, da wöchentlich zwei- und dreimal große Karawanen die Kabardah paſſiren, war breiter und deutlicher als in den don'ſchen Landen. Pfähle zeigten die jedesmaligen Entfernungen von einer Werſt zur andern an. An allem, was mir begegnete, ſah ich, daß ich mich in einem Lande befand, das ſich keiner Cultur erfreute, denn nirgends war außerhalb des Weges eine Spur von einem Menſchen aufzufinden. Häufig begegneten wir Thiergerippen und an ihnen nagten noch Geyer und Raben. Hier begriff ich erſt recht den Nutzen dieſer bei uns ſo verfolgten Vögel. Man gibt ſich bei einer Karawane nicht die Mühe, wenn ein Zugvieh plötzlich niederſtürzt und ſeinen Geiſt aufgibt (was in der Regel plötzlich geſchieht), dieſes aus dem Wege zu räumen, ſondern läßt es eben liegen, wo es geſtürzt iſt. Geyer und Raben tragen ſchon Sorge, das Fleiſch, bevor es in Fäulniß übergeht, aufzuzehren.

Als wir in die Nähe von Priſchib kamen, wurde unſer eintöniges Geräuſch durch den Ruf sluschi! (wer da, wörtlich überſetzt höre!), der aber nicht von dem Standpunkt kam auf dem wir uns befanden, ſondern aus der Höhe herab ertönte, unterbrochen. Verwundert ſah ich aufwärts nach der Gegend hin, woher der Ruf erſchallte und erblickte auf einem Baume eine Schildwache. Man hatte nämlich den günſtig gelegenen Baum dazu erwählt, die Umgegend zu beſchauen, und dadurch eine Wüſchke erſpart. Eine ſolche bedeutende Höhe war für Priſchib um ſo mehr nothwendig, da die Veſte zum Theil von Buſchwerk eingeſchloſſen wird.

Auch Bell erzählt in ſeiner Reiſebeſchreibung etwas Aehnliches.*) Der Muezzin in der Ebene Tetſchagus unweit des Adakum habe jedesmal, wenn die Zeit des Betens herangekommen ſey, einen beſtimmten, eigens dazu gewählten Baum erſtiegen, um die Gläubigen an ihre Pflicht zu erinnern.

Es war ziemlich ſpät, als wir vor den unbedeutenden Wällen Priſchib's wiederum mit demſelben Ruf sluschi begrüßt wurden. Mit der Trommel gab man alsbald das Zeichen, daß hier übernachtet würde, und jedermann ſuchte ſich um der Veſte herum ein freies Plätzchen, auf dem man den kommenden Morgen erwarten wollte. Die polniſchen Recruten wurden in das innere Bereich gebracht und unter ſtrenge Aufſicht geſtellt, da beſonders in der Kabardah es iſt, wo dieſe armen Leute von der Furcht, hier ſo fern von dem Vaterlande ihr Leben vertrauern zu müſſen, ergriffen werden und ohne zu wiſſen wohin von dem Orte ihrer Furcht in die nahen Berge und Wälder laufen. Häufig geſchieht es, daß, da ſie des Weges und der Gegenden ganz unkundig ſind, ſie gerade den Ruſſen wiederum in die Hände laufen, um — eine harte Strafe abzubüßen. Nur wenigen gelingt es, bis zu den freien Kaukaſiern zu kommen, wo ſie meiſtens Sklaven desjenigen werden, dem ſie zuerſt entgegentreten, und deßhalb nicht immer einem glücklichen Looſe entgegengehen. Der Sprache nicht mächtig, müſſen ſie erſt dieſe erlernen, und an das rohe und unbequeme Leben der freien Kaukaſier nicht gewöhnt, finden ſie oft trotz der guten Behandlung, die ſie von Seiten der Tſcherkeſſen, nicht aber der Tſchetſchen und Lesgier erhalten, einen zeitigen Tod. Alle Verbindungen mit ihrem Vaterlande ſind ihnen auf jede Art, mögen ſie ſich als treue Soldaten bewähren oder unter dem Schutze eines Tſcherkeſſen ſich befinden, abgeſchnitten, und die Rückkehr in dasſelbe iſt ihnen im erſtern Falle nur nach 20 Jahren möglich. Alle Briefe, die ſie in die Heimath ſenden wollen oder von dort her bekommen, gehen erſt durch die Hände ihrer Behörden, und wehe ihnen, wenn dieſe Klagen über ihr armſeliges Leben enthalten. Für den Kaukaſus wählt man von den Recruten meiſt die aus, welche in ihrem Vaterlande ſich durch ſchlechten Lebenswandel ausgezeichnet haben, und außerdem ſind es Polen,

*) Bell's Journal of a residence in Circassia Tom. I. p. 210.

welche die kaukaſiſchen Regimenter jährlich ergänzen. Da aber der Kaukaſus beſonders von den gemeinen Leuten faſt mehr als die Hölle ſelbſt gefürchtet wird, ſo gehört es zu den ſchwierigſten Aufgaben ſolche Recruten glücklich an Ort und Stelle zu bringen, denn wo es dieſen nur irgend möglich iſt, ſuchen ſie ſich durch die Flucht zu entziehen. In Rußland ſelbſt hilft keine Flucht, denn ſie mögen laufen wohin ſie wollen, ſo müſſen ſie der umſichtigen Polizei wiederum in die Hände fallen. Trotzdem ſie aber dieſes wiſſen und vielleicht ſchon einmal die harte Strafe überſtanden haben, laufen ſie immer wieder fort, um nur noch härtern Züchtigungen entgegen zu gehen. Merkwürdig iſt es, wie die gemeinen Ruſſen im Gegenſatz zu den Polen ſich dabei durch Pfiffigkeit auszeichnen und die letztern es gewöhnlich ſind, die ſich durch Dummheit auszeichnen. Der Ruſſe flieht in der Regel erſt dann, wenn er weiß, daß er nicht mehr aufgegriffen werden kann, und gibt ſich bei den Tſcherkeſſen für einen Polen aus, wohl wiſſend, daß er ſich als Ruſſe nicht derſelben Aufnahme zu erfreuen habe. Er überredet oft einen Polen, mit dem er zuſammen als Recrut transportirt wird, oder mit dem er in einem Regimente dient, zur Flucht, beſonders wenn er weiß, daß dieſer aus der Heimath noch etwas Geld mitgebracht hat, nimmt ihm dieſes ab und kehrt oft, wenn ihm alle Ausſicht zum Weiterkommen abgeſchnitten iſt, von freien Stücken zurück, um dadurch eine gelindere Strafe zu bekommen, während der Pole nach mehreren Tagen unſtäten Irrens doch wieder eingefangen wird. Der Officier, dem es gelungen iſt, eine Anzahl Recruten ohne bedeutenden Verluſt glücklich an Ort und Stelle zu bringen, erhält meiſt eine Belohnung und nicht ſelten ſogar einen Orden.

Außer den Soldaten und Recruten war es nur meinem Gefährten und mir erlaubt, die Veſte zu betreten und wir erhielten in ihr eine ſogenannte Kronwohnung. Man darf freilich hier unter dieſem Namen nicht ein elegantes Logis verſtehen, nicht einmal ein ſolches, wie ich es ſchon in Jekaterinograd beſeſſen, ſondern mein Zimmer war in Priſchib ein drei Ellen im Kubik haltendes Loch, in dem ein Brett, um als Tiſch zu gelten, auf einen Klotz geſchlagen war. An der einen Seite hatte man etwas angebracht, was das Anſehen einer Bank hatte.

Es war mir nicht möglich, in dieſem Zimmer, das unſere

Sachen allein ſchon faſt ausfüllten, lange zu verweilen, zumal wohl auch eine geraume Zeit vergangen ſeyn konnte, ſeitdem es zum letztenmal gereinigt war. Ich ſuchte, nachdem ich von den eingekauften Vorräthen etwas zu mir geſteckt hatte, das Freie außerhalb der Veſte, und erfreute mich an dem ſchönen Abend. Die Umgegend Priſchibs iſt in hohem Grade freundlich, und der nahe Terek mit ſeinem jenſeitigen hohen Ufer und ſeinen raſch laufenden und rauſchenden Waſſern erhöhte mir unendlich den Genuß. Es war das erſtemal, wo ich dieſen in der Geſchichte berühmten Fluß, an dem einſt das mächtige und große Volk der Türken lebte, ſah. Er gab ihm vielleicht den Namen, oder erhielt dieſen umgekehrt von ihm. Es iſt noch Sitte im Kaukaſus und nicht weniger in ganz Aſien, daß ein Volk ſeinen Namen von dem großen Fluſſe, der ſein Gebiet durchfließt, erhält oder umgekehrt dieſen dem ſeinigen gibt. Solche Beiſpiele gibt es in Menge und oft noch werde ich Gelegenheit haben, ſie im Verlaufe meiner fernern Reiſebeſchreibung zu erwähnen. Wie der Terek laut ſtürmend und alles mit ſich fortreißend dem Kaukaſus, ſeiner Wiege, entſtrömt, ſo ſtürzten ſich auch ſeine frühern Bewohner, die Türken, auf Aſien und Europa.

Das kühle Waſſer des Terek lud mich ein, in ſeinen Fluthen meinem Körper wiederum die Friſche zu ertheilen, wornach er ſich nach der Hitze des Tages ſo ſehr geſehnt hatte, zumal mir auch dabei Gelegenheit gegeben wurde, das jenſeitige ſteile Ufer des Fluſſes einer nähern Betrachtung zu unterwerfen. Nachdem ich mich im Waſſer erfriſcht, wanderte ich nach dem jenſeitigen Lande, und erfreute mich der dortigen ſchönen Punkte, welche ſich mir zum Beſchauen der dieſſeits des Terek und Lesgen liegenden großen Kabardah darboten. Die Anhöhe, auf der ich mich befand, gehört dem nördlichen der beiden kleinkabardiſchen Gebirgskämme an, die ohne mit dem Kaukaſus zuſammenzuhängen, die kleine Kabardah und einen Theil von Tſchetſchien, bis dahin wo die Sundſcha ihnen ein Ziel ſetzt, durchlaufen. Der Kaukaſier nennt ſie ſchlechtweg Arük oder Arak, der Ruſſe hingegen Greben — Namen, die genau unſerm deutſchen Wort Gebirgskamm entſprechen. Ihre einzelnen Theile führen, wie ich ſpäter noch in der Beſchreibung des kabardiſchen Landes zeigen werde, verſchiedene Namen; ſo heißt der, an deſſen weſtli-

chem Ende ich mich befand: Dalagareh, und ſeine höchſte Spitze Schkekeſch-no. Dieſe beiden Gebirgskämme beſitzen eine unbedeutende Höhe und mögen einer viel ſpätern Zeit ihren Urſprung verdanken. Sie beſtehen aus einem ſehr lockern, nur leiſe durch Thon zuſammengehaltenen Sandſtein, der ſogar zum Theil durch Gerölle erſetzt wird.

Die bereits untergegangene Sonne mahnte mich plötzlich an den Rückweg, ſo gern ich auch noch einen kaum eine Stunde entfernten türkiſchen Thurm, ein Minaret, das ſüdlich am Terek auf derſelben Seite auf einer Anhöhe liegt und der einzige Ueberbleiſel eines frühern großen Dorfes iſt, betrachtet hätte. Die Ruſſen nennen ihn das nieder-dſchulat'ſche Minaret. Die ganze Ebene am Terek bis an die ſüdliche Gränze der Kabardah, alſo bis an den Karadag, mag wohl früher den Namen Dſchulat (oder Kulat in Petit de la Croix Ueberſetzung von Schereffeddins Lebensbeſchreibung des Timur) geführt haben. Es iſt zwar noch dasſelbe fruchtbare Land, aus dem ſich Timur für ſein ganzes Heer Lebensmittel holen wollte, aber nur üppige Kräuter und zwiſchen ihnen Wild in großer Menge nehmen jetzt die Stellen ein, wo früher Getreidefelder waren.

Dämmerung hatte allmählich die Erde mit einem purpurnen Schleier bedeckt, und trat in Kampf mit dem Lichte des hoch am Himmel ſtehenden Mondes. Mein Reiſegefährte ſowohl als meine beiden deutſchen Landsleute ſprachen ihre große Sorge, welche ihnen mein Ausbleiben verurſacht hatte, aus und warnten, da beſonders auf dem jenſeitigen Ufer häufig Tſchetſchen lauern um unvorſichtige Reiſende zu entführen, mich vor ferneren ähnlichen Excurſionen. Ich ſetzte mich ruhig über eine Stunde zu meinen Landsleuten, und nahm mit ihnen ein gemeinſchaftliches Mahl ein. Das bunte Treiben der Menge um mich intereſſirte mich zu ſehr, um es ſo bald zu verlaſſen, und ſo wanderte ich mit einem jener ruſſiſchen Schwaben durch das verſchiedene Gewühl der Menſchen. Es war eben etwas ganz Anderes und weit verſchieden von allem, was uns dergleichen im Vaterlande geboten werden kann. Meiſtens hatten ſich die einzelnen Glieder unſerer Karawane gruppirt, um ein gemeinſchaftliches Mahl zu ſich zu nehmen, oder waren eben damit zu Ende und legten ſich ohne ein Wort zu ſagen, nachdem ſie den letzten Biſſen zu ſich

genommen, auf die Seite, um in Morpheus' Armen furchtlos den andern Morgen zu erwarten. Es war mir interessant, die verschiedenen Sitten der einzelnen Völker in ihrer Reinheit zu beobachten. Das Zugvieh war abgespannt. Es suchte sich in geringer Entfernung ohne Hüter seine passende Nahrung in den hohen Kräutern und legte sich dann wie seine Herren, wenn es gesättigt war, an derselben Stelle nieder. Ein jeder der Fuhrleute hatte in der Regel nur einen Wagen, aber mehrere gehörten meistens zu einer Familie, die, wenn Ruhe eingetreten war, sich zusammen kauerte und gemeinschaftlich sich das Mahl bereitete. Nächst dem Fuhrwerke ist der Hauptbesitz einer Familie ein Kessel (Kasán), und gilt zugleich für das Band, das die einzelnen Glieder unter einander verbindet. Während es bei uns die Wohnung ist, in der man sich gegenseitig findet, so ist es hier der Kessel, der alle Glieder einer Familie zu gewissen Zeiten um sich vereinigt. Da eben dieser Kessel das allein Bezeichnende einer Familie ist, so zählten sich die nomadisirenden Völker hauptsächlich nach den sich vorfindenden Kesseln. Trotzdem hier am Terek hinlänglich Wasser zur Reinigung derselben vorhanden war, so gab man sich doch kaum die Mühe dazu. Der Kessel wird, da ein Dreifuß zu den unnöthigen Dingen gehört, an der etwas erhöhten Deichsel des Wagens angebunden, und in diesem Zustande unter ihm Feuer angemacht.

Wie interessant war mir ferner alles Uebrige, was sich mir hier in einer kurzen Zeit zu betrachten darbot, und bald schon hatte ich, besonders da die halbe Dämmerung die ärmliche Kleidung mir nicht deutlich zu erschauen erlaubte, mich mit allen den Völkern, die noch vor wenig Stunden mir so erbärmlich vorkamen, ausgesöhnt. Hier saß ein Haufen rüstiger Männer zusammen und ließ seine rauhen und nicht viel umfassenden Stimmen in eintönenden Melodien erschallen. Ein Vorsänger sang in der Regel eine Strophe und das ganze übrige Personal fiel dann mit dreimaligem Wau! wau! wau! ein. Auf die Frage, welche mein Begleiter an einen, der russisch verstand, richtete, welchen Inhalt ihr eben gesungenes Lied hätte, wurde ihm erwiedert, daß sie einen ihrer Helden besungen hätten. Also auch diese rohen Völker sind für das Große empfänglich. Dort saß eine andere Gruppe mit übereinander geschlagenen Beinen,

und blies ruhig den Tabaksrauch aus der kurzen Pfeife in die Lüfte.

Weiter gingen wir und ſtießen auf Tataren, die mit ihrem Geſichte nach Süden, wo Mekka, ihre geheiligte Stadt, liegt, gewendet, ein Gebet des Dankes zum Höchſten, den ſie mit uns gleich verehren, ſandten. Atsch hat la illah hill allah, atsch hat in Mohamed rosull allah *) (ich bekenne, daß nur ein Gott und Mahomed ſein größter Prophet iſt), war der Anfang und der Schluß ihres Gebetes. Dieſen gegenüber ſtanden einige lange Geſtalten gläubiger Schiiten und blickten mit Verachtung auf die ketzeriſchen Sunniten, die außer ihrem Koran noch die Sunna, jene Sammlung der Ausſprüche von Mahomeds nächſten Nachfolgern, als heiliges Buch erkannten. Allah akbar! Koi sen ki Osman, Omar, Abubeker sche hannem itschinda gedsin! (Gott iſt groß! Mögen denn Osman, Omar und Abubeker auf ewig verflucht ſeyn!) iſt die Glaubensformel, mit der die Schiiten jedes Gebet beginnen.

Unſere Karawane, die ſo verſchiedene Völker in ſich faßte, zeichnete ſich auch noch dadurch aus, daß faſt alle europäiſchen und aſiatiſchen Religionen mit ihren verſchiedenen Secten hier vertreten wurden. Die ruſſiſchen Kaufleute repräſentirten die griechiſche, die polniſchen Recruten die katholiſche, meine beiden Landsleute die ſtreng lutheriſche Kirche. Einige Juden, die ſich unter den polniſchen Recruten befanden, waren dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, und zwei uns begleitende Kalmüken murmelten ihr ommanibad maechum fortwährend vor ſich hin. Oſſen, die zum Theil nicht einmal Heiden, ſondern ohne alle Religion ſind, wie ich ſpäter zeigen werde, befanden ſich ebenfalls in Menge unter uns, und belächelten wahrſcheinlich die Gläubigen, von denen ein jeder wähnte, den ächten Ring von ihrem Allvater erhalten zu haben.

Es war faſt Mitternacht, als ich noch einmal ganz allein unſere bereits in hörbaren Tönen ſchlafende Karawane beſah, und

*) Ich gebe hier genau die Worte in dem ächten tatariſchen Dialekt der am Kaukaſus herrſchenden türkiſchen Sprache, wie ich ſie oft gehört, wieder.

dann ruhig der Veſte zuging, um auch mich wiederum für den nächſten Tag zu ſtärken.

Knarrend öffneten ſich die Thore der Veſte, und ich trat in den innern Bereich derſelben ein. Mein Reiſegeſellſchafter lag auf dem Boden unſeres Zimmers, wahrſcheinlich ſchon lange ſich auf dem harten Boden des ſüßen Schlafes erfreuend. Die unbedeutende Räumlichkeit erlaubte mir nicht, auch hier mich auszuſtrecken und gern verließ ich das Zimmer, um in dem Wagen mein Nachtlager aufzuſchlagen. Allerhand Bewegungen meines Gefährten hatten mich auch von der wahrſcheinlichen Anweſenheit der ſchon mehrfach erwähnten ungeflügelten Sechsfüßler belehrt.

Des Morgens halb 5 Uhr wurde Appell geſchlagen, und die Stille des eben dämmernden Tages durch das laute Erwachen der ganzen Karawane unterbrochen. Außerhalb der Feſtung begann ein Treiben und Drängen, ein Durcheinanderlaufen und Schreien, wie es eben unter ſo vielen Menſchen denkbar iſt. Der größte Theil bewegte ſich nach dem nahen Terek, und den Menſchen folgte lautbrüllend das Zugvieh. Noch einmal beſah ich mir die Veſte, die ſchon einigemal den andrängenden Kaukaſiern widerſtanden hatte, und erſah aus den unbedeutenden Wällen, die ein Quadrat um die innerhalb derſelben liegenden 16 — 20 unbedeutenden, mit Schilf bedeckten Häuſer bilden, daß entweder die Tſcherkeſſen oder Tſchetſchen, ſo tapfer ſie auch auf offenem Felde ſeyn mögen, vor Mauern und Wällen eine große Unkenntniß beweiſen, oder daß die darin liegenden Soldaten durch ihre Tapferkeit ſich auszeichnen müſſen.

Es war gegen 6 Uhr, als wir endlich von Priſchib aufbrachen, um nur die unbedeutende Strecke von 25 Werſt (etwas über $3^1/_2$ Meilen) zurückzulegen. Die ganze Karawane bewegte ſich wiederum in derſelben Ordnung und mit derſelben Langſamkeit vorwärts. Das Wetter begünſtigte uns auch heute wie die beiden folgenden Tage, und immer lag noch vor uns das majeſtätiſche Gebirge des Kaukaſus. Ohne auf etwas zu ſtoßen, kamen wir ſchon gegen 10 Uhr an dem Flüßchen Argudan an, und fanden daſelbſt ſchon eine Karawane, die wohl noch ſtärker als die unſrige war, gelagert. Unſere Begleitung wechſelte ſich gegenſeitig ab und wir erhielten die, welche jene bis hieher gebracht hatte. Ueber eine Stunde wurde Halt gemacht und Jedermann

erfreute ſich unter dem Schutze der das Flüßchen umgebenden Bäume gegen die brennenden Sonnenſtrahlen geſichert zu ſeyn. Mit der Flinte auf dem Rücken wanderte ich in Begleitung zweier Ruſſen aufwärts dem Flüßchen, um für den kommenden Mittag den Braten zu ſuchen. Die Kabardah iſt ſehr reich an verſchiedenem Wild und Geflügel, und beſonders findet man hier ſehr viele Faſanen und verſchiedene Arten von Enten. Mit Mühe brach ich mir durch das hohe Gras und Schilf Bahn, hatte aber das Vergnügen, mehrere Stücke der erſtern zu erlegen, und bei der Karawane angekommen den Führer derſelben mit zwei Faſanen zu erfreuen. Es iſt merkwürdig, daß die in den Veſten liegende Garniſon ſich ſo wenig mit der Jagd beſchäftigt, und trotz der ihnen dazu behülflichen Waffen ziehen die Soldaten vor, wenn ſie zu Hauſe ſind, des Müßigganges zu pflegen. Das Fleiſch, das ihnen geliefert wird, iſt nicht immer gut, und da ſie es meiſt für mehrere Tage erhalten, ſo geſchieht es bei der großen Hitze in den Sommermonaten nicht ſelten, daß es halb oder ganz verdirbt. Und doch ziehen ſie vor, es vom Hunger gepeinigt zu genießen, als ſich die geringe Mühe zu geben, Fallen zu ſtellen oder mit der Flinte ſich Wild zu verſchaffen. Meine Faſanen waren dem Lieutenant ein willkommenes und ſeltenes Geſchenk, trotzdem die ziemlich dreiſten Vögel in dem Gebüſche aller Veſten in Menge herumflatterten.

Nach einer Stunde Aufenthalt brachen wir wieder auf, und paſſirten nach einer Stunde das Flüßchen Lesgen.

Es war erſt 2 Uhr, als wir ſchon in der Veſte Uruch, welche ihren Namen von dem Flüßchen, an dem ſie liegt, erhalten hat, ankamen und das Zeichen zum Bleiben gegeben wurde. Ich benutzte die Zeit, um die nächſte Umgebung etwas näher zu betrachten, und wo möglich doch das Innere eines Tſcherkeſſen-Dorfes (Auls) zu beſehen. Der Lieutenant, dem ich mich durch die beiden Faſanen verpflichtet hatte, ertheilte mir alsbald die Erlaubniß, mit zwei Soldaten das kaum eine Stunde entfernte große Dorf Borok, das nach ſeinem Beſitzer den Namen hat, zu beſichtigen. Einer der beiden Deutſchen begleitete mich und diente mir, da er des Ruſſiſchen hinlänglich mächtig war, als Dolmetſcher. Der Vorſicht halber bewaffnete ich mich, und wanderte ſo mit meiner Begleitung dem Dorfe, das an dem Flüßchen Schaker liegt, zu. Einer der Sol-

daten trug die Botaniſirbüchſe, und kaum mehr als eine Viertelſtunde von Uruch entfernt war ſie ſchon ganz angefüllt. Die Wieſen — wenn ich mich des Namens für dieſe mit Kräutern und Gräſern dicht bewachſenen Gegenden, wo man ohne ſich hinzuwerfen ſich leicht verſtecken und den Augen der Menſchen entziehen kann, bedienen darf — unterſcheiden ſich von den unſrigen hinlänglich durch die Höhe und die größere Mannichfaltigkeit der Pflanzen, unter denen Gräſer und Schmetterlingsblüthler nicht ſo häufig vorkommen. Mehr ähneln ſie den Steppen Ciskaukaſiens und Südrußlands in der Zeit, wo durch den Waſſermangel die Sonne den dortigen Boden noch nicht verbrannt hat. Die Prairien Nordamerika's, wie ſie uns Waſhington Irving ſchildert, kommen ebenfalls mit dieſen Wieſen überein. Es treten hier ſchon eine Menge ächt kaukaſiſcher Pflanzen, welche die aus den Bergen ſtrömenden Flüſſe mitgebracht haben, auf. Die Flora der kabardiſchen Wieſen im Frühlinge iſt mir unbekannt, und wenn ich daher hier verſuche von ihr ein Bild zu geben, ſo bezieht es ſich nur auf die Zeit, wo ich die Kabardah durchreiste. Die Gräſer gehören meiſtens den Geſchlechtern an, die auch auf unſern Wieſen vorkommen, erſcheinen aber in einer bedeutendern Höhe, ſo daß unſer kleines Flinker- oder Zittergras (Briza media L.) bis zu drei Fuß hoch und mehr von mir geſammelt wurde. Im Verlaufe meiner Reiſe durch die Kabardah beobachtete ich außerdem: Calamagrostis Epigeios Roth, Phalaris arundinacea L., Agrostis alba L., A. tenui folia M. B., Saccharum cylindricum Lam., Milium vernale M. B., Urachne virescens Trin., Panicum aegyptiacum Retz, P. glabrum Gaud., Melica altissima L., Molinia coerulea Mnch., Molinia serotina M. et K., Briza media L., Dactylis glomerata L., Koeleria cristata Pers., Glyceria arundinacea Kth., Poa arundinacea Lk., P. nemoralis L., P. pratensis L., P. trivialis L., Testuca elatior L., Bromus mollis L., B. commutatus Schrad., B. inermis L., B. tectorum L., Brachypodium sylvaticum Beauv., Triticum repens L., T. junceum L., T. cristatum Schreb., Phragmites communis Trin. etc.

Vorzüglich zahlreich fand ſich die Familie der Compoſiten vor, ſo: Xanthium Strumarium L., Senecio erucifolius L., S. Jacobaea L., S. macrophyllus M. B., S. campestris DC., S. brachyaetus D C., S. racemosus D C., Galatella dracunculoides D C., Tripolium vulgare N. v. E., Inula Helenium L., I.

hirta L., I. britannica L., Pyrethrum achilleifolium M. B., Achillea Gerberi Willd., A. Millefolium L., A. nobilis L., Tanacetum vulgare L., Artemisia austriaca Jcq., A. Marschalliana Spr., A. scoparia W. et K., A. pontica L., A. Absinthium L., A. leptophylla M. B., Eupatorium cannabinum L., Petasites vulgaris Desf., Linosyris villosa DC., Xeranthemum cylindraceum Sm., X. annuum L., Centaurea phrygia L., C. salicifolia M. B., C. Biebersteinii D C., C. Scabiosa L., C. orientalis L., C. Adami Willd., C. centauroides L., Serratula xeranthemoides M. B., Jurinea linearifolia DC., Jurinea Pollichii Steud., Cirsium incanum M. B., C. canum All., C. palustre Scop., Carduus hamulosus Ehrh., C. albidus M. B., Echinops sphaerocephalus L., Scorzonera eriosperma M. B., S. purpurea L. etc. Zu ihnen gesellten sich in großer Menge und von bedeutender Höhe viele Dipsaceen, besonders: Dipsacus laciniatus L., D. pilosus L., Scabiosa ucranica L., S. isetensis L., Trichera montana R. et. S., T. arvensis Schrad. etc.

Weniger zahlreich fanden sich Repräsentanten der übrigen Familien vor, jedoch war an einzelnen Arten unter den Papilionaceen das Geschlecht Astragalus L. reich, und häufig fand ich hier und durch ganz Ciskaukasien: A. contortuplicatus L., A. dasyanthus Pall. A. diffusus Willd., A. galegiformis L.. A. subulatus Pall. etc. Die vorzüglichsten übrigen Pflanzen, welche mir im Wege entgegentraten, waren: Oxytropis pilosa DC., Lotus corniculatus L., Trifolium vesiculosum Savi, Lathyrus incurvus Willd., Althaea ficifolia Cav., A. rosea Cav. A. officinalis L., Lavatera thuringiaca L., Ranunculus acris L., R. polyanthemos L., Thalictrum flavum L., Bunias orientalis L., Sanguisorba officinalis L., Siler aquilegifolium Gärtn., Heracleum villosum Fisch., H. flavescens Baumg., Chaerophyllum maculatum Willd., C. bulbosum L., Anthriscus nemorosus Spr., Valeriana officinalis L., Campanula bononiensis L., C. collina M. B., C. lactiflora M. B., Verbascum ovalifolium Don., V. undulatum Lam., Symphytum asperrimum M. B., Echium rubrum Jcq., E. vulgare L., Anchusa officinalis L., A. paniculata Ait., Nonnea pulla Mnch., Lycopsis arvensis L., Linaria genistifolia Mill., Nepeta nuda L., Salvia sylvestris L., Statice latifolia Sm., S. tatarica L., Urtica dioica L. etc.

Es war Abend geworden, als wir in dem Aul ankamen und uns einer guten Aufnahme bei den Tſcherkeſſen erfreuten, ſo daß es mir leid that, nur eine Stunde verweilen zu können. Was der Haushalt hergab, wurde vorgeſetzt, und um die guten Leute nicht zu betrüben, aß ich ihren nicht reinlich zubereiteten Spießbraten und das trockne, aus Mais bereitete Brod. Die erſte Frage, welche mein Wirth that, der es (ſeinen Worten nach) als ein beſonderes Glück anſah mich zu beherbergen, war, ob ich Hakim (Arzt) ſey, und als ich es ihm bejahete, führte er mich zu ſeiner Tochter, von der ich aber, da ſie ganz mit einem weißen baumwollenen Tuche bedeckt da lag, gradezu gar nichts ſah. Verwundert ſagte ich ihm, daß ich, wenn ich heilen ſollte, auch den Gegenſtand meiner Heilung ſehen müßte, aber eben ſo verwundert antwortete er mir, daß ich, um ein böſes Bein zu curiren, doch auch dieſes nur zu ſehen brauche. Damit lüftete er das Tuch von unten, ſtreifte die weiten rothen Beinkleider in die Höhe, und zeigte mir die böſe Stelle. Es war leider die ſogenannte weiße Kniegeſchwulſt (Tumor albus), die ich bereits in einem vorgerückten Zuſtande vorfand. Das ganze Bein war im hohen Grade abgemagert. Was ich ihm ſagen konnte war nicht tröſtend, da ich ihm, um das Mädchen zu retten, nur ſchleunige Amputation vorſchlagen konnte, und deßhalb den Rath gab, mit ſeiner Tochter nach Pjatigorsk zu gehen. Vielleicht äußerten auch noch die dortigen Mineralwaſſer eine gute Wirkung auf das Bein? Den übrigen Zuſtand des Mädchens näher zu erforſchen, war geradezu unmöglich.

Unſere Ankunft hatte im Dorfe eine große Senſation erregt, und beſonders ſtellten ſich Männer und Kinder in großer Anzahl ein, um die fremden Thiere näher zu beſehen. Daß ich nicht Ruſſe war, ſondern Deutſcher, ſchien bei allen einen guten Eindruck zu machen, und mit der größten Freundlichkeit wurde ich erſucht, eine längere Zeit zu verweilen. Leider mußte unſere Unterhaltung mehr durch Zeichen als mit Worten geführt werden, da mein Wirth faſt der einzige war, der einige Worte ruſſiſch radebrechte.

Die Sonne war untergegangen, als ich den Rückweg antrat, und da es ſich nach tſcherkeſſiſcher Etikette für mich durchaus nicht ſchickte, zu Fuß zu gehen, wurde mir ein Pferd ge-

ſattelt. Von den Vornehmſten des Dorfes begleitet, kam ich in kurzem wiederum in Uruch an. Ich übergehe hier eine nähere Beſchreibung der Tſcherkeſſen, da in den nächſten Capiteln dieſe ſo vollſtändig als es nur möglich iſt, erfolgen ſoll.

Den andern Morgen (den 30 Auguſt) früh um 5 Uhr brachen wir wiederum auf, um am heutigen Tag einen Weg von 35 Werſt bis zur Veſte Ardon zurückzulegen. Wir befanden uns bereits nicht mehr in der großen, ſondern in der kleinen Kabardah. In der Regel läßt man den Terek die Gränze zwiſchen der großen und kleinen Kabardah bilden; allein ein mächtiger Häuptling der letztern, Anſor, nahm ſchon vor langer Zeit die fruchtbare Gegend zwiſchen dem linken Ufer des Terek und dem rechten des Flüßchens Lesgen, was eine Stunde oberhalb des Argudan in den Terek fällt, ein, und wurde alsbald mächtig. Nach ihm hieß die ganze Gegend, die nun das Beſitzthum ſeiner Nachkommen wurde, Anſorieh, und führt bis auf den heutigen Tag bei den Kabardern noch dieſen Namen.

Der ſchöne Anblick des Kaukaſus entzog ſich allmählich unſern Blicken, da ein Ausläufer desſelben, der den Namen Karadag (Schwarzberg) oder Pſchechesch führt, mit ſeinen unbedeutenden Höhen das entfernte Gebirge deckte. Die Gegend bis dahin iſt ſumpfig und zum Theil dem Bache, den die Ruſſen ebenfalls wiederum tschernaja rjetschka (ſchwarzer Bach) nennen, entlang mit Bäumen und Geſträuch bewachſen. Der Terek ſoll hier eine bedeutende Breite beſitzen und eine Menge Inſeln bilden. Auf ſeinem jenſeitigen Ufern liegen Dörfer des Taltoſtaineh (d. i. des Bergherrn), des Beſitzers vom weſtlichen Theil der jenſeits des Terek gelegenen kleinen Kabardah, und ein ziemlich betretener Weg führt zu dem Hauptſitz des Work (Edelmann) Mahomed Anſor und zu dem höher aber ebenfalls am Uruch gelegenen großen Dorfe Kugolk, deſſen Bewohner früher mehr abwärts eine halbe Stunde ſeitwärts der Veſte Uruch wohnten.

Die Sonne brannte heiß, als wir endlich am Karadag und in der am Anfang desſelben liegenden Veſte Ober-Dſchulat ankamen, um uns eine Stunde Ruhe zu gönnen. Dieſe Veſte beſetzt den Eingang eines zwei Meilen langen Thales, das weſtlich durch den Karadag, öſtlich hingegen durch den zweiten (ſüdlichen) kleinkabardiſchen Gebirgsrücken, welcher den Namen Be-

lantſcha führt, gebildet wird. Der Terek verſchmälert durch das Thal laufend dasſelbe, und das Thal kann beſonders von der Stelle aus, wo jetzt die Veſte erbaut iſt, durch einige hundert Mann leicht gegen ein großes Heer vertheidigt werden. Dſchulat iſt demnach der erſte Paß an der großen kaukaſiſchen Militärſtraße und beſitzt eine große Wichtigkeit. Aus dieſer Urſache hat man auch an das ſüdliche Ende des Thales eine zweite Veſte, Durdur, angelegt, die aber, da das Thal nach Süden ſich allmählich erweitert, den andrängenden Kaukaſiern weniger Hinderniſſe in den Wege legen kann; ſie beherrſcht aber nichtsdeſtoweniger die ganze oſſiſche Ebene, die ſich bis an das eigentliche Gebirge hinzieht. Erſt ſeit dem letzten Perſer-Kriege, wo eine große Anzahl Kaukaſier ſich hier verſchanzt hatte und dem Durchmarſch ruſſiſcher Truppen ſich entgegenſetzte, hat man dieſe in ihrer ganzen Größe erkannt, trotzdem ſchon früher Reiſende auf die Wichtigkeit des kabardiſchen Paſſes aufmerkſam gemacht haben.

Der Karadag oder Pſchechesch bildet einen Ausläufer des nordoſſiſchen Gebirges, das an dem Uruch angekommen eine bedeutende Höhe, Atturtübarſon, bildet und nun zuerſt nordwärts und dann öſtlich ſich umbiegend in den Karadag der Gränze zwiſchen der Kabarda und der oſſiſchen Ebene ausläuft. Der über dem Terek liegende Belantſcha hingegen nimmt eine dem nördlichen kleinkabardiſchen Gebirgsrücken parallele Richtung an, iſt nur wenig breiter, und endigt ebenfalls aber ſchon früher und zwar unweit der Feſtung Grosnaja an der Sundſcha. Man nennt ihn auch deßhalb Sundſcharük.

Es that mir leid, das ganze zwei Stunden lange Thal, das jetzt noch den Namen Tatartup führt, nicht näher unterſuchen zu können, da ich mich ohne hinlängliche Begleitung nicht aus dem Bereiche der Veſte begeben durfte, und unſere Karawane meinetwegen ſich nicht aufhielt, denn hier findet man noch zahlreiche Ueberbleibſel einer vergangenen Größe. Die Zeit, wo die ehemals hier gelegene Stadt Tatartup erbaut wurde, iſt ebenſo unbekannt als die, wo ſie zuerſt keine Bewohner mehr hatte. Trotzdem ſie nicht unbedeutend geweſen ſeyn mag, ſo findet man ſie doch faſt nirgends erwähnt. Nur die Geſchichte von Derbend (Derbend nameh), welche auf Befehl des Tatarchans Gerai der Bewohner

von Derbent Mohamed Awabi Akthachi verfaßte, und der Italiener Joſaphat Barbaro ſprechen von ihr.

Nach dem erſtern heißt ſie eigentlich Dſchulat und erhielt nach ſeiner Zerſtörung durch die krimſchen Tartaren den Namen Tatari-Schehr, d. i. Tatarenſtadt. Der Name Tatartup mag erſt viel ſpäter entſtanden ſeyn. Demnach könnte die Stadt mit Madſchar, zumal ſie mit dieſer zuſammen genannt wird, erbaut ſeyn. Zur Zeit Timurs muß ſie reich geweſen ſeyn, denn in deſſen letztem Kriege mit Tochtamiſch wollte dieſer ſich, wie wir oben geſehen haben, daſelbſt verproviantiren. Reineggs erzählt zuerſt von den Ruinen, die zu ſeiner Zeit dort geweſen ſind und meint, daß der Ort erſt ſeit achtzig Jahren wüſt läge; demnach wäre er zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts verlaſſen worden. Güldenſtädt, der auch dieſe Gegenden beſuchte, zählt daſelbſt noch ſieben Ruinen: eine Meſched, drei Minarets, zwei chriſtliche Kirchen und ein Gebäude mit einem unterirdiſchen Gewölbe. Außerdem fanden ſich noch eine Menge Gräber theils in Form von gemauerten Gewölben im ganzen Thale vor, theils erſchienen ſie beſonders außerhalb des ſüdlichen Einganges, alſo ſchon in der oſſiſchen Ebene, in Form der in Ciskaukaſien und Südrußland vorkommenden Hügel, welche die Ruſſen Kurgan, die Bewohner dieſer Gegenden aber Tepá nennen.

Bei meiner flüchtigen Unterſuchung des ganzen Thales fand ich nur einen Minaret, unbedeutende Mauern, von denen man die Steine zum Bau der Caſernen verwandt hatte, und eine Menge Grabmäler und zwar von beiderlei Sorten. Die Caſerne ſchien mir ſogar aus der Meſched, von der Güldenſtädt ſpricht, erbaut zu ſeyn. Trotz aller Nachſuchungen habe ich keine Inſchrift irgendwo entdecken können. Die Grabmäler ſchienen ein verſchiedenes Alter zu haben, und oberhalb der Veſte Durdur beobachtete ich, wie es auch ſchon Dubois de Montpereux gethan hatte, einige ganz friſch aufgeworfene Gräber. Güldenſtädt erzählt von zwei Steinen in der Mitte des Thales, welche die arabiſche Inſchrift ihrer Beſitzer und die Jahrzahl 1745 und 1765 enthielten. Man ſieht hieraus, daß noch wenige Jahre vor Güldenſtädt die Sitte, hier wichtige Todten zu begraben, herrſchte. Nach Reineggs ſollen in einigen halb offenen Gräbern unverweste Leichen, die ſogar biegſam geweſen wären, gefunden worden ſeyn. Alle Mo-

hammedaner der Umgegend betrachten Tatartup als einen geheiligten Ort, und die Fürſten von zehn Meilen im Umkreiſe laſſen ſich gern daſelbſt begraben, da die Sage, wie zu Reineggs Zeit, auch jetzt noch ſich dort vorfindet, daß der Prophet Elias hier wiederum erſcheinen würde, um die Menſchen zum Guten zu führen. Von hier aus wären auch die Verſtorbenen dem Elias näher, und würden von ihm ſogleich in das Paradies und in das Reich der Huris geführt. Die Ruſſen hätten zwar jetzt am Ein- und Ausgang von Tatartup Feſtungen erbaut, um das Erſcheinen des Propheten Elias zu verhindern, allein die Stunde ſey jetzt näher als je, wo die Lehre Mohammeds über den ganzen Erdkreis verbreitet werde, und die Chriſten ſämmtlich bekehrt würden. Pygmäen ähnliche Geiſter bewachten die Ueberreſte der hier liegenden heiligen Männer, und durchzögen auf Haſen reitend ängſtlich das Thal, um jede Bewegung der Ruſſen zu bewachen.

Nach allem dieſem ſcheint es, daß Tatartup ſpäter gar nicht mehr bewohnt war, ſondern ein Begräbnißplatz, an dem alle wichtigen Todten begraben wurden, geweſen iſt. Die Meſcheds und Minarets wären eben in dieſem Fall erbaut worden, um den dahin Wandernden Gelegenheit zur Ausübung der Pflichten ihrer Religion zu geben. Da entweder Pietätsgefühle oder die Beſtattung eines Todten ſelbſt die gläubigen Mohammedaner hieher führte, ſo waren Gotteshäuſer in hohem Grade nothwendig. Stellt doch Klaproth die Behauptung auf, daß Madſchar (wenigſtens ſpäterhin) ebenfalls ein Begräbnißort geweſen ſey, und ſo viel man auch in der neueſten Zeit dagegen geſprochen hat, ſo behält dieſe ſeine Meinung doch eine große Wahrſcheinlichkeit, die freilich nie zur Gewißheit kommen kann, da unverzeihliche Gleichgültigkeit der damaligen dortigen Beamten den dort angeſiedelten Coloniſten erlaubte, ſich beim Baue ihrer Häuſer der Ruinen Madſchars zu bedienen.

Dubois de Montpereux vergleicht Tatartup auch mit Madſchar, trotzdem er die Ruinen, welche man unter dem letztern Namen verſteht, gar nicht geſehen haben kann. Derſelbe berühmte Reiſende begeht einen zweiten, faſt unbegreiflichen Irrthum dadurch, daß er den noch jetzt im Norden des Thales von Tatartup befindlichen Minaret, nachdem die Veſte Ober-Dſchulat auch den Namen Minaretsk führt, in die Nähe

der am ſüdlichen Ausgang des Thales gelegenen Veſte Durdur ſetzt, und dieſer nach dem Thurme den Namen geben läßt. Von dem noch zu Güldenſtädts Zeit unweit des Durdur befindlichen Minaret iſt aber jetzt keine Spur mehr vorhanden, während der eine am nördlichen Ausgange noch ganz ſo ausſieht, wie ihn wenige Jahre vor mir Dubois ſah. Er iſt von Backſteinen erbaut, noch ſehr gut erhalten, und beſitzt eine Höhe von achtzig Fuß. Eine Thüre führt in das Innere zu einer Wendeltreppe, welche aber nach oben ganz verfallen iſt.

Meine oben ausgeſprochene Behauptung gewinnt noch mehr Wahrſcheinlichkeit, wenn man den Namen Tatartup ſelbſt noch etwas näher betrachtet. Tup iſt ohne Zweifel das tatariſche Tepa, Tupa oder Stupa, d. i. Hügel, Grabhügel, Begräbnißplatz; Tatartup hieße demnach ein Tatarenbegräbniß.

Die Tataren Kiptſchaks waren ferner Nomaden, wie auch jetzt noch die Ueberbleibſel derſelben, die Nogaier, es ſind und hatten keine feſten Plätze zu ihrer ſtehenden Wohnung. Aber ſie liebten, wie die vor ihnen hier wohnenden Komanen, ihre Todten an einen geheiligten Ort zu begraben und machten deßhalb mit ihnen weite Reiſen.

Allen dieſen Gründen ſtehen aber die beiden zu Güldenſtädts Zeiten in Tatartup befindlichen Kirchen entgegen, da auf keinen Fall die Mohammedaner erlaubten, daß auch Chriſten an ihren geheiligten Orten begraben würden. Jetzt, wo freilich von dieſen Kirchen wohl keine Spur mehr zu finden iſt, läßt es ſich, wenn wir einem glaubwürdigen Reiſenden, wie Güldenſtädt war, nicht unbedingt Glauben ſchenken, nicht mehr nachweiſen, ob ſie einer frühern oder ſpätern Zeit ihre Erbauung verdanken. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht für das erſte, zumal wir auch wiſſen, daß unter Johann dem Schrecklichen das Chriſtenthum unter den Tſcherkeſſen und Oſſen verbreitet wurde. Die Kirchen der damaligen ruſſiſchen Miſſionäre ſcheinen aber von keiner Bedeutung geweſen zu ſeyn.

Auf jeden Falle wurde, wie ſchon oben geſagt, die ganze Ebene am Terek von der Stelle an, wo Beſchtamak aufhört, bis zum Karadag (oder Pſchecheſch) Dſchulat genannt, da es in Timurs Lebensbeſchreibung beſtimmt heißt, Timur zog dem Lande Kulat zu, indem er den Lauf des Terek, den er paſſirt war,

verfolgte. In dem Auszug des Derbend-Namey von Klaproth (Nouv. Journ. asiat. III. p. 442) wird Dſchulat auch Tatari-Schehr (d. i. Tatarenſtadt, Tatartup) genannt und geſagt, daß Dſchulat den letzten Namen deßhalb erhalten habe, weil nach der Zerſtörung der Stadt durch den Chan der Krim ſich viele Tataren daſelbſt niedergelaſſen hätten. Später (S. 456) werden Tatari-Schehr (hier Scheheri-Tatar) und Dſchulat neben einander genannt. Klaproth meint deßhalb, daß Dſchulat auf der rechten Seite des Terek geſtanden habe, und der obengenannte Niederdſchulat'ſche Minaret ein Ueberbleibſel jener Stadt ſey; Tatartup hingegen ſey Tatari-Schehr. Timur ſey nun ferner nach Klaproth nicht nach der zuletzt genannten Stadt, ſondern nach der Gegend zu, wo der Niederdſchulat'ſche Minaret ſteht, gezogen. Dabei läßt Klaproth Timur den Koiſu und die Sundſchah, nicht aber den Terek paſſiren, wo er dann allerdings auf dem rechten Ufer des Terek geblieben wäre. Die Verſchanzungen, welche Timur aufgeworfen hat, will Klaproth ſogar bei ſeinem Dortſeyn am Ausfluſſe des Kurp noch geſehen haben und behauptet demnach, daß daſelbſt die Schlacht geliefert worden ſey. Allein, wenn ich der Ueberſetzung von Petit de la Croix trauen darf, ſtanden Timur und Tochtamüſch erſt auf dem rechten Ufer des Terek einander in Schlachtordnung gegenüber, allein der letztere, wahrſcheinlich um ein günſtigeres Terrain zu ſuchen, brach plötzlich auf, und zog ſich an die Ufer der Kura *) zurück. Timur paſſirte nun ebenfalls den Terek, um, wie es heißt, in das Land Kulat zu gehen und ſich daſelbſt aufs neue mit Lebensmitteln zu verſehen. Er muß demnach ziemlich nahe an Tochtamüſch vorbeigezogen ſeyn, der ihm auf dem Fuße folgte. Auf dem hohen Ufer des Terek ſtellte ſich Timur in Schlachtordnung, und den 15 April 1395 (nach Hammer-Purgſtall) kam es zu dem für Tochtamüſch ſo unglücklichen Treffen. Der Ort, wo die Schlacht vorfiel, war demnach am Terek, unweit der Stelle, wo die Malka in ihn fällt.

Wenn wir demnach Dſchulat nicht als eine beſtimmte Stadt,

*) Hammer-Purgſtall nennt den Fluß in der Geſchichte der goldenen Horde S. 359 Kurp, was wohl auch richtig wäre, wenn Timur nicht den Terek paſſirt hätte.

ſondern als eine fruchtbare Gegend betrachten, die ſich öſtlich ſogar über den Terek ausdehnte, und ihrer Fruchtbarkeit halber ſehr bewohnt war, wie die Ruinen aus einer frühern Zeit noch beweiſen, ſo wäre es vielleicht auch möglich, daß Tatartup zum Begräbnißplatz der Bewohner des Landes Dſchulat gewählt worden ſey. Die Sitte, die Todten dahin zu begraben, wäre dann auch nach der Verwüſtung Kulats geblieben. Tatartup wäre demnach nicht gleichbedeutend mit Tatari-Schehr, ſondern nur deſſen Begräbnißplatz geweſen.

Petit de la Croix's *) Meinung, daß Tatartup ſeinen Namen von einem Hunnenſtamme Sien-Pi, gewöhnlich aber Topa genannt, erhalten habe, hat ſchon Klaproth **) hinlänglich widerlegt.

Vor Mittag wurde wiederum Appell geſchlagen und die ganze Karawane ſetzte ſich in Zug. Wenn mir bis jetzt unſer langſames Vorwärtskommen oft zum Ueberdruß geweſen war, ſo hatte heute der Schneckengang durch das Thal von Tatartup für mich geflügelte Eile. Alle Augenblicke blieb ich zurück und wurde gerade in dem Augenblicke, wo ich glaubte etwas Intereſſantes beobachten zu können, von einem Koſaken wiederum in die Nähe des Zuges zurückgeführt. So kam ich allmählich bei der Veſte Durdur vorbei in die oſſiſche Ebene, ohne viel geſehen zu haben. Wie ich ſchon oben geſagt habe, ziehen ſich eine Menge von Grabhügeln durch die Ebene hinein. Mit dem Eintritt in dieſelbe hatten wir die Kabardah verlaſſen und befanden uns in Oſſien, einem Lande, das im Kaukaſus am wichtigſten iſt und deſſen Bewohner die Verbindung zwiſchen den aſiatiſchen und europäiſchen Völkern des indogermaniſchen Stammes bilden. Doch ich will mich mit dieſem Lande und ſeinen Bewohnern nicht länger aufhalten und die Reiſe bis Wladikaukas weiter verfolgen.

Wir gingen heute noch zwei Meilen weiter und langten gegen Abend endlich an der Veſte Ardon an. Eben ſo wenig mir es möglich war, in der Kabardah ruhig zu bleiben, eben ſo ſehr trieb

*) Mémoires historiques et géographiques sur les pays situés entre la mer noire et la mer caspienne p. 152. Klaproth nennt das Werk fälſchlicherweiſe Voyages historiques et géographiques dans le pays etc.

**) Klaproth, Reiſe II. Theil Seite 367.

es mich in der oſſiſchen Ebene vorwärts. Dem Kaukaſus war ich auf einmal um vieles näher getreten und vor den nahen Höhen waren die Eisſpitzen ganz verſchwunden. Dieſe ſchöne oſſiſche Ebene wird nach Norden von dem Karadag eingeſchloſſen und ſetzt ſich ſüdlich bis hart an das Gebirge fort, öſtlich hingegen wird ihr durch den Terek, über den die Ebene ſich fortſetzt, ſelbſt eine Gränze geſetzt.

Mit der Flinte auf dem Rücken und der Botaniſirbüchſe in der Hand wanderte ich von Ardon hinaus ins Freie und erfreute mich an dem hohen Wuchſe der mir entgegen tretenden Kräuter und Gräſer, in denen wohl ſelten die Senſe der Menſchen gehaust hatte. Wo das Schwert und die Büchſe nothwendig iſt, da hat der Menſch keine Zeit der friedlichen Senſe ſich zu bedienen, um ſeinem Vieh für den Winter die nöthige Nahrung zu verſchaffen. So in mich gekehrt, wanderte ich weiter. Wie viele Tauſend Menſchen könnten hier glücklich neben einander wohnen und von den Früchten des Samens, den ihr Fleiß der fruchtbaren Erde vertraut, die Tage ihres Lebens ſich erhalten? So haben aber wilde Thiere die Gegenden, wo Menſchen ſelbſt ſich gegenſeitig verfolgen, eingenommen und vertragen ſich oft friedlicher neben einander. Tauſenderlei Gedanken gingen an meiner Seele vorüber: da hörte ich auf einmal das Stampfen von Roſſen aus der Ferne. Aufgeſchreckt ſah ich der Gegend zu, woher der Ton kam, und acht Tſcherkeſſen ſprengten auf leichten Pferden gerade auf mich zu. An ein Entfliehen war nicht zu denken und ſo blieb ich ruhig ſtehen, dem Ausgange entgegenſehend. Unwillkürlich ſpannte ich beide Hähne meines Gewehres, als wenn dieſes mich vor einer Gefangenſchaft ſchützen könnte, und hielt dasſelbe vor mich hin. Mitten im Laufe wurden vor mir die Pferde angehalten, und einer der Reiter, ein ſchöner Mann, frug mich, wahrſcheinlich wer ich ſey und was ich hier mache? Das Herz pochte in hörbaren Schlägen und eine Stimme in mir ſagte: jetzt wirſt du in das Gebirge entführt. Da ich weder den Sprecher, noch dieſer mich verſtand, zeigte ich auf die eben von der untergehenden Sonne beſchienene Veſte. Da ſprengten die acht Reiter wieder dahin. Meinen Augen kaum trauend ſah ich den gefürchteten Tſcherkeſſen nach und erfreute mich meiner Freiheit. Die Wirklichkeit ſelbſt ſchien mir nicht mehr wahr zu ſeyn, ſo ſehr hatte ich in der kurzen Zeit mich ſchon an die

Gefangenſchaft gewöhnt. Allmählich wurde es aber in mir ruhiger und ſchnellen Schrittes eilte ich der Veſte zu, ehe es vielleicht jenen Reitern einfallen könnte zurückzukehren. Dort erfuhr ich, daß es ſogenannte friedliche Kaukaſier, die ihrer Heimath wieder zuritten, geweſen ſeyen. Unweit der Karawane waren auch ſie abgeſtiegen und erwarteten, auf das weiche Gras hingeſtreckt, mit uns den nächſten Morgen.

Den 31 Auguſt früh um fünf Uhr brachen wir wiederum auf, um heute bis zu dem 34 Werſt (5 Meilen) entfernten Wladikaukas zu kommen. Der Weg führte auf der oſſiſchen Ebene fort, aber unſere faſt rein ſüdliche Richtung hatte ſich in eine oſt-oſt-ſüdliche verändert. Wir paſſirten eine Menge größerer und kleiner Flüſſe und unter ihnen den Ardon, an deſſen nördlichem Ufer die Veſte gleichen Namens lag, und kamen ſchon zeitig in der Veſte Ardon an dem Fluſſe gleichen Namens an, um daſelbſt eine Stunde auszuruhen. Weiter zogen wir dann und langten, ohne irgend etwas zu begegnen was der Erwähnung werth wäre, ſchon um vier Uhr Nachmittags in Wladikaukas auf dem jenſeitigen Ufer des Terek an.

Vierzehntes Capitel.

Beſchreibung Tſcherkeſſiens.

Beſorgniſſe über die ſiegende Macht Rußlands; unvollkommene Kenntniß Tſcherkeſſiens; Spencer; Begriff Tſcherkeſſiens; verſchiedene Ausdehnung des Landes; Transkubanien; Gränzen; Bewohner; Beſchaffenheit; Gebirge; der tſcherkeſſiſche Kaukaſus; Schogaleſch; Salzlager; Naphthaquellen; der eigentliche Kaukaſus; der Elbrus mit ſeinen Ausläufern; Tutungebirge; die beiden Aruk; Flüſſe: der Kuban; beide Indſchik; Urup; Laba; Schagwaſcha; Pſchezis; Terek; Uruch; Malka; Tſcherek; Urwem; Tſchegem; Bakſan; Klima; Krankheiten; Intermittens; Abaſſen; Nogaier; Tataren.

Der verzweifelte Kampf der Tſcherkeſſen gegen die andrängende Macht Rußlands hat ſeit einem Jahrzehent ein Volk aus der Vergeſſenheit und Geringſchätzung, worin es bis dahin verſenkt war, hervorgezogen und ganz Europa blickt jetzt unverwandt nach Oſten auf das tapfere Häuflein der Tſcherkeſſen. Wenn auch der hartnäckige Widerſtand und der keine Gränzen kennende Muth der letztern allenthalben eine rühmliche Anerkennung finden muß, ſo würden die Tſcherkeſſen doch nicht dieſe

Berühmtheit erlangt haben, wenn nicht zufällige Umſtände die Sympathie Europa's für das bedrängte Volk jetzt mehr als je in Anſpruch nähme. Die ungeheure Ausdehnung des ruſſiſchen Reiches und deſſen im Innern raſch fortſchreitende Cultur weist ihm im europäiſchen Staatenbunde eine der wichtigſten Stellen an. Was Wunder demnach, wenn alle Völker Europa's, für die doch mehr oder weniger die Morgendämmerung der Freiheit beginnt, mit Beſorgniß auf den ſteigenden Einfluß des Selbſtherrſchers aller Reußen als des Repräſentanten der unumſchränkten Monarchie blicken, wenn ein Theil von ihnen mit ihren Fürſten in der Furcht lebt, von dem ungeheuren Koloſſe erdrückt zu werden, und ein anderer neidiſch auf die ſtets wachſende Macht blickt. Man verkennt aber gewiß die Tendenz Rußlands, wenn man wähnt, daß jetzt ſein Beſtreben nur darauf ginge, ſeine Macht im Weſten auszudehnen und Deutſchland unter die Aufſicht ſeiner Bajonette zu ſtellen. Mit der Eroberung von Deutſchland hörte Rußland auf Rußland zu ſeyn und das ungeheure Reich würde in ſich zerfallen. Es kennt Rußland demnach die Gefahren, welche dann hereinbrechen würden, und ſucht zunächſt ſeinem Innern die feſten Bande zu verleihen, durch die es allein der Zeit trotzen kann. Und wenn es auch den Gedanken der Vergrößerung (von dem freizuſprechen mir nie in den Sinn gekommen iſt) in ſich trägt, ſo richtet ſeine Aufmerkſamkeit ſich doch nur nach Aſien, den für ihn wichtigſten Erdtheil, um zunächſt dort für ſeine errichteten Fabriken, die nirgends in Europa Abſatz finden, dieſen zu ſuchen und ihnen zu verſchaffen. Das iſt es auch, was beſonders England, das bis jetzt faſt allein den aſiatiſchen Handel beſaß, fürchtet. Noch vor zwölf Jahren hielt kein Engländer es für möglich, daß die rohen Bewohner Rußlands, die mit Bären und Wölfen ein Land bewohnten, ihnen den Alleinhandel in Aſien, wenn auch nicht entreißen, doch dieſem gefährlich werden könnten. Aus ſeinen ſorgloſen Träumereien aufgeſchreckt, ſpie auf einmal der engliſche Handelsſtand Gift und Galle gegen ein Volk, das er bis dahin gar nicht geachtet hatte. Um den eigenen Egoismus und die tief inwohnende Gewinnſucht zu bedecken, wurde von England aus zuerſt der nordiſche Autokrat verdächtigt und als Feind jedes höhern Aufſchwunges geſchildert. Die Tſcherkeſſen, mit denen damals die

Kriege lebhafter als je geführt wurden, waren die erſten Märtyrer der Freiheit, und da wirklich dieſes Volk durch einen ritterlichen Geiſt, der nicht leicht wo anders gefunden wird, ſich auszeichnet, ſo lag die Sympathie, die jedermann für die Tſcherkeſſen ergriff, nahe, und das Siegsgeſchrei derſelben hallte, wie früher das der Polen, durch ganz Europa. So ſteht es mit dem Intereſſe Tſcherkeſſiens.

Faſt alle engliſchen Zeitungen, denen ſich viele franzöſiſche anſchließen, nehmen alle Berichte, welche ihnen, beſonders wenn ſie den Ruſſen nachtheilig ſind, zukommen, begierig in ihren Blättern auf und geben ſich gewöhnlich gar nicht die Mühe, ſich mit den dortigen Localitäten zuvor vertraut zu machen, um groben Irrthümern zu entgehen. Engländer unterſtützen auf alle Weiſe die Tſcherkeſſen im Kampf gegen Rußland und ſcheuen ſelbſt die Gefahren nicht, Reiſen dorthin zu machen, um dem bedrängten Volke beizuſtehen. Drei kühne Abenteurer, Bell, Longworth und Stewart, durchzogen Jahre lang Tſcherkeſſien, um ſeine Bewohner im Kampf gegen die Ruſſen zu beſtärken. Sie verſäumten nichts, um den Haß gegen Rußland anzuſchüren, und die Beſchreibungen ihrer Reiſen liefern eine Menge intereſſanter Daten, die bis jetzt von keinem Reiſenden erwähnt wurden. Die letztern würden aber noch um vieles wichtiger geweſen ſeyn, wenn Bell und Longworth nicht einfache Kaufleute geweſen wären und den engliſchen Nationalſtolz nicht ſtets durchblicken ließen. Trotz des langen Aufenthaltes in Tſcherkeſſien vermag Bell die Tſcherkeſſen nicht von den Abaſſen zu unterſcheiden und wirft Stämme von beiden durcheinander.

Man darf ſich nicht wundern, daß ich nicht auch die mehrere Auflagen erlittene Reiſebeſchreibung von Spencer erwähnt habe. So lange Spencer aber nicht mehr Beweiſe von ſeinem Aufenthalte in Tſcherkeſſien bringt, ſo lange muß ich wenigſtens die Wahrheit ſeiner Reiſe bezweifeln. Von allen den neuen Dingen, deren Bell ſo viele erwähnt, erzählt Spencer nichts, und viele ſeiner Namen gehören ohne Zweifel nicht in das Reich der Wirklichkeit. Sein ganzes Buch iſt voller Widerſprüche, und nur die ſchöne bilderreiche Sprache in demſelben iſt, wie der Weihrauch den er ſeinen Landsleuten ſpendet, die Urſache, daß es zwei oder gar drei Auflagen erlitten hat. So, um nur ein Beiſpiel anzu-

führen, iſt ihm in Konſtantinopel die Sklaverei ein Gräuel, in Tſcherkeſſien hingegen findet er es gut, daß jeder Fremde (d. h. Ruſſe) ergriffen wird, um als Sklave verkauft zu werden. Er meint, es ſey nun einmal ſo Sitte. Nur wo die Engländer herrſchten, ſey Menſchlichkeit und Freiheit, und er ſchlägt deßhalb der engliſchen Regierung vor, einen Hafen an Tſcherkeſſiens Küſte einzunehmen und die Unterwerfung der Tſcherkeſſen mit geneigter Miene anzunehmen. Die Engländer, ſo ſpricht er weiter, ſeyen eine Nation von Shopkeeper, und da ſey eben Tſcherkeſſien, zumal der engliſche Handel in Deutſchland einen bedeutenden Stoß erlitten, das Land, wo es viele Waaren abſetzen könne. Factiſch iſt übrigens von Spencers Reiſe, daß er mit dem Grafen Woronzoff längs der tſcherkeſſiſchen Küſte geſegelt iſt.

Der Begriff Tſcherkeſſiens iſt bis jetzt, trotz der neueſten Reiſebeſchreibungen eines Dubois de Montpereux, eines Bell, Longworth ꝛc., unbeſtimmt geblieben, und bald verſtand man nur die am ſchwarzen Meere lebenden Kaukaſier darunter, bald wollte man alle Bewohner der nördlichen Abhänge des Kaukaſus als Tſcherkeſſen anerkennen. Franzöſiſche Blätter der vorigen Jahre, trotzdem Dubois de Montpereux, ſelbſt ein Franzoſe, eine ziemlich genaue Beſchreibung des Kaukaſus geliefert hat, laſſen ſogar Kachetien (die Ebene des Alaſan), die öſtliche jenſeits des Kaukaſus liegende Provinz Gruſiens, von Tſcherkeſſen bewohnt werden und ſetzen es wiederum in die Nähe von Anapa und Suchum-Kaleh. Es iſt aber auch nicht leicht, die Gränzen Tſcherkeſſiens anzugeben, da die Tſcherkeſſen ſich nicht rein erhalten, ſondern ſtets mit ihren Nachbarn, den Tataren und Abaſſen, vermiſcht haben. Nur die herrſchenden edeln Familien ſind in der Regel noch ächt tſcherkeſſiſchen Stammes, während das Volk mit Abaſſen, Tataren, Nogaiern ꝛc. gemiſcht erſcheint. Vor allem haben ſich die Kabarder und Beslenen am reinſten erhalten. Die große Gefahr, welche von Seiten der Ruſſen ihre Unabhängigkeit bedroht, hat das Drückende der tſcherkeſſiſchen Herrſchaft ſehr gemildert, und während die Tſcherkeſſen ſonſt früher in beſtändigem Kampf unter ſich waren, haben ſie ſich gegenwärtig vereinigt, und die unterworfenen und freien Abaſſen zu einem Bündniß gegen den gemeinſchaftlichen Feind aufgefordert. Deßhalb ſehen wir jetzt außer den Tſcherkeſſen beſonders noch Abaſſen im offenen

Kampfe mit Rußland, und alle Völker, welche im Nordweſten des Kaukaſus wohnen, führen trotzdem den Namen Tſcherkeſſen, zumal die Abaſſen zum Theil gern den Namen ihrer frühern Herren annehmen.

Ferner blieben die Verhältniſſe im Kaukaſus nicht immer dieſelben und in jedem Jahrhundert veränderten ſie ſich, aber ſtets ſpielen die Tſcherkeſſen, je mehr die Oſſen ihren Einfluß verlieren, eine um deſto wichtigere Rolle und ihre Fürſten werfen ſich allenthalben bald im Oſten oder Norden, bald im Weſten als Herrſcher auf. Die Streitigkeiten unter den kiptſchak'ſchen Mongolen begünſtigten zuerſt die Ausbreitung ihrer Macht, und während im Weſten des nördlichen Kaukaſus die Komanen in der Kuban, der ſie, ſo wie auch dem ſie durchſtrömenden Fluß ihren Namen wahrſcheinlich mittheilten, unter dem Namen der kuban'ſchen Tataren ſich feſtſetzten, ſehen wir im Oſten des Gebirges die Tſcherkeſſen herrſchen, denn Rubruquis und Plan Carpin ſetzten dorthin ihr Circaſſia. Die Chane der Krim wurden der Macht der Tſcherkeſſen, von denen ein Stamm, die Kabarden, den ganzen nördlichen Weſten ſich unterworfen hatte, bald gefährlich und drängten dieſe wiederum nach Oſten vor. Damals ſcheint der ganze nördliche Kaukaſus vom ſchwarzen bis zum kaſpiſchen Meere den Namen Tſcherkeſſien geführt zu haben. Mit der Zeit, wo die Ruſſen zuerſt in Terki ſich feſtſetzten, beginnt der Verfall der tſcherkeſſiſchen Macht im Oſten, und wenn auch daſelbſt noch von Tſcherkeſſen geſprochen wird, ſo verliert ſich doch allmählich der Name daſelbſt und er beſchränkt ſich nur noch auf den weſtlichen Theil des Kaukaſus bis faſt an die Sundſcha. Trotz der ſcheinbaren Anerkennung der ruſſiſchen und krim'ſchen Oberherrſchaft von Seiten eines großen Theiles der Tſcherkeſſen, üben die letztern doch fortwährend auf alle Völker im nordweſtlichen Kaukaſus, beſonders auf Abaſſen, auf die im Kaukaſus wohnenden Tataren, auf Nogaier und Oſſen eine Art Herrſchaft aus, und ihre Fürſten werden durch den ganzen Kaukaſus hoch geachtet. Viele Häupter ſelbſt im Oſten knüpften durch Verheurathungen mit tſcherkeſſiſchen Fürſten gern Verbindungen an und liebten ſogar Tſcherkeſſen genannt zu werden. So blieb es nun bis auf den heutigen Tag, und fortwährend heißt der nordweſtliche Kaukaſus Tſcherkeſſien.

Es wäre daher vielleicht am beſten, die nicht ganz richtige Bezeichnung Tſcherkeſſien für die beſtimmten Gegenden zu verbannen, wenn der Name nicht ſchon zu allgemein verbreitet wäre und wir einen andern und beſſern an die Stelle ſetzen könnten. Die Ruſſen haben ſchon oft die irrige Bezeichnung Tſcherkeſſiens gefühlt und nannten daher alle jenſeits des Kuban bis an die Schlucht von Gagrah und den Kamm des Kaukaſus wohnenden Völker Sakubansky (Transkubaner). Von dieſen aber unterſchieden ſie die Kabarder. Wäre genannter Name auch bei andern Völkern gebräuchlich geworden und könnte er auch auf beide Kabarden und auf die dieſen unterworfenen Tatarenländer bezogen werden, ſo bezeichnete wohl Transkubanien noch am beſten das Land. So iſt man aber gezwungen, den Namen Tſcherkeſſien beizubehalten und darin alle Völker des nordweſtlichen Kaukaſus wohnen zu laſſen, die entweder ächte Tſcherkeſſen ſind oder tſcherkeſſiſche Fürſten beſitzen, und endlich die, welche jetzt mit ihnen gemeinſchaftliche Sache gegen Rußland machen.

Folgende Gränzen bezeichnen demnach das Land näher. Im Norden wird es durch die Linie (Kuban, Malka und Terek) genau beſtimmt; öſtlich ſind die Tſchetſchen und Inguſchen Nachbarvölker, und eine Linie jenſeits des Terek von Mosdok grade ſüdlich herabgezogen trennt das Gebiet der erſteren von dem der Tſcherkeſſen. Südlich bildet der Pſchechaſch und deſſen Fortſetzung jenſeits des Terek, dann das Hauptgebirge: Mjaſchich-Par, Tuturguh, Dſchumantau, Maruch, Niſiri und endlich der Oſchten mit ſeiner Fortſetzung bis zum Meere die Gränze. Im Weſten liegt das ſchwarze Meer.

Tſcherkeſſien befindet ſich demnach zwiſchen dem 54° 40′ und 62° 25′ ö. L. und zwiſchen dem 43° und 45° 14′ n. B.

Nach dieſen Gränzbeſtimmungen bewohnen das ſo beſtimmte Tſcherkeſſien außer ächten Tſcherkeſſen noch:

1) Sämmtliche Abaſſen außer den ſogenannten Kuſch-Haſip, d. h. außer den jenſeits des Maruch und Oſchten wohnenden. Mit Recht werden die Kuſch-Haſip deßhalb unter dem Namen Abchaſen (richtiger eigentlich Awchaſen) unterſchieden, zumal ſie unter zwei die Oberherrſchaft Rußlands anerkennenden Fürſten ſtehen.

2) Die nördlich von der großen Kabardah bis zum Mjatſchich-Par, Tuturguh und Elbrus wohnenden Tataren.

3) Die aus der Krim und aus Taman ausgewanderten Tataren.

4) Die zwiſchen Kuban und Laba wohnenden Nogaier.

5) Oſſen im Süden der kleinen Abaſſah und im Weſten der großen Kabardah.

6) Nekraſoff'ſche Koſaken.

Das Land gehört keineswegs zu den fruchtbarſten Gegenden, trotzdem es nördlich die ſchönſten Ebenen, ſüdlich hingegen bewachſene Berge beſitzt und eine Menge größerer und kleinerer Flüſſe es hinlänglich mit Waſſer verſehen. Im Norden ſind die Ufer der Flüſſe flach, weßhalb dieſe im Frühjahr oft ihr Bett verlaſſen und beträchtliche Ueberſchwemmungen hervorrufen. Die daraus entſpringenden Nachtheile werden um ſo größer, als das Waſſer keinen Abfluß erhält und dadurch den Boden ſumpfig macht. Beſonders iſt dieſes mit dem Kuban der Fall, und zwar in hohem Grade bei dem Landwege der Olga-Stanitze im Norden des Schapſuchen- und Pſchebuchen-Gaues und gegen deſſen Ausfluß hin; jedoch bedecken ſchöne Wieſen die Ebenen, undurchdringliche Wälder hingegen die unbedeutenden Höhen. Wenn hier aber erſt europäiſche Cultur Wurzel gefaßt haben wird, dann wird auch der Boden, weniger der Geſundheit ſchädlich, den Fleiß des Ackerbauers hinlänglich belohnen. Der Süden iſt rauhes Gebirgsland, das jedoch immer wie die Schweiz vortreffliche Weiden liefert und wie dieſe für Viehzucht geeignet erſcheint. Vieheerden ſind auch der Hauptbeſitz der Tſcherkeſſen des Südens ſowohl als des Nordens.

Im Weſten wird Tſcherkeſſien vom Kaukaſus oder vielmehr von einem vom Oſchten nordweſtlich dem Meere parallellaufenden Gebirgsrücken, der wie alle nicht den Kern des Kaukaſus bildenden Vorberge den Namen der ſchwarzen Berge bei allen umwohnenden Völkern führt, durchzogen. Trotz meiner häufigen Nachfrage im Kaukaſus ſelbſt konnte ich keinen andern beſtimmten Namen für dieſes Vorgebirge erfahren, und ſo wird es wohl am beſten ſeyn, dieſen Theil des Kaukaſus den tſcherkeſſiſchen Kaukaſus zu nennen, um dadurch die häufig zu Irrungen Anlaß gebende Bezeichnung der ſchwarzen Berge ganz zu vermeiden. Die Alten nannten ihn bald das kerauniſche, bald das koraxiſche Gebirge, und Reineggs hat deßhalb zur nähern Bezeichnung dieſes Theiles des Kaukaſus den erſten Namen gebraucht. Einige Schrift-

ſteller des Alterthums nennen aber auch den öſtlichen Theil des Kaukaſus kerauniſches Gebirge, und aus dieſer Urſache hielt ich es auch nicht für gut, dieſen Namen mit Reineggs zu gebrauchen. Der tſcherkeſſiſche Kaukaſus beginnt nordweſtlich unter dem Ausfluß des Kuban mit unbedeutenden Höhen, bis er in dem Vorgebirg Iſſuſup ſeinen erſten Kern erhält und durch von Norden herkommende Berge, welche den Namen Schogaleſch (altes Weiße) beſitzen, verſtärkt, mächtiger geworden den ſchon mehrere tauſend Fuß hohen Merchotſchi *) bildet. Nun erſt geht der tſcherkeſſiſche Kaukaſus als bedeutender Gebirgsrücken in einer Entfernung von 2 bis 6 Meilen dem Meere parallel und ſchickt nordöſtlich dem Kuban, ſüdweſtlich hingegen dem Meere zu Arme, zwiſchen denen zum großen Theil unbedeutende Flüſſe ſich befinden. Seine bedeutendſten Höhen ſind die Kiusfeſa, von der der Tſchopſin entſpringt, der Nagoi-Koich und Tſchegerek, von welchen beiden letzteren die Quellen vieler Flüſſe entſpringen.

Wenn auch der tſcherkeſſiſche dem eigentlichen Kaukaſus an Höhe weit nachſteht, und erſt gegen den Oſchten hin Berge von 8 bis 10,000 Fuß Höhe auftreten, ſo zeichnet er ſich nichtsdeſtoweniger durch enge Thäler, tiefe Schluchten und ſteile Felſenwände aus. Das Wildromantiſche wird aber wiederum dadurch gemildert, daß allenthalben üppige Kräuter oder undurchdringliche Wälder wuchern. Die vorherrſchende Gebirgsart iſt nach Dubois de Montpereux der ſogenannte Fucoiden-Schiefer, der hie und da aber noch von kalkigen Maſſen bedeckt wird. Im Norden, wo das Gebirge ſich in die Ebene des Kuban verläuft, treten nach dem Meere hin Alluvialgebilde auf, nach Oſten hingegen erſcheint vorherrſchend Muſchelkalk auf Sandſtein gelagert und häufig noch von Mergel bedeckt. Wei-

*) Auf einer Karte des von General Schubert in Petersburg jetzt herausgegebenen Atlaſſes des weſtlichen Rußlands führt der tſcherkeſſiſche Kaukaſus vom Anfang bis zum Merchotſchi den Namen Pſchewaleff, ein Name, der wahrſcheinlich eine Verſtümmelung des ächt tſcherkeſſiſchen Schogaleſch iſt. Der Merchotſchi heißt hier auch Weljaminoff, wahrſcheinlich zu Ehren des bekannten Generals und frühern Befehlshabers der ciskaukaſiſchen Truppen dieſes Namens. Er war, wie ich ſpäter weitläufiger erzählen werde, der erſte, der im Jahre 1834 vom Kuban aus den Merchotſchi erſtieg, um auf die jenſeitige Abdachung des Kaukaſus nach Gelentſchik zu gelangen.

ter nach Osten hin vertritt aber der Sandstein oft ganz die Stelle des Muschelkalkes. Es scheint jedoch, als wenn auch noch später sich Niederschläge im Norden des tscherkessischen Kaukasus und zwar im Lande der Abadsechen gebildet hätten, denn ein Stück Kalkschiefer liegt vor mir, das aus jener Gegend stammt und dem Solnhofer lithographischen Steine sehr ähnelt. Im Süden hingegen treten vom Nagoi-Koich und Schegerek, zweien bedeutenden Spitzen, an granitische und porphyrische Gebilde auf.

Daß unter dem Sandsteine der nordischen Abhänge Salzlager sind, ist gewiß, denn Bell besuchte im Lande der Abadsechen ein kesselartiges Thal, das eine Menge Salzquellen zeigte, und eben so sah er in dem Bezirke Adda oder Ada im Gaue der Natochuadschen eine Salzquelle, die freilich nur $1\frac{1}{3}$ Procent reines Kochsalz lieferte. Wenn daher die Tscherkessen diese Quellen zu benutzen verständen, so würden sie nicht so oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, des Salzes halber den Frieden mit den Russen zu suchen.

Die Naphthaquellen, die ich bei der Beschreibung Tschernomoriens schon erwähnte und auf der Halbinsel Taman in Form der sogenannten Schlammvulkane erscheinen, kommen auch im Süden des Kuban vor, denn Bell beschreibt eine im District Ada, welche aus einem Conglomerate von Muschelkalk hervorquillt. So zahlreich jedoch, wie sie uns der in Purpur geborne Constantin im Lande Papaja, also ungefähr eben daselbst schildert, sind sie heutigen Tages nicht mehr, aber man sieht noch deutlich Spuren aus der Zeit, wo es in der Werkstätte des Hephästos lebendiger war, denn Bell fand in dem Thale des Bachan noch häufig Schwefel, selbst Stücke von einem Fuß im Durchmesser und einzeln Bimsstein.

Der eigentliche Gebirgsrücken des Kaukasus, der im Westen seinen ersten Kern durch den schon oft erwähnten Oschten erhält, zieht sich in fast rein östlicher Richtung als südliche Gränze von Tscherkessien hin und trennt dieses zuerst von Abchasien, dann von Swanien und Radscha, und endlich von Ossien, um dann das letztere Land in drei Zügen zu durchlaufen. Seine Hauptspitzen sind nächst dem Oschten der Nisiri, Maruch, Dschumantau, Elbrus (von den Tscherkessen Nogai-Huschha, d. i. Nogaier-Berg, genannt), Katún-Tau, Agúschtan, Miatschich-Par und Gurau. Mächtige Arme sendet er zuerst durch Abassien, an dessen Gränze ein zweites Vorgebirge,

das ebenfalls Schiefer zur Hauptfelsart beſitzt und den Namen Achmet führt, ihm entgegenkommt und ſich mit ihm verbindet, um Abaſſien und den Gau Beslen in hohem Grade gebirgig und unzugänglich zu machen. Vom Elbrus gehen drei Arme nördlich und nordweſtlich aus, die den Weſten des tatariſchen Kreiſes und der Kabardah durchlaufen. Der Oſchchamacho ſcheidet beide genannte Kreiſe, der Tſchalpak und Kindſchal hingegen machen den Weſten der Kabardah rauh und gebirgig. Ein vierter Arm, im Anfange dem Hauptrücken gleich, zieht ſich in rein nördlicher Richtung zwiſchen den Quellen des Kuban und der Malka, die größtentheils auf ihm entſpringen, hindurch und hängt genau mit den drei Vorgebirgen, den Fuchs-, Fünf- und ſchwarzen Bergen (Baralük, Beſchtau und Scheb-Karagatſch) zuſammen. Ich nenne ihn, da ein beſtimmter Name fehlt und nur die einzelnen Berge benannt ſind, das Kubangebirge, da es auf der rechten Seite des Kuban nach Norden ſich hinzieht und in dem ſich ebenfalls dem Kuban entlang ziehenden Vorgebirge Scheb-Karagatſch ausläuft. Von den genannten drei Vorgebirgen läuft das erſte zwiſchen der Malka und der Podkumok, das zweite zwiſchen der Podkumok und der Kuma, und das dritte erſtreckt ſich, wie wir bei der Beſchreibung Ciskaukaſiens ſchon geſehen haben, weit nach Norden und Weſten Ciskaukaſiens.

Oeſtlich vom Elbrus beſteht der Kaukaſus zwar nur aus einem Hauptrücken, aber dieſer ſendet nach Norden ihm an Höhe faſt gleiche Arme, die mit dem Tutungebirge, ebenfalls einem ſchieferigen Vorgebirge, das wie die übrigen Vorberge wiederum den Namen der ſchwarzen Berge führt, in verſchiedenen Verbindungen ſtehen. So ziehen ſich zwiſchen dem Bakſan und Tſchegem die Dſchardſchiberge, zwiſchen Tſchegem und Tſcherek die Dumala-Kaja hindurch und vom Guran, mit dem das mittelofſiſche Gebirge beginnt, entſpringen drei große Arme Zuaſchti, Baldür-Galü und Nagapſchi. Der letzte als der öſtlichſte und bedeutendſte ſcheidet die Digoren von den in Tſcherkeſſien wohnenden Balkaren und läuft in mehreren Ausbreitungen durch die kabardiſche Ebene. Dasſelbe thun auch die Baldür-Galü. Der Zuaſchti hingegen verbindet ſich mit dem Tutun-Gebirge und bildet dann den bedeutenden ſich ebenfalls in

der Kabardah verlierenden Gebirgsrücken Anzünt. Von nun an bildet das Vorgebirge Pschechesch (also das von der bedeutenden Höhe Sagkaseffzek erst nordwärts, und dann von dem nur wenig niedrigern Berge Sürgüffzek ostwärts laufende nordossische Gebirge) die fernere Gränze zwischen Tscherkessien und Ossien.

Jenseits des Terek durchziehen die beiden Arük, von denen ich schon oben gesprochen habe, die kleine Kabardah, und der südliche, der vielleicht als Fortsetzung des Pschechesch angesehen werden kann und den Namen Belantscha führt, bildet zum Theil die Gränze gegen die Inguschen.

Nachdem ich nun auf diese Weise das Terrain Tscherkessiens und besonders den Kaukasus mit seinen Armen und Vorgebirgen daselbst näher bezeichnet habe, wird es nun nothwendig die Flüsse, welche das Land bewässern, näher zu beschreiben.

Der Hauptfluß Tscherkessiens ist der Kuban (Kuman nog. Kubin abass. Psischeh, d. i. alter Fluß, tscherk). Er entspringt im Hochgebirge von den nördlichen Abhängen des 15,420 Fuß hohen Elbrus im Gau der Karatschai und setzt sich aus den Bächen Kulan und Ulükan zusammen. Seine Richtung ist zuerst rein nördlich. An der Gränze des genannten Gaues nimmt er den Churfuk und später auf der linken, d. i. westlichen Seite die Teberda und Schona, auf der rechten Seite hingegen die unbedeutenden Flüßchen: Mara Kalmursa, Temirsu, Utschkul, Dschaginal, Dschegota, Tanly (Taschly bei Klaproth) und Tochtamüsch, sämmtlich in der kleinen Abassah, auf. Das zuletzt genannte Flüßchen bildet die Gränze derselben gegen Ciskaukasien. Nun läuft der Kuban fortwährend in nördlicher Richtung als Gränzfluß Tscherkessiens und Ciskaukasiens, wendet sich bei der Tataren-Stanitza westlich und dann nach 35 Werst wieder nördlich, um nun nach 50 Werst endlich seinen Lauf rein westlich und zwar später als Gränzfluß Tscherkessiens und Tschernomoriens fortzusetzen. Hier wird er ziemlich breit und schiffbar. Seine Ufer sind aber morastig, bilden eine Menge Teiche und Seen und machen deßhalb den Uebergang schwierig. Bevor er sich unterhalb der Halbinsel Taman in das Meer ergießt, schickt er nordwärts einige Arme, welche oberhalb Taman das Meer erreichen, führt nun den Namen Kara-Kuban

d. i. ſchwarzer, moraſtiger Kuban (der übrigens nicht mit einem ſpätern Fluſſe gleichen Namens verwechſelt werden darf, ſ. den 12ten Nebenfluß), und bildet, bevor er in das Meer tritt, einen großen See Kiſiltaſch, *) der vom Meere nur durch eine ſchmale Landenge getrennt wird.

Mit ſeinem Austritt aus der kleinen Abaſſah erhält der Kuban von der nördlichen Seite her unbedeutenden Zufluß, und zwar den Batmakly, Gongunly, Barſukly, Utſch-Barſuk, die Kamůſchewataja und die Ternoffka. Deſto beträchtlicher iſt aber die Zahl der Flüſſe, welche ſich ſüdlich in ihn ergießen, da alle Flüſſe, welche auf der Nordſeite des Kaukaſus öſtlich vom Elbrus bis weſtlich zum Oſchten und auf der Weſtſeite des tſcherkeſſiſchen Gebirges, ſo wie von dem Achmetgebirge entſpringen, mit dem Kuban ſich vereinigen. Trotzdem dieſe zwar ihres kurzen Laufes halber unbedeutend ſind, werden ſie doch dadurch wichtig, daß die Thäler, in denen ſie fließen, meiſtens auch von beſondern Verbrüderungen bewohnt werden. Die wichtigſten von ſeinem Austritt aus der kleinen Abaſſah ſind:

1) Der kleine Indſchik (Indſchik-Schieh **) tſcherk. Kotſchik Silintſchik tat. Maloi Selentſchuk ruſſ.) entſpringt mit ſeinen Bächen Kardenek, in den der Aſſaut ſich ergießt, und Maruch vom Dſchumantau und durchfließt die kleine Abaſſah.

2) Der große Indſchik (Indſchik-Güſchkua tſcherk. ***), Ulu Silintſchik tat., Bolſchoi Selentſchuk ruſſ.) ſetzt ſich aus den Bächen Biberd †), Bſchegok und Kefar ††) zuſammen, durch-

*) Uneigentlich wird jetzt dieſer See Kiſiltaſch, d. i. Goldland, genannt, da der Sage nach die Kabarder, als ſie die Krim, wo ſie wahrſcheinlich ſehr gedrückt wurden, verließen und auf Taman überſetzten, dieſes Kiſiltaſch nannten.

**) So heißt dieſer Fluß bei Klaproth, allein „klein" heißt im Tſcherkeſſiſchen „Suk".

***) So heißt dieſer Fluß ebenfalls bei Klaproth, allein groß heißt im Tſcherkeſſiſchen „Schoh", oder nach dem Vocabulaire tſcherkeſſe in der franzöſiſchen Ausgabe von Klaproths Reiſe, im 2. Bande Seite 398, „Jnc, Jin" oder „Gin".

†) Wahrſcheinlich iſt Pallas' Marauch (ſ. deſſen Reiſe nach den ſüdlichen Statthalterſchaften Rußlands, 1. Bd. S. 367) derſelbe Fluß, da an ihm die Biberder leben. Er fällt jedoch in den großen Indſchik.

††) Pallas nennt ihn Jefr, den Kefar hingegen Zich.

fließt ebenfalls die kleine Abaſſah und ergießt ſich in dem Diſtricte der Manſur-Nogaier, unweit der jetzigen Stanitza Newinnomüsk, in den Kuban.

3. Der Urup (Arp oder Uarptat) hat auf dem Niſiri ſeine Quellen und fließt da, wo der Kuban zum zweitenmale ſich nördlich wendet, unweit Protſchnoi-Okop in dieſen. Er entſpringt im Gau der Baſchilbai, durchfließt dieſen, bildet dann die öſtliche Gränze der Beslenen, aus deren Gau er den kleinen und großen Tegen aufnimmt und ſcheidet endlich die Naurus- von den Manſur-Nogaiern.

4. Die Laba, unſtreitig der größte Nebenfluß, entſpringt in der großen Abaſſah im hohen Gebirge des Oſchten, ſetzt ſich beſonders aus der großen und kleinen Laba und dem Chods zuſammen und empfängt zahlreiche Flüſſe und Bäche, beſonders den Tſchamlük oder Salpuk (Tſcholpok bei Pallas) aus dem Achmetgebirge kommend, und den Fars (Jumanſu, d. i. ſchmutziges Waſſer bei Pallas) mit den Nebenbächen Pſefir, Pſechuſch, Ponako und Kalch aus den Porphyrbergen des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus entſpringend. Weiter nördlich nimmt ſie noch den Ul (Bulanſu? bei Pallas) und Giag auf. Die Laba beginnt demnach in der großen Abaſſah, durchfließt den Gau der Beslenen und bildet dann die Gränze zwiſchen den Naurus-Nogaiern einerſeits und den Mochoſchen und Kemurquähen andererſeits. Bei der Feſtung Uſt-Labinsk (d. i. Laba-Mündung) ergießt ſie ſich in den Kuban.

5. Das Flüßchen Pſinaſa, wenig weſtlicher fließend.

6. Die Schagwaſcha (d. i. hohe Fürſtin, Schauketſcheh tat., Bjelaja, d. i. der weiße, reine Fluß) entſpringt auf dem Nogai-Koich und Schegerek im Gebiete der Ubychen und läuft durch das Land der Abadſechen, um dann die Gränze zwiſchen den Jegorokoiern, Kemurquähen und Ademi einerſeits und den Hattuquähen andererſeits zu bilden. An der Gränze von Tſchernomorien und Ciskaukaſien ergießt ſie ſich in den Kuban. Sie gehört mit dem Urup und der Laba zu den größern Nebenflüſſen und nimmt im Lande der Abadſechen viele Flüſſe und unter dieſen den Pſeg oder Pſog auf.

7. Weniger unbedeutend iſt der Pſchiſch mit ſeinem Ne-

benfluß der Pſchaha. Sein oberer Lauf iſt ganz unbekannt, weiter unten ſcheidet er aber die Hattuquähen von den Tſchertſcheneis.

8. Der unbedeutende Tagamlük (Sitſa bei Bell).

9. Der Pſchaß.

10. Der Pſakups, von Bell fälſchlich Karakuban genannt. Nach einigen Bächen folgt nun:

11. Der Sup (bei Pallas und Reineggs Kisljar-Keten) mit ſeinem Nebenfluß Onobat.

12. Der Afips (Kara-Kuban bei den Tataren) mit ſeinen Nebenflüſſen Schepſch und Dogwoi.

13. Der Ubin.

14. Der Jl.

15. Der Afips.

16. Der Chabl.

17. Der Antchir.

18. Der Pſchezis (auch Nuagatſchi genannt) nächſt der Schagwaſcha der bedeutendſte Fluß. Mit dem Pſiſch, Pſakups und Afips bildet er die Flüſſe zweiter Größe. Erſt nach der Vereinigung der Flüſſe Bugundur, Abin und Adakum, von denen die beiden erſten im Oſten, der letztere hingegen im Weſten ſich ausbreiten, erhält er dieſen Namen. Eine Menge Bäche entſtrömen dem Norden des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus, beſonders dem Merchotſchi und dem Schogaleſch, um ihr Waſſer dem Adakum und Abin zuzuführen. An Nebenbächen reicher iſt der erſtere und der Schips, Nebitſchik, Haberdah und Bachan ſetzen ihn vorzüglich zuſammen. Bevor der Pſchezis in ſeinem rein weſtlichen und dem Kara-Kuban parallelgehenden Laufe in dieſen ſich mündet, nimmt er noch von Süden her beſonders vom Schogaleſch kommend auf: den Scheſch, Pſebebſi, Nefil und Waſtogai.

19. Der Tuſupſch fließt zu gleicher Zeit mit dem Kara-Kuban in den Kiſiltaſch.

Während der Kuban mit allen ſeinen ſüdlich und weſtlich in ihn ſich mündenden Nebenflüſſen faſt allein Tſcherkeſſien durchfließt, ſo gehört der ihm an Größe nichts nachgebende Terek nur zum Theil ihm an, da Anfang und Ende dieſes Fluſſes außerhalb dieſes Landes liegen. Seinen Namen erhielt er wohl ſicher ſchon früher, bevor die aus Süden an-

drängenden Oſſen oder Aſſen den Kaukaſus mit ſeinen nördlichen Ebenen einnahmen, von den damaligen Bewohnern, den türkiſchen Stämmen (aus denen wohl ſicher, wie ich ſpäter zeigen werde, die Tſcherkeſſen hervorgingen), und Terek bedeutet demnach Türkenfluß — eine Meinung, die man früher ſchon (beſonders durch Eichwaldt) ausgeſprochen hat. Der Terek entſpringt, wie wir ſpäter noch genauer ſehen, im Oſſen-Gau Turſo. Sobald er aus dieſem herausgetreten iſt, geht er rein nördlich und bildet das Thal, durch das die große Militärſtraße führt. Bei der Veſte Dſchulat tritt er in Tſcherkeſſien ein, läuft bis an die Linie fortwährend nördlich und verändert von da an ſeine Richtung in eine öſtliche, von nun an die Linie bis an das kaſpiſche Meer bildend. Unweit Mosdok verläßt er Tſcherkeſſien, was er von Jekaterinograd an nördlich begränzte, bildet zwiſchen Tſchetſchien und ſpäter nachdem er die Sundſcha aufgenommen hat, zwiſchen den Kaſi-Kumücken und Ciskaukaſien die Gränze und ergießt ſich dann in das kaſpiſche Meer.

Von den vielen Flüſſen, welche ſich in den Terek ergießen, ſind für uns die wichtig, welche ganz oder zum Theil Tſcherkeſſien angehören. Wenn wir demnach den Terek von ſeinem Eintritte in Tſcherkeſſien verfolgen, ſo nimmt er bis zu ſeinem Austritt auf ſeiner linken Seite folgende Flüſſe auf:

1. Den Uruch (bei Güldenſtädt Iref); entſpringt im Gau der Digoren und ſetzt ſich daſelbſt aus den Hauptbächen Chaltſchi- und Digor-Don*) zuſammen. Da wo das nordoſſiſche Gebirge ſich umbiegt, um den Pſchecheſch zu bilden, tritt er in Tſcherkeſſien ein, bildet ein breites Thal und fließt unweit der Uruchſchen Veſte in den Terek.

2. Den Lesgen und

3. den Argudan. Sie erhalten ihr Waſſer aus Bächen, die faſt ſämmtlich auf den Fortſetzungen des Baldür-Galü entſpringen.

4. Die Malka (Balka von den Tſcherkeſſen genannt). Sie entſpringt von der nordöſtlichen Seite des Elbrus und des Kubangebirges, nimmt zahlreiche Bäche vom Bermamuk und Mowahannah, vorzüglich die beiden nördlicher entſpringenden und

*) Don bedeutet im Oſſiſchen Fluß.

ihr an Stärke gleichen Flüsse: Kasaut und die kleine Malka auf und bildet bis zu ihrem Einflusse in den Terek unweit Jekaterinograd die Linie. Ihr Lauf ist demnach rein östlich. Alle Flüsse der großen Kabardah und des tatarischen Tscherkessiens, welche vom Hauptgebirge des Kaukasus vom Elbrus bis Gurau, oder von dem nördlicher liegenden schwarzen Berge entspringen, vereinigen sich mit ihr und machen ihren Umfang so bedeutend, daß sie bei ihrem Einfluß in den Terek diesem an Größe nichts nachgibt. Der Theil der kabardischen Ebene, in welchem die größten Flüsse, nachdem sie sich zu einem Strome vereinigt haben, in ihn sich münden, hat, zumal sich auch bald darauf die Malka in den Terek ergießt, den Namen Beschtamak, d. i. die fünf Mündungen erhalten. Die wichtigsten sind, wenn wir die Malka stromaufwärts gehen, folgende:

a. Der Tscherek; er entspringt im Gau Balkar, geht zwischen dem Anzünt und Buschtun-Tau dem östlichen Theile des Tutun-Gebirges aus diesem, empfängt von Westen her den Chulam und die Choi und tritt in die Kabardah, wo er reichlichen Zufluß besonders durch den zwischen dem Baldürgalü und Zuaschti fließenden Pfugamsu erhält.

b. Der Urwan bildet eigentlich nur einen Seitenarm des Tscherek, wird aber dadurch, daß er den von Burtun-Tau entspringenden Naltschik aufnimmt, bedeutend, erhält als Zufluß später noch die Schalucha, steht durch einen Seitenarm wiederum mit dem Tschegem in Verbindung und ergießt sich endlich zurück in den Terek.

c. Der Tschegem entspringt aus dem Hauptrücken des Kaukasus, gibt dem Theil des tatarischen Tscherkessiens, den er durchfließt, seinen Namen, tritt zwischen dem Achkaja und Lacha aus dem Tutungebirge in der Kabardah ein und vereinigt sich zunächst mit dem Baksan.

d. Der Baksan entspringt ebenfalls auf dem Hauptgebirge und zum Theil selbst vom Elbrus, erhält aber seinen vorzüglichsten Zufluß aus dem Oschchamascho und tritt zwischen dem Alti-Ajak, einer bedeutenden Höhe des Tschalpak, und dem Lacha aus dem tatarischen Tscherkessien, um in die Kabardah zu gelangen. Er vereinigt sich erst mit dem Tscherek, bevor er in der Malka einmündet. In seinem obern Laufe nimmt er den Kert-

man, Kindschal und Gundelen auf, die sämmtlich vom Kindschalgebirge und Tschalpak entspringen.

e. Der Baksanenok oder der kleine Baksan entspringt in den östlichen Ausläufern des Kindschal und ist der unbedeutendste der genannten Flüsse.

Die Flüsse, welche der Terek auf seiner rechten Seite aufnimmt, sind sehr unbedeutend und fließen sämmtlich in die kleine Kabardah. An der südlichen Gränze derselben nimmt er den aus dem Inguschen-Gebirge kommenden Kumbalei, später den Anbasch, beide von Süd-Osten kommend, und endlich, nachdem schon die Malka von der linken Seite sich in ihn ergossen, den Kurp auf. Der letztere entspringt auf den nördlichen Abhängen der Belantscha und theilt dann den Achlowischen Gebirgskamm in zwei Theile, bald darauf in den Terek mündend.

Alle Flüsse, welche außer dem Kuban längs der Küste sich in das schwarze Meer ergießen, sind von Norden nach Süden: Semes, Hapetsai, Pschad, Beschi, Tschopsin, Dschubgeh, Schapsucho, Nigepsucho, Aguia, Tuaps, Makupseh, Waja, Sukusch, Schachah, Leup, Saschah, Ardu und Gesch.

Nach diesen vorausgeschickten Bestimmungen wird es begreiflich, warum das Klima in einem verhältnißmäßig kleinen Lande nicht gleichmäßig ist, und während im Norden die Hitze im Sommer bis auf 30 (nach eigenen Erfahrungen) und 31° (nach Dr. Conradi in Pjatigorsk) steigt, im Süden stets eine kühle und angenehme Luft weht. Die Temperatur daselbst ist nach der Höhe sehr verschieden und erst über 11,000 Fuß beginnt die Schneelinie. In der Ebene der Kabardah zeigt sich der Winter meistens gelind, doch kommt es nicht selten vor, daß mehrere Wochen, ja sogar einige Monate lang ununterbrochen Schnee und dann meist von bedeutender Höhe liegt. Im strengen Winter 1837/38 war das Thermometer bis auf 21° R. gesunken und der Schnee lag vom 20. Decbr. 1837 bis zum 27. Februar 1838. Die Hitze des Sommers kühlt sich häufig durch von Nordosten herkommende Winde ab, wodurch aber nicht selten, wenn diese unerwartet kommen, Krankheiten hervorgerufen werden. Leberkrankheiten, und besonders Gallenfieber erscheinen nicht selten gegen Ende Mai oder August epidemisch. Das Land

müßte nach ſeinen klimatiſchen und telluriſchen Verhältniſſen geſund ſeyn, wenn ſich nicht auch hier die Wahrheit beſtätigte, daß culturloſe Gegenden ſich der Geſundheit des Menſchen feindſelig zeigen. Es ſcheint ſich wirklich aus der Fäulniß organiſcher Stoffe, welche in cultivirten Ländern in der Landwirthſchaft vortheilhaft benutzt werden, ein eigenthümliches Miasma zu bilden, was die Luft ungeſund macht und denen, die dieſe einathmen, ſchädlich wird. Im hohen Sommer, wo dieſe Ausdünſtungen am ſtärkſten vor ſich gehen, iſt auch die Gefahr in dieſen Ländern zu wohnen, am größten, und dann iſt nicht minder die Regenzeit, welche in den Monaten November und März oder etwas früher ſich einſtellt, gefährlich, weil das Waſſer die Auflöſung in der Erde liegender organiſcher Stoffe begünſtiget. Die gewöhnliche Krankheit iſt dann das kalte Fieber, und wenige Menſchen gibt es, welche nicht in geringerem oder ſtärkerem Grade davon ergriffen werden. An den Küſten des ſchwarzen Meeres wird ſelbſt das Vieh davon befallen und ich ſah Hühner, welche ſchlotterten. Vieles zur Verſchlimmerung tragen freilich die unbequemen Wohnungen, welche durchaus nicht gegen die äußern Einflüſſe hinlänglich ſchützen, und die verſchiedene Nahrung bei. So erkrankten im Jahre 1836 in der Veſte, die auf dem Vorgebirge Ardler nach ſeiner Einnahme errichtet wurde, von zwei Bataillonen mehr als die Hälfte, und unter ihnen befand ſich auch der damals dort commandirende General Simbursky und bald darauf der ihn allein vertretende Oberſtlieutenant Nordenſtamm. Ein Glück für die Ruſſen, daß die Tſcherkeſſen die günſtige Gelegenheit zur Ueberrumpelung verſäumten.

Nur wenige Gegenden Tſcherkeſſiens gibt es, welche an und für ſich ungeſund ſind, und zu ihnen gehören die moraſtigen Ufer des Kubans, ſo wie der nördliche Theil des Schapſuchen-Gaues. Aber auch hier ließe ſich durch Ziehen von Gräben vieles verbeſſern.

Tſcherkeſſien wird, wie ſchon geſagt, außer von den Tſcherkeſſen vorzüglich noch von drei ganz verſchiedenen Völkern: Abaſſen, Nogaiern und Tataren bewohnt, über welche die Tſcherkeſſen von jeher eine Suprematie ausübten. Dieſe vier verſchiedenen Völker haben ſich zum großen Theil ſo untereinander vermiſcht, daß es jetzt ſchwer wird, die Gaue nach den Völkern,

welche ſie bewohnen, zu ſondern. Von Tſcherkeſſen vorherrſchend werden die Gegenden am Terek und ſüdlich von der Malka bis zu dem Tutungebirge, alſo die kleine und große Kabardah, der nördliche und weſtliche Theil des Achmetgebirges und alle Thäler der aus dem tſcherkeſſiſchen Kaukaſus nordöſtlich entſpringenden Flüſſe von der rechten Seite des Chods und dann der Laba bis zum ſchwarzen Meere bewohnt. Südlich nehmen ſie die Küſten desſelben bis zum Fluſſe Schachah ein. Neuerdings haben ſich auch einige Tſcherkeſſen zwiſchen dem großen Jndſchik und dem Urup niedergelaſſen.

Zwiſchen der Laba und dem Kuban wohnen Nogaier und im hohen Gebirge des Kaukaſus von dem Elbrus weſtwärts über den Oſchten bis an das Meer beſonders an den Quellen und dem obern Laufe der beiden Jndſchik, des Urup, der beiden Laba und des Chods, und jenſeits des Gebirges vom Schachah bis an die Schlucht von Gagrah nur Abaſſen. Nördlicher nehmen ſie auch die Thäler zwiſchen Kuban und Urup bis an den Einfluß des kleinen Tegen in den letztern ein und bewohnen, wie wir ſchon geſehen haben, ſelbſt einige Gegenden dieſſeits der Linie, nämlich an der Kuma und dem Podkumok.

Die Tataren endlich findet man an den Quellen des Kuban und öſtlich vom Elbrus zwiſchen dem Hauptgebirge und den Tutunbergen.

Fünfzehntes Capitel.

Eintheilung Tſcherkeſſiens.

Eintheilung; der kabardiſche Kreis; die große Kabardah; Gebirge; Flüſſe; Einwohner; die kleine Kabardah; die beiden Arük; Anſorieh; Kuban-Laba-Kreis; die entflohenen Kabarder; Beslen; Mochoſch, Abadſecha; Jegorokoi; Kemur; Ademi; Hattu; Pſchedug; Meerkreis; Nato; ſeine verſchiedenen Bewohner; Nekraſoff'ſche Koſaken; Beſchaffenheit; Veſte Rajeffsky; Sudſchuk-Kaleh; Doba; Meſippeh; Anapa; Dſchimiteja; Ada; Gau Schapſucho; Name; der am Meer befindliche Theil; Gelentſchik; Pſchad; Wulan; Dſchubgeh; Kodos; Buſen von Schapſucho; Tuabs; Waja; Schacho; nördlicher Theil des Gaues; Straße nach Gelentſchik; der abaſſiſche Kreis; die kleine Abaſſah; Louh; Dudaruch; Klitſch; Tramkt, Ablankt; Biberd; Alanen; die große Abaſſah; Baſchilbai; Tam; Kaſilberg; Barakai; Bag; Schegrai; die transmontane Abaſſah; Saſchei; Ardona; Chuſſa; Leup; Terampſeh; Mamai; Sotſcheh; Sengi; Hamiſch; Ardler; Geſch; die neun Verbrüderungen; Tataren-Kreis; ſeine Bewohner; Balkar; Bußinga; Chulam; Tſchegem; Uruſpieh; Karatſchai; Nogaier-Kreis, Manſur; Neurus; Einwohnerzahl.

Wenn auch die Bewohner Tſcherkeſſiens im Verlaufe der Zeit ſich vielfach verändert und die verſchiedenen Völker daſelbſt durch

die immerwährenden Berührungen mit einander ſich nicht in ihrer Reinheit erhalten haben, ſo iſt es doch nothwendig Tſcherkeſſien nach ſeinen Bewohnern in vier große Provinzen oder (um uns des ächt deutſchen Wortes Kreis zu bedienen) in vier Kreiſe zu theilen, von denen aber der tſcherkeſſiſche Kreis von den Einwohnern und demnach auch von uns, zumal er noch durch die kleine Abaſſah in zwei abgeſonderte Theile geſchieden iſt, wiederum in drei Kreiſe, deren Bewohner, wenn auch eines Stammes, doch durch Sprache und Sitten ſich hinlänglich unterſcheiden, getheilt wird. Auf dieſe Weiſe erhalten wir nun ſechs Kreiſe (der kabardiſche, Kuban-Laba-, Meer-, nogaiſche, tatariſche und abaſſiſche Kreis), die nun der Reihe nach aufgeführt werden ſollen. Ich beginne mit den Kreiſen, die vorzüglich von dem herrſchenden Volke, den Tſcherkeſſen, eingenommen werden und gehe von Oſten nach Weſten, zumal im Oſten der Tſcherkeſſenſtamm wohnt, deſſen Fürſten ſich von jeher am reinſten erhalten haben.

I. Der kabardiſche Kreis.

Er iſt unſtreitig der fruchtbarſte und ſchönſte Tſcherkeſſiens und beſitzt die fruchtbarſten Ebenen, die nur im Süden durch Höhen, welche den Kreis hinlänglich mit Waſſer verſehen, unterbrochen werden. Er erſtreckt ſich von der öſtlichen Gränze, von Tſchetſchien bis an den nördlichen Ausläufer des Elbrus, bis an die kleine Abaſſah. Nördlich bildet die Malka (über welche die Tſcherkeſſen noch im vorigen Jahrhunderte ſich ausgebreitet hatten) die Gränze und ſüdlich wird das Land durch das Tutungebirge von den tatariſchen Stämmen jenſeits desſelben geſchieden; weiter nach Oſten trennt der Bſchechesch von den Oſſen und jenſeits des Terek der Kumbalei und der (Gebirgsrücken) Belantſcha von den Inguſchen. Er zerfällt in zwei Gaue, von denen der weſtliche die große, der öſtliche die kleine Kabardah genannt wird. Beide werden durch den Lesgen, und wo dieſer in den Terek fällt, durch letzteren von einander geſchieden. Nach Klaproth ſollen die Kabarder von einer Eintheilung in die große und kleine Kabardah gar nichts wiſſen, trotzdem ſpricht er aber in ſeiner Reiſe in den Kaukaſus und nach Georgien Thl. I. S. 309 von der Theilung des Volks, als dieſes von den krim'ſchen Tataren gedrängt die Fünfberge verließ und ein Theil ſich am Bakſan, der andere am

Terek niederließ. Gerber*) nennt die gebirgigen Gegenden am Bakſan und in den Fünfbergen die obere Kabardah, hingegen erſtreckt ſich die untere bis an die Flüſſe Terek und Sundſcha. Die in den Fünfbergen zurückgebliebenen Tſcherkeſſen führten auch den Namen der pjatigorskiſchen (Fünfberg=) Tſcherkeſſen, haben ſich aber im Verlaufe der Zeit verloren.

1. Die große Kabardah iſt im Weſten und Süden ſehr gebirgig, da vom Kuban= und Tutungebirge mächtige Arme auslaufen. Das erſte ſchickt ſeine Ausläufer öſtlich in die Kabardah und dieſe führen von Süden nach Norden gehend die Namen Tſchalpak,**) Kindſchal (Kandſchal), Bermamuk, Mowahannah, Pagun und Elmurß. Beſonders erſtreckt ſich der Kindſchal tief in das Land und theilt ſich in drei Ausläufer, die ſich zwiſchen der Malka und dem Fluſſe Gundelen verlaufen. Von ihnen iſt der ſüdliche mit Namen Chaimaſcheh der bedeutendſte. Zwiſchen dem Fluß Gundelen und den dieſen aufnehmenden Bakſan zieht ſich der Tſchalpak hin. Das Tutungebirge führt verſchiedene Namen, wie ich ſchon zum Theil bei der Beſchreibung der Flüſſe geſagt habe; von ſeinen Haupthöhen laufen bedeutende Arme nach Norden, von denen die weſtlichen mit den Ausläufern des Kubangebirges mehr oder minder in Verbindung ſtehen. So heißt der weſtlichſte Theil zwiſchen Bakſan und Tſchegem Lacha. Ein bedeutender Arm zieht ſich ferner zwiſchen genannten Flüſſen, den Namen Chatûteh führend, hindurch. Zwiſchen Tſchegem und Tſcherek liegen die eigentlichen Tutunberge, von deren Hauptſpitze Burtun=Tau zwei mächtige Arme auslaufen. Der eine (Schinagagego) geht nördlich und endigt mit drei Ausläufern (Bûndûn, Muſcheſcheko und Schaluchaſchcha), die eine Menge Quellen für die zahlreichen Zuflüſſe der Schalucha beſitzen und vom Tſchegem und Naltſchik in der Ebene eingeſchloſſen ſind; der andere hingegen wendet ſich unter dem Namen Chulamam=Sûrtûh mehr öſtlich und theilt ſich in zwei Zweige (Nartûjano und Choinû=Baſchi), welche zwiſchen dem Naltſchik und Choi und zwiſchen dem Choi und Tſcherek

*) Müllers Samml. ruſſiſcher Geſchichten; Band 4. Seite 19.

**) Kupfer verſteht wohl in ſeinem Berichte über ſeine Reiſe zum Elbrus dieſen Gebirgsrücken unter dem Namen Jnal.

hinlaufen. Der nordweſtliche, den Lachabergen gegenüberliegende und bis zum Burtun-Tau ſich hinziehende Theil der Tutunberge führt den Namen Achkaja. Zwiſchen dem Chulam und dem eigentlichen Tſcherek ſind die beiden Höhen Jt-Tau und Buſchtur-Tau zu nennen und zwiſchen Tſcherek und Bſugamſu erſtrecken ſich die Anzûnt-Berge, der öſtlichſte Theil des Tutungebirges.

Von den drei vom Guran auslaufenden Armen ſchickt der Baldûr-Galû einen Ausläufer zwiſchen Lesgen und Tſcherek hindurch. Der bedeutendſte Theil von ihm führt den Namen Margut Von dem Nagapſchi hingegen drängt ſich ein unbedeutender Gebirgsrücken, trotz dem er auch mit dem Baldûr-Galû in Verbindung ſteht, zwiſchen Uruch und Lesgen hindurch und führt den Namen Schaker. Der Pſchechesch iſt nur unbedeutend.

Sämmtliche genannte Gebirge beſtehen aus einem ſchwarzen Schiefer, in denen zum nicht geringen Theile Erze liegen, die einer ſpätern Bearbeitung entgegen ſehen. Nach Norden wird er durch Muſchelkalk und häufig durch Sandſtein erſetzt. Die Tutunberge haben demnach die größte Aehnlichkeit mit dem tſcherkeſſiſchen Kaukaſus und ſind ebenſo wie dieſer zum großen Theil bewachſen. Auch ſie führen deßhalb den Namen der ſchwarzen Berge. Die dem Hauptgebirge ſich nähernden Theile, beſonders das obere Kubangebirge, beſteht aus Urgeſtein, wie jenes ſelbſt.

Im Nordweſten nehmen auch die Fuchs- und Fünfberge zum Theil die Kabardah, ohne aber daſelbſt bedeutend zu werden, ein.

Die ganze öſtliche und zum großen Theil nördliche Kabardah bis an den Terek und der Malka entlang bis in das Gebirge bildet eine fruchtbare Ebene, die reichliches Waſſer hat, um die Bemühungen der Menſchen hinlänglich krönen zu können. Ueber den üppigen Pflanzenwuchs dieſer Gegenden, beſonders wo die fünf oft genannten Flüſſe ſich vereinigen, um in den Terek ſich zu ergießen, habe ich ſchon oben bei meiner Durchreiſe durch die Kabardah geſprochen. Und doch iſt der Gau nur wenig bevölkert, da kaum 20,000 Einwohner die reichen Gefilde der ſchönen gegen 400 Quadrat-Meilen großen Kabardah einnehmen. Zur Zeit als die kabardiſchen Fürſten ihre Herrſchaft faſt über den

ganzen Kaukaſus ausgebreitet hatten, wo Timur in die Ebene der Kabardah zog, um für ſein ungeheures Heer Unterhalt zu finden, wo Dſchulat noch eine volkreiche Stadt war, damals war wohl die Kabardah das Land, das die Kornkammer des kaukaſiſchen Iſthmus genannt werden konnte. Zuerſt entführten die wollüſtigen Tatarchane die ſchönſten Knaben und Mädchen aus der Kabardah, und als die Macht dieſer Deſpoten gebrochen war, verwüſteten ruſſiſche Heere ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die geſegneten Gefilde der Malka und des Terek. Noch im Jahre 1822 verließen eine Menge Kabarder, um den Verfolgungen von Seiten der Ruſſen, gegen die ſie eine Verſchwörung eingeleitet hatten, zu entgehen, die väterlichen Beſitzungen und viele folgten ihnen ſpäter nach. Bei den ihnen früher unterworfenen Bewohnern der kleinen Abaſſah fanden ſie eine freundliche Aufnahme und wohnen jetzt zwiſchen dem Urup und dem großen Indſchik unter dem Namen der entlaufenen Kabarder. Jetzt erſt iſt es den Ruſſen gelungen den Stolz der kabardiſchen Fürſtenhäuſer Ataſchuk, Miſoſt und Dſchambulat zu beugen, aber mit Widerwillen ertragen dieſe das fremde Joch und ſehen harrend einer Zeit entgegen, wo ſie es wieder abſchütteln können. Zwölf Feſtungen, zum Theil mit ſtarker Mannſchaft beſetzt, bewachen die beutelüſtigen Bewohner der großen Kabardah und beobachten alle ihre Schritte. Nach den Flüſſen, woran ſie liegen, haben ſie mit Ausnahme der beiden Feſtungen Priſchib und Metſchet, die eine am Terek, die andere am Bakſan gelegen, den Namen erhalten und beherrſchen ſtets das Thal, worin ſie liegen. Von Weſten nach Oſten zu gehend ſind es folgende: Kindſchal, Kaſaut, Tſchegem, Naltſchik, Bakſan, Metſchet, Urwan, Tſcherek, Priſchib, Argudan, Uruch und Ober-Dſchulat.

Die Dörfer ſind meiſt nur klein und führen in der Regel den Namen ihrer Beſitzer. Das größte iſt das des Fürſtenhauſes Miſoſt.

2. Die kleine Kabardah. Die ruſſiſche Generalſtabskarte von 1834, Schuberts Atlas des weſtlichen Rußlands und mit ihnen viele andere ſetzen den Terek als die weſtliche Gränze, allein dieſe erſtreckt ſich noch (wie auch Klaproth richtig ſagt) über denſelben bis an den Lesgen, von dem an bis zum Terek

der Theil Anſorieh heißt, da er der mächtigen adeligen Familie Anſor gehört.

Der Terek bildet nur von da an, wo der Lesgen ſich mit ihm vereinigt, die weſtliche und dann auch die nördliche Gränze. Südlich trennt der Kumbalei die kleine Kabardah von dem Lande der Inguſchen und öſtlich reicht ſie bis zu einer Linie, welche man von der Stanitza Schedrinsk bis zu der Stelle der Sundſcha, wo ſie ihren nördlichen Lauf in einen öſtlichen umändert, zieht. Der Theil öſtlich am Terek wird von zwei Gebirgen durchzogen, welche die Ruſſen Greben (Kämme), die Eingeborenen Arůk (Arack nach Klapr.) nennen. Das nördliche heißt, bis da wo der Kurp es von Süden nach Norden durchfließt, Arůk-Dalagareh, und von da, bis es ſich in Tſchetſchien in den Winkel der Sundſcha und des Terek verliert: Arůk-Sukſan, (Achlowiſche Greben bei den Ruſſen).

Das ſüdliche Gebirge iſt eine Fortſetzung des Pſchechesch, führt anfänglich den Namen Belautſcha und dann Sundſch-Arůk, läuft nördlich an der Sundſcha hin und verliert ſich bei Grosnaia. Zwiſchen beiden Gebirgen liegt ein ſchönes Thal Alchautſchurt.

Nur einige unbedeutende Bäche durchziehen dieſen größern Theil der kleinen Kabardah und können das ſonſt fruchtbare Thal nicht hinlänglich mit Waſſer verſehen, daher im Sommer gleich den Steppen Süd-Rußlands in ihm alles ein verbranntes Anſehn beſitzt. Nur der weſtliche Theil bis zum Kurp, der auf dem ſüdlichen Kamm entſpringt, den nördlichen in zwei Theile (weſtlich den Dalagareh und öſtlich den Sukſan) trennt und zwiſchen den Stanitzen Paulodolsk und Neu-Oſſetinsk in den Terek ſich ergießt, macht eine Ausnahme. Unweit des Urſprungs des genannten Fluſſes befindet ſich der kleine See Dſchaman. Die übrigen Flüſſe ſind zu unbedeutend um aufgeführt zu werden, daher ich nur noch den ſüdlichen Gränzfluß Kumbalei nenne. Dieſer entſpringt im Lande der Inguſchen von dem Mamoch.

Früher führte, wie wir ſchon oben geſehen haben, die Militärſtraße von Mosdok nach Wladikaukas, und Redouten und Veſten, die aber jetzt wieder verlaſſen ſind, waren zu ihrer Vertheidigung erbaut.

Wenn ſchon die große Kabardah menſchenleer genannt wurde, ſo

iſt es dieſer Gau noch mehr. Im Weſten an dem Terek zwiſchen den beiden Kämmen und im Norden längs der ſüdlichen Ufer des Terek iſt ſie am meiſten bewohnt. Das größte Dorf gehört dem Fürſten Bekowitſch. Ein zweites, nicht minder anſehnliches, befindet ſich am Eingange des Paſſes, welcher von den beiden Gebirgsrücken Arük-Dalagareh und Suskan gebildet wird, und gehört der Fürſtenfamilie Achlau, weßhalb es auch den Namen Achlowa führt.

Der kleine Diſtrict Anſorieh weſtlich am Terek iſt der fruchtbarſte Theil der kleinen Kabardah und mag wohl früher den Namen Dſchulat geführt haben. Er beſteht nur aus den Thälern des Lesgen und Uruch, die beide durch einen Arm mit einander verbunden ſind. Südöſtlich bildet der Pſchechesch die Gränze. Die Familie Anſor gehört zu den reichſten in Tſcherkeſſien und lebt mit ihren Unterthanen in zwölf Dörfern zerſtreut. Die größten ſind nach ihren Beſitzern Kugolk und Borok benannt worden.

Die kleine Kabardah hat kaum ein Drittel des Umfanges der großen und ihre Einwohnerzahl beläuft ſich auf 8000 Seelen.

II. Der Kuban-Labakreis.

Er iſt bedeutend größer als der vorige und wird nördlich und nordöſtlich vom Kuban, der Laba, an deren Mündung er ſich auch auf ihrem jenſeitigen Ufer fortſetzt und wo dieſe (in das Gebirge ſie verfolgend) ihre ſüdöſtliche Richtung in eine rein ſüdliche verändert, von einer geraden Linie, die Fortſetzung jener Richtung bis zum Urup bildend, ſüdlich hingegen von dem Hauptzug des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus begränzt. Im Weſten trennt der Afips und ein Ausläufer vom Kjusfeſa, einer bedeutenden Höhe des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus, dieſen von dem Meerkreis, und im Oſten bildet, wenn wir nun die Gegenden, welche die flüchtigen Kabarder eingenommen haben, dazu rechnen, der große Jndſchik, die ſüdlichen Abhänge des Achmetgebirges und ein Arm des Schegerek, der unter dem Namen Tagwareh bekannt iſt, die öſtliche Gränze. Demnach wohnen nördlich die tſchernomor'ſchen Koſaken und die transkubaniſchen Nogaier, öſtlich und ſüdlich Abaſſen und weſtlich die Meertſcherkeſſen. Allem Anſchein nach iſt der Kreis fruchtbar und im Verhältniß mit den andern bevölkert. Der Norden iſt eben, der Süden und Oſten hingegen gebirgig, da der tſcherkeſſiſche Kaukaſus ſowohl als die Achmet-

berge das Land in verſchiedenen Richtungen durchziehen. Es ſcheint jedoch, als wenn dieſe Höhen, welche jedoch größtentheils bewachſen ſind, nur unbedeutend wären und zwiſchen ihnen breite und große Thäler ſich befänden. So ſchildert es uns wenigſtens Bell nach ſeinem kurzen Aufenthalte in dem Gaue der Abadſechen. Ueber die Flüſſe, welche das Land bewäſſern, habe ich ſchon geſprochen und es bleibt mir nur noch übrig, das Verhältniß dieſes zum großen Theil ganz unbekannten Landes, vor dem ſelbſt der unerſchrockne kühne Bell eine gewiſſe Scheu hatte, zu Rußland näher zu beleuchten.

Die Bewohner des Kuban-Labakreiſes, deren Fürſten ſich einer ächt tſcherkeſſiſchen Abkunft rühmen und ſtreng auf die Reinheit ihres Blutes halten, haben ſich von jeher durch ihre Räubereien und durch ihre tapferen und kühnen Thaten ausgezeichnet. Wenn auch die Tatarchane ſich Herren der Kuban-Tſcherkeſſen nannten, ſo war ihr Einfluß nur unbedeutend und nur dann folgten letztere der Fahne derſelben, wenn ſie von den Reichthümern des Landes, wohin ſie geführt wurden, gelockt, große Beute ſich verſprachen. Die Stämme, welche den Gau bewohnten, breiteten ſich ſelbſt über den Kuban aus und hatten demnach vielfache Berührungen mit den Tataren der Krim und den Nogaiern, weßhalb ſie auch die Reinheit ihres Stammes ſich nicht erhalten konnten. Mit den Ruſſen wurden ſie erſt ſeit der Beſitznahme Tſchernomoriens bekannt, und über den Kuban zurückgedrängt, erwachte von dieſer Zeit an bei ihnen ein Haß gegen das Volk, das es wagte, ihren räuberiſchen Einfällen ein Ziel zu ſetzen. Die alten Saporoger, ihres frühern thatenreichen Lebens ſich bewußt, hatten kaum die Gegenden, welche ſie jetzt bewohnen, eingenommen, als ſie auch alle Einfälle der Tſcherkeſſen erwiderten. Fanatiſche Prieſter, wahrſcheinlich im Anfange von der hohen Pforte geſendet, durchzogen den ganzen Kaukaſus, Feuer und Schwert gegen die Ungläubigen predigend. Die immer mehr ſich ſteigernde Macht Rußlands und die Habſucht und Rohheit vieler Gränzbeamten erhöhten immer mehr den Haß der freien Tſcherkeſſen, die mit dem größten Widerwillen und nur von der Nothwendigkeit gezwungen ſich vor dem ruſſiſchen Adler beugten. Alle Siege, welche die Ruſſen über ſie erfochten, häufig eintretende Hungersnoth, und der Mangel an Salz, welcher am meiſten

ſich fühlbar macht, waren aber noch nicht im Stande, ihre völlige Unterwerfung zu Stande zu bringen. Eine Menge Tataren und Nogaier, Rußland haſſend, flohen das Gebiet, das dieſe ſich unterworfen, und trugen bei den Kubantſcherkeſſen nicht wenig bei, die Feindſchaft gegen die Ruſſen zu vergrößern.

So ſteht es demnach noch und mit Widerwillen halten die Stämme, die zunächſt am Kuban wohnen und häufige Berührungen mit den Ruſſen unterhalten müſſen, den verſprochenen Frieden, nachdem ihre Ernten ihnen ſchon oft zerſtört und ihre Heerden genommen wurden, während die mehr ſüdlich im Gebirge wohnenden ihre Einfälle nach wie vor machen. General Saß ſteht aber auf ſeinem Adlerneſt zu Protſchnoi-Okop und bewacht mit Falkenaugen jeden Schritt ſeiner Feinde. Bis jetzt beſitzen die Ruſſen innerhalb des Gaues ſehr wenig, und von den Veſten, die ſie beſonders in den Jahren 1829 und 1830 daſelbſt erbauten, ſind einige, ſo die Veſte am Giag und am langen Walde,*) wiederum verlaſſen worden.

Wohl aber halten die Ruſſen noch die Veſte zur Himmelfahrt, welche das offene Feld zwiſchen Laba und Urup im Gau der Beslenen bewacht, beſetzt.

Die fernere Eintheilung in Gaue iſt ſehr ſchwierig, da die Stämme ihre urſprünglichen Gegenden zum Theil verlaſſen und ſich mit andern Tſcherkeſſen vermiſcht haben. Dadurch hat ſich die Macht der zurückgebliebenen fürſtlichen Geſchlechter ſo vergrößert, daß nicht ſelten der Name derſelben für den des Stammes gebraucht wurde und jener ganz in Vergeſſenheit gerieth. Bisweilen trennte ſich auch oft ein Stamm, ſo daß nun das Land in zwei Gaue zerfiel. Solcher Gaue nun werden in dem Kuban-Labakreis neun genannt.

3. Der Gau der entflohenen Kabarder gehört eigentlich zu der kleinen Abaſſah, von der ich ihn aber ſeiner Bewohner halber getrennt habe. Er iſt nur klein und umfaßt die Gegenden öſtlich vom Achmetgebirge, von dem er übrigens durch den Urup getrennt iſt, bis zum großen Jndſchik. Nördlich gränzt

*) In der im Jahre 1830 gemachten Expedition gegen Abadſechen und Schabſuchen, welche Klaproth in dem nouveau Journal asiatique T. VII. p. 434—457. mittheilt, wird die Veſte Dolgoileß, was übrigens dasſelbe bedeutet, genannt.

er an die Mansur-Nogaier und südlich an die große Abassah. Nach russischen Angaben wird er von 15,000 Seelen bewohnt, und es ist deßhalb wahrscheinlich, daß auch Kabarder zerstreut in der großen und kleinen Abassah wohnen. Zu den ersten Flüchtlingen, welche sich von der Kabardah in der ihnen unterworfenen kleinen Abassah niederließen, gehören einige Fürsten aus der Familie Atasschuk, die schon im Jahre 1807 am kleinen Indschik sich niederließen. Später gesellten sich noch andere zu ihnen und im Jahre 1822 flüchteten sich eine Menge Fürsten aus den drei Familien mit ihren Unterthanen nach der kleinen Abassah, wo sie nun die oben bezeichneten Gegenden einnahmen. Im Jahre 1837 haben mehrere der zuletzt geflohenen Fürsten dem damaligen Oberbefehlshaber Baron Rosen die Alternative gestellt, daß sie sich unterwerfen würden, wenn ihre früheren Besitzungen ihnen wiederum übergeben würden, oder die hartnäckigsten Feinde blieben. Ich kenne die Gründe nicht, die den Baron Rosen bestimmten, auf diesen Antrag nicht einzugehen und Unterwerfung ohne alle Bedingung zu verlangen. Ich glaube wenigstens, daß durch den Uebertritt dieser geflohenen Kabarder den Russen bedeutende Vortheile in ganz Tscherkessien entstünden. Die beiden vorzüglichsten Häupter heißen Hadschi Jansit Oku und Beislam Oku.

4. Der Gau Beslen oder Besni. Der Gau Beslen liegt nördlich von der großen Abassah und wird westlich durch den Chods von den Mochoschen, und östlich durch den Urup von den geflohenen Kabardern geschieden. Nach Norden hin wohnen die Nogaier, nach denen keine genauen Gränzen vorhanden sind. Seine 25,000 Bewohner nehmen demnach die Thäler der großen und kleinen Laba, wie sie aus der großen Abassah heraustritt, und die des kleinen und großen Tegen bis an die Veste zur Himmelfahrt ein und finden in den schwarzen Bergen, welche hier den Namen Achmet führen, hinlänglich Zufluchtsorte für ihre Räubereien. Häufig hat man sie zu unterwerfen versucht, da sie gleichsam eine Vormauer gegen die Abadsechen, mit denen sie sich in der neuesten Zeit eng verbunden haben, bilden, aber nur erst einige Fürsten erkennen scheinbar die russische Oberherrschaft an. Die übrigen sind erbitterte Feinde, welche mit den Abadsechen im Jahre 1836 gemeinschaftlich Kislowodsk überfielen.

Unter ihnen leben jetzt die Ueberreſte der Mamchei, welche früher an den Ufern des Fluſſes Ul wohnten und im Jahr 1824, wo ſie ſich vorgenommen hatten ihre Wohnplätze zu verlaſſen, vom Oberſt Kotzareff plötzlich überfallen und zum Theil niedergehauen wurden. Sie leben in den Thälern des kleinen Tegen, welcher im Oſten des Achmet entſpringt.

5. Der Gau Mochoſch liegt ſüdlich von der Laba und wird öſtlich durch den Machmach, einen unbedeutenden Nebenfluß des Chods, von dem Gau Beslen und weſtlich durch den Ul von dem Gau Kemur geſchieden. Südlich von ihm wohnen Abadſechen. Trotzdem die Bewohner eine große Strecke Landes einnehmen, ſo zählen ſie doch, nachdem Krieg und Peſt unter ihnen gewüthet haben, kaum noch 6 — 8000 Seelen. Sie ſind von allen Tſcherkeſſen am friedfertigſten, wohlhabend und treiben viel Viehzucht und Ackerbau. Reinlichkeit, die man ſo ſelten in Aſien findet, wird bei den Mochoſchen in hohem Grade ausgeübt, und nur bei ihnen, ſo wie auch, jedoch weniger, bei den Kemurquähen und Kabardern ſieht man ſaubere und nette Wohnungen, in denen die Räume für das Vieh geſchieden ſind, und ſelbſt dieſes ordentlicher abgewartet wird. Eine Folge davon mag wohl auch die größere Wohlhabenheit und beſonders ihr Reichthum an Heerden ſeyn.

6. Der Gau Abadſecha umfaßt die nordöſtlichen Abdachungen des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus von den Quellen des Pſakups bis zu denen der Schagwaſcha und des Fars. Im Weſten gränzt er an den Gau der Pſchedukhen, im Norden an die Wohnſitze der Hattuquäher, Jegorokojer und Mochoſchen, im Oſten an die große Abaſſah und im Süden an die Wohnſitze der Schapſuchen und der im hohen tſcherkeſſiſchen Kaukaſus wohnenden Abaſſenſtämme. Die Anzahl ſeiner Bewohner beträgt gegen 180,000 — 200,000, weßhalb dieſer an Stärke nur den Schapſuchen nachſteht. In den frühern Zeiten bewohnten die Abadſechen, wahrſcheinlich von den Tataren des Kuban und der Krim bedrängt, die Höhen des ſüdlichen Theils des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus, vermiſchten ſich viel mit den bei ihnen wohnenden Abaſſen, weßhalb ſie wahrſcheinlich den Namen Aba-Saken (d. h. Abaſſen-tſcherkeſſen) oder Abadſechen annahmen, drangen gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Abaſſen verſtärkt in den

nördlichen Abdachungen und in den Ebenen am Kuban ein und machten ſich die meiſten dort wohnenden Stämme zinspflichtig. Seitdem bewohnen ſie nun auch dieſe Gegenden und fielen faſt alljährlich in dem Gebiete ihrer Stammverwandten, der Abaſſen und Tataren, ſpäter auch auf ruſſiſchen Grund und Boden ein. Die Beſitznahme des rechten Ufers des Kuban und eines großen Theils der kleinen Abaſſah durch die Ruſſen vereitelte zwar oft ihre Einfälle, aber ein großer Theil der Bewohner jener Gegenden verließ lieber den heimathlichen Boden, wo er unter der Herrſchaft der Ruſſen friedlich leben mußte, und floh zu den Abadſechen, und ertheilte dadurch der Macht der Abadſechen einen nicht geringen Zuwachs. Die Folge iſt ferner, daß nur die wenigſten Abadſechen noch tſcherkeſſiſchen Stammes ſind, und kaum haben ſich Fürſten und einige Edelleute rein erhalten. Es befinden ſich unter ihnen die Nachkommen der Tatarchane, jener einſt ſtolzen Beherrſcher der Krim mit vielen ihrer damaligen Unterthanen, dann alte Bewohner der Halbinſel Taman, Nogaier, Pſcheduchen, Hattuquähen, Kemurquähen, und ſelbſt Kabarder. Von allen Tſcherkeſſen ſind demnach die Abadſechen diejenigen, welche ſich am meiſten mit andern Völkern vermiſcht haben. Aus dieſer Urſache betrachten ſie die Kabarder und Beslenen, ja ſelbſt die Meertſcherkeſſen nicht für ebenbürtig, und nur die äußerſte Noth, in der alle unterjochten Völker emancipirt wurden, hat den Abadſechen gleiche Rechte eingeräumt. Weſentlich unterſcheiden ſie ſich auch hinſichtlich der Sprache, die eben ein Gemiſch von Tſcherkeſſiſch, Abaſſiſch und Nogaiſch iſt, der Sitten und Gebräuche. Edelmuth und Gaſtfreundſchaft werden nicht in dem hohen Grade ausgeübt, als bei den übrigen Tſcherkeſſen, aber wie dieſe zeichnen ſie ſich durch keine Schranken kennende Kühnheit und Tapferkeit aus. Sie ſind die erbittertſten Feinde der Ruſſen, und die letztern haben es nur der Tapferkeit und Schlauheit des Generals Saß zu verdanken, daß ihre Einfälle ſich ſehr gemindert haben. Im Gegentheil übt jetzt Saß in ſeiner ganzen Strenge das Vergeltungsrecht aus. Im Jahre 1836 machten ſie im Herbſt den letzten bedeutenden Einfall, und überfielen Kislowodsk, verloren aber auf dem Rückwege bei dem hartnäckigſten Widerſtande ihre tapferſten Führer. Trotz aller annehmbaren Vorſchläge verſchmähen ſie aber fortwährend den Frieden,

nur auf Rache ſinnend, behandeln aber die ruſſiſchen Gefangenen nichtsdeſtoweniger menſchlicher als man von ihrer Rohheit und ihrem Haſſe erwarten ſollte. Drei Jahre lang wurde der Baron Turnau, der zum zweitenmale wagte mitten durch Tſcherkeſſien zu gehen, gefangen gehalten und gut behandelt.

Der Gau iſt vollkommen unbekannt, da nur Saß einigemal wagte, bei ihnen Streifzüge zu machen. Bell hat einen ſehr geringen Theil dieſes Gaues geſehen und gibt uns von dieſem gar keine Beſchreibung.

7. Der Gau Egorokoi oder Jegorokoi nimmt die Gegenden zwiſchen dem obern Laufe des Giag und der Schagwaſcha ein, welche Flüſſe ſie von den Mochoſchen und Hattuquähen ſcheiden. Nördlich von ihnen wohnen die Ademi, ſüdlich hingegen die Abadſechen. Seine 4—5000 Bewohner machen jetzt mit den Abadſechen, nachdem ſie früher ſehr von ihnen bedrängt waren, gemeinſchaftliche Sache und haben meiſtens, als die nun verlaſſenen Veſten am Giag und am langen Walde ſie hart bedrängten, ihre Wohnſitze verlaſſen, um ſich in den nördlichen Thälern des Gagwareh niederzulaſſen. Zum Theil ſind ſie wieder zurückgekehrt.

8. Der Gau Kemur befindet ſich an beiden Ufern der Laba von ihrem Einfluß in den Kuban aufwärts bis zur Aufnahme des Fars. Weſtlich zieht er ſich bis an die Mündung der Schagwaſcha, deren ferneres öſtliches Ufer aber die Ademi bewohnen. Dieſe und die Mochoſchen gränzen ſüdlich an ihre Wohnſitze, öſtlich wohnen Nogaier und weſtlich Hattuquähen und Ademi. Seine Bewohner, Kemurquähen (tatariſch Kemirgoi, ruſſiſch Kemiurgoi) genannt, haben ſich nach den Siegen Emanuels in den Jahren 1828 und 1829 größtentheils unterworfen und gehören zu den wohlhabendſten Tſcherkeſſen. Ihr Reichthum beſteht beſonders in großen Heerden und es gibt mehrere Familien, welche über 30,000 Stück Vieh beſitzen. Früher waren ſie mächtiger und übten auf ihre Nachbarn einen großen Einfluß aus. Nach Klaproth ſollen es abgefallene Jegorokoi ſeyn.

Die immerwährenden Streitigkeiten mit den übrigen Tſcherkeſſen und die Kriege mit den Ruſſen haben die Anzahl der Ein-

wohner so sehr verringert, daß sie jetzt kaum zu 10,000 Seelen angegeben werden können, während sie früher allein mehr Streiter stellen konnten. Eine große Anzahl Kemurquähen entfloh der russischen Herrschaft und lebt jetzt bei den Abadsechen und Abassen. Im vorigen Jahre haben die Russen in ihrem Gebiete auf dem rechten Ufer der Laba eine Stanitze und eine Veste angelegt, die beide Nekrasoff genannt werden.

9. Der Gau Ademi begreift einen kleinen Theil der Gegend zwischen der Schagwascha und dem Giag, wird demnach von den Jegorokojern, Kemurquähen und Hattuquähen unmittelbar eingeschlossen. Wahrscheinlich sind seine Bewohner dieselben, welche Massudi im zehnten Jahrhundert unter dem Namen Ademhat aufführt, zumal sie noch dieselben Gegenden einnehmen. Seine kaum 1500 Einwohner waren zu unmächtig, um den andrängenden übrigen Stämmen zu trotzen und verbanden sich in der Regel mit den Kemurquähen und Jegorokojern. Wegen seiner Kleinheit wird er in der Regel nicht mit unter den tscherkessischen Stämmen aufgeführt.

10. Der Gau Hattu liegt zwischen den Flüssen Pschisch und Schagwascha, und seine Bewohner die Hattuquähen (Quähe, wie Chuadsche oder Quaidsche bei den Kuban-Tscherkessen, Dorf), Gattukai oder Gattúkoizy von den Russen genannt, ungefähr noch 3000 Seelen stark, bewohnten früher den nördlichen Theil des Gaues Schapsucho, vorzüglich die Ufer der Flüsse Afips, Ubin, Il und Afips; allein Streitigkeiten mit den Natochuadschen und Schapsuchen, so wie später auch mit den tschernomor'schen Kosaken nöthigten sie ihre Wohnsitze zu verlassen und sich zwischen Schagwascha und Giag niederzulassen. Mit den Pschedúchen wurden sie 1824 durch Kotzareff zur Ruhe gebracht und 1828 durch Emanuel zum Theil unterworfen, während die übrigen südlich zu den Abadsechen flüchteten und nun mit diesen jetzt gemeinschaftliche Sache gegen die Russen machen. Bell nennt den südlichen Theil des Gaues Schagerai.

11. Der Gau Pschedug (Psidug oder Psadug) beginnt östlich am Pschisch und erstreckt sich westlich bis zum Sup. Nördlich scheidet der Kuban von den Kosaken des schwarzen Meeres und südlich trennt der tscherkessische Kaukasus von den Meer-

tſcherkeſſen und zum Theil auch von den Abadſechen. Er beſitzt an Umfang allein faſt eben ſo viel als die vier vorhergehenden Gaue. Seine Bewohner, trotzdem ſie mehrmals, beſonders im Jahre 1824 durch den Oberſt Kotzareff und im Jahre 1830 durch General Emanuel hart bedrängt wurden, widerſtreben doch fortwährend der ruſſiſchen Herrſchaft. Ein großer Theil von ihnen hat ſich zu den Abadſechen geflüchtet, um den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen; ein anderer hingegen ſich ſüdlicher zwiſchen dem Ausläufer des Kiusfeſa und dem obern Laufe des Pſakups angeſiedelt, wo er noch ſelbſtſtändig mit den Schapſuchen gemeinſchaftliche Sache macht. Die im Norden zurückgebliebenen haben ſich in zwei Stämme getheilt, von denen der eine, die Tſchertſchinei (Kirkinei bei Klapr. im Nouv. Journ. asiat. Tom. VII. p. 442.) die Gegenden zwiſchen dem Pſchiſch und Pſakups, der andere Kamiſchei (Kamaſchidſeh bei den Ruſſen, Chamûſch bei Schubert) die zwiſchen dem Pſakups und Sup einnimmt. Klaproth rechnet (an der oben bezeichneten Stelle) die beiden Stämme nicht zu den Pſcheduchen, ſondern zu den Hattuquähen.

Trotz der häufigen Auswanderungen nach Süden gehört der Pſcheduchen-Gau noch zu den am meiſten bevölkerten und ſeine 18 — 20,000 Einwohner zeichnen ſich durch ächt tſcherkeſſiſche Tugenden aus. Zur Zeit als Bell und Longworth die öſtlichen Küſten des ſchwarzen Meeres beſuchten, ſtanden die Pſcheduchen zum Theil im engern Verbande mit den Meertſcherkeſſen; es ſcheint aber doch, als wenn ein großer Theil ſich nach Frieden und Ruhe geſehnt hätte, denn Bell ſpricht ſeine Sorge für dieſen tapfern Stamm unumwunden aus.

III. Der Meerkreis.

An Größe gibt er dem Kuban-Labakreis wenig oder gar nichts nach und erſtreckt ſich längs der Küſte des ſchwarzen Meeres vom Ausfluß des Kuban bis zum Fluß Schacho und der Höhe des Nagoi-Koich. Nach Reineggs wird er (wahrſcheinlich von den Nogaiern) Tſcherkeß Topragi, d. i. Tſcherkeſſenland genannt, erſtreckt ſich aber bei ihm bis Beſonta (Pitzunda). Im Norden begränzt ihn der Kuban. Oeſtlich reicht er bis zum Gau der Pſchedugen, von dem er durch den Sup und den vom Kius-

feſa ausgehenden Ausläufer getrennt wird. Von da an bildet der Hauptrücken des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus bis zum Nogai-Koich die öſtliche Gränze, jenſeits welcher Pſchedugen und Abadſechen wohnen. Der Kreis iſt nur nach Norden hin zum geringen Theil eben und wird ſonſt durch die nördlichen und weſtlichen Ausläufer des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus durchzogen. Er iſt demnach im hohen Grade gebirgig, und wenn die Höhen beſonders im Norden auch unbedeutend und kaum einige tauſend Fuß emporſteigen, ſo zeichnet er ſich doch durch ſeine engen Thäler, ſteilen Felſenwände, und romantiſche wilde Felſenpartien aus. Der üppige Baum- und Kräuterwuchs mildert aber wiederum das rauhe Aeußere des ganzen Kreiſes. Unter ſolchen Umſtänden iſt die Fruchtbarkeit nicht bedeutend und am wenigſten für Ackerbau geeignet. Nur der Norden macht hievon eine Ausnahme, und trotz der häufigen Berührungen mit den Ruſſen iſt der Kreis daſelbſt ſehr bevölkert und eine Menge zerſtreut liegende Dörfer füllen die fruchtbaren Ebenen und kräuterreichen Thäler aus. Auch der ganze Küſtenſtrich bis an den Schacho iſt fruchtbar, jetzt aber leider zum großen Theil verlaſſen, da die Ruſſen ſich der ſchönſten Punkte bemächtigt und daſelbſt Veſten angelegt haben. Das Innere des Landes, in dem übrigens verhältnißmäßig viel Menſchen wohnen, iſt zur Viehzucht geeignet und der Reichthum ſeiner Bewohner beſteht nur aus Heerden.

Bell*) läßt ſich auf ſeiner Reiſe erzählen, daß die Meertſcherkeſſen und Abadſechen den Namen Agutſchipſi führten und hinſichtlich ihrer Sprache ſich von den öſtlich wohnenden Stämmen unterſchieden. Mir iſt der Name ganz unbekannt und außer Bell führt ihn Niemand weiter an; es wäre demnach möglich, daß der Name eine Verſtümmlung des Wortes Kuſch-Haſip wäre, welches, wie wir ſchon geſehen haben, jenſeits der Berge wohnend bedeutet. Dann gehörten aber die Abadſechen, ein Stamm, der ſich von den Meertſcherkeſſen hinlänglich auch durch die Sprache unterſcheidet, nicht zu ihnen.

Die Meertſcherkeſſen haben nur wenig tſcherkeſſiſches Blut in ſich, da ſie ſchon ſeit den älteſten Zeiten ſich vielfach, beſon-

*) Bell Journal Vol. II. pag. 227.

ders mit Hunnen, von denen ein Stamm, die Kabiren, auch die südlich vom Kuban gelegenen Gegenden am Meere einnahm und zum großen Theil seinen Brüdern nicht nach Westen folgte, vermischt haben. Die Gesichtszüge zeigen noch am deutlichsten das Gepräge einer mongolischen Physiognomie, die sich sogar, wie man auf den von Bell gelieferten Abbildungen einiger Meertscherkessen sieht, noch in der Farbe erhalten hat. Aber auch später, als die Komanen das östliche Kiptschak verließen und am Kuban sich nicht hinlänglich vor den Mongolen schützen konnten, flüchteten viele sich in die Berge zu den freien Tscherkessen. Später kamen Nogaier, von Russen und den krimschen Tataren gedrängt, zu ihnen, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das westliche Tscherkessien von den flüchtigen Bewohnern Tamans und der Krim und von den jenseits des Kuban wohnenden nekrasoff'schen Kosaken von neuem als Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Russen erwählt.

Der ganze Kreis zerfällt in zwei große Gaue, die aber von einer Menge Geschlechter und Verbrüderungen bewohnt werden.

12. Der Gau Nato begreift die Gegenden nördlich vom Kuban bis zum Merchotschi und erstreckt sich westlich bis zum Abin und Pschezis; es nehmen deßhalb seine Bewohner (Natochuadschen, Natuchasch oder Natuchaizen bei den Russen, Nettughash bei Reineggs, Natuchassy oder Neczkwadscha bei Chatoff, Natchu-Kaitsch bei Pallas, Netchquadscha bei Klaproth, Notwhatsh bei Bell) das ganze sogenannte weiße Gebirge (Schogaleh) ein.

Auf der Karte, welche Bell liefert, ziehen sich die Natochuadschen bis zum Schacho herab, während auf vielen andern sie nur die Gegenden bis Psched bewohnen.

Die Natochuadschen, wohl 50,000 Seelen stark, verdienen von allen Tscherkessen-Stämmen am wenigsten den Namen Tscherkessen, da sie ein Gemisch von vielen Völkern sind. Mehrere, wie z. B. Klaproth, rechnen sie zu den Abassen. Zur Zeit als Reineggs den Kaukasus bereiste, bestand der Stamm der Natochuadschen zugleich mit dem der Kessek nur aus 200 Hütten. Der dabei genannte Stamm der Kessek wird um so wichtiger, als er an die frühere Benennung der Tscherkessen erinnert und als letzter Ueberbleibsel des Namens der Kosaken oder Kasogen erscheint,

Die Eroberung Tamans durch die Ruſſen und die Uebergabe der Halbinſel Krim war die erſte Urſache der engern Vermiſchung der Bewohner des Gaues, denn eine Menge Tataren kamen auf das jenſeitige Ufer des Kuban und an die Küſten des Meeres, um ſich der ruſſiſchen Herrſchaft zu entziehen. Sie erhielten als frühere Bewohner von (Halb=) Inſeln den Namen Adaly von dem tſcherkeſſiſchen Ada, was Inſel bedeutet. Zu gleicher Zeit flüchteten ſich die nekraſoff'ſchen Koſaken*) aus ihren drei am Kuban gelegenen und von den Ruſſen zerſtörten Stanitzen: Sebeloi, Kagnat und Chantipe hierher, und wenn ſie auch ſpäter nach Klaproth nach Beſſarabien und in die Gegend von Varna von den Türken verſetzt ſeyn ſollen, ſo ſcheint doch ein großer Theil von ihnen zurückgeblieben zu ſeyn. Als die Ruſſen auf dem dieſſeitigen Ufer des Kuban ſich feſtſetzten und in dem Gau Repreſſalien ausübten, wurden die verſchiedenen, durch Unglück und Peſt heruntergekommenen Stämme endlich gezwungen ſich miteinander zu verbinden und nahmen den Namen des mächtigſten Stammes, nämlich den der Natochuadſchen an. Außer dieſen waren es noch zwei Stämme, die urſprünglich dieſe Gegenden bewohnten, die Schegakeh und Schana oder Schani. Die erſtern (von Chatoff Szegakeh, von Peyſſonnel Schahhakei genannt) nahmen die Gegend um das Flüßchen Bugur, an dem das jetzige Anapa liegt, ein

*) Die Geſchichte dieſer intereſſanten Koſaken iſt nach Klaproth (in Voyage dans les steps d'Astrachan et du Caucase par le Comte Jean Potocki, publiée par Klaproth Tom. I. pag. 233.) folgende: Als Peter der Große den gefährlichen Aufruhr des Koſaken=Hetmans Kontradei Bulawin mit dem Blute von 20,000 Koſaken unterdrückte, floh eine Abtheilung der letztern unter Anführung eines gewiſſen Nekraſoff an die Ufer des Kuban und ſetzte daſelbſt ihr räuberiſches Leben fort. Unter dem Schutze des türkiſchen Seraskiers zu Kapil, einer türkiſchen Stadt am Kuban, verübten ſie die unverſchämteſten Räubereien in der ganzen Umgegend. Als aber nach dem Frieden von Kutſchuk=Kainardſchi ihre Stanitzen von den Ruſſen zerſtört wurden, flüchteten ſie ſich nach der Gegend von Anapa, und als General Gudowitſch auch (1791) Anapa und Kapil einnahm, wurden ſie von den Türken an das weſtliche Ufer des ſchwarzen Meeres verſetzt. Merkwürdig iſt, daß ein Stamm im Oſten des jetzigen Swanien den Namen Nekraſoffsky (bei den übrigen Völkern Malachi) führt. (S. Schuberts Atlas.)

und erhielten deßhalb als am Meere wohnend den Namen Schechakeh, d. i. nahe am Meer wohnend. Sie ſind die Ueberbleibſel der zuerſt aus der Krim eingewanderten Kabarder und waren mächtig, ſo lange ihre Fürſten hier wohnten und Handel und Schifffahrt trieben. Ihre Hauptſtadt war Schantſchir, von der jetzt noch die Ruinen ſichtbar ſind. Leider weiß man über die Erbauung und den Verfall Schantſchirs gar nichts. Die Schana breiteten ſich früher über den Kuban aus und wurden mit der Beſitznahme Tſchernomoriens zurückgedrängt. Vielleicht ſind die Saingen des Plinius und Areian oder Sagiden des Procop, die in der damaligen Zeit aber ſüdlicher wohnten, dieſelben. Die Italiener des Mittelalters führen die letztern aber als Sanna noch an derſelben Stelle ſüdlich von Nikepſucho an. In der neueſten Zeit haben ſie ſich ſo verloren, daß Bell von ihnen und von den Schegaki mit keiner Sylbe ſpricht.

Der Gau Nato iſt wohl gebirgig, aber die Höhen des Schogaleh ſind nur unbedeutend und verlaufen ſich in die Ebene vor dem Kuban. Der Strich von dem Ausfluß des Kuban-Sees in das ſchwarze Meer bis in die Nähe von Anapa iſt ſandig und unfruchtbar, mit dem Thale von Anapa aber, in dem der Bugur fließt und das den Namen Hochoi-Suk*) führt, beginnt fruchtbares Land und die Ruſſen haben auf beiden Seiten der Feſtung Colonien angelegt, die ganz die Einrichtung der Linienkoſaken erhalten haben. Die nördliche Colonie hat den Namen der nikolajeffskiſchen, die ſüdliche den der ſemnomüsk'ſchen Stanitze erhalten. Dieſe beiden Stanitzen ſind förmlich mit einem Wall umgeben und der beſtändigen Gefahr ausgeſetzt, von den Tſcherkeſſen überrumpelt zu werden. Bell erwähnt eines ſolchen Ueberfalles.**) Um die Gegend zu bevölkern, erließ der Kaiſer einen Ukas, dem zufolge jedem ruſſiſchen Bauer, der nicht eines Privatmannes Leibeigener war, freiſtand, ſein Dorf zu verlaſſen und als freier Koſak die Gegend von Hochoi-Suk zu bewohnen. Außer verarmten Kronbauern fanden ſich aber auch viele Leibeigene von Gütern der ſüdlichen Gouvernements ein und dieſes gab Anlaß zu Beſchwerden von Seiten der Herren. Gegen

*) Suk heißt im Tſcherkeſſiſchen klein, während Schoh groß bedeutet.
**) Bell Journal Tom. II. p. 27.

15,000 Seelen ſollen in der Zeit eines Jahres ſich daſelbſt angeſiedelt haben. Ihre Zahl nimmt aber mit jedem Jahre ab, und wenn nicht bedeutende Verſtärkungen kommen, werden in kurzer Zeit die Colonien zu Grunde gehen.

In der Höhe des Thales Hochoi-Suk, wo ein Weg von Anapa über den Schogaleh nach Sudſchuk-Kaleh führt, iſt zum Schutz die Veſte Rajeffsky angelegt worden. Bell meint zwar, daß dieſes im Jahre 1839 unweit der Küſte erbaut worden ſey; allein der Küſtenſtrich ſüdlich von Anapa bis an die Bucht von Sudſchuk-Kaleh iſt ſeiner zum Theil ſteilen Ufer halber unbequem und außerdem zeichnen ſich die Bewohner dieſes ganzen Striches durch ihren Haß und ihre Unbeugſamkeit aus. Nur die unbedeutenden Flüßchen Sukwa, Deßwa und Oſerek finden ſich daſelbſt vor und der Beſitzer des Thales, in denen das letzte Flüßchen fließt, Alibi, trotzt mit Keriſuh-Samus, dem Herrſcher des Thales der Semeß, die in die Bucht von Sudſchuk-Kaleh ſich ergießt, aller Liſt und Gewalt der Ruſſen. Beſonders um den letztern zu demüthigen und den Tſcherkeſſen einen wichtigen Hafenplatz zu entreißen, legte Rajeffsky im Jahre 1838 die neuruſſiſche Veſte hart an dem Ausfluſſe des Semeß an. Die Bay, in welche die Semeß ausfließt, führt, wie ich ſchon geſagt habe, den Namen Sudſchuk-Kaleh, weil die Türken auf der Spitze der Landzunge, welche von Norden und Weſten die Bay einſchließt und den Namen Tauba führt, eine Feſtung dieſes Namens erbaut hatten. Den Namen Sudſchuk-Kaleh erklären ſchon die früheſten Reiſenden und meinen es hieße ſo viel als Wurſtſchloß. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt die Meinung Klaproths und anderer, daß es tſcherkeſſiſch Dſchugo Suk Kaleh, d. i. kleiner Mäuſe Schloß bedeute. Der eigentliche Name der Bucht jedoch iſt Suſchuldſchak und hieraus erſt haben wahrſcheinlich die Türken ihr Sudſchuk gebildet.

Dieſe Bucht war ſeit den älteſten Zeiten bekannt und als Handelsplatz benutzt. Skylax von Karyandra führt hier (nach Dubois de Montpéreux) eine Stadt Namens Patous auf. Strabo nennt ſie Pata. Wahrſcheinlich iſt es, daß hier auch Strabo's Gorgippia, welche nach Boeckh den Beinamen Hieros führte, lag, denn eine Stadt des letztern Namens nennen hier Plinius und Arrian. Im Mittelalter erkannten die Genueſer, deren ſich

die Tſcherkeſſen noch jetzt unter dem Namen Dſchenuweh erinnern, die Wichtigkeit der Lage dieſer Bucht und nannten ſie deßhalb Calo Limena (die ſchöne Bucht). Wahrſcheinlich beſaßen ſie auch hier Handelsniederlagen, die nach Klaproth den Namen Porto Suſaco oder Suaco führten. Nachrichten zufolge, die uns Bell mittheilt, ſoll die Feſtung im Jahre 1696 erbaut worden ſeyn, wohl aber nicht von Tſcherkeſſen, ſondern von dem Tatarchan, da eine Menge ſeiner Unterthanen allmählich an der Bucht ſich niedergelaſſen hatte. Wahrſcheinlich iſt es aber, da nach Dubois und Bell die jetzigen Ruinen eine große Aehnlichkeit mit dem alten Poti am Rion haben, daß Sudſchuk-Kaleh zu derſelben Zeit, wie dieſes, alſo im Jahre 1578 erbaut worden iſt. Sie wäre demnach türkiſchen Urſprungs und türkiſche Beamte reſidirten auch daſelbſt bis zum Jahre 1781. Seitdem wurde Sudſchuk-Kaleh verlaſſen und zerfiel wahrſcheinlich von ſelbſt in Ruinen. Die Beſetzung der Krim durch die Ruſſen brachte von neuem eine Menge Tataren nach Tſcherkeſſien, und um über dieſe ſich die Oberherrſchaft vorzubehalten, wurde von den Türken im Jahre 1784 Anapa, von welcher Feſtung ich gleich ſprechen werde, angelegt. Sieben Jahre ſpäter, alſo 1791, waren die Ruſſen willens auch Sudſchuk-Kaleh wegzunehmen und es wieder in Stand zu ſetzen, allein die Tſcherkeſſen zerſtörten es bis auf den Grund. Man gab deßhalb den Plan auf. 1811 wurde es wiederum von den Ruſſen hergeſtellt und ein Jahr lang beſetzt, allein der 1812 abgeſchloſſene Frieden gab Sudſchuk-Kaleh den Türken zurück. Durch den Frieden von Hunkiar-Skeleſſi trat endlich aber 1829 die Türkei alle Anſprüche auf Tſcherkeſſiens Küſte, folglich auch auf Sudſchuk-Kaleh an Rußland ab und dieſes machte im Jahr 1832 zuerſt ſein Recht dadurch geltend, daß es den Handelsplatz Semes (Semiſſeh nach Dubois) verbrannte, den ganzen Haß aber des Beſitzers Keriſuh-Samus auf ſich zog. Aber immer blieb die Bay der Hauptſtapelplatz, von wo aus beſonders Sklavenhandel getrieben wurde und woher die Tſcherkeſſen ihre Kriegsmaterialien erhielten. Im Jahre 1836 flüchtete ſich das engliſche Kauffahrteiſchiff Vixen hierher, wurde aber von den längs der ganzen Küſte kreuzenden ruſſiſchen Schiffen in Beſchlag genommen und trotz der Proteſtation der Engländer ſo lange zurückbehalten, bis es nach Beendigung des Streites von freien Stücken herausgegeben wurde,

Um Kerisuh-Samus zur Unterwerfung zu zwingen, zumal die nur wenig südlicher gelegene kabardiſche Veſte (Kabardinsk) nicht im Stande war die Bucht hinlänglich zu beaufſichtigen, wurde als Rajeffsky von ſeinem ſiegreichen Zuge von der ſüdlichen tſcherkeſſiſchen Küſte zurückkehrte im Innern der Bucht unmittelbar an dem Semes eine Veſte erbaut, die den Namen Noworoſſiisk erhielt.

Einige Jahre früher war ſchon im Süden der Bucht an einer günſtigen Stelle eine Veſte angelegt, von der aus man die Bucht zu beherrſchen hoffte. Sie erhielt von dem daſelbſt befindlichen Dorfe Doba ihren Namen, der aber jetzt in Kabardinsk umgeändert iſt. Früher wurde ſie zuweilen auch Alexandrinsk genannt. Allein das Schiff Vixen zeigte, wie leicht man ſich den Augen der Späher in Kabardinsk entziehen konnte und beſtimmte wohl auch die ſpätere Anlegung von Noworoſſiisk.

Noch ſüdlicher gegen die Gränze des Gaues liegt eine Bucht, in die das Flüßchen Meſippeh ſich ergießt und die von ferne der Bucht von Gelentſchik ähnlich ſieht. Aus dieſer Urſache, zumal ſie häufig ſchon Schiffer getäuſcht hat, wurde ſie Schalandſchi Gelentſchik (d. i. falſches Gelentſchik) genannt. Das rauhe Gebirge, zwiſchen dem der Meſippeh fließt, heißt Tatſchagus.

Wenden wir nun uns wiederum nach Norden an den Ausgang des kleinen Hochoithales zu der bedeutendſten Feſtung an Tſcherkeſſiens Küſte, zu Anapa, ſo haben wir ſchon geſehen, wann und zu welchem Zwecke ſie 1784 erbaut wurde. Bis auf die neueſte Zeit hatte die Feſtung gleiches Geſchick mit Sudſchuk-Kaleh und wurde 1791, 1807, 1811 und 1828 von den Ruſſen erobert, 1829 hingegen an Rußland abgetreten. Sie war immer ſehr feſt und ein Paſcha mit drei Roßſchweifen reſidirte als türkiſcher Gouverneur in Anapa, beſaß aber außerhalb des Rayons der Feſtung gar keine Macht. Es ſcheint, daß die Türkei auf den Beſitz Anapa's deßhalb einen großen Werth legte, um ſich den Einfluß einestheils auf die im Kaukaſus lebenden Sunniten zu erhalten, anderntheils aber einen Fanatismus gegen den gemeinſchaftlichen Feind, Rußland, hervorzurufen. Als Gudowitſch ſie 1791 eroberte, war ſie nur mit einem Erdwall verſehen, hatte aber nach Suboff*) eine Garniſon von 25,000 Mann mit 83 Kanonen und 9 Mörſern.

*) Suboff's Cartina Kaffkaskawo Kraja 3ter Theil, Seite 58.

Nach der Zurückgabe zog man hohe Mauern um die Feſtung, und ſie wurde dadurch wichtiger. Im Durchſchnitt waren gegen 4—5000 Einwohner in Anapa und beſchäftigten ſich mit dem Handel, da die Tſcherkeſſen ſeit dem Verfall Sudſchuk-Kalehs hier alle ihre Erzeugniſſe und Sklaven gegen andre Waaren eintauſchten.

Anapa, ein Name, den früher die ganze Gegend führte, liegt hart am Einfluß des Bugur am Meere und beſitzt eine ſehr vortheilhafte Lage, da es auf einem allmählich emporſteigenden und am Meere ſenkrecht abfallenden Berge liegt. Es hat ungefähr eine Stunde im Umkreiſe und iſt auf der Höhe des Berges in Form eines Amphitheaters erbaut. 2500 Mann bilden die Garniſon und haben zu ihrer weitern Vertheidigung 20 Kanonen im Beſitz. Da die Natochuadſchen alle Verbindung mit den Ruſſen abgebrochen haben, ſo hat Anapa mit der Beſitznahme durch dieſelben aufgehört Handelsplatz zu ſeyn und wird es wohl auch nicht eher werden, als bis ganz Tſcherkeſſien ſich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen hat.

Außer Anapa, der rajeffski'ſchen und neuruſſiſchen Veſte haben die Ruſſen im Norden der von Anapa ausgehenden Sandebene auf der ſchmalen Landzunge, welche den Kubanſee (Kiſiltaſch) von dem Meere trennt, eine Veſte erbaut, die den Namen Dſchimiteja (Schimiteſchkoje bei Schubert, Schamatia von den Tſcherkeſſen genannt) führt. Nach Bell wird der ganze Küſtenſtrich von Dſchimiteja bis Anapa noch durch ſechs Redouten beſetzt und eine derſelben hielt im Jahre 1839 eine hartnäckige Belagerung aus. Merkwürdig iſt, daß Schubert in ſeinem ſchon angeführten Atlas dieſe Redouten gar nicht kennt. Endlich hat ſich auch eine Stanitza (Wataſowa) im Norden unweit des Kuban gebildet und wahrſcheinlich wird zu ihrem Schutze in der Nähe jetzt noch eine zweite angelegt worden ſeyn.

Faſſen wir nun das Innere des Gaues etwas näher ins Auge, ſo ſehen wir von dem Schogaleh-Gebirge mehrere Arme in die Ebene des Kuban ſich verlaufen und zwiſchen ihnen befinden ſich äußerſt fruchtbare Thäler, in denen trotz der ruſſiſchen Nähe die Natochuadſchen eine große Menge zerſtreut liegender Dörfer beſitzen. Die Thäler führen nach den in ihnen rauſchenden Flüſſen den Namen und gewöhnlich werden dann auch die Dörfer ſo

benannt. Von Weſten nach Oſten gehend ſind es folgende fünf: Hochoi-Scho, Tuſupſch, Waſtogai, Nefil und Pſebebſi. Der bedeutendere Fluß Adakum verſperrt allen weitern Ausbreitungen des Schegakeh den Weg im Oſten und bildet mit ſeinen zahlreichen Nebenflüſſen Bachan, Haberdah, Nebidſchik, Schips und Waff eine große ſchöne Ebene, in der ſich nur unbedeutende Ausläufer des Merchotſchi verlieren und die den Namen Ada führt. Nach Bell befinden ſich in ihr eine Naphtha- und eine Salzquelle. Wahrſcheinlich iſt Ada einer von den 29 Stämmen, mit denen Peyſſonel*) uns bekannt macht, wenn dieſer auch der ihm verfolgten Ordnung nach an die kleine Abaſſah gränzen müßte. Die Reihenfolge, in welcher er ſie nennt, iſt zufällig, denn ſonſt würde die kleine Abaſſah ganz im Weſten liegen.

Vom Merchotſchi gehören wahrſcheinlich nur die nördlichen und nordöſtlichen Abhänge zum Gau Nato, da deſſen weiterer Ausbreitung im Oſten der Fluß Abin, deſſen Thal bereits zum Gau Schapſucho gehört, eine Gränze ſetzt.

13. Der Gau Schapſucho oder Chekus erſtreckt ſich nördlich vom Kuban zwiſchen dem Abin und Afips über den Rücken des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus hinweg bis zum Meer und zieht ſich an dem Ufer desſelben zwiſchen ihm und dem Rücken des Gebirges entlang bis zum Thal des Schacho. Der Arm des Papai, einer Höhe des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus, welcher ſich bis an das Meer hinzieht, trennt nach Norden hin den Gau von dem der Natochuadſchen. Das Land iſt in hohem Grade gebirgig und nur nach Norden hin, alſo da wo der Kuban den Gau begränzt, wird es allmählich flach, aber trotzdem nicht weniger zugänglich, da das alljährliche mehrmalige Uebertreten des Kuban die Gegenden daſelbſt ſumpfig und moraſtig gemacht hat. Dazu kommt noch, daß die häufigen Expeditionen der Ruſſen die Einwohner aus dem flachen Lande vertrieben und ſo der Theil des Gaues ſich ſelbſt überlaſſen wurde. Die Höhen der ſüdlichen Strecken ſind zum großen Theil mit ſchönen Wäldern bewachſen, beſitzen aber hinlänglich ſchöne Matten für die Heerden, den einzigen Reichthum der Schapſuchen.

*) Die Verfaſſung des Handels auf dem ſchwarzen Meere, überſetzt von Cuhn S. 59.

Wahrſcheinlich iſt es, daß der Gau ſeinen Namen von dem Fluſſe Schapſucho, der im Südweſten des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus entſpringt und dem Meere zufließt, erhalten hat, da die Fürſten des Thales von hier aus ihre Macht weiter entfalteten. Factiſch iſt es, daß ſelbſt noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts der nördliche Theil von Hattuquähen bewohnt wurde und daß dieſe, wie ich ſchon geſagt habe, ſich erſt ſpäter an ihre jetzigen Wohnorte begaben. Auch die Abaſſen erſtreckten ſich früher weiter nach Norden, wie wir aus den byzantiniſchen und gruſiſchen Geſchichtſchreibern erſehen, und der Fluß Nigepſucho, aus dem die Griechen wahrſcheinlich ihr Nikopolis machten, war zur Zeit Conſtantins des im Purpur Gebornen, ſo wie das ganze Mittelalter hindurch, die Gränze zwiſchen Tſcherkeſſien und Abaſſien.

Der Verſtändlichkeit halber wird es gut ſeyn den ganzen Gau, der von 210,000 Seelen bewohnt wird, in einen cis- und transmontanen Theil zu bringen und jeden für ſich zu betrachten. Die Einwohner von beiden Diſtricten ſind großentheils ächte Tſcherkeſſen und haben ſich von jeher durch ihre Tapferkeit, ihre Großmuth und ihren Biederſinn ausgezeichnet. Beſonders gilt aber dieſes in hohem Grade von den transmontanen (oder am Meere wohnenden) Schapſuchen (von Peyſſonel und andern Schapſik, von Chatoff Szapſugi genannt). Betrachten wir dieſen Theil zuerſt etwas näher, ſo finden wir, daß er aus einer Menge Thäler, die ſich von dem Rücken des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus herabziehen, beſteht. Kleine Flüſſe bewäſſern ſie und erlauben häufig den Bewohnern auf derſelben Fläche ſich anzuſiedeln. Oft ſind auch die Thäler ſo eng, daß kaum eine Straße neben dem Fluß möglich iſt und die Menſchen gezwungen ſind, ſich auf den Höhen anzuſiedeln. Nicht ſelten ziehen ſich aber die Höhen zurück und ſchließen dadurch große ebene Strecken, in denen ſich zahlreiche Schapſuchen niederließen, ein. Beſonders ſind es aber die Gegenden um die Mündung der Flüſſe, die ſich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichnen und die Menſchen auf ihnen ſich anzuſiedeln einladen. Leider haben aber die Ruſſen die Schapſuchen von den ſchönſten Strecken zurückgedrängt und traurige, von ärmlichen Erdwällen umgebene Veſten beherrſchen die Umgegend. Da alle Verſuche, die Einwohner friedlich zu ſtimmen, an dem Haß derſelben gegen die Ruſſen ſcheiterten, ſo ſind jetzt die meiſten

der frühern am Meere befindlichen Dörfer verlaſſen und ihre Bewohner haben ſich auf unfruchtbare Felſen, die ſie gegen die Eingriffe ihrer Feinde ſchützen, zurückgezogen, um daſelbſt ein armſeliges Leben zu führen.

Wenden wir uns nun zur nähern Beſchreibung des Küſtenſtriches mit den daran liegenden Buchten und den darin fließenden Flüſſen und beginnen von Norden nach Süden, ſo kommen wir zuerſt auf die wahre Bucht von Gelentſchik. Sie bildet nach der Ausſage Sachverſtändiger mit der von Suchum-Kaleh in Abchaſien den ſchönſten Hafen an der ganzen Oſtküſte des ſchwarzen Meeres und beſitzt ungefähr eine Stunde Breite und drei Viertel Tiefe. Als nach den glorreich geendeten aſiatiſchen Kriegen Nikolaus an die Unterwerfung des Kaukaſus dachte, wurden im Jahr 1831 zwei Regimenter ausgeſandt, um ſich des Handelsfleckens Kutliſeh, was dem Work (Edelmann) Hattuquoi gehört und an dem unbedeutenden Flüßchen gleichen Namens liegt, zu bemächtigen. Nach tapferer und hartnäckiger Gegenwehr nahmen ruſſiſche Truppen zum erſtenmal tſcherkeſſiſches Land in Beſitz. Ein trauriger Aufenthalt wurde der Garniſon im Verlauf des erſten Winters zu Theil, da ſie, nicht hinlänglich gegen die häufigen Ueberfälle der Tſcherkeſſen geſchützt, in beſtändiger Thätigkeit ſeyn mußte, um ſich der eigenen Haut zu wehren. Abgeſchloſſen von allen friedlichen Menſchen hatte ſie ſelbſt mehrmals an dem Nöthigſten Mangel und war gezwungen, dieſes in weiter Ferne ſich zu holen. Erſt das Jahr darauf wurden die nothwendigen Vorſichtsmaßregeln getroffen, um die Garniſon mehr zu ſichern. Man vergrößerte ſelbſt den Rayon der Feſtung ſo weit, daß gegen 4—5000 Mann innerhalb derſelben Platz finden können. Gelentſchik gibt demnach an Größe Anapa, mit dem es eine gleiche Beſatzung hat, nichts nach und verſpricht bei ſeiner günſtigen Lage einſt wichtig zu werden.

Wie die Bucht von Sudſchuk-Kaleh, ſo war nicht minder auch ſchon die von Gelentſchik ſchon lange bekannt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie auch ſchon Dubois*) ſagt, die Stadt und der See Torikos des Skylax hierher zu ſetzen ſind. Plinius nennt hier einen Fluß Taruſa und einen See Pagrai.

*) Dubois voyage autour du Caucase I. p. 167.

Daß ſie auch den Genueſern wegen ihrer Vorzüglichkeit bekannt war, unterliegt keinem Zweifel, aber unmöglich iſt wegen der ſchlechten damaligen Karten den Namen aus der Zeit zu ergründen. Wahrſcheinlich iſt es der ſchwarze See (Mauro Laco s. Mauo Lacho) des Benincaſa und Fredutius von Ancona.*) Hier war es auch, wo im Jahre 1813 der Italiener Scaſſi ein Handelsetabliſſement unter den Auſpicien des Fürſten von Richelieu, damaligen Gouverneurs von Odeſſa, gründete und auf dieſe Weiſe hoffte, die Tſcherkeſſen für die Ruſſen zu gewinnen. Wie dieſer Plan ſcheiterte, werde ich ſpäter mittheilen.

Verfolgt man die Küſte weiter nach Süden, ſo kommt man zuerſt an das Flüßchen Hapetſchai, und wenn man ein zweites Dſchongoti überſchritten hat, ſo nähert man ſich wiederum einer wichtigen Bucht, der von Pſchad.

Nächſt der Bucht von Gelentſchik zeichnet ſich die von Pſchad durch ihre Vorzüglichkeit aus und diente auch von jeher als Hafen für alle hier handeltreibenden Völker. Hier ſollen nach Dubois die Griechen zuerſt ſich niedergelaſſen haben und der ganze Küſtenſtrich von Sudſchuk-Kaleh bis Pſchad war von Achäern bewohnt. Es ſcheint mir jedoch, daß dieſe Achäer, welche wahrſcheinlich kleinaſiatiſche Griechen waren, weiter ſüdlich gewohnt hätten, denn bei Skylax, Strabo und Plinius wohnen noch zwiſchen den Sinden (welche die Halbinſel Taman und die nördlichſte Küſte Tſcherkeſſiens bis nach Anapa einnahmen) und Achäern die Kerketen, die erſt bei Arrian verſchwinden, ſo daß nun Achäer und Sinden neben einander wohnten. Es exiſtirt auch noch unweit der jetzigen Weljaminoff'ſchen Veſte eine Ruine, die nach dem Vorgebirge, auf dem ſie liegt, den Namen Aguia führt, und wahrſcheinlicher iſt es, daß hier die Burg Achaja (ἀχαια κωμη) des Ptolemäus und das alte Achaja (παλαια ἀχαια) des Arrian gelegen hat. Den Genueſern im Mittelalter war die Bucht von Pſchad eben-

*) In der Bibliothek zu Wien findet ſich ein Atlas vor, den Gratioſus Benincaſa von Ancona im Jahre 1380 verfertigt hat und zu Wolfenbüttel hat man außer einigen unbenannten Karten zwei, welche das mittelländiſche und ſchwarze Meer darſtellen. Die eine hat der Graf Hoctomanus Fredutius von Ancona im Jahre 1497, die andere Baptiſta Januenſis im Jahre 1514 ausgearbeitet.

falls bekannt und ſie wurde Benincaſa unter dem Namen Mauro Zega, von Fredutio von Ancona und Baptiſta Januenſis (Veſconte von Janua) hingegen Mauro Zichia genannt. Als Scaſſi auf dem Wege des Handels Verbindungen mit den Tſcherkeſſen anzuknüpfen ſuchte, errichtete er auch zu Pſchad ein Etabliſſement und erwarb ſich an dem jetzt noch lebenden, nun greiſen Beſitzer der ganzen Gegend Mahomed Jndar-Oku einen treuen Freund, der auf alle Weiſe ihn unterſtützte. Doch ſo gut das ganze Unternehmen eingeleitet war, ſo vereitelte doch das rohe Benehmen der meiſten dortigen Ruſſen und die den Tſcherkeſſen angeborne Raubſucht das Gelingen, und die Entführung eines ſchönen tſcherkeſſiſchen Mädchens durch einen der dortigen ruſſiſchen Agenten, Mudroff, war die erſte Urſache, daß die Ruſſen wieder Pſchad und Gelentſchik verlaſſen mußten. Jndar-Oku (auch Jendar-Oku genannt), deſſen Sohn bei der Entführung thätig geweſen war, gerieth dabei in eine mißliche Lage, da er von nun an bei ſeinen eigenen Landsleuten als ruſſiſcher Spion verdächtigt wurde. Der alte Mann nahm ſich aber mit aller Kraft ſeines Vaterlandes an, und kaum waren ſeine Gaſtfreunde in Sicherheit, ſo trat auch er als erklärter Ruſſenfeind auf. Alle Unterhandlungen und Proclamationen ſcheiterten an ſeiner Vaterlandsliebe, und als ſogar Weljaminoff im Jahr 1837 mit einem Geſchwader erſchien, um ſich ſeiner Küſte zu bemächtigen, flüchtete ſich der vertriebene Jndar-Oku nach hartnäckiger Vertheidigung in die unzugänglichen Berge. Dort hat er ſich mit ſeiner Familie einen neuen Wohnſitz geſchaffen und übt frei von allem Verdacht einen großen Einfluß auf ganz Tſcherkeſſien aus. Weljaminoff zerſtörte die freundlichen Anlagen Jndar-Oku's und erbaute an ihrer Stelle eine Veſte, die den Namen zur neuen Dreieinigkeit (Nowotraykoje) führt.

In die Bucht ergießt ſich ein ziemlich bedeutender Fluß, der ebenfalls den Namen Pſchad führt und gegen ſeine Mündung hin ein ſchönes, großes Thal bildet, das ſich durch ſeine Fruchtbarkeit auszeichnet. Weiter hinauf theilt er ſich in zwei gleich ſtarke Arme, von denen der ſüdliche den Namen Pſchad, der nördliche hingegen Duab führt. Dubois irrt deßhalb, wenn er ſagt, daß der Fluß Pſchad auch Duab genannt würde. Die Höhe des tſcherkeſſiſchen Kaukaſus, aus dem er ſeine Hauptquellen erhält, hat den Namen Kadſchere-Chiaps und iſt

wie die beiden Thäler des Pſchad und Duab mit ſchönen Wäldern bewachſen.

Verläßt man nach Süden zu Pſchad, ſo kommt man nach geringer Entfernung zuerſt zu einer kleinen Bucht, die den Namen Beſchi führt und in die ein Flüßchen gleichen Namens ſich ergießt, und hat man noch eben ſo viel Weges zurückgelegt, ſo befindet man ſich an einer neuen ausgezeichneten Bucht, die von den Türken Wulan genannt wird, und in die ſich das Flüßchen Tſchopſin ergießt. Das Dorf, das an der Mündung des Flüßchens früher lag, führt nicht, wie Dubois will, den Namen Wulan, der überhaupt bei den Tſcherkeſſen nicht gebräuchlich iſt, ſondern heißt wie das Flüßchen ſelbſt. Im Jahre 1837 wurde die Gegend um die Bucht ebenfalls von Weljaminoff eingenommen und daſelbſt die Veſte Michael (Michailowskoje) erbaut. Die Alten ſcheinen die Bucht nicht gekannt zu haben, wohl aber iſt ſie bei Fredutio von Ancona als Flume Londia, bei Baptiſta Januenſis hingegen als Fiume Landia aufgezeichnet.

Faſt in gleicher Entfernung als Tſchopſin von Pſchad liegt, befindet ſich die Bucht Schapſucho von Tſchopſin. Um dahin zu gelangen, muß man zuerſt das Flüßchen Pſid paſſiren und kommt dann in das ſchöne und fruchtbare Thal von Dſchubgeh, das durch ſeine große Bevölkerung ſich auszeichnet. Ein nicht unbedeutender Fluß gleichen Namens fließt in demſelben und ergießt ſich in eine ſchöne Bucht, die den Namen Kodos oder Kodan führt. Ali Bey heißt der Fürſt, der hier herrſcht und ſeine Macht weit über die nächſte Umgebung ausgebreitet hat. Sein Einfluß über den ganzen Gau iſt groß, und wenn es den Ruſſen gelänge, dieſen Häuptling für ſich zu gewinnen, dann würde wenigſtens die Küſte bald beruhigt ſeyn. Um die Macht dieſes Fürſten zu brechen, verſuchte man ſchon im Jahre 1833 ihn von ſeinem Wohnſitze zu verjagen und landete mit einer bedeutenden Mannſchaft in ſeinem Beſitzthum. Die Schapſuchen wehrten ſich auf das hartnäckigſte, wurden aber mit Hülfe der Kanonen aus der Ebene verjagt, fanden jedoch auf der Höhe einen Zufluchtsort, von dem aus ſie die Ruſſen ſo lange beunruhigten, bis dieſe von der Schwierigkeit der Beſetzung der Küſte hier überzeugt ſich wiederum einſchifften, um ſich nicht einem gewiſſen Untergange auszuſetzen. Ali Bey hatte jedoch das Unglück im Sommer 1834 mit vierzig ſeiner

Landsleute auf einem türkiſchen Schiffe, das eben nach Trebiſond gehen wollte, den Ruſſen in die Hände zu fallen. Gewiß aber verſtanden die Ruſſen ihren Vortheil nicht, da ſie ihn alsbald gegen zehn Ruſſen der Freiheit wieder gaben.

Nach Dubois lag hier die alte Lazika des Arrian und die Stadt Tazos des Ptolemäus; wahrſcheinlich iſt es aber, daß beide Städte viel ſüdlicher ſich befanden. Ebenſo ſetzt Dubois die Alba Zichia des Mittelalters fälſchlicher Weiſe hierher. Wohl möchte aber hier der Hafen von Zurzuchi (Benincaſa), Sirſacho (Fredutio von Ancona) oder Suſako (Baptiſta Januenſis), den Klaproth ganz irriger Weiſe nach Sudſchuk-Kaleh verſetzt, liegen. Die Bucht Kodos bildet keinen vortheilhaften Hafen, und wahrſcheinlich iſt es deßhalb, daß die Genueſer ihren ausgezeichneten Hafen Alba Zichia oder Alba Zega etwas ſüdlicher in dem Buſen von Schapſucho beſaßen.

Dieſer Buſen hat eine bedeutende Ausdehnung und erſtreckt ſich gegen 14 bis 16 Werſt nach Süden. Die meiſten Karten geben ihn nicht richtig an und bilden aus ihm drei oder vier kleinere Buchten, die zwar nur Mündungen von Flüſſen ſind, aber ſämmtlich gute Häfen liefern. Im Norden ergießt ſich der Fluß Schapſucho, der hier eine ſchöne Bucht bildet und an deſſen Mündung deßhalb die Ruſſen im Jahre 1838 die Veſte Tenginsk unter Anführung des Generals Rajeffsky erbaut haben, hinein und im Süden wird er durch das Cap Kluf begränzt. Außer dem Schapſucho mündet ſich noch der Nigepſucho in den Buſen und bildet an ſeinem Ausfluß ebenfalls wiederum ein Bucht, die denſelben Namen führt. Dubois*) nennt dieſe irriger Weiſe Ztſchubeſchi, ein Name, der wohl mit Subaſchi übereinſtimmt, zumal die Tifliſer Karte ebenfalls eine Bucht des letztern Namens dorthin ſetzt. Allein auch dieſes iſt falſch, da die Türken und Gruſier die Bucht, welche durch den Ausfluß des Schacho gebildet wird, mit dem Namen Subaſchi belegen, wie es auch Bell und Schubert auf ihren Karten richtig angeben. Dubois wurde wahrſcheinlich durch die Tifliſer Stabskarte, welche ihm am häufigſten zur Richtſchnur diente, darauf hingeleitet.

Der Fluß Nigepſucho verdient noch eine beſondere Erwähnung,

*) Dubois de Montpereux Voyage. Tom. I. p. 195.

weil er lange Zeit die Gränze zwiſchen Tſcherkeſſien und Abchaſien bildete und zur Zeit Conſtantins des im Purpur Geborenen eine Stadt Nikopolis, wahrſcheinlich das gräciſirte Nikepſucho, hier ſtand. Dubois hat gewiß nicht unrecht, wenn er die Ruinen, welche man daſelbſt noch findet, von dieſer Stadt herleitet; es iſt aber wahrſcheinlich, daß, da die Küſte den ganzen Buſen entlang ſich durch ihre Fruchtbarkeit und Bequemlichkeit auszeichnet, ſich hier ſtets Handelsniederlagen vorfanden. Die zahlreichen Ruinen auf den Höhen längs des Buſens ſprechen ebenfalls dafür, daß hier einſt der Handel blühte, und zwar ſchon ehe die Genueſer ſich feſtſetzten. Gewiß waren zu der Zeit, als 300 Völker das Emporium Dioskurias beſuchten, auch die Küſten des Buſens Schapſucho ſehr bevölkert und die Einwohner daſelbſt breiteten die Waaren, welche ſie in Dioskurias holten, in ganz Tſcherkeſſien aus. Aus den oben erwähnten Ruinen haben die Ruſſen kurz nach der Einnahme von Schapſucho eine Redoute erbaut, welche den Namen Gerdüch erhalten hat. Dubois *) ſetzt irriger Weiſe das Dorf Tu, das am Flüßchen gleichen Namens liegt, zwiſchen die Mündungen der Flüſſe Schapſucho und Nigepſucho. Später führt er noch zwei Flüſſe Ztſchubeſchi und Schimetduchaitſche auf, die nur durch einen Berg getrennt würden. Aber weder Bell noch Schubert erwähnen ſie.

Das Cap Kluf ſchließt, wie ſchon geſagt, den Buſen nach Süden, und indem es hervorragt, bildet ſich auf der andern Seite eine Bucht, die eben denſelben Namen führt und die beiden Flüſſe Kluf und Tu aufnimmt. Die Tifliſer Karte und Dubois verwechſeln aber wiederum dieſe Bucht mit einer ſüdlichern, indem ſie ſie Wardan**) nennen. Nun folgt eine rauhe Küſte, die kaum erlaubt, daß ein ſchmaler Pfad auf ihr ſich hinzieht. Hier war wohl auch die Stelle, wo Mithridates auf der Flucht aus dem pontiſchen nach dem bosporiſchen Reiche gezwungen war, mit ſeinem Heere ſich einzuſchiffen, um nicht eine Beute der wilden Tſcherkeſſen zu werden. Zwei unbedeutende Flüßchen ſtürzen ſich wildbrauſend aus dem Gebirge und führen mächtige Steinblöcke mit ſich. Der obere führt den Namen Nibuh, der untere

*) Dubois de Montpereux Voyage. Tom. I. pag. 195.
**) Daſelbſt pag. 196.

Aguia, und Bell meint, daß hier die Burg Achaja geſtanden habe. Daß ſie ſüdlicher ſich befand, als Dubois meint, habe ich ſchon oben geſagt, aber eben ſo wenig mag ſie am Ausfluß des wilden Aguia geſtanden haben. Wahrſcheinlich befand ſie ſich nur wenig ſüdlicher und zwar auf der Höhe, die nach Süden hin das reizende Thal des Tuabs beherrſcht.

Auch hier haben die Ruſſen unter Anführung des Generals Rajeffsky im Jahr 1838 (den 24. Mai) Platz gefaßt und an dem Ausfluſſe des Tuabs (Thapſeh oder Tuabſeh bei Dubois) eine Veſte erbaut, welche zu Ehren des verſtorbenen Generals Weljaminoff den Namen Weljaminoffsk erhielt. Die von Wuth und Rache erfüllten Tſcherkeſſen aufs neue hier zurückgedrängt, verſuchten mehrmals die Ruſſen von ihrem Eigenthum zu vertreiben. Immer zurückgeſchlagen, gelang es ihnen endlich im Frühling des Jahres 1840 drei Veſten zu erobern und die ganze Mannſchaft über die Klinge ſpringen zu laſſen. Unter dieſen drei Veſten war auch Weljaminoffsk und Laſareffsk. Aber von neuem haben ſich die Ruſſen der zerſtörten Ueberbleibſel bemächtigt und eine ſtärkere Veſte an ihre Stelle geſetzt. Trotzdem aber iſt die Lage der neuen Garniſon um nichts ſicherer geſtellt, da die nächſten Höhen das ganze Thal beherrſchen und man ſchon mit einigen Kanonen die Veſte zuſammenſchießen könnte.

Da wo der Tuabs in das Meer ſich ergießt, wird durch dieſen wiederum eine Bucht gebildet, welche auf der Tifliſer Karte und bei Dubois*) den Namen Mamai führt. Die Bucht jedoch, welche die Türken ſo nennen, liegt wie Subaſchi viel ſüdlicher und zwar in dem tſcherkeſſiſchen Abaſſien, da wo das kleine Flüßchen Pſecha ſich in das Meer ergießt. Nach Norden hin wird ſie durch ein ſteiles Cap geſchützt und verſpricht deßhalb mit der Zeit einer der vorzüglichſten Häfen zu werden. Wahrſcheinlich iſt es dieſe Bucht oder die gleich zu erwähnende von Waia (und nicht die von Dſchubgeh), welche Benincaſa und Fredutio von Ancona auf ihren Karten unter dem Namen Cavo de Cubba und Baptiſta Januenſis als Guba aufführen. Das letztere iſt jedoch wahrſcheinlicher, und dann wäre zwiſchen Tuabs und Waia die Gegend zu ſuchen, welche jene oft genannten Italiener Sanna

*) Dubois de Montpereux Voyage. Tom. I. p. 198.

nannten und die dann mit der Gegend übereinſtimmte, welche Plinius und Arrian von den Saingen bewohnen laſſen.

Waia mag von Tuabs ziemlich ſo entfernt liegen, als dieſes von Schapſucho, und um dahin zu gelangen, paſſirt man drei Flüßchen Schepſeh, Makupſeh und Aſcheh. Dubois meint, daß ſüdlich von Tuabs der Gau der Schapſuchen aufhöre und nun der der Ubychen beginne. Allein dieſer Abaſſenſtamm bewohnt nur die Höhen des Gebirges, wohin ihn aber wahrſcheinlich erſt die Tſcherkeſſen zurückdrängten. Denſelben Fehler machte vor ihm die große Tifliſer Stabskarte von 1834, und nach ihm auch Schubert in ſeinem Atlas des weſtlichen Rußlands.

Waia ähnelt als Bucht am meiſten der von Tuabs, und der Fluß gleichen Namens, welcher in dieſelbe ſich ergießt, bildet ein ſchönes fruchtbares Thal, von dem die Ruſſen ſich im Jahr 1839 des Einganges bemächtigt haben, um daſelbſt eine Veſte, die zu Ehren des Contreadmirals Laſareff Laſareffsk genannt wurde, zu erbauen. Sie hatte das Unglück ſchon im nächſten Jahre von den Tſcherkeſſen eingenommen und zerſtört zu werden, iſt aber wiederum aus ihren Trümmern erſtanden. Auf dem Cap, das von Norden her die Bucht ſchützt, liegen nach Bell gut erhaltene Ruinen, die ſich dann nur einige Werſt ſüdlicher, an der Mündung des Fluſſes Sukuch wiederholen. Die Fruchtbarkeit der ganzen Gegend ſpricht auch dafür, daß hier einſt eine größere Betriebſamkeit geherrſcht hat. Es iſt Schade, daß Bell uns nur ſo wenig über dieſe und andere Ruinen, die ihm im Verlaufe ſeiner zweijährigen Anweſenheit daſelbſt begegneten, ſagt. Sukuch wird von dem nächſten Fluſſe Schimtoatſch, an dem ein ſchönes großes Dorf liegt, durch einen ziemlich breiten Gebirgsrücken, der faſt nicht erlaubt den Weg längs der Küſte zu verfolgen, geſchieden. Wenige Werſt flachen Landes trennen Schimtoatſch von der ſüdlichen Gränze des Gaues, der durch das Thal Schacho oder Schacheh geſchloſſen wird. Die Tifliſer Generalſtabskarte, Dubois*) und Schubert ſetzen zwiſchen Waja und Schacho drei Dörfer, welche ſie Dſiaſch oder Dſiaſcheh nennen, Bell, der lange Zeit, beſonders in Schimtoatſch ſich aufhielt, erwähnt ſie aber gar nicht, und daher iſt wohl ihre Exiſtenz, trotzdem

*) Dubois de Montpereux Voyage. Tom. I. p. 199.

Schubert ſie in ſeinem Atlas ebenfalls wieder nennt, zweifelhaft. Dubois glaubt, daß dieſe Dörfer ſchon im Mittelalter exiſtirt hätten, und von den ſchon oft genannten Italienern unter dem Namen Aiazo, Aiaço und Saiazzo aufgeführt wären.

Auch das Thal von Schacho wurde vor zwei Jahren von den Ruſſen beſetzt, und eine Veſte darin mit Namen Golowinsk zu Ehren des jetzigen Oberbefehlshabers von Cis- und Transkaukaſien erbaut. Die Bucht, welche durch den Ausfluß des Schacho gebildet wird, führt den Namen Subaſchi. Daß die Tifliſer Karte und Dubois dieſen Namen dem Buſen von Schapſucho gegeben haben, iſt ſchon oben geſagt. Sie verfallen aber in einen neuen Fehler, indem ſie nun dieſe Bucht Sutſchali*) oder Suntſchali nennen. Allein die Türken belegen mit dieſem Namen ebenfalls eine ſüdlichere Bucht, und zwar die, welche durch das Flüßchen Saſcheh gebildet wird. Dubois läßt ferner hier den Achäus des Arrian fließen, demnach wäre dieſer Fluß der heutige Schacho.

Wenden wir uns nun zu dem nördlichen Theile des Gaues Schapſucho, ſo ſehen wir dieſen nur im Süden gebirgig, allein die Arme, welche das Hauptgebirge nördlich ſendet, ſind unbedeutend und verlieren ſich in der Ebene am Kuban. Wenn daher hier, wie in den transmontanen Gegenden, kaum Ackerbau getrieben werden kann, ſo liefern die zum Theil kräuterreichen Höhen die ſchönſten Matten für das Vieh. Viehzucht iſt auch die Hauptbeſchäftigung, welche die Schapſuchen daſelbſt treiben. Ganz im Norden iſt es zwar, wie ſchon geſagt, eben, aber die moraſtigen Umgebungen des Kuban und die Nähe der Ruſſen erlauben ebenfalls keinen Getreidebau. Die Mitte dieſes cismontanen Theiles iſt aber im hohen Grade fruchtbar, und eine Menge rieſelnder Flüſſe, die ich ſämmtlich ſchon Seite 274 aufgeführt habe, bewäſſern die Felder und Wieſen. Trotzdem iſt auch hier der Ackerbau in den Hintergrund getreten, und Viehzucht iſt wiederum die Hauptbeſchäftigung. Die Urſache davon ſind die häufigen Ueberfälle der Ruſſen, die gewöhnlich zur Zeit der Ernte den Kuban überſchreiten, und alles, was ihnen entgegenkommt, zerſtören. Die Einwohner ſind dadurch ſehr gedemüthigt und beſuchen ſchon

*) Dubois de Montpereux Voyage. Tom. I. p. 199.

zum großen Theil den jenſeits des Kuban angelegten ruſſiſchen Handelsmarkt. Hiemit geben ſie das erſte Zeichen einer friedlichen Geſinnung, d. h. einer baldigen Unterwerfung. Um ſie von den noch im hohen Grade feindlichen Natochuadſchen zu trennen, und um Gelentſchik mehr mit Tſchernomorien zu verbinden, ſuchte General Weljaminoff im Jahre 1834 einen Weg vom Kuban nach Gelentſchik, ſetzte bei der Olgaſtanitza über den Kuban, durchſchritt mit vieler Mühe die moraſtigen Gegenden, indem er zuerſt den Antchir entlang ging, wendete ſich dann nach dem Abin und verfolgte deſſen Lauf bis auf die Höhe des Gebirges, überſchritt dieſes, und langte unter allgemeinem Jubel in Gelentſchik an. Alle die zahlreichen Dörfer, die zerſtreut auf dem Wege lagen, wurden von Grund aus zerſtört. Um ſich den Weg offen zu erhalten, erbaute der General im folgenden Jahre auf dem linken Ufer Abin und auf dem rechten Nikolajeffsk. Um auch auf dem jenſeitigen Ufer des Kuban einen Punkt, der den Anfang des Weges beherrſcht, zu beſetzen, iſt in der neueſten Zeit auch der Olgaſtanitza gegenüber eine Veſte, die nun den Namen der Olgaveſte erhalten hat, erbaut worden. Abin iſt die dritte Veſte, welche im Jahre 1840 von den Tſcherkeſſen eingenommen wurde.

Schon früher, im Jahre 1829, hatten die Ruſſen unter General Emanuel an der öſtlichen Gränze, an dem Afips und ſeinem Nebenfluß Pſchepſch feſten Fuß gefaßt, und am erſtern die Veſte Friedrich, am letztern die Veſte Johann erbaut. Wie es ſcheint, iſt aber die erſtere wieder verlaſſen worden.

Nachdem wir nun die drei ächt-tſcherkeſſiſchen Gaue durchgenommen haben, gehen wir zu den drei übrigen, und beginnen mit dem abaſſiſchen, da deſſen Bewohner in Sprache, Sitten und Gebräuchen ſich am wenigſten von den Tſcherkeſſen unterſcheiden.

IV. Der abaſſiſche Kreis oder die Abaſſah.

Wenn ſchon die beiden letzten Kreiſe bei ihrer Beſchreibung eine Menge Schwierigkeiten darboten, ſo iſt dieſes in noch höherm Grade bei dem abaſſiſchen der Fall, da Reiſende ihn faſt gar nicht beſucht, und Ruſſen in ihn nur kurze Einfälle gemacht haben. Er nimmt großentheils die höhern Gebirgsgegenden ein und zieht ſich zum geringen Theil in die ſchwarzen Berge hinein. Seine ſüdliche Gränze iſt demnach der Hauptrücken des Kaukaſus

von ſeinem weſtlichen Beginne am ſchwarzen Meere bei Gagrah bis öſtlich zum Dſchumantau. Die Höhen jenſeits der Tiberdah und das Kubangebirge bis zu ſeinem Eintritt in Kaukaſien ſcheiden ihn von den kaukaſiſch-tatariſchen Gauen und der großen Kabardah. Nördlich ſind der Unkenntniß des Landes halber die Gränzen ſchwieriger zu beſtimmen. Eine Linie von der öſtlich-nördlichen Umbiegung des Urup nach der Gränze Ciskaukaſiens und der Kabardah gezogen, ſcheidet den Kreis von den transkubaniſchen Nogaiern, die ſüdlichen Abhänge des Achmetgebirges, hingegen der vom Schegerek nördlich auslaufende Gebirgsrücken Gagwareh und der vom Nagoi-Koich weſtlich dem Meere zulaufende Arm trennt ihn zuerſt von den Kuban-Laba-, und dann von den Meertſcherkeſſen. Weſtlich iſt das ſchwarze Meer.

Seine Bewohner, die Abaſſen, erfreuen ſich erſt ſeit den ruſſiſchen Kriegen einer größern Freiheit, da ihre Herren, die Tſcherkeſſen, nur durch die Noth gezwungen ihnen größere Rechte einräumten. Im Kriege verſchafft allein der perſönliche Muth, Tapferkeit und die nöthige Umſicht eine allgemeine Achtung, und wenn auch dieſe Tugenden im Allgemeinen den Tſcherkeſſen zukommen, ſo zeichneten ſich doch auch viele Abaſſen, ſogar des gemeinen Standes, im Kampfe aus, und erhielten mit der Zeit ein Anſehen, nach dem ſelbſt tſcherkeſſiſche Fürſten umſonſt ſtrebten. Während ſie früher, wo ſie eben noch unter dem Drucke der Tſcherkeſſen ſeufzten, dadurch, daß ſie oft bei den Ruſſen Schutz gegen ihre Unterdrücker fanden, eine Vorliebe zu dieſen hatten, ſo hat ſich dieſe mit der größern Freiheit in denſelben Haß umgewandelt, der auch die Tſcherkeſſen in allen ihren Unternehmungen leitet. Da ſie die kaum zugänglichen Höhen des Gebirges bewohnen, ſo liegt für ſie die Zeit noch fern, wo ruſſiſche Veſten ſie beherrſchen. Nur die nördliche Gränze, da wo ſie an die Nogaier ſtößt, und die weſtliche am Meere ſind einigermaßen den Ruſſen zugänglich, und wenn auch hier jetzt einige Veſten erbaut ſind, ſo beherrſchen dieſe doch kaum die Umgegend von einer halben Stunde.

Der Unkenntniß des Landes halber iſt auch die fernere Eintheilung des Kreiſes nach den Stämmen in Gaue äußerſt ſchwierig, da ihr Name dadurch, daß einzelne Verbrüderungen oder Geſchlechter unter ihren Führern mächtig wurden, in den Hintergrund trat, und der der Verbrüderung oder des Geſchlechtes dafür allgemein

wurde. Auch die Unterwerfung einzelner Geſchlechter durch tſcherkeſſiſche Fürſten wurde die Urſache, daß der Name des Stammes zurück- und der der Geſchlechter hervortrat. Ich nehme für Abaſſien drei Stämme, und demnach auch drei Gaue an, und führe bei denſelben die einzelnen Verbrüderungen oder Geſchlechter, in ſo weit ſie bekannt ſind, namentlich auf.

14. Die kleine Abaſſah liegt im Oſten und zieht ſich ſüdlich von der Höhe des Dſchumantau und Maruch in den Thälern des Kuban von ſeiner ſteinernen Brücke an, in denen der Tiberdah, Schona und der beiden Indſchik nördlich bis an das Land der transkaukaſiſchen Nogaier und an Eiskaukaſien. Oeſtlich gränzt ſie an das Land der kaukaſiſchen Tataren und an die große Kabardah, während weſtlich im hohen Gebirge die große Abaſſah, nördlicher hingegen die Beslenen wohnen. Der Gau iſt in ſeiner ganzen Ausdehnung im hohen Grade gebirgig, und beſteht nur aus den engen Thälern der obengenannten Flüſſe. Ackerbau liegt faſt im Bereich der Unmöglichkeit, und Viehzucht kann wegen der ſchroffen, oft nackten Felſen ebenfalls nur wenig getrieben werden. Große Viehheerden, wie ſie viele Tſcherkeſſen, beſonders Mochoſchen beſitzen, kennt man in der kleinen Abaſſah nicht.

Die Bewohner der kleinen Abaſſah haben ſich erſt ſeit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zum großen Theil wieder in die Berge, die ſie wahrſcheinlich auch früher bewohnten, zurückgezogen. Die Kabarder, welche die Abaſſen in einer größeren Abhängigkeit erhielten, verſetzten (wenn ich den Erzählungen einiger Digoren-Aſſen trauen darf) ſchon zu Anfang des 17ten Jahrhunderts ſechs Geſchlechter des abaſſiſchen Stammes Topantah (Baskech bei den Tſcherkeſſen genannt) in den weſtlichen Theil ihrer Beſitzungen, alſo in die Gegenden des Kuban, wo dieſer aus dem hohen Gebirge tritt, an die Malka und an die fünf Berge, um ſie die fruchtbaren Gegenden daſelbſt bebauen zu laſſen, während ſie ſelbſt auf Raub und Krieg auszogen. Dieſe ſechs Geſchlechter (Louh, Biberd, Klitſch, Tramkt, Aßlankt und Dudaruk) erhielten deßhalb bei den Tataren den Namen der Alti-Keſſek-Abaſſi*), d. h. die ſechs Abaſſen-Stücke. Dubois

*) Vielleicht bedeutet auch der Name Alti-Keſſek (Abaſſi wird in der Regel weggelaſſen) die ſechs tſcherkeſſiſchen Abaſſen-(Stämme), da,

hat deßhalb ganz unrecht, wenn er aus den ſieben im Norden des Kaukaſus befindlichen Provinzen des Maſſudi die Alti-Keſſek macht, da Maſſudi auf jeden Fall die ſieben chaſariſchen Landſchaften am aſoff'ſchen und ſchwarzen Meere darunter verſtanden hat. Das Land nun, welches dieſe ſechs Geſchlechter einnahmen, wurde die kleine Abaſſah genannt.

Als General Fabrician die ſtets ſich wiederholenden Raubzüge der Kabarder auf das ſtrengſte ahndete, und dieſe mehreremal entſcheidend ſchlug, beſtimmte ein Vertrag die Malka von nun an als Gränze zwiſchen Ciskaukaſien und den Beſitzungen der Kabarder. Ein großer Theil der kleinen Abaſſah kam ſo unter ruſſiſche Oberherrſchaft. Trotzdem die Bewohner des ganzen Gaues für unabhängig von den Kabardern erklärt wurden, wanderten doch wegen vielfacher Bedrückungen von Seiten der Ruſſen und des rohen Betragens der dortigen Beamten viele der an den Fünfbergen Wohnenden aus, und zogen die Herrſchaft der Kabarder vor. Die übrigen wurden nur mit Gewalt zurückgehalten. Nach Pallas *) blieben damals auf ruſſiſchem Gebiet

aus dem Geſchlechte		Louh	1500 Seelen,
„	„	„	Biberd 1600 „
„	„	„	Klitſch 600 „
„	„	„	Tramkt 1700 „
			zuſammen: 4900 Seelen.

Die genannten ſechs Geſchlechter, oder vielmehr Verbrüderungen, haben ſich bis auf den heutigen Tag erhalten, und, wenn auch die zu ihnen entflohenen Kabarder (ſ. oben) noch einen großen Einfluß auf ſie äußern, ſo ſtehen ſie doch ſelbſtändiger da, und ſind gegen die Ruſſen meiſtens feindlich geſinnt.

Von Norden nach Süden mich wendend, nehmen die einzelnen Geſchlechter folgende Gegenden ein:

1. Das Geſchlecht Louh (Lôuquadſchéh bei Klaproth, Lauchadſch auf der Tifliſer Karte) nimmt die beiden Thäler des kleinen Indſchik und des Kuban bis faſt an die Mündung des Kalmurſa in den letztern ein und hat ſich ungefähr 4000 Seelen

wie wir geſehen haben, die Tſcherkeſſen ſich früher Kaſaken nannten, und noch jetzt ſo von den Oſſen genannt werden.

*) Bemerkungen auf einer Reiſe ꝛc. Band I. Seite 365.

ſtark ſeit 1829 unterworfen. Auf dem linken Ufer des Kuban haben die Ruſſen in ihrem Bezirk die Redoute Uſtdſcheguta angelegt. Die Louher führen bei den Ruſſen auch häufig nach ihren Fürſten den Namen Ismail Ali-Abaſſen. Pallas und Klaproth *) geben ſie höher im Gebirge wohnend an.

2. Das Geſchlecht Dudaruch (Budarch bei den Ruſſen) iſt unſtreitig das ſtärkſte und bewohnt ſeit langer Zeit den nördlichen Theil des Gaues zwiſchen dem Urup und dem großen Indſchik. Den Norden, beſonders die Thäler des Urup und des großen Indſchik haben ſie aber nach und nach an die geflohenen Kabarder abgetreten, und nehmen deßhalb nur noch die Thäler der drei in den großen Indſchik fallenden Flüſſe (Marau, Bſchegok und Kefar) ein. Ihre Anzahl kann man wohl auf 7000 Seelen ſchätzen.

3. Das Geſchlecht Klitſch befindet ſich ſüdlich von dem Gau der Karatſchai auf der rechten Seite des Kuban und nimmt die engen Thäler des Elmurs, beſonders das, worin der Kalmurſa fließt, ein. Es iſt ſehr arm, zählt kaum 5000 Seelen und hat ſich ebenfalls Rußland unterworfen. In ſeinem Gebiete iſt die ſogenannte ſteinerne Brücke über den Kuban, die von den Tſcherkeſſen Miwa-Lamyſch, von den Tataren hingegen Taſch-Kupyr genannt wird.

4. Das Geſchlecht Tramkt nimmt die Thäler der unbedeutenden Flüſſe Tiberdah und Schona ein und zählt, da ſein größter Theil noch an der Kuma und Podkumok wohnt, kaum 4000 Seelen. Die Zurückgebliebenen führen jetzt zum Unterſchiede von dieſen nach ihren Fürſten den Namen Dſchantemir.

5. Das Geſchlecht Aßlankt bewohnt die untern Thäler des kleinen Indſchik, des Kardenek und des in den letztern ſich ergießenden Akſaut und umfaßt gegen 9 bis 10,000 Seelen. Die Tifliſer Generalſtabskarte nennt die Gegend, die der Stamm einnimmt, Boſchoch — ein Name, der wahrſcheinlich Baskech, wie die Tſcherkeſſen alle Bewohner der kleinen Abaſſah nennen, heißen ſoll.

6. Das Geſchlecht Biberd (Biberduch bei den Ruſſen) breitet ſich nördlich von jenem aus und nimmt die obern Thäler

*) Klaproth Reiſe, Band I. Seite 451.

des kleinen Indschik und des Marau ein. Die Anzahl seiner Glieder läßt sich kaum mit einiger Gewißheit angeben, wahrscheinlich mag sie aber doch gegen 10,000 betragen.

In den oben angegebenen Gränzen der kleinen Abassah ganz auf der Höhe des Gebirges wohnt ein Stamm, der von allen umwohnenden Völkern den Namen Alanen führt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Stamm ein Rest des alten Volkes der Alanen ist. Wie wir später zeigen werden, sind auch die Ossen Nachkommen dieses einst mächtigen Volkes und demnach mit diesen Alanen nahe verwandt. Während meines Aufenthaltes in Ossien sagte man mir mehr als einmal, daß im Westen zwischen Swanien und Abchasien und eben so unweit des Elbrus in der großen Kabardah Ossen wohnhaft wären, die in Sprache, Sitten und Gebräuchen vollständig mit ihnen übereinstimmten. Von den neuern Schriftstellern erwähnt diese Alanen nur Dubois. Die Tifliser Generalstabskarte und der Atlas des westlichen Rußlands setzen ihr Land an die Quellen des Kardenek und des kleinen Indschik, wahrscheinlicher nehmen sie aber auch die Höhe der Schona ein und erstrecken sich wohl selbst bis an den Dschumantau. Im vorigen Jahrhundert sprechen Graf Potocki und Reineggs ebenfalls von ihnen und ersterer behauptet, daß sie ungefähr 1000 Seelen stark eine eigene Sprache redeten und Hüte trügen. Die Generalkarte von Georgien und Armenien, die J. N. de l'Isle bearbeitet hat, setzt diese Alanen an einen Nebenfluß des Kuban und Pater Lamberti führt sie an derselben Stelle an. *)

Die Ossen der Kabardah gehören zu den Ueberresten jener, die gleich den Abassen von den Kabardern in den Westen ihrer Besitzungen versetzt wurden. Sie wurden fast wie Leibeigene betrachtet und waren gezwungen für ihre Herren das Feld zu bebauen. Ihre unglückliche fernere Geschichte werde ich später weitläufiger erzählen. Jetzt bewohnen sie kaum noch tausend Mann stark die Thäler der kleinern in den Bakfem und die Malka fließenden Flüsse.

Es thut mir leid, daß ich auf meiner Reise nach Ossien und Radscha nicht auch Swanien und diesen Stamm der Alanen

*) Potocki Voyage Vol. I. pag. 106, 146 und 181. Reineggs Beschreibung des Kaukasus, 2. Thl. Seite 15.

beſucht habe, um näher zu unterſuchen, ob ſie mit ihren Brüdern den Oſſen ſo weit übereinſtimmen, als eben behauptet wird. Auf jeden Fall liefern ſie aber den Beweis, daß die Alanen oder Aſſen des Mittelalters ſich faſt über den ganzen Kaukaſus verbreitet hatten, denn im Oſten und Weſten finden ſich noch mehrere Spuren. Häufig werde ich im Verlaufe meiner Reiſebeſchreibung Gelegenheit haben, über ſie zu ſprechen.

15. Die große Abaſſah. Unter dieſem Namen verſteht man eigentlich und verſtand man früher im Gegenſatz der kleinen Abaſſah alle übrigen Gegenden, die von Abaſſen, zu denen dann auch die Abchaſier gehören, bewohnt werden. Man ſieht aus dieſer Urſache auf vielen Karten hierunter die ganze Küſte von der nördlichen Gränze Mingreliens bis in die Mitte des Gaues der Schapſuchen, ja ſogar bis hinunter nach Anapa und bis zu dem Ausfluß des Kuban begriffen, während die eigentliche große Abaſſah, wie ich ſie verſtanden haben will, nur zu Tſcherkeſſien gehört. Allein daß die Gegenden, welche ich eben beſchreiben will und die noch dieſſeits des Hauptgebirges liegen, von ächten Abaſſen, zu denen ſich nur wenig Fremde geſellt haben, bewohnt werden, und daß die jenſeits des Gebirges wohnenden Abaſſen, ſowohl die unter einem eigenen Fürſten ſtehenden als die tſcherkeſſiſchen freien, von den dieſſeits wohnenden und den meiſten übrigen Völkern des Kaukaſus die transmontanen (Kuſchhaſip) genannt werden, beſtimmt mich zur Annahme der großen Abaſſah in der Ausdehnung, wie ich ſie eben angeben will. Die Tifliſer Karte nennt die kleine und große Abaſſah, alſo die dieſſeitigen Gegenden, Abadſah.

Es ſcheint, daß alle Abaſſen urſprünglich jenſeits der Berge gewohnt und ſich weit in Mingrelien verbreitet haben. Zu einer gewiſſen Zeit wanderte aber ein Stamm Baſchilbai, um dem Drucke ihrer Fürſten zu entgehen, über die Berge, und ihr neues Land erhielt daſelbſt zum Unterſchiede des Landes aus dem ſie gewandert, den Namen der kleinen Abaſſah. Später wurden die ſechs oben genannten Geſchlechter den Kabardern zinspflichtig und gaben den Gegenden, wohin ſie von dieſen verſetzt waren, den Namen der kleinen Abaſſah, während das Land der übrigen mit dem der jenſeitigen Abaſſen die große Abaſſah genannt wurde. Ein Theil der letzteren hatte erbliche Fürſten und ihr Fürſtenthum erhielt den

Namen Abchaſien oder Awchaſien. Sie erſtreckt ſich öſtlich von der kleinen Abaſſah und zwar von den Quellen und dem oberen Laufe des Bſchegok bis weſtlich zu dem Gebirgsrücken Gagwareh, der wie ſchon oft geſagt von dem Schegerek ausläuft. Im Süden bildet der Hauptzug vom Oſchten bis über den Niſiri die Gränze. Nördlich iſt es beſonders das Achmetgebirge, was den Gau von den Kuban-Laba-Tſcherkeſſen und zwar zunächſt von den Beslenen trennt.

Der ganze Gau iſt in hohem Grade gebirgig und die armen Einwohner vermögen dem felſigen Boden nur einen geringen Ertrag, der nicht im Stande iſt ſie zu ernähren, abzugewinnen. Oft in einer Höhe von 6 — 8000 Fuß über der Meeresfläche kann kaum die Gerſte, das einzige Getreide das dort gebaut wird, vor dem eintretenden Froſte reifen. Auch die Viehzucht kann in einem Lande, wo die ſchroffen, ſteilen Felſen oft von wenig oder gar keiner Erde bedeckt ſind und wo ungeheure Abgründe den Heerden nicht ſelten Opfer entreißen, unmöglich gedeihen, und nur kümmerlich und in größter Dürftigkeit vermögen die Bewohner der großen Abaſſah ihr Leben zu friſten. Und doch lieben ſie ihre engen Thäler, in denen reißende Bäche oft den ganzen Raum ausfüllen und wollen ſie nicht mit den lachenden Gefilden der nördlichen Ebenen vertauſchen. Frei wie der Steinbock bei ihnen von einem Felſen zum andern ſpringt, um ſich die gewürzhaften Kräuter an ſchauerlichen Abgründen zu ſuchen, bewegt ſich der Abaſſe in ſeinen unzugänglichen Bergen, in denen noch kein Fremder Fuß gefaßt hat und lebt glücklich in ſeiner Armuth, der er ſich ſelbſt übergibt. Seit den ruſſiſchen Kriegen haben die Tſcherkeſſen alle Macht über ſie verloren; gern folgen ſie aber ihnen in die nördlicheren Ebenen, um ſich das was ihnen die Natur verſagt, dort zu holen. Rußland hat noch nicht verſucht, dieſe fernen Kaukaſier zu unterwerfen und kein ruſſiſcher Soldat betrat die Marken ihres Vaterlandes.

Ueber die Schwierigkeit, die einzelnen Geſchlechter der großen Abaſſah genauer zu beſtimmen, habe ich ſchon geſprochen. Oft ſind die Namen der Geſchlechter untergegangen, da bei den Gliedern derſelben es Sitte wurde ſich nach einem mächtigen Häuptling zu nennen. Es ſcheint jedoch auch, als wenn einzelne tſcherkeſſiſche Abenteurer einzelne Familien ſich tributpflichtig gemacht

und ihnen damit auch den Namen mitgetheilt hätten. Dieser Name blieb selbst dann noch nach dem Tode eines solchen Häuptlinges, wenn vielleicht die so zu einer Verbrüderung verbündeten Familien Niemand mehr über sich erkannten.

Von Osten nach Westen gehend besitzt die große Abassah folgende Geschlechter oder Verbrüderungen:

a. Das Geschlecht Baschilbai (Beschilbai bei Pallas und Klaproth, Beschlybai auf der Tifliser Karte) bewohnt die Quellen und den obern Lauf der Flüsse Pschegok und Kefar und bestand zu Güldenstädt's Zeiten, wo es aber wahrscheinlich noch nördlicher wohnte, aus 1000 Familien, während es jetzt trotz der früher herrschenden Pest und der Unterdrückungen der Kabarder doppelt so viel Glieder besitzt. Es scheint das Hauptgeschlecht zu seyn, da es den Namen des ganzen Stammes noch trägt.

b. Das Geschlecht Tam oder Tamm (Tamoff auf dem Atlas des westlichen Rußland) bewohnt nördlich von den geflohenen Kabardern das Thal des Urup, aber nicht bis an dessen Quellen und zählt kaum 3000 Seelen. Pallas, Klaproth und die Tifliser Karte übergehen dieses Geschlecht ganz und gar.

c. Das Geschlecht Kasilbeg (richtiger wohl Kisilbeg, wie es auch Güldenstädt nennt) bewohnt die Quellen des Urup und der großen Laba und zählt kaum 1000 Seelen. Die Tifliser Karte führt als dazu gehörig noch ein Geschlecht mit Namen Kuadsch auf.

d. Das Geschlecht Barakai oder Brakai (Barokai bei Güldenstädt, Barrakin bei Pallas und Klaproth) nimmt nördlich von dem vorigen das Thal der großen und vielleicht auch zum Theil das der kleinen Laba ein und besteht aus ungefähr 6000 Gliedern. Die Tifliser Karte setzt sie fälschlicher Weise an die Quellen des Chods und der Laba. Im Jahre 1776 stürzte nach Reineggs *) in seinem Lande ein großer Fels herunter.

e. Das Geschlecht Bag (Bach bei Güldenstädt, Beg auf der Tifliser Karte, Bagoff in Schuberts Atlas **) hat weder

*) Reineggs historisch. topographische Beschreibung des Kaukasus 1. Thl. S. 292.

**) Wahrscheinlich gehört auch das Geschlecht Bah, welches Klaproth unter seinen transmontanen Abassen (1. Band S. 475) aufführt.

Fürſten, noch Edelleute unter ſich und jeder ſteht demnach dem andern gleich. Zur Zeit Güldenſtädts beſtand es aus 300 Familien, während es jetzt gegen 4000 Glieder umfaßt. Es bewohnt die hohen Thäler des Oſchten, aus denen die kleine Laba und der Chods entſpringen.

f. Das Geſchlecht Schegrai (Tſchagrai bei Klaproth, Scheigrei auf der Tifliſer Karte, Schegirei auf dem Atlas des weſtlichen Rußland) nimmt ebenfalls die Thäler des Chods und zum Theil auch der kleinen Laba ein und gränzt demnach im Süden an das Geſchlecht Bag, im Norden hingegen an den Stamm der Beslenen. Die Zahl ſeiner Glieder beträgt kaum 5000.

16. Die transmontane Abaſſah. Sie liegt wie der Name ſchon ſagt im Weſten jenſeits des Gebirges und erſtreckt ſich bis an die Küſten des ſchwarzen Meeres. Im Norden begränzt ſie das Gebirge, welches von Süden her das Thal der Schacho einſchließt, und im Süden das, was von Norden aus die Schlucht von Gagrah bildet. In den frühern Zeiten bildete ſie einen integrirenden Beſtandtheil des Königreiches Abasgien (Abchaſien), und noch im Mittelalter, wie uns die italieniſchen Karten eines Benincaſa ꝛc. lehren, wurde dieſer Gau ebenfalls zu Avogaſia, d. i. Abchaſien gerechnet. Erſt die neueſte Zeit, ſeitdem die jetzigen Beherrſcher Abchaſiens ſich Rußland unterworfen und die Kriege mit den Tſcherkeſſen eine größere Ausdehnung erhalten haben, hat die Bewohner den Tſcherkeſſen mehr zugeführt, ſo daß ſie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes mit dieſen gemeinſchaftliche Sache machen. Dieß iſt die Urſache, weßhalb man den Gau mit Abchaſien nicht mehr vereinigen darf.

Ihre Bewohner unterſcheiden ſich in Sitten und Gebräuchen nur wenig von den Tſcherkeſſen und zeichnen ſich durch einen unerſchütterlichen Muth und eine unbeugſame Hartnäckigkeit, worin ſie ſogar noch die Tſcherkeſſen übertreffen, aus. Sie ſind wohlhabend, da ihre breiten und fruchtbaren Thäler ihnen nicht allein den Getreidebau erlauben, ſondern die geringe Mühe ihrer Bewohner reichlich belohnen. Auch die Viehzucht iſt bei ihnen in einem Zuſtande, wie man ihn weder in dem abaſſiſchen noch in

---

trotzdem er unter den cismontanen ebenfalls ein Geſchlecht Bagh (S. 460) nennt, hierher.

dem Meerkreiſe findet. Vor allem aber ausgezeichnet iſt ihr Weinbau, zumal die Stöcke von freien Stücken, ohne die geringſte Mühe zu verlangen, reichlichen Ertrag geben. Auf dem ganzen weſtlichen Kaukaſus iſt der daſelbſt gebaute Wein unter dem Namen Sanah bekannt. Die Folge hiervon iſt, daß die Zahl der Bewohner verhältnißmäßig die aller übrigen Gaue übertrifft, denn man kann von der Schacho bis zur Schlucht von Gagrah gegen 16,000 Seelen annehmen. Bell *) meint, daß zweierlei Stämme den Gau bewohnen: ächte Abaſſen und Aſras, und daß der Fluß Hamiſch im Norden des Caps Ardler ſie von einander trennt. Die Sprache beider ſey ſo verſchieden, daß ſie ſich gegenſeitig nicht verſtehen. Die Aſras ſtimmten in allem mit den ſüdlicher wohnenden Abchaſiern, die ebenfalls den Namen Aſra führten, überein; zur Unterſcheidung würden aber die letztern jetzt von ihnen Pſibe genannt. Allein dieſe Trennung des Gaues entſtand, wie Bell ſelbſt ſagt, durch Streitigkeiten, die lange Zeit die einzelnen Geſchlechter und Verbrüderungen unter einander hatten und welche durch die gemeinſame Gefahr jetzt noch ganz beſeitigt worden ſind. Zweierlei Sprachen ſprechen aber Bells Abaſſen und Aſras ſicher nicht, vielleicht, da eben eine lange Zeit Hader zwiſchen ihnen herrſchte und aller gegenſeitige Umgang abgebrochen war, nahm die Sprache der nördlichern Abaſſen viel aus der der Tſcherkeſſen, mit denen ſie fortwährend in Verbindung ſtanden, an. Der gegenſeitige Haß der nördlichen und ſüdlichen Abaſſen beſtand noch vor zehn Jahren, und die Spaltung unter ihnen war wohl Urſache, daß die Tifliſer Stabskarte den Gau ebenfalls in zwei Theile brachte, von dem ſie den nördlichen Saſcha, den ſüdlichen hingegen Ardona **) nannte. Was Bell's Namen der Aſra anbelangt, ſo wird dieſer von mehreren kaukaſiſchen Völkern gebraucht, um überhaupt die Abaſſen zu benennen. Sein Name Pſibe dient aber zur Bezeichnung des Abaſſenſtammes, welcher den nördlichen Theil Abchaſiens bewohnt, und wird nirgends für ſämmtliche Abchaſier gebraucht.

*) Bell Journal Vol. II. pag. 53 und 54.

**) Dubois, der überhaupt wie ſchon geſagt ſich nach der Tifliſer Karte richtete, nimmt ebenfalls zwei Stämme dieſes Namens an. (Tom. I. p. 202 und 203.)

Der Gau iſt zwar in hohem Grade gebirgig, ſeine breiten fruchtbaren Thäler erlauben aber allenthalben den Getreidebau. Das Innere des Landes iſt ganz unbekannt und nur die Küſte haben uns die neueſten Kriege einigermaßen aufgeſchloſſen. Verfolgen wir demnach dieſe von Norden nach Süden, ſo bekommen wir Folgendes zu erwähnen.

Auf der Strecke von Schacho ſüdlich bis zum Fluſſe Pſecha laſſen die Tifliſer Karte, Dubois und Schubert Ubychen wohnen. Von da an bis zum Hamiſch liegt aber ihr Gau Saſcha. Verläßt man das Gebirge, das ſüdlich das Thal von Schacho begränzt, ſo kommt man zuerſt zu einer kleinen aber bequemen und tiefen Bucht, welche die Türken Chiſſa nennen und in die ein kleines Flüßchen Buh mit Namen fließt. Dubois übergeht dieſes Flüßchen, trotzdem es dadurch merkwürdig wird, daß der Beſitzer des Thales, in dem es fließt, einem Bruder des türkiſchen Generals Hafis Paſcha gehört, der den Namen Huſſein führt und eine lange Zeit ſeine Landsleute zum Frieden zu bewegen ſuchte. Ueberſchreitet man den Berg, der im Süden das genannte Thal einſchließt, ſo kommt man in ein zweites Thal, in dem ein größerer Fluß, Leup mit Namen, fließt. Hierin befindet ſich auf einer unbedeutenden Höhe eine Burg, welche die Ruſſen Fagurka nennen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es dieſelbe iſt, die Chardin und de la Motraye auf den zu ihren Werken gehörigen Karten Hamorka nennen. Die Bucht, welche durch die Mündung des Leup gebildet wird, führt bei den Türken den Namen Wardan. Dubois nennt faſt an derſelben Stelle ein Flüßchen Sega.

Zwiſchen Leup und dem nächſten Fluſſe Terampſeh, den ebenfalls die Tifliſer Karte und Dubois vergeſſen haben, liegt eine ſchöne fruchtbare Ebene, die ſich mit geringen Unterbrechungen längs der Küſte bis zum Cap Ardler hinzieht. Auch die höher nach dem Hauptrücken des Gebirges zu gelegenen Thäler der ganzen Breite unterſcheiden ſich ſämmtlich durch ihren größern Umfang und durch ihre Fruchtbarkeit. Daher ſind es auch beſonders dieſe Gegenden, welche bewohnt werden. Vom Terampſeh an ſpitzt ſich die Küſte zu und bildet endlich ein nicht unbedeutendes Vorgebirge, hinter dem ein Buſen, in den die Flüßchen Pſecha (Sjujepeh auf der Tifliſer Karte, Sivepe bei Dubois) und Sa-

ſcheh fließen, ſich hinzieht. Dieſer Buſen beſitzt eine Ausdehnung von 2 bis 3 Stunden und wird im Süden wiederum durch ein bedeutendes vorſpringendes Cap begränzt. Seine Ufer bilden vom nördlichen bis zum ſüdlichen Cap einen Halbmond, in deſſen Hintergrunde zwei Buchten liegen, die durch die Mündungen der oben genannten Flüſſe gebildet werden. Die obere Bucht nennen die Türken Mamai, die untere hingegen Sutſchali. Eine nicht unbedeutende Ruine befindet ſich am Ufer der erſteren, während an der letzteren, wohin Dubois die Maſetika des Arrian ſetzt, die Ruſſen im Jahre 1838 eine Veſte Nawaginsk erbaut haben. Der Fluß, welcher übrigens auch den Namen Sotſcheh oder Satſcheh führt, iſt bedeutend und gehört nebſt dem bald zu erwähnenden Geſch, dem Schacho, Tuabs und Tſchopſin zu den größten an Tſcherkeſſiens Küſte. Das Thal, worin er fließt, iſt ſehr bevölkert und deßhalb haben wohl die ſüdlichern Abaſſen ihre mit ihnen im Streit lebenden und nördlicher wohnenden Abaſſen nach deren Hauptthale Saſchen genannt. Dubois meint ferner, daß die Sannigen des Plinius und Arrian, ſo wie die Sagiden des Procop die Saſchen des heutigen Tages wären. In dieſem Falle würde dann wohl die Schreibart des Procop und nicht, wie man ſonſt meint, die des Plinius die richtige ſeyn.

Das Cap, welches den eben beſchriebenen Buſen nach Süden ſchließt, wird Sengi genannt und bildet die ſüdliche Gränze der Saſchen. Nach Dubois iſt es das Vorgebirge des Hercules, das nach dem Tempel, der auf ſeiner Spitze ſtand, den Namen erhielt und demnach müßte auch in der Nähe die Stadt Neſis des Arrian geſtanden haben.

Südlich vom Cap Sengi bildet ſich wiederum eine vorzügliche Bucht, die nach dem Fluß, der in ſie ſich ergießt, den Namen Hamiſch (Chamüſchljar auf der Tifliſer Karte, Kamuiſchlar bei Dubois) erhalten hat. Hier war es, wo ohne Zweifel die Borgys des Arrian und die Caccari der Italiener des Mittelalters lagen.

Von der Bucht des Hamiſch zieht ſich die Küſte wiederum weiter in das Meer und bildet ein bedeutendes Cap, das den Namen Ardler (Ardoljar) bei allen kaukaſiſchen Völkern und bei den Türken führt. Vielleicht war es auch hier, wo der Tempel des Hercules ſtand. Bedeutende Ruinen ſprechen wenigſtens dafür,

daß hier in frühern Zeiten eine Stadt oder Burg geſtanden habe. Ich ſtimme übrigens ganz mit Dubois überein, daß dieſe Stelle es war, wo die Santa Sophia oder Sancta Soffia der Italiener des Mittelalters ſtand. Das Cap Ardler verſchmälert ſich nach Süden, und indem ſich die Küſte bis Gagrah einwärts zieht und von da an wiederum bis zum Cap von Pitzunda in das Meer ſich vorſchiebt, wird ein großer Buſen gebildet, der, da Gagrah grade in der Mitte desſelben liegt, der Buſen von Gagrah genannt werden kann. Er war ſchon den Italienern des Mittelalters bekannt und unter dem Namen Cavo de Giro verſtanden dieſe wohl den ganzen Buſen und nicht eine beſondre Bucht. Dadurch daß ſich das Cap Ardler nach Süden ſchräg abſchneidet, bildet ſich gleich anfangs eine der ausgezeichnetſten Buchten, in die der Fluß Ardo ſich ergießt. Das Thal, worin dieſer Fluß fließt, gehört zu den ſchönſten an der ganzen Küſte und erlaubt wegen ſeiner Breite und des ruhigen Dahingleitens des Fluſſes den Bewohnern ſich in zahlreicher Menge daſelbſt niederzulaſſen. Mehrere Dörfer füllen demnach auch das breite Thal bis in die Höhe ſeines Urſprunges aus und führen ſämmtlich den Namen Ardochuatſchen (Dörfer des Ardo). Mit dieſem Thale beginnt auch der Diſtrict Ardona, den die Tifliſer Karte und Dubois bis zur Schlucht von Gagrah ſetzen.

Schon lange gelüſtete es den Ruſſen nach dieſen geſegneten Gefilden, und ſo war auch nach der polniſchen Revolution Ardler der erſte Punkt, der gleich den Feſtungen Anapa und Gelentſchik im Norden die Küſte des Südens beherrſchen ſollte. Im Jahr 1836 zog der damalige Oberbefehlshaber Baron Roſen ſelbſt aus. Unter Leitung des Generals Walchoffsky landete man auf der Küſte der Bucht und nach tapferer Gegenwehr der Abaſſen behaupteten die Ruſſen das Terrain. Auf beiden Seiten war der Verluſt bedeutend; auf abaſſiſcher Seite blieb der reiche und angeſehene Beislam Bey und auf ruſſiſcher Seite mußte Beſtuſcheff, einer der größten Dichter Rußlands, ſeine Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Die Feſtung erhielt den Namen Konſtantinoffsk oder zum heiligen Geiſt und hat eine Garniſon von 800 bis 1000 Mann. Seitdem beherrſchen die Ruſſen die Umgegend, aber nur ſo weit als die Kanonen reichen, und im höhern Thale leben nach wie vor die Abaſſen. Noch verſucht man durch Milde die Bewohner zu ge-

winnen, und gewiß wäre es gelungen Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, wenn nicht Bell den Tſcherkeſſen engliſche Hülfe zugeſagt hätte. So liegt die Zeit vielleicht noch fern und der Haß, der immer mehr ſich einwurzelt, verbietet alle nähern Verbindungen. Die Ruſſen müſſen gleich den Franzoſen in Algier ausziehen und alljährlich die Ernten verwüſten, bis die Noth die Abaſſen zwingt Frieden zu ſchließen. Hungersnoth wird ihnen um ſo fühlbarer ſeyn, als ſie dieſe noch nie kannten, und während nicht ſelten dieſe in dem übrigen Tſcherkeſſien wüthete, hatten die Abaſſen des Gaues reichlichen Ueberfluß.

Ein unbedeutender Berg liegt zwiſchen dem Ausfluß des Ardo und dem des Geſch, und das Thal, das dieſer bildet, iſt nicht minder ſchön und fruchtbar als das des Ardo. Ruſtam Peh heißt der Fürſt, dem der größte Theil des Thales gehört. Wegen der Nähe bei dem des Ardo begreift man unter dem Namen der Ardochuadſchen auch die Dörfer und Bewohner des Thales der Geſch.

Wenden wir uns nun ganz nach dem Süden Tſcherkeſſiens, ſo bleiben uns nur noch zwei unbedeutende Thäler übrig, welche der Verbrüderung Zandrüſch gehören. In dem nördlichen fließt die Schanda und in dem ſüdlichen die Schemi. Ein bedeutendes Gebirge, was eine unmittelbare Fortſetzung des Oſchten iſt, ſcheidet das Thal der Schemi von der Schlucht von Gagrah, der nördlichſten Stelle Abchaſiens. Wenn die genannten Thäler auch nicht an Breite und Fruchtbarkeit den beiden andern gleichen, ſo erlauben ſie doch den Bewohnern ihr Getreide daſelbſt zu bauen.

Neun Verbrüderungen ſind es, welche den Gau bewohnen, und von ihnen nehmen die Chamüſch, Eſchchorepſchi, Gedſcha, Adſchiki und Zandrüſch die niedern, die Ubychen, Aſuchwa-Marſchanitza, Medoweih (oder Megmei, auch Atſchipſi genannt) und Aſchchoadſah die höhern Gegenden ein. Die beiden mächtigſten Verbrüderungen ſind die Ubychen, welche den Rücken des Gebirges einnehmen und die Gegenden um den Nagoi-Koich auch dieſſeits desſelben bis zu den Quellen der Schagwaſcha bewohnen, und Zandrüſch im Süden. Nächſt dieſen ſind es noch die Medawei (Midawi oder Madaweh bei Klaproth), welche ſchon ſeit den älteſten Zeiten die Höhen um den Oſchten einnahmen. Es ſcheint, als wenn zum großen Theil die Namen dieſer Verbrüderungen gewechſelt hätten, denn Klaproth führt als zu ſeiner Zeit daſelbſt

wohnend folgende Namen auf: Ubuch, Schaſchi, Ibſip, Kubichen, Aratchowaß, Bah und Nalkupi-Madſchawi, und zu ihnen müſſen wohl noch die früher genannten Tubi gerechnet werden. *)

V. Der Tataren-Kreis.

Er liegt im Norden der großen Kabardah und kleinen Abaſſah und erſtreckt ſich ſüdlich von der ſteinernen Brücke im Thale des Kuban, von dem Gebirgsarm Oſchchemacho und den Tutunbergen bis an den Hauptzug des Gebirges vom Elbrus bis an den Guran. Im Weſten ſind die Thäler des obern Kuban die letzten Beſitzungen und nach Oſten hin ſcheidet der öſtliche Ausläufer des Guran, der Nagaſchpi von den Oſſen.

Das Land iſt im hohen Grade gebirgig und erlaubt den Bewohnern nur mit vieler Mühe dem ſteinigen Boden einigen Ertrag abzugewinnen. Gerſte iſt faſt das einzige Getreide, was in den bedeutenden Höhen, wo zeitiger Winter eintritt, noch fortkommt. Aber auch die Viehzucht kann nicht ſo gedeihen, wie in den ſchönen Alpen der großen Kabardah. Eine Armuth herrſcht deßhalb in den Thälern, wie man ſie nur noch in den höhern Gegenden der kleinen und in der ganzen großen Abaſſah findet.

Die Bewohner dieſer engen und unfruchtbaren Thäler ſind größtentheils Tataren oder ſtammen vielmehr von den frühern Bewohnern der nördlichen fruchtbaren Ebenen der Kabardah und Ciskaukaſiens. Wahrſcheinlich ſind es demnach Komanen, Nachkommen der alten Türken und Verwandte der Tſcherkeſſen. Sie erzählen es von ſich ſelbſt und behaupten, daß ihre Vorfahren Städte beſeſſen hätten und einſt mächtig geweſen wären. Madſchar und wahrſcheinlich auch Dſchulat mag von ihnen erbaut und bewohnt geweſen ſeyn. In der letzten Zeit vor ihrer Auswanderung wohnten ſie an der Malka und deßhalb erhielten ſie zum Theil den Namen Malkaren oder Balkaren. Wann ihre Auswanderung vor ſich ging, läßt ſich durchaus nicht beſtimmen,

*) Klaproth Reiſe Bd. I. S. 475 und 463. Er läßt die Tubi mit den Ubychen zuſammenleben. Ihre Wohnungen erſtreckten ſich damals bis an das Meer, ſ. Potocki Voyage, Vol. I. pag. 122. Es ſcheint, als wenn beide Verbrüderungen früher einen großen Stamm am Meere gebildet hätten und von den Schapſuchen in die Gebirge zurückgedrängt wären. Ubychen befanden ſich auch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts noch bei Anapa.

da uns alle Nachrichten über die zersprengten Trümmer eines einst mächtigen Volkes fehlen. Auf jeden Fall wurde sie durch die Tyrannei der Mongolen hervorgerufen und wahrscheinlich zu derselben Zeit, als ein anderer Theil ihrer Brüder sich im Westen an beide Ufer des Kuban zurückzog und der dortigen Gegend und dem Flusse seinen Namen ertheilte. Zur Zeit Dschingis-Chans geschah es wohl nicht, sondern gewiß später, vielleicht als Mamai's Scepter im Süden der russischen Steppen eisern drückte oder Timur seinen Raubzug durch dieselben Gegenden unternahm. Zuerst wohnten sie übrigens, wie erzählt wird, in der großen Kabardah, als aber die Kabarder der Fünfberge von den Tataren der Krim gedrängt sich hierher flüchteten, wurden die jetzigen Bewohner des Gaues in die höchsten Thäler des Baksan, Tschegem, Naltschik und Tscherek zurückgedrängt und wahrscheinlich zuerst den Ossen unterworfen. Die meisten ihrer Fürsten scheinen nämlich ossischen Ursprunges zu seyn. Später als die Macht der kabardischen Fürsten sich durch den ganzen Kaukasus ausbreitete, wurden auch sie diesen zinspflichtig.

Die Gestalt und Physiognomie dieser Tataren sagt uns übrigens deutlich, daß sie nur eine sehr geringe, ja zum Theil gar keine Vermischung mit Mongolen zu erdulden hatten. Die Tataren des östlichen Kaukasus und der nördlichen Ebenen unterscheiden sich demnach hinlänglich von diesen, denen das ächt Türkische beigeblieben ist. Da sie schon zeitig den Ossen und nachher den Tscherkessen unterworfen waren, so wurde auch dadurch, daß die Herren ihre Töchter ihren Unterthanen nicht verheiratheten, eine Veränderung der National-Gestalt unmöglich. Sie unterscheiden sich von den Tscherkessen nur durch einen kürzern und gedrängtern Bau, durch eine bräunere Farbe und durch kleinere Augen. Das Gesicht ist runder und der ganze Kopf größer, indem er noch dazu auf einem kürzeren Halse sitzt. Eine Ausnahme machen aber davon die am Kuban lebenden Karatschai, die, trotzdem sie dieselbe Sprache und fast denselben türkisch-tatarischen Dialekt sprechen, sich wesentlich von jenen unterscheiden. Diese Karatschai stehen auch den ihnen nahewohnenden Ossen, Swanen und Tscherkessen fern und ähneln in allem den südlicher wohnenden Abassen und noch mehr den Lesgiern. Ihre Gestalt ist schlank und ihre Physiognomie trägt das Gepräge eines süd-

licheren Charakters. Ein dunkler Teint, ſchwarze Haare und feurige, blitzende Augen unterſcheidet ſie hinlänglich von ihren mehr öſtlich wohnenden Brüdern. *)

Verfolgen wir den tatariſchen Kreis von Oſten nach Weſten, ſo erhalten wir folgende Gaue:

17. Der Gau Balkar oder Malkar iſt unſtreitig der rauheſte und wildeſte in ganz Tſcherkeſſien und erſtreckt ſich vom Guran und ſeinem öſtlichen Ausläufer bis dahin, wo der Katûntau des Hauptgebirges durch den Dumalakaja mit dem Buſchturtau des Tutungebirges in Verbindung ſteht. Trotzdem der Flächeninhalt an Größe dem aller übrigen Gaue faſt gleichkommt, ſo iſt es doch nur das Thal des Tſcherek, welcher zwiſchen den Anzûntbergen und Buſchturtau austritt, das bewohnt iſt, und ſelbſt in dieſem iſt nur ein kleiner Theil bewohnbar. Die Thäler der übrigen im Gau entſpringenden Flüſſe, beſonders des Pſugamſu, erlauben keinem Menſchen ſich in ihnen niederzulaſſen.

18. Der Gau Bißinga (Biſinge oder Biſnige bei Güldenſtädt, Bſûngi bei Schubert) nimmt ebenfalls nur ein Thal ein und zwar das, was durch einen Nebenfluß des Tſcherek, den ſogenannten reißenden Tſcherek (Tſcherek chacho) gebildet wird. Er liegt weſtlich von jenem Gau und erſtreckt ſich bis zu dem Aſchemantau und dem Kiſchine-Sûrt, welche das Hauptgebirge hier mit den Tutunbergen verbinden. Seine Bewohner ſind nur zum Theil Tataren, während die andern meiſtens Swanen ſind und ſeit langer Zeit ſich im Norden des Gaues, beſonders in dem Dorfe Chulam, niedergelaſſen haben. Dieß iſt auch die Urſache, warum mehrere, wie z. B. Güldenſtädt, einen Gau Chulam annehmen. Wahrſcheinlich verſteht Reineggs unter ſeinem Stamme Schakman die Bewohner dieſes Theiles, da er dieſen zwiſchen den Biſſingi und Tſchegem wohnen läßt. Klaproth und andere betrachten den Gau des reißenden Tſcherek gar nicht als einen beſondern und vereinigen ihn mit dem Gau Balkar. Mit dieſem zuſammen hat er ungefähr 5—6000 Seelen.

*) Die Beſchreibungen, wie ich ſie eben gegeben habe, beruhen nicht auf Autopſie, ſondern nach den Ausſagen vieler Kaukaſier und Ruſſen, denen dieſe Tataren bekannt waren, habe ich das Ganze ſo zuſammengeſtellt. Möchte mir noch die Freude werden, zum zweitenmal den Kaukaſus beſuchen zu können und das Mangelhafte nachzuholen.

19. Der Gau Tſchegem, nach dem Fluſſe, in deſſen Thale dieſer Stamm lebt, ſo genannt. Der Tſchegem entſpringt wie der Tſcherek aus den höchſten Höhen des Hauptgebirges ſelbſt, und ſein Thal wird nach Weſten zu durch den Dſcharſchi, Schaltrak und Weltlamüſch, welche das Hauptgebirge mit den Tutunbergen verbinden, von dem Thale des Bakſan geſchieden. Die ſchon bei der Beſchreibung des vorigen Gaues beſchriebenen Berge trennen das Thal des Tſchegem von dem des Tſcherek. Die Bewohner des Gaues ſind ächte Tataren und leben wie die Balkaren in kleinen Dörfern zerſtreut. Ihre Dörfer führen noch jetzt ziemlich dieſelben Namen, wie ſie uns Klaproth vor beinahe dreißig Jahren aufgeſchrieben hat, es ſind aber oft nur zu zwei und drei zuſammenſtehende Häuſer; die Anzahl der Bewohner, welche Klaproth auf 400 Familien ſchätzt, hat ſich ſeit der Zeit bis auf 2000 vermehrt. Suboff verfällt in ſeinem Gemälde der kaukaſiſchen Lande*) in denſelben Fehler, in den ſchon lange vor ihm Güldenſtädt und Pallas verfallen waren, indem ſie meinen, daß die Gruſier die Bewohner dieſes Gaues Dſchiki nannten. Unter dieſem Namen verſtehen aber dieſe, wie ſchon Klaproth richtig bemerkt, die Tſcherkeſſen.

20. Der Gau Uruſtpieh (Oruspie bei Reineggs, Urusby bei Klaproth) liegt im Weſten des vorigen zwiſchen dem Dſchchamacho und dem ſchon bei der Beſchreibung des vorigen Gaues genannten Berges. Er umfaßt wiederum nur ein Thal, und zwar das obere des Bakſan, und wird ungefähr von 400 Familien bewohnt. Klaproth nennt den Gau Bakſan und meint, daß der eigentliche Stamm der Urusby mehr nordweſtlich und zwar auf dem Gebirgsrücken des Tſchalpak wohne, und nicht ſelbſtändig ſey, ſondern zu dem Stamme der Karatſchai gehöre.**) Suboff führt ihn weder auf, noch nennt ihn. Allein wahrſcheinlich wurde er durch das große Dorf Uruſtpieh, das am Ausgange des Bakſan aus dem Kreiſe liegt, ſo getäuſcht, daß er dieſes als einen beſondern Gau betrachtete. Die Einwohner ſind nicht ſämmtlich Tataren, ſondern viele Oſſen, den Sitten ihrer mehr öſtlichen Brüder treu geblieben, wohnen unter ihnen.

*) Suboff Cartina. 3ter Theil, Seite 134.

**) Klaproth Reiſe, Band I. Seite 512 und 530.

Nach Klaproth nennen die Tſcherkeſſen die Bewohner der beiden letzten Gaue Tſcherigá, ein Name, welcher große Aehnlichkeit mit dem des Abaſſengeſchlechtes, Schegrai oder Schegirei, wie es Schubert nennt, beſitzt. Die Gruſier hingegen nennen die Bewohner aller vier Gaue Baſſianen, ein Name, der von einer ihrer angeſehenſten Familien entlehnt ſeyn ſoll. Möglich iſt es aber auch, daß der Fluß Bakſan, der den Gruſiern am meiſten bekannt war, die Urſache zu dieſer Benennung gegeben haben mag.

21. Der Stamm Karatſchai (Karſchaga Kuſch'hatſcherk., Karatſcherkeß tatar., Kara-Dſchiki gruſ., Karatſchioli imereth. und mingr.) begreift nur die hohen Thäler des Kulan und Ulúkan, die beide ſich noch oberhalb der ſteinernen Brücke zum Kuban vereinigen, und wird demnach von dem Elbrus und zweien von dieſem nordwärts gehenden Armen eingeſchloſſen. Klaproth *) gibt ſeine Gränzen viel zu weit an, und rechnet, wie wir oben geſehen haben, ſogar noch einen Theil des vorigen Gaues dazu. Das Dörfchen, das einige Karatſchaier im Weſten an der Tiberdah angelegt hatten, iſt verlaſſen, und alle Bewohner desſelben haben ſich wiederum in ihren urſprünglichen Beſitzungen niedergelaſſen. Trotzdem die Karatſchai ſämmtlich den eigenthümlichen tatariſchen Dialekt reden, den auch die übrigen Stämme dieſes Kreiſes ſprechen, ſo ſtimmen ſie doch, wie ich ſchon oben erwähnt habe, ſo wenig in Phyſiognomie und Geſtalt mit jenen überein, daß dieſes 10,000 Seelen ſtarke Völkchen wohl andern Urſprungs ſeyn muß. Es iſt ein großer Fehler, in den faſt alle Geſchichtsforſcher gefallen ſind, daß ſie glauben, die Sprache allein ſey hinlänglich, den Urſprung eines Volkes zu beſtimmen. Wie unſicher dieſe hierbei aber iſt, beweist gerade der Orient, wo die Völker bald als Sieger, bald als Beſiegte ihre Mutterſprache aufgaben und doch dasſelbe Volk blieben. Die Conſtitution des Körpers und die Phyſiognomie, die ſich allein Jahrtauſende erhalten, wenn das Volk nicht aufhört dasſelbe zu ſeyn, leitet weit richtiger, und nur nebenbei müſſen Sitten, Gebräuche und Sprache berückſichtigt werden, wenn die Forſchungen belohnend ſeyn ſollen.

Dieſe meine Behauptung, daß nämlich die Karatſchai nicht tatariſchen Urſprungs ſind, wird noch dadurch beſtätigt, daß im

*) Klaproth Reiſe, Band I. Seite 510.

Norden des Gaues, gegen die ſteinerne Brücke hin, noch eine große Menge Ruinen ſich vorfinden, welche nach der Ausſage aller, die ſie beſehen und unbeſehen wenigſtens beſchrieben haben, nicht tatariſchen oder mongoliſchen, ſondern, wenn auch nicht geradezu europäiſchen, doch chriſtlichen Urſprungs ſind. Es iſt Schade, daß die wiſſenſchaftliche Expedition, welche von der Petersburger Akademie aus im Jahre 1829 zur Unterſuchung des Elbrus ausgeführt wurde, ſo wenig Aufmerkſamkeit dieſen Ruinen gewidmet hat, und ſo muß der Aufſchluß über dieſelben wiederum bis dahin verſchoben werden, wo ein Reiſender ſie von neuem beſichtigt. Dieſe Ruinen haben einen bedeutenden Umfang, und beſtehen vorzüglich aus Kirchen und Grabmälern. Nach der Ausſage der Karatſchai ſelbſt ſollen hier einſt Frengi, d. i. Europäer, gewohnt haben, und mehr als einmal hat man Waffen hier gefunden, auf denen europäiſche, beſonders genueſiſche Zeichen ſtanden. Die Genueſer hatten, wie bekannt, Handelsniederlagen an dem Ufer des ganzen, beſonders öſtlichen und nördlichen ſchwarzen Meeres, und leicht konnte bei den ſpätern mongoliſchen Unruhen eine Anzahl Europäer ſich in das Innere des Landes zurückziehen, da ihnen vielleicht alle Möglichkeit, auf dem Meer zu entfliehen, entzogen war. Möglich iſt es auch, daß ſie freiwillig an den fruchtbaren Ufern des Kuban und der Malka ſich niederließen. Sieur Ferrand, Leibarzt des Chans der Krim, Selim Gerai, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, erzählt ebenfalls, daß die Kabarder ihm Kirchen zeigten, die von Genueſern herrühren ſollten.*) Dieſe letzte Meinung wird um ſo wahrſcheinlicher, als bei den Kabardern eine Sage, die faſt von allen Reiſebeſchreibern des Kaukaſus erwähnt wird, geht, daß ſie ihr Land durch die Abtretung einer ſchönen Frau an Europäer erhalten hätten. Es wird nämlich erzählt, daß ein Fürſt von Frengi einen Fürſten der Kabarder beſucht, und daſelbſt eine ſehr ſchöne Frau bemerkt habe. Plötzlich ſey er von Liebe gegen ſie ergriffen worden, und habe ſie um jeden Preis verlangt. Der Kabarder ſetzte als Preis, daß die Frengi ihnen das Land abtreten und deßhalb auswandern ſollten. Der Fürſt der Frengi erhielt die ſchöne Frau, und verließ nun mit ſeinen Unterthanen ſein früheres

*) Stöcklein Glaubensbott, IX. Band, Seite 94.

Beſitzthum. Wohin ſie gewandert ſeyen, verſchweigt uns die Sage. Man hat nun geglaubt, daß ein betriebſames Völkchen im öſtlichen Kaukaſus, die Kubetſchi, wegen ihrer Geſchicklichkeit im Verfertigen der Waffen und wegen ihrer abweichenden Sitten europäiſchen Urſprunges ſeyen, und ſie deßhalb mit dieſer Erzählung in Zuſammenhang gebracht. Mehrmals habe ich ſelbſt im Kaukaſus aus dem Munde der Kaukaſier vernommen, daß die Kubetſchi dieſe Frengi ſeyen. Dieſes betriebſame Völkchen jedoch, von dem uns Potocki*) ſo viel erzählt, exiſtirt aber ſchon ſeit undenklichen Zeiten im Kaukaſus, und aus dem ſchon einigemal erwähnten Derbend-Nameh**) erſehen wir, daß zur Zeit des perſiſchen Schahs Nuſchirwan im Lande der Kaitaken ein Land von Schmieden (Serkeran), das den Namen Kubitſchi hätte, vorhanden war.

Daß dieſe Menge Ruinen von katholiſchen Mönchen, die beſonders unter Innocenz IV nach der Tatarei und dem Kaukaſus geſandt wurden, herrührten, iſt durchaus unglaubhaft, da man nicht weiß, aus welchen Mitteln dieſe Leute ſolche prachtvolle Kirchen erbaut haben ſollten. Daß ſie bei ihren Bekehrungen großen Erfolg gehabt hätten, iſt noch weniger wahrſcheinlich. Eben ſo wenig haben die ruſſiſchen, von Johann dem Schrecklichen ausgeſandten Miſſionäre weder hier noch in der Kabardah bedeutende Kirchen gebaut. Ganz zurückzuweiſen iſt die Meinung anderer, welche glauben, daß die Kirchen, zumal auch eine in dem Gau Tſchegem ſich vorfindet, von mähriſchen und böhmiſchen Brüdern aufgebaut ſeyen, und daß der Name Tſchegem und Zichen mit Zechen, dem Namen der Böhmen, zuſammenhinge.

VI. Der Nogaier-Kreis.

Er befindet ſich im Norden Tſcherkeſſiens und ſeine Bewohner nehmen die fruchtbaren Ebenen zwiſchen dem Kuban und der Laba ein. Aus dem erſtern Fluſſe ziehen ſie ſich noch ſüdlicher herab, und eine Linie, welche von der nordweſtlichen Umbiegung des Urup bis zu dem Punkte wo die kleine Abaſſah und Ciskaukaſien zuſammenſtoßen, gezogen wird, bildet die ſüdliche Gränze gegen den Gau der geflohenen

*) Potocki Voyage. Tom. I. pag. 106.

**) Extrait du Derbent-Nameh in Nouv. Journ. asiat. Tom. III. pag. 447.

Kabarder, und die kleine Abaſſah und eine Linie nordweſtlich von derſelben Umbiegung quer über die Veſte Wosneſensk bis an die Laba ſcheiden die Nogaier von dem Gau der Beslenen.

Der ganze Kreis iſt ſehr fruchtbar, wird aber trotzdem von den lieber nomadiſirenden Nogaiern nicht oder nur wenig zum Ackerbau benutzt, ſondern Viehzucht, der ſie ſchon ſeit Jahrhunderten oblagen, iſt jetzt noch ihre Hauptbeſchäftigung. Da ihnen aber nicht mehr erlaubt iſt, außerhalb ihres Gaues herumzuziehen, ſo ſind ſie doch gezwungen, nach und nach an eine mehr feſte Wohnung ſich zu gewöhnen. Außer der Laba und dem Kuban bewäſſern noch einige Nebenflüſſe den Kreis und von ihnen fällt der kleine und große Jndſchik, ſo wie der Urup hier in den Kuban; der Tſchamlük, der den Kalartſchakli von Oſten her aufnimmt, hingegen in die Laba.

Die Nogaier dieſes Kreiſes, von denen ich ſchon weiter oben geſprochen, und deßhalb hier nur wenig beizufügen habe, haben ſich ſchon länger als ein Jahrzehnt den Ruſſen unterworfen, und ſie ſind, wie ihre Brüder, in Eiskaukaſien bereits gute Unterthanen des Kaiſers. Beſſer wäre es, ſie ganz bei den Nogaiern Eiskaukaſiens aufzuführen, und es würde auch geſchehen ſeyn, wenn die Ruſſen ſie in den Bereich daſelbſt aufgenommen hätten. Zwei Veſten, die eine Jarkaſon am großen Jndſchik, und die andere Georgia am Urup, befinden ſich im Kreiſe, und bewachen die Schritte der Nogaier.

Der Kreis wird von zwei Geſchlechtern, von denen ich ebenfalls ſchon geſprochen habe, bewohnt.

a. Das Geſchlecht Manſur lebt in dem mehr ſüdlicheren Theil und nimmt das Land zwiſchen Urup und Kuban ein. Die Zahl ſeiner Glieder beläuft ſich auf 6000.

b. Das Geſchlecht Naurus bewohnt die mehr nördlichen Gegenden zwiſchen der Laba und dem Kuban, und beſteht aus 10,000 Seelen.

Nachdem nun die Eintheilung Tſcherkeſſiens und ſeiner Bewohner in Kreiſe, Stämme und Geſchlechter ſo genau als es eben nur nach eigenen und fremden Hülfsmitteln geſchehen konnte, gegeben worden iſt, wird es gut ſeyn, noch einmal durch eine Ueberſicht über das Land und ſeine Bewohner dieſes in ſeinem ganzen Umfang und in ſeiner Wichtigkeit darzuſtellen.

I. Der kabardiſche Kreis.

1.	Die kleine Kabardah mit	8,000	Einwohnern.
2.	Die große Kabardah mit	20,000	„
	zuſammen:	28,000	Einwohner.

II. Der Kuban-Labakreis.

3.	Der Gau der entflohenen Kabarder mit	15,000	Einwohnern.
4.	Der Gau Beslen mit	25,000	„
5.	Der Gau Mochoſch mit	8,000	„
6.	Der Gau Abadſecha mit	200,000	„
7.	Der Gau Jegorokoi mit	5,000	„
8.	Der Gau Kemur mit	10,000	„
9.	Der Gau Ademi mit	1,500	„
10.	Der Gau Hattu mit	3,000	„
11.	Der Gau Pſedug mit	20,000	„
	zuſammen:	287,500	Einwohner.

III. Der Meerkreis.

12.	Der Gau Nato mit	50,000	Einwohnern.
18.	Der Gau Schapſucho mit	210,000	„
	zuſammen:	260,000	Einwohner.
	Dieſe drei ächt tſcherkeſſiſchen Kreiſe:	575,500	Einwohner.

IV. Der abaſſiſche Kreis.

14.	Die transmontane Abaſſah mit	16,000	Einwohnern.
15.	Die große Abaſſah mit	32,000	„
16.	Die kleine Abaſſah mit	38,000	„
	zuſammen:	86,000	Einwohner.

V. Der tatariſche Kreis.

17. Der Gau Balkar 18. Der Gau Biſſinga	mit	6,000	Einwohnern.
19.	Der Gau Tſchegem mit	2,000	„
20.	Der Gau Uruſtpieh mit	1,200	„
21.	Der Gau Karatſchai mit	10,000	„
	zuſammen:	19,200	Einwohner.
VI.	Der nogaiſche Kreis mit	16,000	Einwohnern.
	Dieſe drei unächt tſcherkeſſiſchen Kreiſe:	121,200	Einwohner,
	mit den drei ächt tſcherkeſſiſchen:	575,500	„
	zuſammen:	696,700	Einwohner.

Sechzehntes Capitel.

Von den Bewohnern Tscherkessiens.

Verschiedene Bewohner; Körperconstitution der Tscherkessen; Schönheit derselben; Constitution der Nogaier; der Abassen; Name; Tscherkeß; Adiche; Verfassung; Geschichte derselben; Classen; Herrscher oder Pscheh; Edelleute oder Work; Gemeine oder Tschochotl; Sklaven oder Pschilt; Volksversammlung im Westen; Streitigkeiten; Verbrüderung; Richter; Geschworne; Volksversammlung im Osten; Ein- und Ueberfälle; Vorbereitungen dazu; Art des Kampfführens; die Todten; Strafe der Feigheit; des Mordes; Blutpreis; Blutrache; Verstümmelung; Ehebruch; Diebstahl; Besitz des Bodens; zufälliger Schaden; Gastfreundschaft; Konak; Ehrfurcht vor dem Alter; Familien; Wohnungen; Dörfer; Rechte des Familienhauptes; Verhältniß des Mannes zur Frau; Schamhaftigkeit junger Eheleute; Geburt; Erzieher oder Atalik; Streit um die Ehre, ein solcher zu seyn; Kostspieligkeit des Erzieheramtes; Kleidung der Männer; Waffen; Kleidung des weiblichen Geschlechtes; Beschreibung des Festes der Zurückgabe eines Zöglings; Geschenke der Fremden; Musik und Gesang; ein Kriegsgesang; ein Lobgesang; Tanz; ernste Spiele; Pferderennen; Geschenke des Wirthes; Gastmahl; Speisen und Getränke; Erziehung der Mädchen; das Corset; Freiheiten des weiblichen Geschlechtes; Dissepli; Brautstand und freie Wahl bei demselben; Kalim oder Brautpreis; Verlobung; Verheurathung; Scheidungen; Entführungen; Beschäftigungen; Jagd; Thiere Tscherkessiens; Geflügel; Land- und Seeräubereien; Ackerbau; Getreidearten; Säen und Ernten; Brod; Gemüse- und Gartenbau; Viehzucht; Pferde; Rindvieh; Bienenzucht; häusliche Geschäfte; männliche Arbeiten; Handel; Sklavinnen; Einfuhr; Krankheiten; Behandlung derselben; Todesfälle; Gebräuche dabei; Begräbniß; Opfer; Todtenfeste; Religion; Geschichte derselben in Tscherkessien; allgemeine Gebräuche; Verehrung des Kreuzes; Druidismus; Fest der Maria; Fest der Kinder-Einweihung; Osterfest; Sonntag; der Donnergott Tschibleh; der Feuergott Tleps; Serseres der Gott der Winde und des Wassers; Mestscha der Gott der Wälder und Bienen; mohammedanische Feste.

So verschieden auch die vier Hauptvölker Tscherkessiens sind, und noch mehr ursprünglich waren, so sehr haben sie sich durch die Länge der Zeit, in der sie neben und miteinander leben mußten, in Sitten und Gebräuchen, ja selbst in der Sprache und Körperform genähert, so daß es jetzt schwierig ist, selbst die entfernteren Tscherkessen und Nogaier von einander zu trennen. Im Allgemeinen sind Tscherkessen und Abassen als die ursprünglichen Bewohner dieser Gegenden ähnlicher unter einander, und eben so sind die Nogaier den Tataren nördlich vom Elbrus bis zum Guran verwandter als den beiden vorhin genannten Völkern, zumal sie spätere Einwanderer sind. Aber außerdem haben die ursprünglichen Bewohner des nordwestlichen Kaukasus, wenn sie sich auch die stürmischen Jahrhunderte der Völkerwanderung und der Mongolenherrschaft hindurch ihre Nationalität bewahrt hatten, doch vielfach mit Völkern andern Stammes, besonders mit Finnen und Mongolen vermischt; ja vor dieser Zeit, wo die indo-germanischen Assen (Ossen) ihre Herrschaft über den ganzen Kaukasus und

deſſen nördliche Abdachungen ausgebreitet hatten, mag viel indogermaniſches Blut in die Tſcherkeſſen und noch mehr in die Abaſſen übergegangen ſeyn. Auf jeden Fall iſt, wie ich ſpäter noch weitläufiger zeigen werde, aus der letzten Vermiſchung der ſchöne Menſchenſchlag der Tſcherkeſſen, dem ſeit dem Anfang unſerer Zeitrechnung jedes andere Volk Gerechtigkeit widerfahren ließ, als ſolcher erſt entſtanden. Alle die ſpätern fremden Elemente, die in ſie übergingen, vermochten nicht das Urſprüngliche, was durch die ſtets gleiche Lebensweiſe befördert wurde, zu vernichten oder nur weſentlich zu verändern, und ſo ſehen wir bei allen tſcherkeſſiſchen Stämmen den ihnen eigenthümlichen Nationalcharakter durchſchimmern, der im Weſten (am Meere) ſelbſt nicht durch das faſt hartnäckige Mongolenblut der dort einmal hauſenden Kabiren, eines Hunnenſtammes, und im Oſten durch finniſche Beimiſchungen, beſonders des Chazarenſtammes der Kabaren vernichtet, ſondern nur wenig beeinträchtigt werden konnte.

Ehe wir nun weiter zur ſpeciellen Beſchreibung der Bewohner Tſcherkeſſiens übergehen, wird es wohl nothwendig, erſt das Charakteriſtiſche in ihrer Körperform, was eben dieſe ſeit jeher auszeichnet, näher zu beſchreiben, und ſo ſchwierig es auch ſonſt bei Völkern aufzufaſſen iſt, ſo tritt es doch bei den Tſcherkeſſen, eben weil es ihnen ſo eigenthümlich iſt, und die umwohnenden Völker ihnen ferner ſtehen, leichter hervor. Ein majeſtätiſcher ſtolzer Wuchs mit breiter Bruſt, ſtarken Schultern, knapper Taille, kräftigen aber durchaus nicht dicken Armen und Beinen, und kleine Füße zeichnet die Männer aus; eine ſchlanke große Figur mit mittelmäßiger Bruſt und hohen aber breiten Hüften, abgerundete ſchöne Arme und Beine, ſchöne Hände mit langen Fingern und ebenfalls kleine Füße kommen allen Tſcherkeſſinnen zu. Der Kopf iſt bei beiden Geſchlechtern rundlich und der Hinterkopf ſteht zu dem Geſicht in dem beſten Verhältniß. Ein meiſt langer Hals verbindet ihn mit dem Rumpfe. Die Stirn iſt weder breit noch klein, und die Backenknochen treten gar nicht über die Fläche des Geſichts hervor; die Augen ſind mittelmäßig groß, meiſt braun oder blau, und werden durch die über ihnen liegenden ſtarken Brauen, von meiſt dunkelbrauner Farbe, ſehr hervorgehoben. Aus dem Blick der Männer ſpricht die ihnen inwohnende Freiheit und Kraft, und der der Frauen zeichnet ſich durch

ſchalkhafte Milde und Feuer zugleich aus. Das Haar iſt dunkelbraun und von beträchtlicher Stärke, daher man Mädchen und Frauen immer mit langen Zöpfen, Männer mit ſchönen Bärten ſieht. Die Hautfarbe des weiblichen Geſchlechts beſitzt eine milde Weiße, die durch ein wenig durchſchimmerndes Karmin zum Theil unterbrochen wird; die des männlichen Geſchlechts zieht ſich mehr oder weniger ins Gelbliche.

Bei keinem Volke wird aber auch der Schönheit ſo ſehr gefröhnt als bei den Tſcherkeſſen, und keine Mutter unſeres Europa's kann mit ſorgſamern Augen die Reize ihrer Töchter pflegen, als dieſes in Tſcherkeſſien der Fall iſt. Da Jahrhunderte lang dieſelbe naturgemäße Kleidung die ſchönen Glieder umſchloß und keine unſinnige Mode das Gefühl für natürliche Schönheit unterdrückte, ſo haben ſich dieſelben Formen bis auf unſere Zeit erhalten. Dieſelben Tſcherkeſſierinnen, welche im 10ten Jahrhundert Maſſudi*) und im 13ten Ibn al Vardi, im 16ten Interiano, und im 18ten den Dominicaner Jean de Luca ſo entzückten, daß ſie zum Lobe der Gottheit, die ſolche Weſen erſchaffen, ein Lied anſtimmten, dieſelben Tſcherkeſſierinnen, welche in allen türkiſchen Harems glänzen, und allen Europäern, denen das Glück zu Theil wurde ſie zu ſehen, ſelbſt wenn ſie ſich bei uns als Feinde des weiblichen Geſchlechts bewieſen, das Lob über ihre Schönheit abzwangen und einen ſtärkern Herzſchlag in ihrer Bruſt verurſachten — dieſelben Tſcherkeſſierinnen bewohnen noch dieſelben Gegenden des nordweſtlichen Kaukaſus und erfreuen durch ihr Daſeyn jedermann, in dem das Gefühl für natürliche Schönheit noch nicht erſtickt iſt. Ein enges ledernes Leibchen umſchnürt die zarte Bruſt des Mädchens von ihrer Mannbarkeit an bis zu ihrer Verheurathung, und erhöht die ſchöne Form des obern Theils des Körpers. Knappe Schuhe, genau dem Fuße angepaßt, hemmen nicht die natürliche Entwicklung desſelben, befördern aber ſeine naturgemäße Ausbildung. Gleichmäßige Beſchäftigungen im Freien und im Hauſe, beſonders an dem noch an das Alterthum erinnernden Web-

*) Nach Maſſudi gibt es kein Volk weiter auf der ganzen Erde, bei welchem die Männer regelmäßigere Züge, einen glänzenderen Teint und einen ſchlankern Wuchs hätten. Die Frauen, ſagt er ferner, ſollen von überraſchender Schönheit und ſehr wollüſtig ſeyn.

ſtuhl, gymnaſtiſche Spiele, an denen die Mädchen mit den Knaben Theil nehmen, und zu denen ich das Reiten rechne, die täglich ſtattfindenden Waſchungen und das Baden, aber nicht wie bei den übrigen Orientalen in warmem Waſſer, ſondern in den klaren reinen Bergflüſſen ſelbſt, oder in Waſſer was aus dieſen in die Badezimmer geleitet wird, tragen ebenfalls dazu bei, die Schönheit zu pflegen und ihr eine längere Dauer zu geben.

Die Tſcherkeſſen wiſſen, daß ſie ſchön ſind, und während alle umwohnenden Völker gern deren Frauen unter ſich aufnehmen, halten dieſe ſtreng bei ihren Verheurathungen auf ächt tſcherkeſſiſches Blut. Es gehört unter die ſeltenern Fälle, daß ein Tſcherkeſſe ein fremdes Mädchen heimgeführt hat. Die Schönheit ſelbſt hat in ihnen den Sinn dafür erhöht und ihr Geſchmack in allem, womit ſie ſich kleiden und was ſie thun, gibt dieſen zu erkennen. Ihre Bewegungen ſind edel, ihr Gang ſtolz, ihr Entgegenkommen freundlich. Was man bei uns den Knaben und Mädchen mit vieler Mühe beibringen muß, wird den Kindern tſcherkeſſiſchen Stammes angeboren, und während bei den Nogaiern und Kalmüken dieſe plump und unbeholfen auf der Erde ſich bewegen, zeichnen ſie ſich bei den Tſcherkeſſen ſchon von ihrer erſten Jugend an durch Raſchheit und einen guten Anſtand aus und erhalten ſich dieſe bis in das ſpäteſte Alter.

So ſind im allgemeinen alle Bewohner Tſcherkeſſiens, aber je nachdem ſich fremdes Blut mit ihnen vermiſcht hat, wurde ihr Körper Abänderungen unterworfen, die aber das Charakteriſtiſche nie vernichten konnten. Am meiſten findet man das ächt Tſcherkeſſiſche noch bei den Kabardern und Beslenen ausgeprägt, und deren Frauen werden durch den ganzen Kaukaſus wegen ihrer Schönheit gerühmt. Selbſt zwar zum Theil finniſchen Stammes, hat ſich das Fremde durch ſtete Verheurathungen unter ſich und mit den Töchtern der ihnen am meiſten ähnlichen Digoren-Oſſen allmählich wieder ausgeſchieden und das wenige Tatarenblut, das während ihres Aufenthaltes in der Krim die Kabarder in ſich aufnahmen, vermochte das Eigenthümliche nicht zu verändern. Vorherrſchender wird aber die tatariſche Phyſiognomie und Conſtitution bei den Kuban-Tſcherkeſſen, und wenn auch die letztere bei den Schapſuchen und Natochuadſchen dieſelbe geblieben iſt, ſo hat ſich doch durch die innige Vermiſchung mit den Kabiren-

Hunnen, wenigſtens den Männern, etwas denen Eigenthümliches aufgedrückt. Während die öſtlicheren Tſcherkeſſen ſich durch ihre ſchönen Augen und die weiße Hautfarbe auszeichnen, fangen die erſtern an, hier mehr oder weniger geſchlitzt zu erſcheinen, und die letztere hat einen gelblichen Anſtrich.

Die zwiſchen der Laba und dem Kuban wohnenden Nogaier unterſcheiden ſich weſentlich von ihren Brüdern in Ciskaukaſien und Taurien, und während dieſe die kleine unterſetzte Statur beibehalten haben, werden hier die Figuren ſchlanker, die Haut erſcheint hingegen weißer. Das mehr oder weniger aufgedunſene Geſicht hat ſich zum großen Theil verloren, und der dummgute Blick, beſonders der tauriſchen Nogaier, iſt dem offenen feſten Blick des Tſcherkeſſen gewichen. Merkwürdig iſt es aber, daß die Augen zwar größer, aber geſchlitzter als bei den Nogaiern Tauriens ſind. Es iſt aber auch wahrſcheinlich, daß die letztern auch weniger mongoliſches Blut in ſich haben, das finniſche hingegen bei ihnen noch aus den Zeiten der Chaſaren vorherrſcht.

Ueber die Tataren habe ich ſchon früher (Seite 328) geſprochen.

Was endlich die Abaſſen anbelangt, ſo herrſcht hier neben der tſcherkeſſiſchen Körperform die oſſiſche vor, und die letztere findet man beſonders bei den Abaſſen des hohen Gebirges. Die Bewohner der kleinen Abaſſah ſind die, welche ſich merkwürdiger Weiſe am meiſten von der urſprünglichen Form entfernt haben, und es ſcheint als wenn ſie mit den Nogaiern genauern Umgang gepflogen hätten, denn wie dieſe ſind ſie klein und unterſetzt, ihre Manieren unbeholfen und ihre Geſichtszüge wenig deutlich. Möglich iſt es auch, daß die harte Herrſchaft der Tſcherkeſſen, die ſie zu den ſchwerſten Sklavenarbeiten benützten, allmählich hiervon Urſache wurde. Die an der Kuma und dem Podkumok unterſcheiden ſich nur wenig von den Nogaiern, während die am obern Kuban ſich wieder mehr den Tſcherkeſſen nähern. Die ſüdlichen Abaſſen am ſchwarzen Meere und die Abchaſen, welche doch mit jenen gleichen Stammes ſind, haben ſich mit Gruſiern viel vermiſcht, und der braune Teint, die dunkeln blitzenden Augen, die große Naſe, das ſchwarze Haar ꝛc. werden bei ihnen vorherrſchend.

Bevor ich die innere und äußere Einrichtung der Tſcherkeſſen weiter verfolge, wird es wohl nothwendig ſeyn, einige Worte über den Namen Tſcherkeß zu ſagen, und alle Benennungen, welche

dafür früher gebräuchlich waren und jetzt noch ſind, der Reihe nach aufzuführen, zumal die Meinungen hierüber getheilt ſind. Der älteſte Name iſt ohne Zweifel Tſcherkeß, ein Wort, was wohl eben ſo alt iſt, als das Volk, welches ihn führt. Zu Herodots Zeit exiſtirte ſchon am weſtlichen Anfang des tauriſchen Cherſoneſus eine Stadt Karkinitis, und wahrſcheinlich iſt es, daß die Kerketen der Alten die Tſcherkeſſen der Neuern ſind, und daß Kerkete die urſprüngliche Benennung iſt. Edriſi und die meiſten orientaliſchen Schriftſteller verändern den Namen in Terkeſch und hieraus iſt wohl die tatariſche Benennung Tſcherkeß, die nun die Ruſſen und zum Theil auch die Deutſchen angenommen haben, entſtanden. Die weichen Sprachen der byzantiniſchen Türken und Italiener, welche letztere in der zweiten Hälfte des Mittelalters viele Colonien an Tſcherkeſſiens Küſte beſaßen, bildeten Ciarkaſſi daraus. Dieſes Wort gab nun Anlaß, daß Franzoſen, Engländer und die meiſten übrigen Europäer die Bewohner des nordweſtlichen Kaukaſus Cirkaſſier nannten. Die im Mittelalter zu den Großchanen reiſenden Mönche, wie Plan Karpin, Rubruquis u. a., nennen die Tſcherkeſſen Kergis, ein Name, der ebenfalls mit Kerket zuſammenhängt, und durchaus der Aehnlichkeit des Wortes halber nicht mit Kirgiſe gleichbedeutend gehalten werden darf. Man hat verſchieden geſucht, den Namen Tſcherkeß zu erklären, und Klaproth war der erſte, der die Fabel vom Kopfabſchneiden erfand, indem er*) behauptet, daß die umwohnenden Völker die Tſcherkeſſen wegen ihres Räuberlebens ſo benannt hätten. Tſcher heißt im Tatariſchen Weg, Kesmek hingegen abſchneiden, demnach bedeutet Tſcherkeſidſchi ſo viel als Jolkeſſidſchi, nämlich Wegabſchneider, d. i. Räuber. Alle ſpätern Reiſebeſchreiber bis auf Bell haben die Ausſage Klaproths für wahr angenommen und in ihren Werken dasſelbe wiederum aufgeführt. Nur Suboff**) ſagt uns, daß die Nogaier ſie zwar ebenfalls des räuberiſchen Lebens wegen Tſcherkeſſen genannt hätten, gibt uns aber eine andere Erklärung des Wortes. Nach ihm heißt im Nogaiſchen Tſcherk abſchneiden und Keß der Kopf. Demnach bedeute Tſcherkeß ſo viel als Kopfabſchneider.

*) Klaproth Reiſe, Theil I. Seite 558.
**) Suboff Kartina Theil III. Seite 15.

In der neueſten Zeit hat auch Neumann *) verſucht, eine Erklärung des Wortes zu geben. Dſich oder Zichu bedeute im Tſcherkeſſiſchen Menſch, Dſichurſche hingegen ſey der Plural und bedeute Menſchen. Aus Dſichurſche ſey nun das moderne Zarkaſe oder Tſcherkeſſe entſtanden und die dort wohnenden Völker hätten ſich deßhalb ſo genannt, weil ſie die Ureinwohner geweſen wären. Abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit, daß die Tſcherkeſſen ſich ſollten Menſchen genannt haben, liegt der Sprung von Dſichurſche bis zu Tſcherkeß etwas zu weit, und um den letzten Namen aus den erſten zu bilden, müßte man faſt jeden Buchſtaben verändern. Nun heißt auch nur im kabardiſchen Dialekt Dſougch (Dſych oder Tſuch bei Klaproth, D'tſuch bei Sjögren) der Menſch, während er im Weſten Tſifu (nach Bell, Tli nach Marigny) genannt wird. Auch nennen ſich die Tſcherkeſſen nicht ſelbſt ſo, ſondern ſtets Adichen, ein Name, der eher aus dem Tſcherkeſſiſchen abzuleiten wäre.

Adiche hängt auf jeden Fall mit dem Wort ζυχα **), worunter die Griechen ein Volk, das an den Küſten des ſchwarzen Meeres, alſo in dem heutigen Tſcherkeſſien wohnte, verſtanden, zuſammen. Bei den älteren Schriftſtellern kommt zur Bezeichnung der Bewohner der nord-öſtlichen Küſten des ſchwarzen Meeres neben andern Namen nur der Name Kerkete vor und wahrſcheinlich mag dieſer Name vor der Beſitznahme des Landes durch die Saken allgemein geweſen ſeyn. Als dieſe aber das herrſchende Volk wurden, entſtand wohl durch Itacismus der Name Zichen oder Zechen aus Saken, und die Tſcherkeſſen, ſowohl der urſprüngliche als auch eingewanderte Theil, nannten ſich lieber Saken, Sachen oder Sichen, als Tſcherkeſſen. Der Name Kerkete blieb aber neben Sichen und Strabo führt beide Namen neben einander auf. Gegen das Ende des erſten Jahrtauſends unſerer chriſtlichen Zeitrechnung verſchwindet aber der Name Kerkete ganz und neben einem Lande Zichim führt Conſtantin Porphyrogeneta noch ein zweites, was mehr oſtwärts im Gebirge lag, unter dem Namen Kaſachia auf. Betrachtet man Zichia und Kaſachia näher, ſo wird es

*) Neumann Rußland, Seite 94.

**) ζυγοι oder ζυγιοι Strab. Dion. Perieg; ζιχγοι Arr. ζιχοι Proc. Zigae Plin.; Zigii Prisc. und Avienus.

wahrſcheinlich, daß die Sylbe Ka nur vor Sachia geſetzt iſt, um dieſe Gegend mehr von dem am Meer liegenden Sachia oder Zichia zu unterſcheiden. Der Name Kaſach wird von nun an für alle Tſcherkeſſenſtämme vorherrſchend und Conſtantins Zeitgenoſſe Maſſudi nennt in ſeinem Werke, „goldene Wieſen und Edelſteinminen" benannt, in dem heutigen Tſcherkeſſien nur ein Volk Keſchek, aus deſſen Beſchreibung man die Tſcherkeſſen erkennt. Nach ihm iſt das Wort perſiſch und heißt ſtolz, anmaßend; im Arabiſchen (ſagt er ferner) würde man Akſch ſagen. Andere Orientalen nennen ſie Kaſchak. Bis auf die Zeit, wo die Kabarder wiederum in Tſcherkeſſien einwandern, nannten ſich die Tſcherkeſſen ſelbſt Kaſachen oder Kaſaken und die Ruſſen ſprechen in ihren alten Chroniken ebenfalls von Kaſaken oder Kaſagen. Wahrſcheinlich ſind auch, wie ich ſchon oben bei der Reiſe durch das don'ſche Koſakenland geſagt habe, mit dem Verfall des Mongolenreiches die ruſſiſchen und ordinskiſchen (d. h. mongoliſchen) Kaſaken aus den Tſcherkeſſen entſtanden. Wir erſehen auch aus Karamſins Geſchichte des ruſſiſchen Reiches, daß alle im Süden Rußlands herumſchweifenden Volksſtämme, beſonders die Berenditſchen und Torken (gewiß Türken) den Namen Tſcherkeſſen führten. Tſcherkeß ſcheint demnach neben Kaſak die gewöhnliche Benennung geweſen zu ſeyn. Eichwald irrt deßhalb, wenn er in ſeiner ſchon citirten alten Geographie behauptet, daß der Name Tſcherkeß (als *Τζαρκασοι*) zuerſt im 15ten Jahrhundert von dem Byzantiner Chalkondylas gebraucht worden ſey, wohl aber iſt er der erſte Grieche, der für *Κερκεται-Τζαρκασοι* gebraucht. Als der Name Kaſak und Tſcherkeß aber für die herumziehenden und ſpäter ſich conſtituirenden Räuberbanden gebräuchlich wurde, ſchämten ſich wahrſcheinlich die im Vaterlande gebliebenen Tſcherkeſſen des entehrenden Namens und nannten ſich des alten Namens eingedenk Adichen, ein Name der ohne Zweifel mit dem Wort *Ζυχοι* der Griechen zuſammenhängt. Möglich iſt es auch, daß einer der vielen Stämme, der gerade der herrſchende war, dieſen Namen führte und ihn auf ſeine übrigen Stammgenoſſen übertrug. Ihre Nachbarn die Oſſen nennen aber nach wie vor die Tſcherkeſſen Kaſaken, während ſie bei den Gruſiern fortwährend Dſchicheten, oder da die Endung „eten" rein gruſiſch iſt, Dſchichen, d. i. Zichen genannt werden.

Die Erklärung des Namens Adichen iſt nur von Ruſſen und zwar von Beſtuſcheff und Suboff verſucht worden, allein der erſtere verwechſelt Adiche mit Adaly, wenn er ſagt, daß das erſte Wort Inſelbewohner bedeute. Mit dem Namen Adaly belegen nämlich die Tſcherkeſſen ſelbſt alle Tataren, welche nach der Beſitznahme der (Halb-) Inſel Taman durch die Ruſſen über den Kuban flohen, denn Ada heißt im Tſcherkeſſiſchen Inſel. Suboff gibt uns wie von Tſcherkeß auch von dem Wort Adiche eine neue Erklärung, indem er behauptet, daß (in der tſcherkeſſiſchen Sprache?) Ade eine Schlucht oder enges Thal, che hingegen das Meer bedeutet. Demnach wären die Tſcherkeſſen Bewohner von engen Thälern am Meere — eine Behauptung, der niemand widerſprechen kann, wenn die Ueberſetzung richtig und die oben angegebene Ableitung nicht vorzuziehen wäre. Nach Neumann fiele die Ableitung von Adiche mit der von Tſcherkeß zuſammen.

Es bleiben nur noch zwei Namen für Tſcherkeſſien übrig, welche von Nachbarvölkern gebraucht werden, nämlich Gabartieh und Sakubanien. Des erſtern bedienen ſich die Tſchetſchen und er ſtammt noch aus der Zeit, als die Kabarder die mächtigſten Tſcherkeſſen waren. Sakubanzen, d. h. jenſeits des Kuban lebende, nannten aber die Ruſſen alle daſelbſt wohnenden Völker, die beſonders feindſelig gegen Rußland auftraten. Jetzt beginnt auch bei den Ruſſen dieſer Name allmählich zu verſchwinden.

Dubois de Montpereux, Neumann und Andere, die über Tſcherkeſſien und ſeine Bewohner geſchrieben, haben die Meinung verbreitet, daß daſelbſt eine ariſtokratiſche Feudalherrſchaft die Grundlage der Verfaſſung ſey, allein was wir unter Lehnweſen verſtehen und was im Mittelalter bei faſt allen europäiſchen Völkern die Grundlage der Verfaſſungen war, findet ſich durchaus nicht in Tſcherkeſſien, wenn es auch nicht zu läugnen iſt, daß es einſt in dieſem Lande eine Zeit gab, wo etwas Analoges ſich vorfand. Aber weit entfernt, daß die Verfaſſung der Tſcherkeſſen dem vollkommen ausgebildeten Lehnsweſen des Mittelalters gleich kommt, ähnelt ſie vielmehr dem Zuſtande des alten Deutſchland, aus welchem ſich die Lehen herausgebildet haben. Mehr aber noch verdient die ſtaatliche Einrichtung der Tſcherkeſſen mit derjenigen, welche uns Homer bei ſeinen Völkern der Odyſſee und der Iliade ſchildert und welche ſpäter bei den Spartern vorhanden war,

verglichen zu werden, und wer das Wenige, was ich über die Verfassung der Tscherkessen niederschreiben kann, mit dem vergleicht, was uns Platner *) über die der alten Griechen mittheilt, wird die Aehnlichkeit beider Regierungsformen nicht verkennen. Die Zeit und der Raum hier erlaubt mir nicht, die Parallelen bis in das Einzelne zu verfolgen.

So weit die Geschichte der Tscherkessen hinaufreicht, ersehen wir, daß, wie diese Jahrtausende hindurch in Sitten und Gebräuchen dieselben gewesen, auch ihre Verfassung die ganze Zeit hindurch als fast dieselbe sich erhalten hat. In ihren Bergen und Schluchten lebten die Tscherkessen zurückgezogen und erhielten sich und ihre Sitten rein. Wie die Bergluft, die sie athmeten, sie selbst immer läuterte und der fernern Ausbildung ihres Körpers hülfreich war, so erhob die Einfachheit, in der sie lebten, und die Lauterkeit ihres Wandels sie über alle Völker der Nachbarschaft, besonders die der Ebene. Kühn setzten sie jedem Eroberer, der es wagte in ihren Thälern sie heimzusuchen, sich entgegen und bewahrten die Freiheit in den Bergen, von denen sie aber oft plündernd in die Ebenen einfielen. Aber auch über sich erkannten sie keinen Herrn und unter einander gleich hatten nur die das meiste Ansehen, die sich durch Weisheit, Muth und Reichthum auszeichneten. Nur zuweilen gelang es tapfern Führern sich als Herren aufzuwerfen, und zwei Männer, Stachemfax zu Arrians und Rededja zu Mstislaffs Zeiten hat die Geschichte als Könige von Tscherkessien namentlich aufgeführt. Neumann hat deßhalb Unrecht, wenn er behauptet, daß nie Könige in Tscherkessien geherrscht hätten.

Mit der Einwanderung der krim'schen Tscherkessen im Kaukasus und der Unterwerfung vieler kaukasischen Völker unter ihre Herrschaft tritt in der Verfassung allerdings eine Aenderung ein, indem die Fürsten jener krim'schen Tscherkessen, welche die unumschränkte Macht der mongolischen Herrscher kennen gelernt hatten, sich ebenfalls im Kaukasus eine unumschränkte Gewalt anmaßten und mit eiserner Hand die unterjochten Völker regierten. Mit der Vergrößerung der herrschenden Familien traten aber Uneinigkeiten

*) Notiones juris et justitiae ex Homeri et Hesiodi carminibus explicatae ab Eduardo Platnero.

unter denſelben ein und ſchnell benutzte dieſe das Volk zu ſeinem Vortheile. Allmählich ſtellte ſich das alte Verhältniß wieder her, nur mit der Ausnahme, daß die Fürſten der Eingewanderten immer noch einen mächtigen Einfluß auf das Volk beſaßen und fortwährend Erpreſſungen und Ungerechtigkeiten verübten. Die Oberherrſchaft der Tatarchane war nur nominell, und wenn auch Peyſſonel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Tribut aufführt, den die Tſcherkeſſen zu liefern hatten, ſo wiſſen wir doch, daß ſie dieſen nie freiwillig entrichteten. Oft mußten, wie uns auch de la Motraye *) als Zeitgenoſſe erzählt, die krim'ſchen Tataren mit blutigen Köpfen wiederum abziehen. Eben ſo nominell war die Herrſchaft der Ruſſen über die öſtlichen Tſcherkeſſen, beſonders über die Kabarder, und ſie diente nur dazu, um die Unterdrückungen der Fürſten zu unterſtützen.

Die Macht der Fürſten hatte ſich beſonders im Weſten wiederum gehoben; das Volk aber ertrug nur mit Ingrimm das Joch ihrer Herren, die, je mehr jenes den ſchmählichen Feſſeln ſich zu entwinden ſuchte, die Strenge verdoppelten, womit ſie ihre Herrſchaft bewachten. Die Unterdrückungen müſſen bedeutend geweſen ſeyn, denn plötzlich erhebt ſich in den Gauen der Abadſechen, Schapſuchen und Natochuadſchen das ganze Volk und verlangt drohend die Rechte, die ihm gehören. Es iſt merkwürdig, daß dieſes Auflehnen eines hart bedrängten Volkes gegen ihre zahlloſen Herren kaum zwei Jahrzehnte vor der franzöſiſchen Revolution ſich ereignete, und während in Tſcherkeſſien nur wenig Blut auf dem Altare der Freiheit vergoſſen wurde, floß dieſes in Europa oft in Strömen.

Hiermit war die Macht der Fürſten im Weſten ganz gebrochen und im Oſten bewahrten ſie ſich nur einen Schatten, der ſie an ihre frühere Größe erinnerte. Wahrſcheinlich iſt es aber, daß die letztern unter der Oberherrſchaft der Ruſſen wieder mächtig werden. Es iſt demnach in der ſtaatlichen Einrichtung von neuem der Zuſtand eingetreten, der ſeit länger als zwei Jahrtauſenden herrſchend, nun nationell genannt werden kann und den zu beſchreiben die folgenden Zeilen gewidmet ſind.

*) De la Motraye Voyages Tom. II. Pag. 54.

Das ganze Volk der Tſcherkeſſen theilt ſich in vier Claſſen: Herrſcher, Aelteſte, Volk und Sklaven, und das Verhältniß der einzelnen Claſſen zu einander hat ſich bei den Tſcherkeſſen auf ähnliche Weiſe wie bei den Griechen das der *βασιλεις*, *ἀριστεις* (*γεροντες*), *δημοται* und *δουλοι* gebildet. Anfangs waren wie bei allen Völkern die Herrſcher durch ihren Einfluß zur Macht gelangt und nur nach und nach wurde die Würde erſt erblich. Jeder Stamm (Kabileh) hatte ſeinen eigenen Herrſcher, aber nur ſelten gelang es einem derſelben alle Stämme zu gemeinſamem Walten zu vereinigen. Mit der Einwanderung der krim'ſchen Tſcherkeſſen, deren Häupter ſich als Herren aller unterjochten Stämme betrachteten, trat das Verhältniß derſelben zu ihren Unterthanen greller hervor, und ſtolz auf ihre Abkunft, die ſie bis auf Mohammed zurückführten, verheuratheten ſie ſich nur unter ſich. Dadurch wurde der Abſtand zwiſchen Herren und Unterthanen mit jedem Lebensalter größer, und da die erſten krim'ſchen Herrſcher geiſtig und körperlich den Tſcherkeſſen überlegen waren und wohl verſtanden durch Freigebigkeit ſich die Gunſt und Liebe ihrer Unterthanen zu erhalten, ſo wurden dieſe allmählich als etwas Höheres betrachtet und der Herrſcher ſelbſt fiel in ihrer Meinung, wenn er ein Mädchen aus niederem Stande heirathete. Trotzdem daß, als die Herrſcher an Zahl zunahmen, die andern Claſſen aber ziemlich dieſelben blieben und die erſtern mit der Abnahme ihrer vielfach getheilten Macht durch Druck und Härte das zu erzwingen ſuchten was ihnen abging, erhielt ſich doch bei dem gemeinen Tſcherkeß eine angeborne Ehrfurcht gegen ihre Herren. Zur Zeit als der Genueſer Interiano in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts *) Tſcherkeſſien beſuchte, ſcheint die Macht der Herrſcher in ihrer Blüthe geſtanden zu haben, denn es war dem Volke nicht einmal erlaubt, ſich Pferde zu halten. Sobald das Füllen eines Gemeinen erwachſen war, nahm es der Herrſcher weg und gab dem Eigenthümer mit den Worten: „das kommt dir zu, aber kein Pferd" einen Ochſen dafür.

*) Nach Neumann (Rußland und die Tſcherkeſſen Seite 31) iſt Interiano nicht, wie Klaproth und Dubois wollen, im Jahre 1552 in Tſcherkeſſien geweſen, da er ſchon 1494 geſtorben iſt. Im Jahre 1502 gab Aldus Manutius das Büchlein della vita de Zychi heraus.

Später wo das Verhältniß der Herrſcher zu ihren Unterthanen gelinder wurde, verſchwanden allmählich alle Vorrechte und Gerber *) erzählt ſchon, wie wenig zu ſeiner Zeit die Tſcherkeſſen ihren Herrſchern gehorcht hätten. Zu Reineggs Zeit, alſo in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, war es jedoch noch keinem gemeinen Tſcherkeſſen erlaubt einen Panzer zu tragen, und noch jetzt unterſcheiden ſich die Herrſcher durch ihre rothen Schuhe, die ſie allein tragen dürfen.

Die Herrſcher führen bei den Tſcherkeſſen ſelbſt den Namen Pſcheh oder Pſchih, bei den Abaſſen Eheh, bei den tatariſchen Stämmen hingegen Bek oder Bey, und man erkennt allein ſchon an den Namen die Abſtammung der Herrſcher, die ſonſt bei den Meer- und Kuban-Laba-Tſcherkeſſen nicht ſo leicht zu entziffern wäre. Die Ruſſen nannten ſie früher mit Recht Wladelzů, d. h. Herrſcher, während ſie jetzt, da ihnen mit den ruſſiſchen Fürſten gleiche Rechte eingeräumt worden ſind, ebenfalls den Namen Knäsja, d. i. Fürſten führen.

Noch immer aber verheurathen ſich die Herrſcher beſonders nur unter einander und die Herrſcher der benachbarten Völker ſtehen ihnen im Range nicht gleich. Ein tſcherkeſſiſcher Pſcheh würde es unter ſeiner Würde halten eine tſchetſchiſche oder abaſſiſche Prinzeſſin zur Frau zu nehmen. Im Weſten Tſcherkeſſiens iſt allerdings dieſes Vorurtheil nicht mehr vorhanden, aber im Oſten beſonders bei den Kabardern und Beslenen wird noch ſtreng auf die Abkunft gehalten. Die fortwährenden Kriege im Weſten tragen viel dazu bei, das Anſehen der Herrſcher zu untergraben, da allein perſönliche Tapferkeit und Klugheit Einfluß auf die Umgebung ausüben können. Viele von den frühern Unterthanen, ſogar aus dem gemeinen Stande, haben ſich in der neueſten Zeit ſo hervorgethan, daß ſie nicht ſelten bei ihren Landsleuten mehr Anſehen beſitzen, als Glieder der herrſchenden Familien. Der Name Herrſcher wird demnach auch unpaſſend und iſt dem jetzt mehr gebräuchlichen des Fürſten nachzuſtellen. Ich werde deßhalb, um die jetzigen Pſcheh zu bezeichnen, mich auch in der fernern Erzählung des Wortes Fürſt bedienen. In der Kabardah, wo die (wenigſtens die zurückgebliebenen) Herrſcher ſeit langer Zeit ſchon unter

*) Sammlung ruſſiſcher Geſchichten 4. Bd. Seite 24.

der Oberherrſchaft der Ruſſen ſtehen und dieſe die Rechte der Fürſten in ihrer ganzen Integrität durch das ganze weite Reich aufrecht halten, haben ſie ſich in ihrer angebornen Würde mehr erhalten, und ſelbſt die allgemeinen Volksverſammlungen handeln nur ſelten gegen ihren Willen.

Die zweite Claſſe bilden der Adel, oder wie ich oben geſagt habe, die Aelteſten, und wie der Name γερων bei den Griechen und der Name Stadtälteſter bei uns nicht immer einen Mann bedeutet, der an Jahren, ſondern mehr einen, der an Verſtand und Einſicht alt iſt, ſo iſt es auch bei den Tſcherkeſſen. Es war natürlich, daß die Herrſcher oder Fürſten, die eben den Staat mehr nach außen zu vertreten hatten, in der Regierung durch Männer, die ſich durch Weisheit auszeichneten, unterſtützt wurden. Die Söhne dieſer Aelteſten erhielten ſchon durch ihren Vater mehr Anſehen und wurden oft wieder die Räthe der Fürſten, bis endlich auch dieſe Würde erblich erſcheint. Die Tſcherkeſſen nennen ihren Adel Work, die Abaſſen Woischa und die tatariſchen Völker Murſen oder Usdenen. Die letzten Namen haben auch die Ruſſen bei ſich eingeführt. Suboff und andere nehmen dreifachen Adel an und Klaproth unterſcheidet einen alten und neuen. Dieſe Verſchiedenheiten der Claſſe bildeten ſich dadurch, daß nach der Beſitznahme des Landes durch die krim'ſchen Tſcherkeſſen die frühern Herrſcher in untergeordnete Verhältniſſe traten, und wenn ſie auch, wie es mit den abaſſiſchen Fürſten der Fall war, dieſen Namen beibehielten, ſo blieben ſie eben doch untergeordnet und waren jenen nicht ebenbürtig. Sie bildeten den ſogenannten hohen Adel, der den abaſſiſchen Fürſten gleichſtand. Beide konnten ſich unter einander verheurathen, ohne einen Mißgriff zu thun. Die meiſten kaukaſiſchen Fürſten wurden überhaupt nur dem tſcherkeſſiſchen hohen Adel gleichgeſtellt. Der frühere Adel behielt ſeine untergeordnete Stellung gegen ſeine frühern Fürſten bei und bildete nun den niedern Adel. Beide Abtheilungen verſchmolzen aber mit der Zeit in einander, und nur ſelten hört man noch, daß ein Glied des hohen Adels ein Recht gegen eines aus dem niedern Adel geltend gemacht hätte. Im Gegentheil iſt in der Regel der hohe Adel, als er mit ſeinem Anſehen auch die meiſten ſeiner Beſitzungen verlor, ärmer und beſitzt deßhalb ſchon weniger Einfluß. Eigentliche Rechte hat er vor jenem nie im

voraus gehabt, wenn nicht hierin vielleicht etwas lag, daß Fürsten, die keine männlichen Nachkommen hatten und ihr Geschlecht nicht untergehen lassen wollten, ihre Töchter lieber einem Gliede aus einer früher herrschenden Familie zur Ehe gaben, um dann auf diesen die Rechte eines Fürsten überzutragen. Ein dritter Adel bildete sich endlich dadurch, daß Fürsten gemeine Tscherkessen, welche sich im Kriege ausgezeichnet hatten oder Erzieher ihrer Kinder waren, in den Adelstand erhoben. Klaproth nennt solche Edelleute Begaulia.

Wie der Fürstenstand besonders im Westen durch Reichthum, Tapferkeit und Einsicht allein sich Ansehen erhalten hat, so gilt dieses auch von dem Adel, und je mehr jetzt viele gemeine Tscherkessen durch ihren Reichthum in den Versammlungen Einfluß erhalten haben, um so mehr hat sich dieser bei dem Adel vermindert; dadurch, daß wiederum Aelteste in der ursprünglichen Bedeutung erwählt werden, sind alle Vorrechte zwischen den drei freien Ständen aufgehoben und der alte Zustand ist von neuem eingetreten. Gelbe Schuhe machen aber in der Regel immer noch den Edelmann kenntlich. Im Osten besitzt der Adelsstand noch ein größeres Ansehen, und nur hier hat er sich die Bedeutung, die ihn anfangs ausmachte, erhalten. In der Kabardah und in dem Gau der Beslenen bildet der Adel noch den Rath und die Begleitung der Fürsten, und wenn es Krieg gibt, wählen die letzteren sich die Tapfersten aus ihnen. Die Zeit aber, wo die Edelleute die Fürsten bei Tafel und sonst bedienten, findet sich nirgends in Tscherkessien mehr vor, und hat wahrscheinlich auch nie in der Art existirt, wie sie uns geschildert worden ist.

Den dritten Stand bildet das gemeine Volk und stellt die zahlreichste Classe dar. Sein Zustand hat sich erst in der neuesten Zeit zu seinen Gunsten herausgestellt, wie es jetzt der Fall ist, jedoch ist er nie so ungünstig gewesen, wie Klaproth *) ihn schildert. Trotz des Druckes, unter dem das Volk eine Zeit lang seufzte, stand es doch nie in der Abhängigkeit von Fürsten und Edelleuten, wie dort und wiederum bei Dubois **) gesagt wird.

*) Klaproth Reise, 1. Bd. S. 564.

**) Dubois Voyage Tom. I. p. 109. Dubois hat überhaupt diese verschiedenen Stände ganz verkannt und verwechselt sogar die Tschochotl mit den Sklaven.

Richtiger hatten die ältern Reisenden Reineggs und Güldenstädt, so wie auch schon früher Gerber den Zustand aufgefaßt. Die gemeinen Tscherkessen, welche den Namen Tschochotl bei den Tscherkessen (Thfoktl und Thfokwatl nach Bell), Waguscheh bei den Abassen und Tokaff bei den Tartaren *), führen, waren nie Leibeigene, und wenn sie auch in frühern Zeiten den Fürsten und Edelleuten Dienste verrichten und Abgaben bezahlen mußten, so stand es ihnen doch immer frei, ihren Herrn zu verlassen und einen andern sich zu wählen. Auch die Edelleute verließen nicht selten ihre Fürsten und handelten für sich, ohne sich unterzuordnen. Jetzt findet man sogar in den Gauen der Abadsechen, Schapsuchen und Natochuadschen gemeine Tscherkessen, die sich aller Abhängigkeit entzogen haben, und nicht selten geschieht es, daß Edelleute sich ihnen im Kriege wenigstens unterordnen. Nur in der Kabardah ist leider jetzt ein Zustand eingetreten, der wahrscheinlich zur Leibeigenschaft führen wird. Alle kaukasischen Fürsten und Edelleute erfuhren nämlich bei der nähern Bekanntschaft mit russischen Großen, daß die gemeinen Russen größtentheils Leibeigene wären, und schlau wie sie waren, maßten auch sie sich schnell den förmlichen Besitz nicht allein des Grundeigenthums an, was zu ihrem Terrain gehörte, sondern behaupteten auch Eigenthumsrecht auf die daselbst wohnenden gemeinen Kaukasier zu haben. Als in Transkaukasien der Besitz der Ländereien geregelt wurde, verstanden viele, besonders Grusier, die mit der damaligen Regierung in näherer Verbindung standen, hieraus große Vortheile zu ziehen, und ohne oft wirklich dem Fürstenstande anzugehören, verstanden sie die Würde sich anzueignen. Auf diese Weise wurden sie oft Herren von Unterthanen, denen sie zum Theil oft selbst früher untergeordnet waren. Die Leibeigenschaft, die vorher in den kaukasischen Ländern nie existirt hat, ist leider nun eingeführt und Rußland glaubt dadurch, daß es die Fürsten auf Kosten des Volkes bereicherte, die Anhänglichkeit der letztern sich erworben zu haben, hat sich aber leider die Gunst des Volkes oft verscherzt. Die Rußland unterworfenen tscherkessischen, besonders kabardischen Fürsten behaupten nun ebenfalls ein Eigenthumsrecht auf ihre frühern Unterthanen zu besitzen, und so wird

*) Peyssonel und Güldenstädt nennen sie auch Tschakar oder Tschagar.

wohl, da die ruſſiſche Regierung ſie in ihrem Rechte beſtärkt, der Zuſtand eintreten, von dem Klaproth ſchon in dem erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts ſpricht. Doch das Recht über Leben und Tod ihrer Leibeigenen, von dem Klaproth ſpricht, haben ſelbſt nicht ruſſiſche Herren.

In dem kabardiſchen und Kuban-Laba-Kreiſe mit Ausnahme des Gaues der Abadſechen haben allein noch die gemeinen Tſcherkeſſen ihren Herren Abgaben zu zahlen, und gewöhnlich iſt es, daß ſie von dem Ertrage den zehnten Theil abgeben. Außerdem liefern ſie noch in die Küche derſelben verſchiedene Nahrungsmittel. Wenn ein Fürſt eine Reiſe macht, ſo iſt jeder ſeiner Unterthanen verbunden, ihn nicht allein in ſeinem Hauſe aufzunehmen, ſondern ſogar mit ſeiner ganzen Begleitung ſo lange zu unterhalten, als er eben da bleibt. Auf keine Weiſe iſt ihm aber erlaubt, in die Eigenthumsrechte ſeines Unterthanen einzugreifen und darf weder etwas, was er nicht geſchenkt erhalten hat, als ſein Eigenthum betrachten, noch irgend ein Vorrecht gegen das weibliche Perſonal in Anſpruch nehmen. Die Sitte, daß von jeder Heerde, die einem Fürſten begegnet, ein Stück abgeliefert werden muß, iſt dahin zu beſchränken, daß der Eigenthümer derſelben den Fürſten auffordert etwas zu verweilen, und ihm zu Ehren ein Stück Vieh ſchlachtet. Dieſes thun aber nicht allein Unterthanen, ſondern auch Fremde. Es iſt demnach kein Dienſtzwang, ſondern eine Vorſchrift der Gaſtfreundſchaft, dieſer bei allen Kaukaſiern ſo hochgefeierten Tugend.

Den vierten Stand endlich bei den Tſcherkeſſen bilden nun die Sklaven, Pſchilt oder (nach Suhoff) Pſchetleh, Kadyera bei den Abaſſen und Kuli bei den Tataren. Sie beſtehen jetzt, wo die Raubzüge unter den einzelnen Stämmen aufgehört haben, aus Nicht-Tſcherkeſſen, beſonders aus Ruſſen und Tataren. Bei der Einfachheit, in welcher die Tſcherkeſſen leben, bedürfen ſie nur wenig Diener, die mit den Frauen die häuslichen Geſchäfte beſorgen und bisweilen die Männer in ihren Beſchäftigungen unterſtützen. Aus dieſer Urſache war die Anzahl der Sklaven in Tſcherkeſſien ſtets nur gering. Meiſtens beſtanden ſie aus Kriegsgefangenen, Jaſüren, die entweder im offenen Kampfe oder bei Ueberfällen erbeutet wurden. Aber außerdem iſt Jedermann, der Tſcherkeſſien ohne einen Freund in demſelben zu beſitzen betritt, Sklave deſſen, der

ihn zuerſt findet. Auf dieſe Weiſe kommen viele ruſſiſche Soldaten, beſonders Polen in die Gefangenſchaft der Tſcherkeſſen. Da es den letztern jetzt nicht mehr möglich iſt, ihre Gefangenen in die Türkei auszuführen, ſo ſind ſie eben gezwungen ſie bei ſich zu behalten. Früher war Anapa der Ort, wo einer der bedeutendſten Sklavenmärkte gehalten wurde.

Die Sklaven ſowohl als die ächten Kriegsgefangenen werden im allgemeinen gut behandelt, und wenn ſie keine Verſuche zu entfliehen machen oder ſonſt nicht durch Ungehorſam oder Widerſpänſtigkeit die Gunſt ihrer Herren verſcherzen, werden ſie als Glieder der Familie betrachtet. Nicht ſelten erhalten ſie auch nach jahrelangem treuem Dienſte ihre Freiheit. Der Herr hat übrigens vollkommenes Eigenthumsrecht über ſeinen Sklaven, und kann demnach mit ihm machen was er will. Niemand kann ihn zur Rechenſchaft ziehen, ſelbſt wenn er ihn tödten ſollte. In der Regel können die Sklaven ſich verheurathen und oft kaufen die Herren ſogar noch eine Sklavin, um ſie einem Sklaven zur Frau zu geben. Aber außer der Menſchlichkeit treibt den Tſcherkeſſen auch die Habſucht dazu, denn Kinder, welche aus einer ſolchen Ehe hervorgehen, ſind wiederum Sklaven. Je mehr Kinder demnach von einer Sklavin geboren werden, um ſo reicher wird ſein Hausſtand.

Das Verhältniß der einzelnen Stände habe ich im allgemeinen angegeben, und es geht aus dieſem hervor, daß ein jeder von dem andern unabhängig war. Es gab nur einmal eine kurze Zeit, wo die Fürſten dem Volke Geſetze vorſchrieben und wo ihr Wille ſelbſt Geſetz war. Unmöglich aber konnten die freien Tſcherkeſſen der Berge eine Herrſchaft lange ertragen; bei der erſten Gelegenheit zerbrachen ſie die Feſſeln. Jeder ſtand wiederum dem andern gleich. Aber es mußte doch, zumal geſchriebene Geſetze nicht exiſtiren, etwas vorhanden ſeyn, was das ihnen angeborne Gefühl für Recht unterſtützte und in ſtrittigen Punkten den Ausſchlag gab. Dieſes ſind nun die Verſammlungen, Tafes, die nach der Wichtigkeit des berathenden Gegenſtandes größer oder kleiner ſind. In der Regel erſtrecken ſie ſich nur auf den Bereich eines Gaues, und erſt in der neueſten Zeit iſt es vorgekommen, daß mehrere Stämme ſich vereinigt haben, um über das Wohl des Vaterlandes zu berathen. Alle Streitigkeiten ſtehen

unter dem Ausſpruche einer Volksverſammlung; ſie ſelbſt iſt heilig und unverletzlich, wie der Ausſpruch den ſie gethan. Die größte Strafe würde den treffen, der es wagte, während einer Verſammlung eine Beleidigung irgend Jemand oder gar dieſer ſelbſt anzuthun, oder wer dem allgemeinen Beſchluſſe nicht unmittelbare Folge leiſten wollte. Wenn demnach irgend etwas zur Entſcheidung kommen ſoll, ſo verſammeln ſich je nach der Wichtigkeit der Sache die Glieder einer Familie, einer Verbrüderung, eines oder mehrerer Stämme in der Regel an einem Orte, der von den Tſcherkeſſen aus irgend einer Urſache heilig gehalten wird. Gewöhnlich iſt es unter einem großen Baum, wo die Tſcherkeſſen wie die alten Deutſchen und Griechen zuſammen kommen, um gleichſam die geheiligte Ruhe der Druiden zu empfinden. Im weſtlichen Tſcherkeſſien hat Jedermann das Recht, eine Verſammlung zu berufen, aber meiſtens macht ſie ſich ſchon beſonders bei Streitigkeiten zwiſchen Gliedern verſchiedener Familien oder Verbrüderungen von ſelbſt nothwendig und die Häupter derſelben ſchicken dann herum, um mit der Angabe des Ortes und der Zeit förmlich einzuladen. Im Oſten beſtimmen in der Regel die Fürſten oder Edelleute die Verſammlungen. Im Weſten berathen ſich die Glieder der einzelnen Familien und Verbrüderungen erſt unter einander, damit in den Verſammlungen keine Zeit unnöthig verloren geht und Jedermann demnach ſchon mit allem, was beſprochen werden ſoll, bekannt iſt. Die Verſammlungen werden meiſt gegen Abend gehalten und dauern oft, beſonders beim Mondenſchein, bis ſpät in die Nacht hinein. Fürſten, Edelleute und Gemeine haben gleiche Stimmen.

Jedermann, der das Recht hat einer Verſammlung beizuwohnen, zieht ſeine ſchönſten Kleider an, und waſcht ſich noch einmal, bevor er den ihm bezeichneten Platz einnimmt. Die Aelteſten und unter ihnen die Geſchwornen nehmen den mittelſten Raum, den eigentlichen Gerichtsplatz ein, und wählen aus ſich die drei Oberrichter oder Präſidenten, unter deren Leitung die Verhandlungen vor ſich gehen. Niemanden iſt es erlaubt, bis auf den Gerichtsplatz vorzudringen, und man darf nur in der Reihe ſeyn, die vorgeſchrieben iſt. Damit auch die entfernteren Glieder alles was vorgeht, nicht allein hören, ſondern auch ſehen können, ſetzen ſich die Aelteſten auf den Boden nieder und die hinterſten Reihen der jüngern Leute beſteigen ihre Pferde, um von dieſen aus Antheil

zu nehmen. Es herrſcht die größte Stille, die um ſo größer und ſchauerlicher wird, je wichtiger die Verhandlungen ſelbſt ſind. Ein Präſident hält in gemeſſenen Worten und oft in bilderreicher Sprache eine Rede, in der er auseinanderſetzt, warum die Verſammlung berufen iſt, und fordert alle Anweſenden auf, nach Pflicht und Gewiſſen zu ſprechen und dann ihre Stimme zu geben. Jedermann hat das Recht zu reden, wird aber von einem der Präſidenten unterbrochen, wenn die Rede zu lang oder nichtsſagend iſt. Zuerſt geben die ältern Leute nach den Aelteſten ihre Meinung, und dann erſt kommt es an die Jüngern. Wenn alles hinlänglich beſprochen und abgehandelt iſt, ſchließt einer der Präſidenten mit einer Schlußrede die Verhandlungen und man geht nun auf die Abſtimmung über. Stimmenmehrheit allein gibt die Entſcheidung, und Niemand wagt mehr gegen den Volkswillen ſeine Unzufriedenheit zu äußern.

Streitigkeiten, die eben nur einzelne Familien oder Verbrüderungen betreffen, werden auch nur von dieſen geſchlichtet, aber dann iſt eine Appellation gegen die Entſcheidung möglich. Eine Verſammlung von wenigſtens zehn Verbrüderungen hat aber abſolut entſcheidende Stimme und kann nicht mehr umgeändert werden. In den einzelnen Familien herrſcht ziemlich unumſchränkt das Oberhaupt, und dieſes iſt, wenn die Familie groß, mehrere Väter in ſich einſchließt, das älteſte Mitglied, aber oft wird auch ein jüngeres erwählt, wenn es ſich durch Weisheit auszeichnet.

In den Verbrüderungen (Brüderſchaften), Tleuſch, werden die Streitigkeiten zuerſt vor die an Einſicht und Tapferkeit den übrigen vorragenden Mitglieder, die den Namen Aelteſte oder Tamatas führen, gebracht. Dieſe Aelteſten ſind der Zahl nach in den einzelnen Verbrüderungen verſchieden, und werden nach Stimmenmehrheit gewählt. Aus ihnen geht der Präſident oder Oberrichter Hadſchi hervor. So lange dieſer und die übrigen Aelteſten ſich nicht des Zutrauens des Volkes unwürdig machen, behalten ſie bis an den Tod ihr Amt, und nicht ſelten wird es dann auf den älteſten Sohn übergetragen. Der Hadſchi verſucht zuerſt die Streitigkeiten beizulegen, und ruft zu ſeiner Unterſtützung die übrigen Aelteſten herbei. Gelingt es ihm nicht, ſo müſſen alle Glieder einer Verbrüderung zuſammen kommen und die Entſcheidung geben. In dieſem Falle wählen die Aelteſten je nach der

Stärke der Verbrüderung sechs, acht oder zehn sogenannte Geschworne oder Tarkochaß, die mit der Leitung des Ganzen beauftragt sind, und unter sich wiederum den Präsidenten ernennen. Vereinigen sich mehrere Verbrüderungen zu einer großen Versammlung, so werden aus den Geschwornen drei Präsidenten genommen.

Ehe ich aber zu den Versammlungen der östlichen Tscherkessen übergehe, wird es wohl nothwendig, etwas Näheres über diese Tleusche oder Verbrüderungen, die allenthalben auf dem Kaukasus vorkommen, wo keine Fürsten vorhanden sind oder diese nur durch ihren Reichthum ein unbedeutendes Gewicht über das übrige Volk besitzen, zu sagen. Im hohen Grade ausgebildet sind sie bei den Ossen des mittel- und südossischen Gebirges. Im Osten Tscherkessiens, z. B. bei den Karbardern, sind sie unbekannnt, da sie daselbst durch die Fürsten vertreten werden. Diese Verbrüderungen scheinen schon seit den ältesten Zeiten existirt zu haben, da sie besonders bei den Spartern unter dem Namen Phratrien oder Phrätren vorhanden sind, und ebenfalls von Homer*) schon erwähnt werden. Mit der Abnahme der Macht der Patriarchen und Fürsten machten sie sich von selbst nothwendig. Sie bildeten sich wahrscheinlich dadurch, daß die einzelnen und zwar in der Regel die nahe verwandten, vielleicht zu einem Geschlechte gehörigen Tscherkessen zu gemeinschaftlichem Schutze, durch den ein Mitglied für das andere stand, sich verbanden. Diese Verbrüderungen bestehen demnach entweder nur aus Fürsten, Edelleuten oder Gemeinen, oder sie sind mehr oder weniger gemischt. Meist führen sie den Namen des Hauptgeschlechtes, das die Verbrüderung bildet oder auch des Flusses, in dessen Thale sie lebt. Wenn Bell meint, daß er der erste wäre, der die Verbrüderungen der Tscherkessen als solche erkannt hätte, so irrt er sich, da schon vor ihm Suboff**) sie erwähnt und die Russen auf ihren kaukasischen Karten sich zur Bezeichnung der Brüderschaften des Wortes obschtschestwo, d. i. Gesellschaft, bedienen. Suboff gebraucht zur größern Deutlichkeit die Worte: bratskoje obschtschestwo, d. i. brüderliche Gesellschaft.

*) Iliade 2. Buch, 362. Vers.

**) Suboff Kartina, 3. Thl. S. 44.

Die Glieder einer ſolchen Verbrüderung haben eine Menge Verpflichtungen gegen einander zu erfüllen, und es herrſcht im allgemeinen der Grundſatz: „Einer für Alle und Alle für Einen.“ Bei ſtrittigen Fällen hat die ganze Verbrüderung das einzelne Glied zu vertreten und muß z. B. eine Strafe, die eine Volksverſammlung verhängt, zahlen helfen. Sie muß ferner Frau und Kind, wenn der Mann, beſonders im Kriege, gefallen iſt und nichts hinterlaſſen hat, ernähren. Wenn einer zu arm iſt, um den Brautpreis zu zahlen, ſteuert die ganze Verbrüderung bei; die Frau gehört aber, wenn der Mann geſtorben iſt, auch der Verbrüderung an und ein Mitglied derſelben kann ſie heurathen, ohne einen Brautpreis zu zahlen, muß aber die vorhandenen Kinder ernähren. Will die Frau in eine andere Verbrüderung heurathen, ſo verbleiben ihre ſchon vorhandenen Kinder der Verbrüderung ihres verſtorbenen Mannes. Die einzelnen Glieder einer Verbrüderung dürfen ſich ferner nicht unter einander verheurathen, und es wird ſtreng darauf geſehen, daß Niemand eine Frau unter ſeinem Stand nimmt.

Wenn es auch den einzelnen Gliedern einer ſolchen Verbrüderung erlaubt iſt, willkürlich herauszutreten und in eine andere überzugehen, ſo geſchieht es doch nur ſelten, da es immer den Anſchein hat, daß der Herausgetretene durch ſeine Unverträglichkeit oder durch andere Urſachen ſich ſelbſt zu dieſem Schritte brachte. Die Stärke der Verbrüderungen iſt ſehr verſchieden. Weniger als zwanzig Mitglieder zählen ſie aber nicht, ſelbſt dieſe Zahl kommt nur äußerſt ſelten vor, und zwar meiſt nur in dem Falle, daß Unglück, nämlich Krieg oder Peſt, die größte Menge der Mitglieder hinwegraffte. Da aber die Verbrüderung eben in der Anzahl der Glieder ihre Macht und Stärke beſitzt, ſo löſen ſich dann gemeiniglich die ſchwachen auf und verbinden ſich mit einer ſtärkern. Selten kommt es aber vor, daß große Brüderſchaften bei eintretenden Mißhelligkeiten ſich trennen und auf dieſe Weiſe zwei bilden.

Wenden wir uns nun wiederum nach Oſten oder überhaupt zu den Stämmen, die immer noch Fürſten mit einer gewiſſen Suprematie über das Volk beſitzen, ſo erſcheinen auch hier die Volksverſammlungen anders, und wenn auch ſie allein dem Geſetze Kraft zu geben vermögen, ſo können doch die Fürſten mehr

oder weniger auf sie einwirken. Diese Art Volksversammlungen ähneln denen der alten classischen Völker, bei denen ein wenn auch nur wenig bevorzugter Adel vorhanden ist. Jedermann hat zwar hier das Recht seine strittige Sache vor eine Versammlung zu bringen, aber wenn er nicht mächtige Häuptlinge (besonders sobald er mit einem Fürsten Streit hat) zu seinen Gönnern besitzt, so findet sich Niemand ein, oder die nur wenigen Eingefundenen können keinen Beschluß fassen. Ist aber einmal eine Versammlung ausgeschrieben, so vereinigen sich zuerst die Fürsten zur Berathung und bringen so die Sache zunächst vor die Edelleute, die meist durch gleiches Interesse an die der Fürsten gekettet und oft von ihnen abhängig, mit diesen in der Regel übereinstimmen. So schon berathen kommt die Sache endlich vor die Volksversammlung, der allein das Recht zusteht, die schon gefaßte Entscheidung der Lords (wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf) zu sanctioniren oder zu verwerfen. Wie bei den Griechen haben wir daher zuerst die Versammlung des Adels (βουλη) und dann erst die des Volkes (ἀγορη). Man wird leicht einsehen, daß auch hier die Fürsten einen mächtigen Einfluß auf die Stimmenden ausüben können, wenn sie schlau genug sind. Selbst bei den Volksversammlungen der westlichen Tscherkessen haben ja die Mächtigern, wie allenthalben, so auch hier ein großes Gewicht, und hauptsächlich sind es die Tleusche, die nach ihrer relativen Stärke einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmenden und demnach auch auf die Entscheidung besitzen.

Diese Tafes oder Volksversammlungen berathen entweder das allgemeine Wohl, oder geben bei Streitigkeiten und innern Angelegenheiten die Entscheidung, und sind, wenn wenigstens zehn Verbrüderungen gegenwärtig sind, die höchste Instanz. Das Wohl des Vaterlands betrifft nur seine Stellung nach außen, und da jetzt Rußland der einzige Feind ist, so werden in den allgemeinen Versammlungen, die eben dieses zu berathen haben, nur die Verhältnisse gegen Rußland erwogen. Da ferner die einzelnen Verbrüderungen und selbst Stämme nicht mehr im Stande sind, allein zu widerstehen, so vereinigen sich Tscherkessen zur gemeinschaftlichen Handlung, und berathen vorher die Art und Weise der Ausführung. Alles übrige wird den einzel-

nen Familien und Verbrüderungen anheimgestellt, und diese handeln inmitten ihrer Marken, wie es ihnen beliebt. Bevor der Krieg die Bewohner Tscherkessiens zusammenführte, fanden nicht einmal Versammlungen in dieser Ausdehnung statt, und die eine Verbrüderung bekümmerte sich nicht um die andere. Jetzt hingegen, wo die Russen besonders längs der Küste des schwarzen Meeres Vesten angelegt haben, von denen aus sie häufig Ueberfälle machen, ist es nothwendig geworden, gemeinschaftlich zu handeln. Aus dieser Ursache versammeln sich nun in bestimmten Zeiten mehrere Stämme oder Verbrüderungen, und berathschlagen sich mit einander, was in dieser Noth zu thun sey? Da die Russen ihre Expeditionen geheim halten, so kommen sie den Tscherkessen immer unerwartet, und diese vermögen deßhalb nur geringen Widerstand entgegen zu setzen. Daher berathen denn diese Tafes auch mehr die Art und Weise, wie sie selbst einen Ueberfall auf eine Veste oder einen Einfall auf russisches Gebiet machen wollen. Sind sie mit allen übereingekommen, so wird der Bluteid geleistet, d. h. sie schwören bei und mit einander bis auf den letzten Tropfen Blutes auszuhalten. Der Eid wird entweder auf den Koran geleistet oder, wo die Tscherkessen sich nicht zur Lehre Mohammeds bekennen, dient irgend ein geheiligter Ort der Vorzeit, ein altes Kreuz oder die Ruinen einer Kirche zum Gegenstand, bei dem geschworen wird. Zur bestimmten Zeit finden sie sich alle an der bezeichneten Stelle und angethan mit den schönsten Kleidern und prächtigsten Waffen ein, um bei dem feierlichen Zuge, als welchen sie ihren Ein- oder Ueberfall betrachten, würdig zu erscheinen. Noch einmal versprechen sie nicht von einander zu weichen und wählen aus den Tapfersten ihre Führer, denen sie unbedingten Gehorsam leisten. Es werden die großen Kessel über die Feuer gesetzt, und ein gemeinschaftliches Mahl soll wo möglich die Glieder noch enger an einander ketten. Alles geht in der größten Ruhe vor sich, und würdig wird der Vorabend bedeutungsvoller Tage gefeiert. Man bleibt meist bis zum frühen Morgen beisammen, und bevor der Marsch angetreten wird, wascht man die treuen Begleiter der Menschen, die Pferde, noch mit warmem Wasser. So ruhig als möglich folgt alles dem Führer. Bei Ein- und Ueberfällen richtet man es nun stets so ein, daß man, wenn Dunkelheit eintritt, nur wenige Stunden von dem Orte der Be-

ſtimmung entfernt iſt. Noch einmal überläßt man ſich ruhig dem Schlafe, und träumt vielleicht von der Beute, die man den andern Tag finden wird. Bevor es dämmert, wird aufgebrochen, und raſch fliegt man auf den Pferden dem Ort der Beſtimmung zu, damit die Nachricht die Säumigen in der Veſte oder Stanitze nicht früher treffe. Mit wilder Haſt ſtürzen die Tſcherkeſſen auf die Wohnungen der Feinde, hauen alles, was ihnen entgegen kommt, nieder, und erſt wenn ihnen kein Widerſtand mehr geleiſtet wird, nehmen ſie alles, Menſchen und Vieh mit ſich, und verſchwinden eben ſo ſchnell als ſie gekommen ſind, in den Bergen. Doch nicht immer gelingen ſo die Plane, und oft treten ihnen die von der ganzen Sache in Kenntniß geſetzten Ruſſen ſchlagfertig entgegen, ihre Feinde würdig empfangend. General Saß, von dem zu ſprechen mir noch mehrmals Gelegenheit werden wird, beſitzt nämlich unter den Tſcherkeſſen ſelbſt ihm Ergebene, und dieſe finden ſich unbemerkt in den Verſammlungen, welche die Ruſſen mit dem Namen Sobranie belegen, ein. Durch ſie erfährt nun Saß alle näheren Einzelnheiten, und trifft hiernach ſeine Vorkehrungen. Sobald die Tſcherkeſſen bemerken, daß ihre Plane von den Ruſſen erkannt und ſie ſelbſt entdeckt ſind, ſuchen ſie ſich zurück zu ziehen, um auf einen andern Tag die Ausführung zu verſchieben. Aber in der Regel iſt ihnen dann der Weg abgeſchnitten, und ſie ſind gezwungen, ſich in einen jedenfalls ungleichen Kampf einzulaſſen. Nicht immer iſt zwar die Zahl der Ruſſen der der Tſcherkeſſen überlegen, aber die Hülfsmittel und beſonders die Kanonen, die den erſteren den weſentlichſten Nutzen bringen, und bei den letztern deßhalb tauſend Mann (Schipſcheh Tſifucheh) *) heißen, geben in jedem Kampfe den Ausſchlag. Durch Engländer und Türken erhielten in der neueſten Zeit auch die Tſcherkeſſen Kanonen, und ebenſo kam es bisweilen vor, daß ſie die eine oder andere von den Ruſſen erbeuteten, allein die Unkenntniß, mit dieſen ſchwerfälligen Waffen umzugehen, war die Urſache, daß einzelne unter ihnen mit der Kanone, die dem Feinde keinen Schaden that, ſich beſchäftigen mußten und deßhalb dem Allge-

*) Schipſcheh Tlicheh bei den Natochuadſchen, Schipſcheh Tſugcheh oder Min Tſugcheh (Min iſt türkiſch) bei den Kabardern, Sik Agueh bei den Abaſſen.

meinen entzogen wurden. Daher haben in der neueſten Zeit die Tſcherkeſſen aufgegeben, der Kanonen, auch wenn ſie einige erobert haben ſollten, als einer ihnen unnützen oder ſogar ſchädlichen Waffe ſich ferner zu bedienen.

Die Art und Weiſe wie der Kampf geführt wird, iſt zu intereſſant und eigenthümlich, um ihm nicht einige Augenblicke Aufmerkſamkeit zu gönnen. In dem erſten Falle ſtehen meiſt nur Linienkoſaken und Tſcherkeſſen einander gegenüber, und zwei gleich tapfere Völker beginnen den Kampf. Da, wie ſchon geſagt, die Linienkoſaken die Kleidung der Tſcherkeſſen angenommen haben, ſo ſcheidet eben nur die Stellung die Feinde von einander.

Bis hierher haben bei den Tſcherkeſſen die Anführer geleitet, mit dem Beginn des Kampfes hören aber ihre Befehle auf, Geltung zu beſitzen, und jeder einzelne iſt nur ſich ſelbſt verantwortlich. Er handelt, wie er es für das beſte hält und hört nicht auf den Ruf ſeines Feldherrn, der als ſolcher gar nicht exiſtirt.

Daß hierdurch die Tſcherkeſſen im offenen Felde gegen die dem Befehle des Führers blindlings folgenden Ruſſen im Nachtheile ſind, verſteht ſich von ſelbſt, wenn auch auf der andern Seite nicht zu verkennen iſt, daß der einzelne dann, indem er beim Feinde eine ſchwache Seite bemerkt, nicht ſelten dieſem dadurch mehr ſchadet, wenn er ihn, ohne erſt einen Befehl abzuwarten, daſelbſt ſchnell und unverhofft angreift. Sobald beide feindliche Abtheilungen auf Schußweite ſich einander genähert haben, ſpringt ein jeder vom Pferde, ſtellt meiſtens eine Gabel,*) auf der die Flinte aufgelegt wird, in die Erde und wartet ruhig bis der Gegner geſchoſſen hat. Nun ſendet auch er dem Feinde die Kugel entgegen. In den hohen Kräutern verbergen ſich die Gegner, um ihre Gewehre von neuem zu laden, ſpringen einen Schritt vorwärts und ſtehen ſo um zwei Schritte einander näher. Es wird wiederum gefeuert und von neuem verſteckt ſich alles in dem hohen Graſe, bis die todbringende Kugel wieder bereit iſt, in das Herz des Feindes zu dringen. Endlich ſtehen beide Parteien einander ſo nahe, daß jede Kugel treffen muß. Plötzlich zieht

*) Häufig führen die Tſcherkeſſen einen 5—7 Fuß hohen Stock, der ſich nach oben mit einer Gabel endigt, bei ſich, um in die letztere die Flinte zu legen, wenn ſie ſicher ſchießen wollen.

einer die ſcharf geſchliffene Schaſchke aus der Scheide und ſtürzt ſich auf den nahen Feind. Es iſt das Signal für Freund und Feind, ein Gleiches zu thun, und in einem Augenblick ſieht man bei beiden Parteien die Schwerter blitzen. Der Linienkoſak nimmt ſeine Mütze*) herab und ſteckt ſie in den Gürtel, um ſich ſeinem Freunde erkennen zu geben, denn dadurch wird es bei dem Handgemenge erſt möglich, ſich von einander zu unterſcheiden. Es folgt ein Gemetzel, das nur dann endigt, wenn der eine Theil die Unmöglichkeit eines längern Widerſtandes einſieht. Mit Haſt ergreift dieſer die Leichname der todten Brüder und flieht mit ihnen, wo möglich zu Pferde, in die nahen Berge.

So iſt der Kampf, wenn nur Linienkoſaken den Tſcherkeſſen gegenüber ſtehen, aber anders wird er, wenn auch Linienmilitär Theil nimmt. Hier vereinigen ſich auch die Tſcherkeſſen in einzelnen Maſſen, um denen der Feinde hinlänglichen Widerſtand zu leiſten. Entweder beſchützen Koſaken die Pelotons der Linien-Soldaten oder dieſe bilden ein Quarré und trotzen mit vorgehaltenen Bajonetten dem ſtürmiſchen Andrange der Tſcherkeſſen. Mit Linienmilitär iſt der Kampf ungleich, und dieſes wohl wiſſend, ſuchen die Tſcherkeſſen lieber Höhen zu gewinnen, von denen aus ſie dem Feinde zu ſchaden verſuchen. Früher ſetzten ſie ſich mit aller Macht und Hartnäckigkeit dem Vordringen ruſſiſcher Heere entgegen, und ſtürzten blind auf die Feinde, von denen ſie gewöhnlich mit Kartätſchen empfangen wurden. Die bedeutenden Verluſte, die ſie dadurch erlitten, belehrten ſie bald eines Beſſern, und ſeitdem weichen ſie auch ſchwächern Abtheilungen von Linienmilitär aus, um ſie lieber von günſtigern Punkten anzugreifen. So ziehen die Ruſſen jetzt häufig mitten durch Tſcherkeſſien, ohne die Bewohner zum Stehen zu bringen.

Wenn der Tſcherkeſſe im offenen Felde Sieger bleibt, ſo mordet er ſo lange, als er noch Widerſtand findet, und führt dann erſt, was die Waffen geſtreckt hat, in die Gefangenſchaft; wenn er aber den Koſaken weichen muß, ſucht er ſchnell auf ſeinem Pferde der Verfolgung ſich zu entziehen, und kann er auch hiermit die

*) Die Tſcherkeſſen ſcheeren ſich nämlich nach orientaliſcher Sitte den Kopf, und unterſcheiden ſich durch die Kahlheit desſelben von den Koſaken.

Sicherheit nicht erlangen, ſo ſpringt er herab, ſein treues Roß mit dem Kindſchal verſtümmelnd und erklimmt wie eine Gemſe die ſchroffen Felſen, wohin ihm der Feind nicht folgen kann. Gefangen gibt er ſich nur ſelten und wehrt ſich ſo lange als möglich. Sinkt er endlich ſchwer getroffen nieder, dann zerbricht er ſeine Schaſchke und ſchleudert ſeine Flinte auf einen Stein, daß ſie in Stücken zerbricht. So ſucht er noch ſterbend dem Feinde die Vortheile, welche ſein Tod ihm bringen könnte, zu entreißen.

Es iſt eine ſchöne Sitte der Tſcherkeſſen und auch der Koſaken, daß ſie den Todten, der im Kampfe gefallen, nicht dem Feinde überlaſſen, und ſich lieber großen Gefahren ausſetzen, um den gefallenen Bruder, deſſen Seele ja unmittelbar in das Paradies eingegangen iſt, in geweihter Erde zu begraben. Der Feind achtet an dem Feinde dieſe Pietät und legt häufig dem Hinwegtragen der Todten nicht das geringſte Hinderniß entgegen. Auch ohne Löſegeld gibt er ſie zurück. Als im Jahre 1838 General Rajeffsky Tuabs eingenommen hatte und eine Menge Tſcherkeſſen dabei geblieben waren, kam den folgenden Tag ein tſcherkeſſiſcher Abgeſandter zu ihm mit der Bitte die Todten ihm auszuliefern. Mit den Worten: „wir führen keinen Krieg mit den Todten," übergab der General dieſelben zur Verfügung. „Möge Allah mir Gelegenheit geben, daß ich einſt deinen Leichnam den Deinigen eben ſo überliefern kann," waren die Worte des Dankes, welche der rohe Tſcherkeſſe ausſprach. Der Tod im Kampf iſt ja das ſchönſte, wornach faſt jeder Kaukaſier ſtrebt, und freudig opfert er ſich demſelben, wenn es das Schickſal gebeut.

Auch darin gehen die Tſcherkeſſen einem europäiſchen Volke voran, daß ſie nie Gefangene niederhauen und ſtets bereit ſind, ſie gegen Löſegeld oder andere Gefangene freizugeben.

Wehe dem, der als Feigling im Kampfe ſich bewieſen, oder gar die Sache der Freiheit verrathen hat. Wie bei den Griechen, ſo iſt auch bei den Tſcherkeſſen ſchon der bloße Verluſt einer Waffe eine Schande, und der Krieger ſoll, wenn es ihm auch nicht gelingt einer Beute ſich zu bemächtigen, doch wenigſtens dem Feinde nichts überlaſſen. Mit oder auf dem Schilde iſt auch der Wahlſpruch eines tſcherkeſſiſchen Kriegers. Es verſammelt ſich das Volk, wenn Jemand der Feigheit ſich ſchuldig gemacht, und die gewichtige Sache wird vorgetragen. Die Verbrüderung, zu

der der Schuldige gehört, stößt ihn aus ihrem Bunde, und noch glücklich kann er sich preisen, wenn er nur als Sklave verkauft wird. Auf ewig ist er mit seiner Familie gebrandmarkt und muß selbst wünschen, aus dem Lande seiner Schande entführt zu werden. Auch die unschuldigen Kinder trifft das Loos der Schande und sie müssen die Scholle, auf der sie das Licht zuerst erblickten, verlassen, um nun fremden Menschen anzugehören.

Wie schon oben gesagt, steht auch den Volksversammlungen zu, die innern Angelegenheiten zu ordnen, und sie sind demnach die eigentlichen Verwalter der Justiz. Alle Streitigkeiten zwischen einzelnen Tscherkessen schlichten sie und ein jeder muß sich ihrer Entscheidung unterwerfen. In der Zeit wo Scassi sieben Jahre im westlichen Tscherkessien zubrachte,*) hatten die Versammlungen noch nicht das Gewicht, und die einzelnen brauchten sich, in dem Fall daß sie es schon vorher erklärt hatten, nicht dem Urtheil derselzu unterwerfen. Es lag dann den Brüderschaften, zu denen die beiden Betheiligten gehörten, selbst ob sich durch Gewalt oder Vergleich Recht zu schaffen. Dadurch wurden jene oft Jahrhunderte dauernden Feindseligkeiten hervorgerufen, von denen die ältern Reisenden sprechen. Jetzt, wo alle Verbrüderungen durch das Anrücken der Russen von gemeinschaftlicher Gefahr bedroht sind, hat man endlich eingesehen, wie nachtheilig solche Feindseligkeiten dem allgemeinen Wohle sind, und jede Streitigkeit muß sich, wenigstens im Westen, der Entscheidung einer Volksversammlung unterwerfen. Ebenso werden alle criminellen Untersuchungen von ihr geleitet, und ihr liegt es allein ob, bestimmte Strafen zu verhängen. Mord und Ehebruch sind die einzigen Verbrechen, deren Bestrafung noch bisweilen den Familien, in denen sie verübt worden sind, übergeben ist.

Betrachten wir nun der Reihe nach die einzelnen Fälle, welche vor eine Volksversammlung gehören, und beginnen mit dem wichtigsten, dem Morde oder Todtschlage, so untersucht man hier eben so gewissenhaft, als man es bei uns nur thun kann. Die Bestrafung des Mörders ist im westlichen Kaukasus der Versamm-

*) Scassi, ein Genueser, gründete, wie wir später sehen werden, in Gelentschik und Pschad russische Handelsniederlagen und ernannte zu seiner Hülfe zwei Commissionäre, Tausch und Mudroff. Bei ihm befand sich auch eine Zeit lang Taitbout de Marigny, von dem wir eine interessante Beschreibung seiner dortigen Reise besitzen.

lung anheimgestellt, während im Osten die Familie dessen, der erschlagen ist, die Rache zu übernehmen hat. Die Geschwornen setzen sich um den Gerichtsplatz herum, und mit den nähern Umständen bekannt, fordern sie, nachdem einer der Präsidenten den Vortrag gehalten hat, die ganze Versammlung auf, mitzutheilen, was bis jetzt noch nicht bekannt sey. Hat man sich nun verständigt, ob der Mord absichtlich oder zufällig geschehen sey, so richtet sich auch hiernach die Strafe. Im erstern Falle muß der Mörder 200 Ochsen oder an anderm Vieh oder Sklaven, so viel als diesen an Werth gleicht, zur Strafe geben; da es aber einem einzelnen nur selten möglich ist, eine so bedeutende Summe zu zahlen, so ist zunächst die Familie und die Verbrüderung, zu der er gehört, verbunden, das Fehlende aus ihren Mitteln zu ersetzen. Die Verbrüderung hat schon vorher unter sich abgestimmt, ob sie den Verbrecher durch die Zahlung des Fehlenden wieder unter sich aufnehmen will oder nicht. Ist er im letztern Falle nicht allein im Stande, den Blutpreis, Thlil-Uassa (Kangleh bei den Tataren), zu zahlen, so wird er entweder der Familie des Gemordeten übergeben oder mit seinen Waffen ins Meer geworfen. Im erstern Falle steht es der Familie vollkommen frei, mit dem Verbrecher zu machen was sie will, und er wird entweder getödtet oder als Sklave verkauft. In einigen Gegenden des Westens vollzieht aber die Bestrafung des Verbrechers die Brüderschaft, zu der er gehört, und die bei dem Fall betheiligte Brüderschaft hat nur die Untersuchung einzuleiten. Lag der Mord nicht in der Absicht des Mörders, so braucht er nur die Hälfte des Blutpreises zu zahlen. Ebenso ist die Zahl der Ochsen, durch welche man sühnen muß, geringer, wenn der Gegenstand des Mörders eine Frau oder ein Mädchen war. Gewöhnlich zahlt man hier, und auch in andern Fällen nur die Hälfte; in einigen Gegenden des Westens hingegen wird der Mord an einem Fürsten und Edelmann höher bestraft.*) So ist bei den Abadsechen der Preis für einen Gemeinen nur eilf, für einen Edelmann hingegen dreißig Sklaven. War der Gemordete ein Sklave, so hat der Mörder dessen Werth zu erlegen. Der Fall ist aber nur äußerst selten, wo Jemand an einem Gliede des weiblichen Geschlechtes oder gar an einem Sklaven

*) Bell Journal Vol. I. pag. 204. Vol. II. p. 375.

einen Mord ausübte. Wie die Verbrüderung, zu der der Mörder gehört, zur Zahlung des Blutpreiſes beiſteuert, ſo hat auch die Verbrüderung des Gemordeten ein Recht, auf einen Theil des Blutpreiſes Anſpruch zu machen. In der Regel fallen ihr zwei Drittel oder drei Viertel zu, während das übrige aber die Familie des Gemordeten verlangen kann. Meiſt treten hier und bei allen übrigen Fällen, die unter die Gerichtsbarkeit einer Verſammlung gehören, nur die Verbrüderungen, aus denen eben Mitglieder betheiligt ſind, zuſammen, und der Rath der Aelteſten verhandelt ſie. Aber Appellation an eine aus wenigſtens zehn Verbrüderungen beſtehende Verſammlung iſt möglich. Eine Verſammlung wird aber ſtets als ungültig betrachtet, wenn nicht ſämmtliche Aelteſte der dabei betheiligten Verbrüderungen gegenwärtig ſind. Bell*) erzählt einen Fall, wo ein zum drittenmal ergriffener Dieb von einer unvollſtändigen Verſammlung zum Tode verurtheilt und die Strafe alsbald vollzogen wurde. Die Verwandten des Hingerichteten betrachteten es, wenn auch nicht als Mord, doch als eine grobe Beleidigung, die zu neuen Feindſeligkeiten und Erbitterungen führte.

Mit der Ermordung iſt der Mörder der Blutrache anheimgefallen, und dem nächſten Verwandten liegt es ob, ſie an dem Mörder zu vollziehen, d. h. das Blut des Erſchlagenen mit dem Blute des Todtſchlägers zu ſühnen. Aus dieſer Urſache muß der Mörder ſich ſo lange verborgen halten, bis der Blutpreis bezahlt iſt. Mit der Annahme desſelben hört jede Verfolgung auf. Aber nur ungern fügen ſich die Tſcherkeſſen bei der Ermordung eines ihrer Glieder dem Ausſpruch der Verſammlung, und wollen oft auf keine Weiſe den Blutpreis annehmen. Die Pietätsgefühle gegen einen Verwandten ſtehen höher, und wie Ajax es unnatürlich fand, daß man nach Bezahlung des Blutpreiſes mit dem Mörder, vielleicht ſeines eigenen Sohnes, in einer Stadt wohnen könne, **) ſo habe auch ich von Tſcherkeſſen vernommen, daß Blut durch Blut geſühnt werden muß. Im Oſten iſt die Blutrache, die ja auch noch in vielen europäiſchen Ländern trotz des milden Chriſten-

*) Bell Journal Vol. I. p. 190.

**) Iliade 9tes Buch, 165ſter Vers.

thumes herrſcht,*) noch in ihrer ganzen Reinheit, und Beiſpiele, ſo ſchrecklich wie ſie uns Malcolm in ſeiner perſiſchen Geſchichte erzählt, finden ſich auch hier vor. Noch nicht genug, daß der Mörder einem gewiſſen Tode in der kürzeſten Zeit entgegengeht, iſt nun der nächſte Verwandte des erſchlagenen Mörders verbunden, das Blut ſeines getödteten Verwandten wiederum mit Blut zu ſühnen. Und fällt hier der Mörder, ſo iſt deſſen Mörder von neuem der Blutrache anheimgefallen. Nichts kann ihn von dem gewiſſen Untergange retten und wiederum verfällt ſein Mörder der Blutrache. Es erfolgt auf dieſe Weiſe, wenn nicht die eine Familie das Land, in dem ſie ſo glücklich geweſen, verläßt und weit in die Ferne zieht, ein gegenſeitiges ſchaudervolles Morden. Und ſelbſt bis dahin folgt oft der Dolch des Vollſtreckers der Blutrache. Verachtung würde den treffen, der das Blut ſeines nächſten Verwandten ungeſühnt ließe, und die unabwendbare Folge würde die Ausſtoßung aus der Brüderſchaft ſeyn. Nicht ſelten gehen dadurch Familien zu Grunde und Jahrhunderte lang währt dieſelbe Feindſchaft.

Bell erzählt ein intereſſantes Beiſpiel, wo ein Wahnſinniger einen Knaben tödtete, und der Vorfall der Volksverſammlung vorgelegt wurde. Die Verſammlung verurtheilte die Verbrüderung des Wahnſinnigen zur vollen Strafe, weil ſie ihr wahnſinniges Mitglied hätte bewachen ſollen.

Aber nicht allein der Mord wird ſo ſcharf geahndet, ſondern auch jede Verſtümmelung oder Verwundung irgend eines wichtigen Organes erhält ſeine Sühne. Genau wird die Nothwendigkeit des Organes, das eben verwundet wurde, unterſucht und nach der Brauchbarkeit desſelben beſtimmt ſich die Strafe. So wurde ein Tſcherkeſſe, der im Streite dem andern den rechten Arm ſo zerhauen hatte, daß er unbrauchbar wurde, mit fünfzig Ochſen beſtraft, die dem Verſtümmelten allein anheimfielen, da er nun weniger im Stande war, ſich ſelbſt zu ernähren. Ein Säbelhieb auf die Bruſt oder in das Geſicht verlangt als Sühne, je nach der Gefährlichkeit, ſechs bis zehn Ochſen. Ein Finger von der linken Hand abgehauen, wurde mit zwei Ochſen beſtraft. Wird eine Frau verwundet, ſo iſt die Strafe ſtets geringer.

*) So die Vendetta der Corſicaner, die in ihrer Furchtbarkeit ganz der kaukaſiſchen Blutrache gleicht.

Nächſt Feigheit und Mord iſt Ehebruch eines der größten Verbrechen. Trotzdem er bei der größern Freiheit des weiblichen Geſchlechtes in Tſcherkeſſien leichter iſt, ſo erſcheinen die Fälle doch nur ſelten. Die Reinheit der Sitten und die große Ehrfurcht, welche man für das innere Familienleben beſitzt, ſchützen am meiſten gegen das Verbrechen. Der Ehebrecher ſteht ſo lange als die Volksverſammlung noch nicht entſchieden hat, in der Hand des beleidigten Mannes, und dieſer hat das volle Recht ihn, wenn er ihn auf der That ertappt, niederzuſtoßen. Gewöhnlich läßt er ſich aber abfinden und verhandelt mit dem Ehebrecher, ſo daß die Sache gar nicht vor eine Verſammlung zu kommen braucht. Hat er aber den Ehebrecher ermordet, ſo verfällt er nichtsdeſtoweniger der Blutrache, die aber hier weit leichter, wenigſtens bei den weſtlichen Tſcherkeſſen, zu ſühnen iſt: 40 — 60 Ochſen ſind gewöhnlich zur Sühne hinlänglich. Die Ehebrecherin ſteht aber ganz in der Gewalt des Mannes und er kann mit ihr machen was ihm beliebt. Tödtet er ſie, ſo findet ſich Niemand, der ihr gefallenes Blut rächt. Nach Taitbout de Marigny*) hingegen wird ſie ebenfalls von ihren nächſten Verwandten, bald vom Vater, bald vom ältern Bruder gerächt. Bisweilen ſchneidet der Mann aber einer Ehebrecherin die Naſe oder Ohren ab, raſirt ihr die Haare vom Kopfe, ſchlitzt ihr die Aermel auf und ſchickt ſie ſo geſchändet ihren Eltern zurück. Doch der angethane Schimpf muß, trotzdem die Ehebrecherin von dieſen getödtet oder verkauft wird, mit Blut gerächt werden. Deßhalb geſchieht auch dieſes, wie Marigny richtig ſagt,**) nur ſelten. In den meiſten Fällen ſtraft der Mann ſeine ehebrecheriſche Frau innerhalb ſeines Hauſes, und gibt ſich ſelbſt die Schuld, daß er ſo wenig Acht gehabt hat. Der Ehebrecher bezahlt in der Regel 25 Ochſen Strafe, und eben dieſelbe Summe muß ein Mann, der ein Mädchen verführt hat, erlegen. Schon das bloße Zurückſchicken einer Ehebrecherin mit oder ohne Zurückforderung des Brautpreiſes wird als eine Schmach, die den Eltern angethan, betrachtet, und ruft nicht ſelten, wie uns Bell aus dem Norden

*) Marigny Voyage en Circassie, ed. par Klaproth in Potocki Voyage. Tom. I. pag. 291.

**) Potocki Voyage édit. par Klaproth. Tom. I. p. 311.

Tſcherkeſſiens ein intereſſantes Beiſpiel erzählt, große und lange währende Feindſchaft hervor.

Menſchenraub kommt unter den einzelnen Stämmen jetzt nicht mehr vor, und nur ſelten werden Sklaven geſtohlen. Entführung von Mädchen iſt nicht erlaubt, und wenn auch dieſes ſelbſt beigeſtimmt hätte. Zurückgabe desſelben und außerdem noch eine Strafe von zehn bis fünfzig Ochſen iſt die Entſcheidung der Verſammlung.

Diebſtahl gehört zu den gewöhnlichen Verbrechen und wird nur dann beſtraft, wenn der Dieb auf der That ertappt wird. Es wird ſogar, wie bei den Lacedämoniern, zu einem guten Rufe eines jungen Burſchen gerechnet, wenn er viel geſtohlen hat. Ein Mädchen verachtet nach Marigny den Jüngling, der noch keine Kuh entwendet hat. Diebſtahl iſt jedoch nie in der Familie und eben ſo wenig in einer Verbrüderung erlaubt, und der, der ſich daſelbſt an etwas vergreift, wird auf das härteſte beſtraft. Den neunfachen Werth der geſtohlenen Sache hat der Dieb dem Beſtohlenen zu erſetzen. Bei jedem friſchen Verſuche wird die Strafe erhöht und beim drittenmale muß der Dieb 200 Ochſen bezahlen oder wird getödtet. Man ſetzt deßhalb in einer Verbrüderung kein Mißtrauen gegen einander, und das Haus zu verſchließen gehört zu den ganz unbekannten Dingen. Aber gern ſchleichen ſich kühne Jünglinge auf das Gebiet anderer Verbrüderungen und verſuchen ſich eines Stückes Vieh nach dem andern zu bemächtigen. Gelingt es ihnen, ohne ergriffen zu werden, ſo eilen ſie ſchnell ihrer Familie und Verbrüderung zu und werden im Triumphe empfangen. Ihr Ruhm fliegt, je nach der Gefährlichkeit des Unternehmens, von einem Munde zum andern. Auf keinen Fall wird der Raub, der einmal in Sicherheit iſt, herausgegeben. Der Wächter des geſtohlenen Viehes wird zur Rechenſchaft gezogen. Befreundete Verbrüderungen dulden aber oft eben ſo wenig den Diebſtahl unter ſich und beſtrafen dann auch mit dem neunfachen Werthe. Wer aber einer fremden Verbrüderung oder gar einem fremden Stamme etwas ſtiehlt und dabei ergriffen wird, hatte früher nur den doppelten Werth des Geſtohlenen zu erſetzen, jetzt hingegen, wo man beſonders im Weſten allen Anlaß zu Streitigkeiten vermeiden will, wird auch ein ſolcher Diebſtahl höher beſtraft und ſeine Unterſuchung erfolgt durch Geſchworne,

ſeine Beſtrafung hingegen durch den Ausſpruch einer Volksverſammlung. Man verhört die Zeugen, welche die Wahrheit ihrer Ausſage oft mit einem Eid bekräftigen müſſen, und erlaubt dem Delinquenten, der von eigenen Gerichtsdienern zu- und abgeführt wird, ſich zu vertheidigen.

Da die Pferde am höchſten geſchätzt werden, ſo ſind ſie es auch, die am häufigſten geſtohlen werden, und des Nachts, wo dieſe im Freien ſich lagern, erſcheinen oft entfernte Diebe und führen ſie weit weg. Bell war mehrmals Zeuge ſolcher Diebſtähle, und auch ich erinnere mich noch deutlich des häufigen guten Rathes, meine Pferde des Nachts bewachen zu laſſen.

Streitigkeiten gehören ebenfalls vor die Schranken einer Volksverſammlung, und ereignen ſich häufiger und verwickelter als man bei einem ſolchen rohen Volke glauben ſollte. Zunächſt gibt der Boden die häufigſte Veranlaſſung, und da das ganze Land Eigenthum des Volkes, nicht aber des Einzelnen iſt, ſo hat ein Jeder das Recht, ſich da niederzulaſſen, wo er Luſt hat. Gewohnheit leitet im Allgemeinen, vermag aber nie ganz die Streitigkeiten um den Beſitz eines Stückes Land zu vermeiden. Es nimmt jede Familie ſo viel Land zum Ackerbau ein, als ſie braucht, und das was ſie auf dieſe Weiſe in Beſitz genommen und bearbeitet hat, darf ihr Niemand ſtreitig machen. So lange ſie es bebaut, iſt ſie factiſch Herr davon. Da aber der Getreidebau nur nothdürftig zum eigenen Bedarf, wie wir weiter unten ſehen werden, betrieben wird, ſo bleibt noch hinlänglich Land übrig, das gar nicht benutzt wird. Der Tſcherkeſſe wechſelt aber mit dem Boden, und gebraucht ein Stück desſelben nur ſo lange, als es noch Nahrungsſtoffe in ſich trägt. Iſt es ausgeſogen, dann rodet er gewöhnlich ein Stück Wald aus, und baut hier nun ſein nöthiges Getreide. Dieſes Stück bleibt der Familie ſo lange als ſie es wieder bebaut. In der neueſten Zeit, wo die Ruſſen an der Küſte die fruchtbarſten Gegenden in Beſitz genommen haben, ſind viele Familien höher in das Gebirge geflohen, und haben ſich unter andern Familien niedergelaſſen. Dadurch iſt allerdings das fruchtbare Land ſeltner geworden und Streitigkeiten ſtellen ſich als Folge ein. Es wird nothwendig, daß eine Verſammlung berufen wird und die Ent-

ſcheidung gibt. Im Allgemeinen gilt der Wahlſpruch, daß wer eher kommt, auch ein früheres und gültigeres Recht beſitzt.

Bei zufälligem Schaden hat dieſen der zu erſetzen, von dem er mittelbar oder unmittelbar ausging. Marigny*) erzählt zwei intereſſante Beiſpiele, die einen Blick in die Fähigkeiten der Tſcherkeſſen zu thun erlauben. Ein Fürſt ſah auf ſeinem Felde eine Ziege und ertheilte einem ſeiner Diener den Auftrag, ſie fortzujagen. Dieſer ergriff alsbald einen Stein und warf damit der Ziege ein Bein entzwei. Aus Furcht vor Strafe nahm er ein Tuch, und verband das Bein der Ziege, die von Schmerzen geplagt nach Hauſe eilte, und in der Nähe der Feuerſtelle Linderung ſuchte. Die Bandage fing Feuer und von noch größeren Schmerzen gequält, lief ſie quer durch ein Feld, das reifes Getreide trug und zündete dieſes an. Der Eigenthümer des Getreides berief eine Verſammlung, und der Fürſt des Dieners wurde zum Schadenerſatz verurtheilt.

Noch intereſſanter iſt das zweite Beiſpiel, und wenn es auch ſchon durch Neumanns Werk ebenfalls bekannter geworden iſt, ſo erlaube ich mir es von neuem mitzutheilen. Zwei Tſcherkeſſen beſaßen einen Acker Feld, auf dem ein Baum ſtand, gemeinſchaftlich. Der eine, wahrſcheinlich um ihn dürr werden zu laſſen, ſchälte die Hälfte der Rinde herab, und verließ kurze Zeit darauf ſeine jetzige Wohnung, den Acker jenem überlaſſend. Der Baum war unterdeß dürr geworden, und um ihn zu fällen, legte der alleinige Beſitzer Feuer an denſelben an. Einer der Zuſchauer wollte ſeine Pfeife anzünden, und indem er auf den Baum zuging, fiel er um und ſchlug ihn todt. Die Verwandten des letztern verlangten von dem Eigenthümer des Baumes, als des Urhebers des Todtſchlages, den Blutpreis, und trugen die ganze Sache einer Verſammlung vor. Mit beredter Stimme ſetzte aber der Eigenthümer auseinander, daß nicht er für den zufälligen Schaden ſtehen könnte, ſondern der, der die Urſache von dem Dürrwerden des Baumes durch das Abſchälen der Rinde geweſen ſey, müſſe auch für alle Folgen ſtehen, die durch ſeine Handlung hervorgerufen würden. Er wurde freigeſprochen.

*) Potocki Voyage Tom. I. p. 290.

Endlich ſteht noch zweierlei, wogegen in allen civiliſirten Staaten Europa's ungeſtraft geſündigt wird, unter der Gerichtsbarkeit der Volksverſammlungen: die Pflichten gegen das Alter und gegen die Gaſtfreundſchaft. Während leider bei uns das Alter ſo wenig von dem Staat in Schutz genommen, und oft dem Muthwillen der Jugend ausgeſetzt wird, erfreuen ſich alte Leute bei den Tſcherkeſſen einer allgemeinen Ehrfurcht. Nicht allein Verachtung trifft den, der ſich an einem Greiſe oder einer Matrone vergreift oder dieſe beleidigt, ſondern das Volk verſammelt ſich und legt dem, der ſich vergangen, je nach der Größe des Verbrechens eine Sühne auf. Die Ehrfurcht vor dem Alter hat ſich den Tſcherkeſſen ſo tief eingeprägt, daß nur ſelten Verletzungen gegen dasſelbe vorkommen. Wenn ein Greis oder eine Matrone erſcheint, ſo erheben ſich alle Jüngern, und Niemand wagt ſich eher wieder zu ſetzen, als bis die ältere Perſon ſich geſetzt hat. Ein grauer Bart iſt das ehrenvolle Zeichen eines Greiſes und ruft Achtung und Liebe hervor.

Nirgends wird wohl die Gaſtfreundſchaft mehr ausgeübt als bei den freien Bewohnern des Kaukaſus, und jeder Fremde, dem es einmal gelungen iſt einen Freund zu finden, kann ſicher durch die gefährlichſten Thäler wandern. Mit der Gefahr ſeines Lebens ſchützt der Gaſtfreund den Fremden, und jede Schmach, die dieſem angethan, ahnt er ſchärfer als wenn ſie ihn getroffen. Er ſorgt für alle Bequemlichkeiten des Gaſtfreundes, nimmt ihn freudig in ſeinem Hauſe auf, und räumt ihm daſelbſt die ſchönſte Stelle ein. Jeden Wunſch ſucht er zu erfüllen, und ſo lange dieſer bei ihm verweilt, beeifert ſich jedes Glied der Familie fröhlich zu ſeyn, um das Herz des Fremden zu erfreuen. Sollte dieſer aus dem Bereiche der Gegend, wo der Wirth ſeinen Einfluß nur geltend machen kann, in eine andere reiſen wollen, dann wird er einem andern Tſcherkeſſen, der dort Anſehen beſitzt und nun Gaſtfreund wird, übergeben.

Die Gaſtfreundſchaft iſt in ganz Vor- und Mittelaſien hoch geachtet, und zur Bezeichnung des Gaſtfreundes dient faſt allgemein das Wort Konak. Die Tſcherkeſſen des Oſtens gebrauchen dafür die Benennung Hatſche, bei denen des Weſtens hingegen führt er den Namen Biſim. Alle reichern Familien beſitzen in der Regel ein beſonderes Gebäude für den Gaſt, das Fremdenhaus,

in dem er allein iſt und ungeſtört ſchalten kann, wie er will. Die ſchönſten Teppiche, die eine Familie hat, ſchmücken es aus. Wer kein Fremdenhaus beſitzt, iſt gezwungen, wenn ein Gaſt ſich einfindet, ſeine Familie wo anders, entweder im Freien oder in einem andern Hauſe ſeiner Nachbarſchaft unterzubringen. Sobald der Fremde, beſonders wenn er Nicht-Tſcherkeſſe iſt, eintritt, erhebt ſich die ganze Familie und wagt ſich nicht eher zu ſetzen, als bis der Gaſt irgend einen Ehrenplatz eingenommen, und mit dem Worte „Tieß" die Erlaubniß zum Sitzen gegeben hat. Wenn daher ein tſcherkeſſiſcher Abgeſandter, der zu General Rajeffsky geſchickt wurde, um die Gebliebenen zu erbitten, zu dieſem „ſetz' dich" ſagte, ſo hat es hierin ſeinen Grund. Die Glieder des weiblichen Perſonals entfernen ſich in der Regel. Es iſt Sitte, die Waffen abzugeben, gleichſam als Zeichen der freundlichen Geſinnungen. Nur den Kindſchal behält man als oft nothwendiges Inſtrument zurück. Es wird ein Gaſtmahl bereitet, an dem Jedermann Theil nehmen kann, aber der Wirth und die nächſten Verwandten dürfen nichts von dem Eſſen anrühren, außer was ihnen von den Gäſten dargeboten wird. Die Ueberbleibſel gehören der Familie des Wirthes. Nach Tiſch ſucht man alles hervor, was dem Gaſte Freude machen kann, und die Töchter des Fürſten Indar Oku zu Pſchad gaben ſich alle Mühe, um den Taitbout de Marigny vor ſeiner Abreiſe zu erfreuen. Man tanzte und muſicirte ihm zu Gefallen. *)

Als Interiano ſich in Tſcherkeſſien befand, wurde die Gaſtfreundſchaft noch mehr ausgeübt, und der Fremde durfte ſich gegen die Töchter des Hauſes Dinge erlauben, die jedem andern ſtreng unterſagt waren. **) Auch der Dominicaner Jean de Luca und de la Motraye berichten, daß die Tſcherkeſſen jeden Fremden drei Tage lang bewirtheten. Ihre Söhne und Töchter bedienten ihn mit entblößtem Haupte und wuſchen ihm die Füße. ***) Wie der Wirth aber Pflichten gegen ſeinen Gaſt zu erfüllen hat, ſo

*) Potocki Voyage édit. par Klaproth Tom. I. p. 349.

**) Klaproth, Reiſe I. Theil S. 600.

***) Thevenot relations de divers voyages curieux. Tom. I. p. 21. De la Motraye Voyages Tom. II. p. 80.

auch dieſer gegen den Wirth, und er darf ſich nicht eher entfernen, als bis er die Erlaubniß des Wirthes dazu erhalten hat.

So lange man nicht durch Ehebruch oder Mord ſich der Gaſtfreundſchaft unwürdig gemacht hat, iſt man geſichert. Um dem Gaſte noch größere Rechte zu verleihen, reicht ihm die Frau des Hauſes ihre Bruſt, an der jedes ihrer Kinder ſeine erſte Nahrung eingeſogen hatte; nimmt er ſie in den Mund, ſo iſt er adoptirt und den rechtmäßigen Kindern gleich geſtellt. Die Verbrüderung, zu der ſein Wirth gehört, muß mit dem Augenblicke ihn als zu ihr gehörig betrachten und bei Verfolgungen, wo die Hülfe des Wirthes nicht ausreicht, ihren Schutz angedeihen laſſen.

Ein ſchönes Beiſpiel der Gaſtfreundſchaft liefert ebenfalls Marigny. Indar Oku, der Gaſtfreund von Scaſſi und der übrigen bei den Handelsniederlagen angeſtellten Ruſſen, ſchützte ſelbſt dieſe noch, als einer derſelben Mudroff ein Mädchen entführt hatte und die Eltern derſelben drohend von den Fremdlingen die Rückgabe und Sühne für das Vergehen verlangten. „Wie," rief der beſtürmte Indar Oku in einer deßhalb feſtgeſetzten Volksverſammlung, wo man die Auslieferung der Fremden verlangte, aus, „wie könnt ihr Verrath verlangen und mir die ſchändliche Feigheit zumuthen, die Pflichten eines Konak zu vergeſſen. Ich werde nie und nimmer dulden, daß einem meiner Gäſte nur die geringſte Beleidigung widerfährt ꝛc."

Wer aber ohne Konak Tſcherkeſſien zu betreten wagt, wird Eigenthum deſſen, dem er zuerſt begegnet, und nur das beſtimmte Löſegeld kann ihn aus der Gefangenſchaft retten. Ruſſiſche Deſerteurs gehen deßhalb jedesmal einer gewiſſen Sklaverei entgegen. Gelingt es aber einem Fremden, bevor er ergriffen wird, in das Haus irgend eines und ſelbſt in das ſeines Verfolgers zu gelangen, ſo ſteht er mit dem Augenblick, wo er die Schwelle übertreten hat, in dem Schutze der Familie, der das Haus gehört. Sein eigener Feind vielleicht heißt ihn inmitten ſeiner Hütte willkommen, und ſchützt ihn gegen alle äußern Angriffe. Die Tſcherkeſſen ehren das Innere einer Familie, und Niemand wagt den Fremden aus dem Hauſe zu entführen. Schmach würde den treffen, der einen Gaſt verriethe. Ausſtoßung aus der Brüderſchaft, der er angehört, iſt die geringſte Strafe, die ihn trifft. Früher wurde ein ſolcher an den Rand eines Abgrundes geführt und hinabgeſtürzt.

Das Haupt einer Familie iſt der Vater, und willkürlich ſchaltet er in derſelben wie er eben Luſt hat. Er allein und die erwachſene männliche Jugend ſind aber auch die natürlichen Beſchützer des Hauſes, d. h. des weiblichen Geſchlechtes und der Sklaven, welche letztere nie Waffen tragen dürfen. Aber keineswegs iſt das weibliche Geſchlecht ſo von dem männlichen abgeſchieden, wie es ſonſt im Orient gebräuchlich iſt, und es nimmt an allen Feſten und ſonſtigen Beluſtigungen Theil. Nur die Volksverſammlungen ſind ihnen verſchloſſen. Sind ältere Söhne vorhanden, ſo verheurathen ſie ſich, bleiben aber noch ſo lange in ihrer Familie, als der Vater lebt, deſſen Autorität nach wie vor in Kraft bleibt. Selbſt nach dem Tode eines Familienhauptes zerſtreut ſich nicht immer die Familie, da oft alle Mitglieder ſich unter den ältern Bruder ſtellen. In der Regel verlaſſen aber die jüngern Söhne dann das väterliche Haus, und gründen ſich nach Belieben einen neuen Herd.

Die Wohnungen ſind je nach dem Reichthum und der Größe der Familien und nach der Gegend verſchieden. Die Aermeren beſitzen in der Regel nur ein Haus, und theilen den einzigen Raum, den es einſchließt, ſogar noch mit dem wenigen Vieh, was ihnen gehört. Ein ſolches Haus (Uneh tſcherk. Twia abaſſ.) vermag nur wenig gegen die äußern Einflüſſe zu ſchützen, da Wind und Regen in der Regel freien Eintritt haben. Im Weſten werden die Häuſer meiſt aus einfachem Flechtwerk, zwiſchen welches lehmige Erde geworfen wird, verfertiget, und wenn es von einer größern Dauer ſeyn ſoll, ſo ſchlägt man in den vier Ecken vier ſtarke Pfähle in die Erde, und belegt den Raum zwiſchen je zwei Pfählen mit Reiſig, auf welches man Lehm oder Thon wirft. Um das Herunterfallen des letztern zu vermeiden, wird die ſo gebildete Wand durch Planken in ihrer Lage erhalten, und wie die Wand an Höhe ſteigt, werden auch dieſe höher gezogen. Die Dächer ähneln in der Regel unſern Strohdächern, und werden auch auf dieſelbe Weiſe verfertigt. Oft gibt man ſich gar nicht die Mühe das Flechtwerk mit Lehm auszufüllen. Bisweilen bedient man ſich zum Häuſerbau der Baumſtämme, und legt dieſe nur wenig zugehauen einfach übereinander. Die Lücken werden mit Moos ausgefüllt. Dieſe Art Häuſer ähneln denen, wie ich ſie häufig in Mingrelien, und in Europa in der Schweiz und

Rußland gefunden habe. Das ebenfalls in einen rechten Winkel aufsteigende Dach wird aus Brettern verfertigt.

In der großen und kleinen Abassah, so wie in beiden Kabarden baut man meistens die Häuser ohne Holz, lehnt sie an die Berge an, oder gräbt sie zum Theil in die Erde. Steine, die gar nicht zugehauen sind, bilden die Wände, und wenn diese eine Höhe von sieben bis zehn Fuß erhalten haben, werden um ein Dach zu bilden auf je zwei gegenüberstehende Mauern Stangen mit Zweigen durchflochten gelegt. Darüber kommt ebenfalls lehmige Erde. Das Dach wird demnach flach, und im Frühling und Herbst bringt die ganze Familie den Abend auf ihm zu. Daß diese Art Häuser eben so wenig wie die vorigen vollkommen gegen Wind und Wetter schützen, sieht man leicht ein, und es braucht noch nicht ein Platzregen zu seyn, um das Dach durchzuweichen. Wenn solche Häuser zum Theil in der Erde sich befinden, so führen sie bei den Russen den Namen Semljanken, bei den Grusiern hingegen Sackly. In der Regel gibt man sich nicht die Mühe, die natürliche Erdfarbe zu verändern, und nur im Westen findet man die Wände weiß oder wohl auch (nach Bell) hellgrün angestrichen. Außer der Thüre und dem Rauchfange sieht man in der Regel keine Oeffnung, und eine Art Fenster (Schamawupsch), was ein viereckiges Loch darstellt, und durch einen Laden geschlossen werden kann, gehört zu den seltenern Dingen. Der Thüre gegenüber befindet sich ein erhöhter halbcirkelförmiger Raum, der als Feuerstätte dient, und über demselben ist bisweilen eine Art Rauchfang angebracht. Wenn es regnet, dringt das Wasser ungestört durch die obere Oeffnung in das Zimmer ein. Der Boden des Zimmers behält meistens seinen natürlichen Zustand, und wird nur bei den Reichen mit Teppichen ausgelegt. An Mobilien findet sich im eigentlichen Sinne des Wortes in einem tscherkessischen Hause nichts vor, denn die erhöhte Schlafstelle des Hausherrn zur Rechten der Feuerstätte, und die zur Linken der Thüre befindliche Erhöhung für die Leute niedern Standes und die Sklaven sind immobil. Die erstere ist in der Regel mit Teppichen und Kissen belegt, und nur ebenbürtige Tscherkessen dürfen diesen Platz einnehmen. Den schönsten Schmuck in einer Hütte bilden die Waffen, die in der größten Ordnung und stets sauber gehalten an hölzernen Nägeln hängen.

Reiche Leute richten ſich bequemer ein, und beſitzen neben ihrer eigentlichen Wohnung noch einen Stall für das Vieh. Wenn die Familie groß iſt, erbaut man ſich ferner ein größeres (ich möchte ſagen Familien-) Haus, in dem alle Glieder zuſammen kommen, eines für das weibliche Geſchlecht, eines für die Sklaven u. ſ. w. Das Familien-, ſelten das Fremden-Haus ſteht in der Mitte, und um dasſelbe befinden ſich die übrigen drei bis zehn und mehr an der Zahl. Im Oſten, wo man ſteinerne Häuſer beſitzt, baut man gewöhnlich die einzelnen Häuſerchen neben einander, und bildet ſo nur ein Haus, das aber aus mehreren Zimmern beſteht. Die Sklaven und die übrige Bedienung wohnt aber abgeſondert. Neumann irrt, wenn er meint, daß das Fremden-Haus ſtets in der Mitte ſtehe und das ſchönſte Gebäude ſey, denn in der Regel, weil eben Fremde doch nur ſelten kommen, iſt es mehr oder weniger verfallen. Bell, dem man doch am meiſten Glauben ſchenken darf, beklagt ſich nicht ſelten über die ſchlechten Fremden-Häuſer.

Im Weſten, wo die Häuſer ihre Gärten beſitzen und zum Schutz gegen Ueberfälle häufig mit Palliſaden umgeben ſind, liegen ſie meiſt zerſtreut und (wenigſtens an der Küſte) mehr oder weniger hinter Bäumen verſteckt. Eigentliche Dörfer gibt es deßhalb gar nicht, und von Städten kann in ganz Tſcherkeſſien nicht die Rede ſeyn. Die Wohnungen führen deßhalb in der Regel nach dem Thale, in dem ſie liegen, den Namen, und zur näheren Bezeichnung ſpricht man vom obern, mittlern oder untern Theil. Chuadſche oder Kuadſch (Whatſch bei Bell) iſt der gewöhnliche Name für ein ſolches zerſtreutliegendes Dorf, und man nennt wohl auch, indem man dieſes Wort an den Namen des Thales oder Fluſſes, der darin fließt, hängt, die Bewohner darnach — eine Sitte die durch den ganz Weſten Tſcherkeſſiens gebräuchlich iſt. So verſteht man unter Ardochuadſchen (Arduwhatſch bei Bell) die Bewohner des Thales der Ardo, an deſſen Ausfluß das Cap Ardler liegt. Schemichuadſchen ſind die Bewohner des Thales der Schemi, und nicht der Fluß ſelbſt, der eben Schemi heißt. Bei den Pſchedüchen, Hattu- und Kemurquähen iſt für Chuadſch das Wort Quaitſch oder Quähe gebräuchlich, und Hattuquähen bedeutet daher die Bewohner des Gaues Hattu. Die Kabarder bedienen ſich des Wortes Tſchela oder des tatariſchen Aul zur Bezeichnung

von Dorf Die Dörfer der Kabarder unterſcheiden ſich auch weſentlich von den übrigen dadurch, daß die einzelnen Häuſer näher an einander gebaut ſind, und das Ganze die Geſtalt eines ächten Dorfes erhält. Unter Kawak (was ein tatariſches Wort iſt) verſtehen die Kabarder kleinere Dörfer oder Familien-Wohnungen. Die Abaſſen haben ebenfalls zur Bezeichnung von Dorf ein beſonderes Wort, nämlich Tſutak.

Wenden wir uns nun von den Wohnungen der Familien zu dieſen ſelbſt, ſo haben wir ſchon geſehen, daß das Haupt derſelben, oder wo dieſes geſtorben iſt, der älteſte Bruder unumſchränkter Herr iſt und willkürlich mit den Gliedern derſelben verfahren kann. Die Kinder, die von ihm erzeugt ſind, bleiben das ganze Leben hindurch ſein Eigenthum, und es ſteht ihm ſelbſt frei, dieſelben zu verkaufen oder zu tödten. Aber trotz dieſer barbariſchen Sitte geſchieht das letztere nie, das erſtere hingegen ſelten, und in der Regel nur mit Mädchen. Es iſt aber weniger die Habſucht, was den Vater dazu treibt, ſeine eigene Tochter in den Harem irgend eines reichen Türken, oder gar in das Serail zu Konſtantinopel zu verkaufen, ſondern eigene Armuth beſtimmt ihn dazu, durch den Verkauf der Tochter dieſer zugleich ein angenehmeres Leben zu verſchaffen. Sie ſträubt ſich nie gegen den Willen des Vaters, wenn ſie nicht vorher ſchon eine ernſte Neigung gefaßt hat, und übergibt ſich ſelbſt freudig dem Kaufmann, der ſie großen Ehren entgegenführt. Die Eitelkeit, eine mächtige Gebieterin in einem Harem zu werden, treibt ſie oft an, den Vater ſelbſt um den Verkauf zu bitten. Es geſchieht nicht ſelten, daß ein ſolches Mädchen nach vielen Jahren wiederum mit Reichthümern beladen in das geliebte Vaterland zurückkehrt, und von den Freuden die es genoſſen, und von den Ehren die ihr angethan, mit geſchwätziger Zunge ſpricht.

Der Mann leitet wie bei uns die äußern Angelegenheiten, und die Frau (ſeltener die Frauen) ſteht dem Haushalte, wobei ſie von den Kindern und Sklaven unterſtützt wird, vor. Das Verhältniß der Frau zum Mann iſt nicht ſo untergeordnet, wie im übrigen Orient, und wenn nur eine Frau vorhanden iſt, dann übt ſie immer einen großen Einfluß auf ihren Mann aus. Der Mann darf ſie weder tödten noch verkaufen, und ſelbſt wenn er ſie ohne gegründete Urſache den Eltern zurück ſchickt, kann er den Brautpreis nicht

zurück verlangen, sonder ladet im Gegentheil noch die Feindschaft und den Haß jener auf sich. Schlagen darf er sie, doch muß er sich in Acht nehmen; denn wenn er ein wichtiges Glied verletzt oder gar verstümmelt, verfällt er in die Strafe, die oben angezeigt ist. Den größten Einfluß erhält die Frau erst, wenn sie mehrere Kinder hat. Bis zur Geburt des ersten Kindes, und selbst noch nach derselben betrachtet man sie fortwährend als Mädchen, und sie würde vor Scham erröthen, wenn Jemand nur eine Anspielung auf ihren rechtmäßigen Gemahl machte. Auch dieser meidet seine junge Frau und besucht sie nur des Nachts, wo Dunkelheit das gegenseitige Erröthen verhindert. Zwei junge Eheleute sieht man nie am Tage bei einander, und die Frau flieht, wenn sie zufällig mit dem Manne in Gegenwart anderer zusammenkommt. Trotzdem scheut sie sich aber nicht den Besuch eines fremden, selbst jungen Mannes anzunehmen. Marigny *) erzählt ein interessantes Beispiel, wo er die Frau des Nogai, eines Sohnes des Pschad'schen Fürsten Jndar Oku, **) besuchte. Als diese die Nachricht von der Ankunft ihres Mannes erfuhr, entfloh sie schnell durch das Fenster. Diese Scheu gegen die Oeffentlichkeit des inneren Familienlebens dehnt sich auch auf alle Fremden aus, und wie junge Eheleute einander fliehen, so ist es gegen die Sitte, den Mann oder die Frau nach der Familie zu fragen. Die Höflichkeit, sich nach dem Befinden der Frau und der Kinder zu erkundigen, wird in Tscherkessien, wie auch im übrigen Orient, nicht allein für eine Unhöflichkeit, sondern sogar für eine grobe Beleidigung gehalten. Eine strenge Ahndung dieses Verstoßes würde die Folge seyn.

Die Frau ist zwar stolz, wenn sie zum erstenmal der Hoffnung Mutter zu werden mit Gewißheit entgegen sieht, denn erst mit der Geburt des Kindes tritt sie in den Stand der Frauen ein, aber doch schämt sie sich der Folgen, die sich an ihr allmählich bemerkbar machen, und flieht die fröhlichen Spiele und Gesänge der Schwestern. Zurückgezogen lebt sie nur sich und ihrem Gatten,

*) Potocki Voyage, Tom. I. p. 348.

**) Nach Bell ist Jndar Oku nicht Fürst, sondern nur Edelmann. Der Fürst, dessen Vorfahren früher diese Gegenden bis nach Anapa beherrschten, heißt Pschemaff.

und ſchwärmt in der Zeit, wo ſie Mutter wird. Der Mann iſt im Innern zwar nicht weniger ſtolz, meidet aber ſeine Frau und verläßt nicht ſelten, wenn er die Stunde der Niederkunft herannahen ſieht, ſeine Wohnung auf einige Zeit. Oft mehrere Wochen nach der Entbindung ſeiner Frau ſchleicht er ſich in dieſelbe zurück und begrüßt erröthend Weib und Kind.

Erſt wenn die Kinder groß geworden, und beſonders Söhne vorhanden ſind, erhält der Vater die Ehre Haupt einer Familie zu ſeyn, und kann zu einem Aelteſten oder Geſchwornen erwählt werden. Die Frau braucht die Geſellſchaft des Mannes nicht mehr zu meiden, und erſcheint gern in dem Kreiſe ihrer bereits herangewachſenen Kinder.

Begleiten wir die Lebensgeſchichte der Bewohner Tſcherkeſſiens von dem Tage an, wo ſie das Licht der Welt erblicken bis dahin, wo ſie zu einem andern Seyn abgerufen werden, ſo werden wir finden, daß immer das Edle, wodurch ſich von jeher der Tſcherkeß auszeichnet, ihn bis an das höchſte Alter begleitet.

Wenn auch die mütterliche Liebe den theuren Ankömmling mit ganzer Kraft umfängt, ſo wird doch äußerlich bei der Geburt eines Kindes keine Freude gezeigt und der Vater iſt ſogar, wie wir eben geſehen, nicht ſelten fern. Die Mutter ernährt in der Regel das Kind an ihrer Bruſt bis zu der Zeit, wo es ſelbſtſtändig auf der Erde ſich bewegen kann. Die Beſchneidung, wenn die Eltern ſich zur Lehre Mohammeds bekennen, erfolgt gewöhnlich erſt dann, und der Mollah, der das heilige Geſchäft nach den gewöhnlichen Regeln vollbrachte, erhält je nach dem Reichthum der Familie eine Belohnung, bald ein Pferd, bald aber auch nur eine Ziege. In einigen Gegenden wird das Kind, nachdem es geboren, ohne alle Bedeckung 24 Stunden der freien Luft ausgeſetzt, ohne daß es vorher durch Waſchen gereinigt worden wäre. *) In andern zieht die Mutter das Kind gar nicht auf, ſondern der künftige Erzieher des Kindes hat ſchon vorher für eine Amme geſorgt und den dritten Tag muß die Mutter ihr Kind fremden Leuten überlaſſen. Die Sitte, die Erziehung der Kinder bis zur Mündigkeit derſelben andern zu überlaſſen, findet ſich hier und

*) Suhoff Kartina, 3. Theil S. 101.

da im Orient, wenigſtens bei allen Völkern türkiſchen Stammes oder wo irgend einmal türkiſche Fürſten herrſchten. Die allgemeine Bezeichnung für einen ſolchen Erzieher iſt Atalik. Was die ſcheinbar barbariſche und alles Familienleben tödtende Sitte hervorgerufen haben mag, wird uns wohl immer unbekannt bleiben, da bei den Orientalen die Ataliks ſchon ſeit ſehr langer Zeit erwähnt werden. Vielleicht wollten die kriegeriſchen Türken nicht, daß die jungen Männer durch die Erziehung der Kinder dem allgemeinen Wohl des Vaterlandes entzogen würden, es ſollten ſie nicht die Bande der Kinderliebe feſſeln, wenn einem andern Volke Krieg erklärt war. Den Sohn, der dem Vaterlande angehörte, wollte man ferner des Vaterlandes würdig erziehen, und dieſes entzog ihn daher der Mutterliebe, unter der er leicht verweichlicht werden konnte. Der Erzieher gibt ſeinen Zögling, wenn er ſeine volle männliche Kraft erhalten hat, dem Vater zurück und dieſer erſcheint nun zum erſtenmale öffentlich mit dem Sohne. Vielleicht trug auch dazu bei, daß die Reize der Mutter, die ihrem Kinde nicht die Nahrung reichte, nicht ſo früh verſchwanden, und die kriegeriſchen Männer, wenn ſie aus der Schlacht oder von einem Einfalle auf feindlichem Gebiete heimkehrten, von ihren ſtets blühenden Weibern würdig empfangen werden konnten. Durch die Entführung der Kinder war allerdings das tiefere Familienleben geſtört, aber durch die dauernde Jugend des Weibes wurde auch der Krieger mehr an dieſe gefeſſelt. Die zarten Rückſichten, welche nicht allein bei den ächten Türken, ſondern bei allen türkiſchen Stämmen, alſo auch bei den Tſcherkeſſen, ſtattfinden, wornach ſich z. B. junge Eheleute nur verſteckt ſehen, erhöhen die Liebe beider und knüpfen ſie feſter an einander.

Der Erzieher oder Atalik wird meiſtens von den Eltern aus einem niedern Stande erwählt und ſteht dann zu der Familie ſeines Zöglings, der bei den Tſcherkeſſen Pkuhr (oder Pchuhr) heißt, in einem gewiſſen freundſchaftlichen Verhältniſſe. Früher, wo die Stände noch ſtrenger geſchieden wurden, ward die Ehre ein Erzieher zu ſeyn, weit höher gehalten und im Oſten wird noch jetzt ein größeres Gewicht darauf gelegt. Der Erzieher hat von ſeiner Erziehung nur wenig Vortheile, die noch dazu in einer eingebildeten Ehre beſtehen. Er muß in Allem für ſeinen Zögling ſorgen, er muß die Amme mit ihrem Säugling ernähren und kleiden, er

muß den letztern herangewachſen lehren die Waffen, die er ihm zu geben hat, zu gebrauchen und das Pferd, das er ihm ebenfalls kaufen muß, zu regieren. Die Bedürfniſſe des Zöglings wachſen mit den Jahren, und kann er den Bogen ſpannen, mit der ſchweren Flinte ſchießen und geſchickt reiten, dann führt der Erzieher ihn zum erſtenmale in den Kampf und ſorgt darin für das Wohl ſeines ihm Uebergebenen. Ein größerer Antheil der Beute iſt das einzige, was er im voraus bezieht. Und das alles thut der Erzieher für die Ehre dem fürſtlichen oder adeligen Hauſe verwandt zu ſeyn und vielleicht in den Adelſtand erhoben zu werden. Dabei opfert er ſeine Familie, um dem Zögling eben alles zu ſeyn, und während dieſer gut gekleidet und prächtig gewaffnet iſt, darben ſeine eigenen Kinder und laufen zerlumpt einher.

Es iſt unter den Gemeinen und Edelleuten oft ſchon vor der Geburt des Kindes in einer fürſtlichen Familie, bevor man nur weiß ob es ein Knabe wird, großer Streit, da ein jeder der Ehre eines Atalikſ theilhaftig werden will. Nicht ſelten kommt es dabei zu offenem Zwiſte, den der Vater des noch ungebornen Kindes nicht ſchlichtet, bis es endlich dem tapferſten unter ihnen gelingt ſich allein zu behaupten. In frühern Zeiten wurden ſelbſt die Kinder kurz nach der Geburt von einem ſich aufdringenden Erzieher, der zuvor mit der Amme und vielleicht mit der Mutter ſich verſtändigt hatte, geraubt. Sieben Zeugen, die bei dem Raube gegenwärtig ſind, müſſen ſpäter die Aechtheit des Kindes mit einem Eide bekräftigen. *)

In der Regel gibt auch der Erzieher und nicht der Vater bei der Uebernahme des Zöglings ein Feſt, zu dem alle ſeine Verwandten und Bekannten aus der Nähe und Ferne kommen.

In der ganzen Zeit der Erziehung erfahren die Eltern nicht nur nichts über ihr Kind, ſondern es würde ſogar unſchicklich ſeyn, wenn der Vater oder die Mutter ſich nach ihm erkundigte. Der Erzieher behält den Zögling bei ſich, bis die Zeit ſeiner männlichen Kraft **) herangekommen iſt. Dann benachrichtigt er die

*) Reineggs Beſchreibung des Kaukaſus, 1. Theil S. 251.

**) Dubois (Voyage Tom. I. p. 117.) meint ſogar, daß der Vater ſeinen Sohn erſt verheurathet ſehen dürfe.

Eltern mit dem Zuſtande des Sohnes und fragt ſie um Erlaubniß, denſelben zurückgeben zu dürfen. Die Eltern beſtimmen ihm die Zeit, ſuchen ſich je nach dem Reichthume Geſchenke zu verſchaffen, und ein großes Feſt, wozu alle Bekannten und Verwandten eingeladen werden, findet ſtatt. Bell war Zeuge einer ſolchen Uebergabe, und ich erlaube mir hier mitzutheilen, was er darüber ſagt und dieſem noch einiges hinzuzufügen. *)

Der Atalik war Alibi, ein transmontaner Abaſſe von bewährtem Rufe und der Pchur ein Sohn aus einer vornehmen Abadſechen-Familie. Alle Verwandten des erſtern hatten ſich der Einladung desſelben gemäß an einer bezeichneten Stelle eingefunden und zogen Männer und Frauen gegen 40 Köpfe ſtark nach dem Gaue der Abadſechen, wo der Vater des Zöglings ſie erwartete. Ein jeder hatte ſeine ſchönſten Kleider angethan und die prächtigen Waffen umgürtet. Die Männer waren ſämmtlich zu Pferde, die Frauen hingegen in jenen zweirädrigen, unbeholfenen Arben, von denen ich ſchon früher geſprochen habe. Aber dieſe hatte man jetzt mit den ſchönſten Teppichen ausgelegt und eben ſo war über ihnen eine Art Dach verfertigt, um die zarten Frauen und Mädchen gegen die brennenden Strahlen der Auguſtſonne zu ſichern. Da die Sitte verlangt Geſchenke zu bringen und Geſchenke zu empfangen, ſo führte Jedermann etwas Paſſendes bei ſich, um es bei der Ankunft zu übergeben. Die Männer hatten ſich Pferde und Waffen erleſen, die Frauen hingegen Spangen, Ketten, Ringe, Tücher und andere Luxus-Artikel. Die kühne Jugend ritt voraus und die langſamen, von Ochſen (die ebenfalls geſchmückt waren) gezogenen Arben ſchloſſen den Zug. In der Mitte befand ſich der Atalik mit dem Zöglinge, beide im größten Schmucke und auf ſtolzen Roſſen. Als letztes Geſchenk des Erziehers für den Zögling wurde ein weißer Zelter mit koſtbarem Zaume, Sattel und Schabrake von einem Diener geführt. Der Zögling war in den gewöhnlichen Oberrock der Tſcherkeſſen (Tſchok weſttſcherk; Zieh oſtſcherk., Tſchekmen tatar., Cobba bei Reineggs), unter dem das ſeidene Unterkleid (Anteri tſcherk. und türk., Kaftan tatar. Agaluk gruſ. und überhaupt kauk.) glänzte, und in ziemlich enge Beinkleider (Hoſchek,

*) Bell Journal, Vol. I. p. 368 etc.

Gonſchek tſcherk., Aekwa abaſſ., Schalwar tatar.) gekleidet. Die runde mit Pelz beſetzte Mütze (Pa oder Pako tſcherk., Kalpa abaſſ., Kalpak tatar.) bedeckte das geſchorne Haupt. Schöne rothe Schuhe (Tſchakkoh tſcherk.) bezeugten ſeine fürſtliche Abkunft. Der Oberrock ähnelt einem europäiſchen, beſonders aber der jetzt im preußiſchen Militär eingeführten Liteffka, und unterſcheidet ſich hauptſächlich durch den Mangel des Kragens. Er beſitzt meiſt eine blaue oder violette, im gewöhnlichen Leben aber die natürliche ſchmutzig-gelbe oder gelb-graue Farbe und iſt von Tuch. Silberne Treſſen ſchmücken die Enden des Rockes und häufig auch den Rücken desſelben. Ausgezeichnet iſt er dadurch, daß auf beiden Seiten der Bruſt die Patrontaſchen angenäht ſind, von denen eine jede 8 — 10 hölzerne oder metallene Patronen enthält. Der untere Rock iſt von Seide oder Kattun und im erſtern Falle meiſt einfarbig blau, roth oder weiß und ebenfalls an den Enden mit goldenen Treſſen geſchmückt; ſoll er prachtvoll ſeyn, ſo vertreten Stickereien die Treſſen. Die Aermel ragen in Form von Manſchetten heraus. Er wird mit Baumwolle wattirt, und dieſe in einer beſtimmten Ordnung an die Seite oder den Kattun feſtgenäht, ſo daß, wenn einmal ein Loch vorhanden iſt, dieſes nicht weiter reißen kann. Aus dieſer Urſache iſt es auch nur möglich, daß die Tſcherkeſſen und alle Kaukaſier den untern Rock ſo lange tragen, bis kein Fetzen mehr daran iſt. Bei den Karbardern iſt er nur wenig kürzer als der Oberrock, bei den öſtlichen Tſcherkeſſen hingegen, die überhaupt vieles in der Kleidung von den Türken genommen haben, ſtets länger. Dubois *) und Neumann **) verkennen dieſe beiden Röcke ganz, wenn der erſtere den untern Rock für eine Art Hemd hält, und der letztere ihn eine vielfarbige Unterweſte, die auch anſtatt Hemd getragen werden könne, nennt. Bei ihm iſt auch der Oberrock eine Art tuchene Jacke. Das eigentliche Hemd iſt ebenfalls wenigſtens bei den Reichern vorhanden und führt bei den Tſcherkeſſen den Namen Janah, bei den Abaſſen hingegen Aſeh. Beide Röcke werden in der Taille durch einen ſchwarzledernen und mit ſilbernen Zierrathen verſehenen Gürtel (Btſchirük) zuſammen gehalten.

*) Dubois, Voyage Tom. I. p. 118.

**) Neumann, Rußland und die Tſcherkeſſen S. 116.

Die Beinkleider ſind ebenfalls von Tuch und ſchließen ſich ziemlich eng den Gliedern an. Reineggs und Marigny nennen ſie weit, was wohl nur bei den Tſcherkeſſen geweſen ſeyn mag, die viel mit Türken zuſammenkommen und vielleicht ſogar den Turban tragen. Am häufigſten ſind ſie von blauer Farbe und werden mit rothen Stegen an den Fuß befeſtigt. Silberne Treſſen verdecken auf der Seite die Näthe und gehen auch unten am Fuße rings herum. Da das feinere Tuch zu den theuren Artikeln Tſcherkeſſiens gehört, ſo macht man die Beinkleider dadurch wohlfeiler, daß man den obern Theil derſelben, ſo weit er durch die Röcke verdeckt wird, aus baumwollenem Zeuge verfertigt. Um während des Reitens die Beinkleider nicht zu verderben, zieht man oft ſchlechtere darüber, oder bedient ſich auch einer Art tuchener oder lederner Oberſtrümpfe,*) welche über der Wade oder auch über dem Knie feſtgebunden ſind. Die Mütze, meiſt von rother Farbe, bildet einen genau den Ober- und Hinterkopf deckenden und wattirten Deckel, von deſſen Spitze aus Gold- oder Silbertreſſen nach der Peripherie laufen. Ein breiter Pelzſtreifen von ſchwarzer, ſelten von weißer Farbe umgibt ringsherum den Rand der Mütze; im Weſten bedient man ſich auch bisweilen ſtatt ihrer des Turbans. Die Schuhe, roth bei den Fürſten, gelb bei den Edelleuten und von rohem Leder bei den gemeinen Tſcherkeſſen, ſind genau dem Fuße angepaßt, beſitzen nach unten in der Mitte die Nath und haben keine Sohle. Sie ſind auf dem Rücken nur wenig ausgeſchnitten.

Bei ſchlechtem Wetter bedienen ſich die Tſcherkeſſen noch dreier Stücke, die ihnen von weſentlichem Nutzen ſind, nämlich ein Mantel, eine Regenkappe und Ueberſchuhe. Der erſtere wird aus Haaren zuſammengefilzt und iſt ziemlich ſteif und unbeholfen, deſto vorzüglicher aber gegen Wind und Regen. Man hängt ihn nur über, und zwar am meiſten nach der Gegend gedreht, wo der Wind herkommt. Die Tſcherkeſſen nennen ihn Dſchako, die Tataren Jamanſchah und die Armenier Japindſchih, während er ſonſt durch den ganzen Kaukaſus und in Gruſien den Namen Burka führt. Die Regenhaube (Getaf abaſſ-

*) Faſt im ganzen Kaukaſus beſtehen die Strümpfe aus zwei abgeſonderten Theilen, den eigentlichen Socken und den Oberſtrümpfen.

und tſcherk., Baſchlük türk. und im ganzen Oriente) hat eine ſpitzige zuckerhutförmige Geſtalt und läuft in zwei lange Enden aus. Bei Regen werden dieſe um den nackten Hals gewickelt und verhindern, zumal dieſe Kopfbedeckung nach hinten auch einen Theil des Rückens bedeckt, daß der Regen in den Nacken fließen kann. Sie beſteht aus grobem ſelbſt verfertigtem Tuche, das die Naturfarbe trägt, und darf nicht mit der phrygiſchen Mütze, wie Dubois *) will, verglichen werden. Eben ſo wenig wird ſie nur bei den Saken, Ubychen und Abchaſen allein oder wenigſtens vorherrſchend gefunden, ſondern findet ſich beſonders im Norden des Kaukaſus allenthalben vor. Die Ueberſchuhe endlich unterſcheiden ſich nur von den unſrigen dadurch, daß ſie ſchlechter, wenn auch dauerhafter verfertigt ſind.

Zu einer vollſtändigen Kleidung eines Tſcherkeſſen gehören auch die Waffen, die er nur zum Theil ablegt, wenn er ſchläft oder in das Haus eines Fremden eintritt. Sie ſchmücken eben ſo ſehr die Hütte als den Beſitzer. In ihnen beruht oft der ganze Reichthum eines Tſcherkeſſen und auf ſie verwendet er ſeine größte Aufmerkſamkeit. Kein Roſtfleckchen darf das blanke Eiſen der ſtets geladenen Flinte zeigen, und keine Scharte die ſcharf geſchliffene Schaſchke haben. Die Flinte (Fek oder Skonki tſcherk., Fkek oder Schuek abaſſ.) unterſcheidet ſich weſentlich von der unſrigen durch einen kleinen, ſchmalen Kolben und durch ein längeres ſchweres Rohr. Das Feuerſchloß gleicht dem unſerer Musketen. Um ſie gegen äußere Einflüſſe zu ſchützen, ſteckt ſie gewöhnlich, wenn ſie nicht gebraucht wird, in einem Pelz-Futterale, mit welchem ſie über die Schulter gehängt wird. Der Säbel (Scheſchchuah oder Seſchcho tſcherk., Afuah oder Akuah abaſſ., Schaſchka oder Tſchaſchka im ganzen Kaukaſus und Gruſien) iſt nur wenig gegen das Ende hin gekrümmt und unterſcheidet ſich demnach weſentlich von dem türkiſchen. Sein Griff iſt einfach und die Hand, welche ihn führt, durch nichts geſchützt. Eine ſchöne meiſt von rothem Leder gemachte und mit ſchwarzem verzierte Scheide ſchließt ſie ein und wird mit einem Riemengehänge über die rechte Schulter geworfen.

Zu den kleinern Waffen gehört die Piſtole und der Dolch.

*) Dubois Voyage Tom. I. p. 120.

Die erſtere (Piſchtau) iſt ſchmal und in die Länge gezogen. Sie befindet ſich gewöhnlich in dem Gürtel, aber auf dem Rücken. Der Dolch (Kameh oder Kiata tſcherk. und abaſſ., Kindſchal oder Kandſchal auf dem ganzen Kaukaſus, Chanſchar türk.) ähnelt dem kurzen zweiſchneidigen Schwerte der Römer, iſt wie dieſes über einen Fuß lang, breit und oft auch zweiſchneidig. Er ſteckt in einer ledernen meiſt ſchwarzen Scheide und wird auf der Linken am Gürtel befeſtigt. In der Regel befindet ſich in einer beſonders dazu eingerichteten Höhle der Scheide noch ein dem Gnickfänger der Jäger ähnliches Meſſer (Seh oder Sah tſcherk., Chospa abaſſ.). Nur ſelten iſt das Meſſer vom Dolche getrennt.

Außer der Piſtole und dem Dolche wird noch mancherlei am Gürtel befeſtigt, was dem Tſcherkeſſen beſonders zu ſeinen Waffen nothwendig iſt, nämlich ein oft ſilbernes Feuertäſchchen mit Stahl, Stein, einer Art Zunder und einem Schraubenzieher, ein Büchschen zum Fett für die Kugeln und ein lederner Tabacksbeutel auf der vordern Seite, die kurze meiſt hölzerne kleine Pfeife hingegen hinten neben der Piſtole.

In frühern Zeiten, wo die Pulvergewehre ſich noch nicht ſo allgemein verbreitet hatten und Bogen (Bſeh oder Pſah tſcherk., Chitz abaſſ.) und Pfeile (Tſcheh oder Tſchah tſcherk., Cheh abaſſ.) allgemeiner gebraucht wurden, bediente man ſich auch der Panzer, bis man eben, wie in Europa, einſah, daß ſie bei unſerer Art Krieg zu führen nur hinderlich ſeyen. Der ganze Panzer beſteht aus einem Panzerhemd (Affeh), das künſtlich aus einer Menge einzelner Ringe verfertigt wird, aus einem großen (Taſch) und kleinen Helm (Kipha), aus Armſchienen (Abchumbuch) und eiſernen Handſchuhen (Aſchteld).

Es wird wohl gut ſeyn, bevor ich in der Beſchreibung des Feſtes weiter fortfahre, hier auch eine kurze Beſchreibung der weiblichen Kleidung folgen zu laſſen, zumal ſie ſich im allgemeinen weit von der ſonſt im Oriente gebräuchlichen unterſcheidet. Im Weſten iſt ſie von der des Oſtens zum Theil abweichend. Ein Oberrock aus Tuch verfertigt, mit Pelz und Treſſen beſetzt und bis in die Kniekehle reichend, ſchließt das Unterkleid oder den Kaftan, der ziemlich bis an die Knöchel herab geht, ein; der letztere wird wie die weiten Beinkleider von ſeidenem oder baumwollenem Zeuge verfertigt. Die Kopfbedeckung beſteht aus einem

wattirten Deckel, an dem noch vorn ein Diadem befeſtigt iſt. Von dieſem aus, aber nach hinten geſchlagen, geht meiſt fliegend ein oft ſehr ſchön geſtickter Muſſelin-Schleier herab. Im Weſten Tſcherkeſſiens übertrifft der Oberrock das Unterkleid an Länge, und reicht oft ſo weit herab, daß er ſchleppend wird. Nach vorn iſt er ausgeſchnitten, und das kaum bis über die Knie reichende Unterkleid erlaubt den Beinkleidern ſichtbar zu werden. Anſtatt des Diademdeckels beſitzen die Frauen eine den Männern ähnliche Kopfbedeckung, die ſich nur dadurch unterſcheidet, daß anſtatt der Pelzbeſetzung Silbertreſſen ſich vorfinden. Ein ledernes Corſet ſchließt allenthalben die Bruſt des Mädchens ein, und es wird dieſem ſchon im zehnten Jahre am Leibe ſelbſt feſt angenäht, ſo daß dadurch eine Entwicklung der Bruſt ganz und gar verhindert wird. Dieſes Corſet bleibt oft bis zur Hochzeit des Mädchens, wo es nur dem Bräutigam erlaubt iſt, dasſelbe mit der Spitze ſeines Dolches aufzuſchlitzen, unverändert dasſelbe. In der Regel haben die Mädchen über dieſem Corſet und über dem Unterkleide noch ein zweites meiſt rothes oder blaues Leibchen. Bis zu ihrer Verheurathung gehen die Mädchen unverhüllt, aber mit dem Tage, wo ſie einem beſtimmten Manne angehören, dürfen ſie ſich ſtreng genommen nur in ein großes baumwollenes Tuch gehüllt zeigen.

Während die Kopfhaare beim männlichen Geſchlechte ganz oder mit Ausnahme eines einzigen Büſchels auf dem Wirbel *) abgeſchoren ſind, werden ſie bei Frauen und Mädchen ſehr gepflegt, und in der Regel hängen ſie in mehrere Zöpfe geflochten nach hinten herab. Die Barthaare des Mannes bleiben entweder unverſehrt oder es iſt der Schnurrbart allein vorhanden.

Nach dieſer Abweichung nun zurück zum Zug. In der oben beſchriebenen Ordnung bewegte er ſich langſam vorwärts, mit Freude und Hoffnung den Dingen die da kommen ſollten entgegengehend. Plötzlich wurde er in der Nähe eines Dorfes von den Bewohnern desſelben angegriffen, aber anſtatt der ernſtlichen Waffen hatten die Angreifer Ruthen und lange Stöcke in den Händen, womit ſie auf Pferde und Menſchen unbarmherzig ſchlugen. Der männliche Theil unſeres Zuges, ſo erzählt Bell weiter, hatte ſich vorher ebenfalls mit ſolchen Waffen verſehen, und ſo

*) Die Tataren nennen dieſen Büſchel Haare Heidar.

kam es in kurzem zu nicht unbedeutendem Handgemenge, bei dem bald die Angreifer, bald die Angegriffenen zurückgeſchlagen wurden. Endlich gelang es den letztern ſich durch den Engpaß Bahn zu brechen, aber trotzdem harcelirten die Bewohner ſie fortwährend bis zu dem Ort ihrer Beſtimmung. Flintenſchüſſe zeigten nun den erwartungsvollen Eltern die Ankunft des langentbehrten Sohnes an und dieſer eilte mit ſeinem Erzieher dem elterlichen Hauſe zu. Die übrige Geſellſchaft, zu der ſich auch die frühern Angreifer geſellten, nahmen das Fremdenhaus in Anſpruch.

Die Freude im elterlichen Hauſe iſt groß, und es wird nichts geſpart um die Aufnahme und die förmliche Anerkennung des Sohnes ſo feſtlich als möglich zu feiern. Die fürſtlichen Eltern haben ihre Verwandtſchaft und die Brüderſchaft, zu der ſie gehören, eingeladen, und es iſt nicht ſelten, daß auf dieſe Weiſe gegen 300—500 Menſchen zuſammenkommen. Wohnungen ſind in dieſem Falle nie genug vorhanden, und außer den bei dieſem Feſte Betheiligten und den Vornehmern ſucht ſich jedermann außerhalb derſelben einen Platz, wo er des Nachts, wenn die Feſtlichkeiten ihm Zeit laſſen, ſchläft. Es iſt überhaupt bei dieſer großen Menge Menſchen ein jeder hinſichtlich ſeiner Bedürfniſſe auf ſich gewieſen und muß eben ſehen, wo er Speiſen und Getränke erhalten kann. Da der Wirth nicht leicht für 500 Menſchen auf mehrere, gewöhnlich drei Tage, allein Nahrungsmittel herbeiſchaffen kann, ſo bringt beſonders aus der Verwandtſchaft und Brüderſchaft ein jeder bald eine Ziege, ein Schaf, einen Ochſen ꝛc. mit, um es in die gemeinſchaftliche Küche zu liefern. Bei dieſer Feierlichkeit hatte der Erzieher Alibi ſelbſt zehn Stück Rindvieh und dreizehn Schafe für das allgemeine Beſte mitgenommen.

Der Tag der Ankunft, beſonders wenn die Gäſte aus weiter Ferne hergezogen kamen, wird gewöhnlich, in ſo weit es bei einer ſolchen Menge Menſchen möglich iſt, in Ruhe zugebracht und ein jeder pflegt des Müßigganges, um ſich für die nächſten Tage vorzubereiten. Der Zögling verweilt mit dem Erzieher im elterlichen Hauſe zurückgezogen von dem äußerlichen Geräuſche, und gegenſeitige Herzensergießungen erfolgen bis ſpät in die Nacht. Der Erzieher hat mit dem Tage das Recht, auch in die innerſten Gemächer der fürſtlichen Wohnungen ungehindert einzutreten und wird als würdiges Glied der Familie ſelbſt betrachtet. Es

tritt auch zwiſchen den Neulingen und den übrigen Gliedern in kurzem ein ſolches trauliches Verhältniß ein, als ſeyen ſie ſeit immer zuſammengeweſen und hätten ſich von jeher ſchon ganz ineinander gelebt. Den andern Morgen geht der fürſtliche Wirth, ſeinen herangewachſenen Sohn an der Seite, aus und begrüßt als galanter Tſcherkeſſe zuerſt die Frauen und Jungfrauen, die immer nicht allein andere Häuſer als die männlichen Gäſte bewohnen, ſondern zur Vermeidung aller möglichen unzarten Berührungen auf einer andern meiſt entfernten Seite befindlich ſind. Nun wendet er ſich zu den übrigen Gäſten, alle der Reihe nach begrüßend. Es iſt Sitte, daß jeder Gaſt dem Wirthe ein Geſchenk, mag es beſtehen aus was es will, aus einem Pferde, einem Sattel, einem Dolch ꝛc. überreicht. Die Uebergabe der Geſchenke geſchieht entweder während der Wirth die Gäſte bewillkommt, oder häufiger indem der Wirth mit ſeinem Sohne einen paſſenden Ort im Freien einnimmt. Jeder Gaſt kommt der Reihe nach herbei und überreicht in blumiger Sprache das „unbedeutende" Geſchenk, mit dem er dadurch in einer nähern Beziehung zu dem Wirthe ſteht. Diener nehmen alles in Empfang und legen oder führen es in der Nähe an einen Ort, wo es allgemein betrachtet und bewundert werden kann. Oft geſchieht es, daß die einzelnen Glieder der beiden Parteien ſich ebenfalls gegenſeitig beſchenken. Ein großer Theil des Tages vergeht auf dieſe Weiſe. Die Jugend ſucht ſich in der Zeit dieſe auf ſeine Weiſe zu vertreiben, und da das weibliche Geſchlecht, wenigſtens die jüngern Mädchen unverhüllt einhergehen und durchaus von den männlichen Genoſſen ihres Alters nicht abgeſchloſſen ſind, ſo tritt bald eine laute Fröhlichkeit ein. Die ältern Perſonen halten ſich zu dem Wirth und nehmen mit dieſem ein Mahl ein. Die Frauen ſind ausgeſchloſſen, ſpeiſen aber ebenfalls gemeinſchaftlich, gewöhnlich aber nur das, was von ihrer Herren Tiſche abfällt. Die jugendlichen Beluſtigungen ſind allenthalben dieſelben und beſtehen demnach auch hier aus Muſiciren, Tanzen und Spielen.

Es wird wohl gut ſeyn, wenn ich dieſe Gelegenheit ergreife und der Reihe nach die Art und Weiſe des Muſicirens, Tanzens und Spielens, wie es bei den Tſcherkeſſen gebräuchlich iſt, hier zur allgemeinen Kenntniß bringe. Demnach zuerſt über Muſik und Geſang.

Trotz der niedern Stufe der Cultur, auf der die Tſcherkeſſen

ſtehen, haben ſie ſo viel Ritterliches und Schönes in ihren Sitten, wie man es nicht vermuthen ſollte. Von dem ritterlichen Geiſte, der ſie beſeelt, habe ich ſchon einigemal Gelegenheit gehabt zu ſprechen, und wie dieſer an die Zeit erinnert, wo bei uns, und noch mehr im ſüdlichen Frankreich, Tapferkeit und Muth allein etwas galten, ſo erlaubt der Zuſtand der Muſik in Tſcherkeſſen noch eine größere Vergleichung. Wie die Ritter jener Zeiten nicht allein mit dem Schwerte umzugehen verſtanden, ſondern vielleicht von einem blutigen Strauße heimgekehrt, eben ſo gut die Saiten der Leyer zu regieren und das innerſte Gemüth zu erfreuen wußten, eben ſo gern huldigen die tapfern Tſcherkeſſen der Muſe des Geſanges und eine Art Troubadours durchziehen das Land, allenthalben eine freundliche Aufnahme findend. Es wird kein Feſt gefeiert und kein Gaſtmahl gegeben, an dem nicht einige berühmte Sänger ſich erheben und zur Freude aller ihre Kunſt zum Beſten geben. Alles iſt ſtill und horcht aufmerkſam den Worten zu, die den Lippen des Sängers entfliehen. Die Geſänge haben um ſo mehr Werth, als ſie in der Regel Kriegs- oder Liebeslieder ſind und bald einen Gegenſtand aus der ſchönen Vorzeit, bald aus der Gegenwart beſingen. Der Sänger muß auch Improviſator, und demnach im Stande ſeyn, alles das, was ihm geboten, zu beſingen; ja größtentheils iſt es der Augenblick, der einen Geſang, der dann eben ſo ſchnell wiederum vergeſſen wird, ins Leben ruft. Der Ruhm des Sängers gilt eben ſo hoch als der des Kriegers und ſteht um ſo höher, wenn Sänger und Krieger in einer Perſon vereinigt ſind. Bei bekannten Liedern wird die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft dadurch mehr in Anſpruch genommen, daß einzelne Worte oder Verſe recitirt werden. Die Inſtrumente, welche den Geſang begleiten, ſind eben ſo einfach als der Geſang ſelbſt und beſtehen aus einer Violine, einer Sack- oder Hirtenpfeife, einem Dudelſack und einer Art kleiner Trommel. Die Violine beſteht aus einem flachen, ſauber gearbeiteten Brette in der Form unſerer alten Geigen, auf dem zwei, ſeltener drei ſtarke Haare aus dem Schwanze eines Pferdes auf dieſelbe Weiſe wie auf unſern Geigen geſpannt ſind. Der Fidelbogen iſt ſehr gekrümmt und iſt ebenfalls mit Pferdehaaren beſpannt. Der Geiger ſitzt auf dem Boden, und indem er, bald mit Hülfe des Bogens, bald mit dem Finger ſpielt, macht er außerdem mit ſeinem In-

ſtrumente noch allerhand Geſticulationen. Die Pfeife iſt klein, hat zur Modulirung der Töne nur wenig Löcher und wird gewöhnlich in Begleitung des Dudelſackes, der ſich in nichts von dem unſrigen unterſcheidet, und der Violine von beſonders herumziehenden Muſikanten, Kikoakoa, gebraucht, doch erzählt auch Bell, wo ein blinder Troubadour eine Art Concert mit dieſer Pfeife gab. *)

Die Muſik der Tſcherkeſſen würde wegen ihrer Eintönigkeit im gebildeten Europa kein beſonderes Gefallen finden, jedoch iſt ſie weit der der Nogaier und Kalmüken vorzuziehen. Ihr Ausdruck iſt heroiſch oder melancholiſch, und ſie nähert ſich deßhalb der koſakiſchen, von der ich oben weitläufiger geſprochen habe.

Es wird nicht unintereſſant ſeyn, einige Proben tſcherkeſſiſcher Geſänge mitzutheilen, zumal es äußerſt ſchwierig iſt, dieſe zu erhalten. Marigny **) und Bell haben intereſſante Beiſpiele mitgetheilt, und da die des erſtern ſchon von Neumann und andern zur allgemeinen Kenntniß gekommen ſind, das Werk von Bell aber nur wenig in Deutſchland bekannt iſt, ſo habe ich vorgezogen aus dem letztern Buche einiges mitzutheilen.

Kriegsgeſang. ***)

Als der ruſſiſche General in der Feſtung von Schad ankam, riefen ſie einen Rath zuſammen. Der Rath wurde zu Ferſadi gehalten. Sie überſchritten den Lubiß, den Bach mit ihrem Blute färbend und erbauten dann die Veſte Abun (Abin). Der blondhaarige General iſt gekommen: Was verdient er? „Einen heißen Kampf," ſagen die Tſcherkeſſen. Kaſi-Oku Pſchemaff! dein Herz war wie der Berg Saberkuëſch, doch du biſt hauptlos gefallen in dem Felde. Die Pforten des Paradieſes werden dir geöffnet und unmittelbar trittſt du ein. Mit ſeinem Fuße leitete er ſein Löwenpferd in dem Kampfe, und als er gefallen, bedeckten ſie ihn mit ſeinem Panzer-Kleide. Tehugli Dowlat Mirſa, zur Unzeit tapfer, fiel als Märtyrer auf dem Felde. Die Kleider von Hadſuaff-Oku Subeſch ſind gelb; wie eine Schlange ſucht

*) Bell Journal Tom. I. p. 196.

**) Potocki Voyage Tom. I. am Ende, und Neumann Rußland ꝛc. S. 100.

***) Bell Journal Tom. I. pag. 305.

er die Moskowiter zu ſtechen. Die Männer von Schapſucho ſchauten von der Bergſeite herab, aber die Männer von Natochuadſch ſtürzten die Schaſchke in der Hand in den Kampf und wurden erſchlagen. Des Nachts hielt Dſchambulat Wache und am Tage kehrte er das Feld wie eine verwüſtende Flamme. Haud-Oku Manſur war zu Pferde ganz Tapferkeit, aber im Rathe ganz Weisheit. Von dir Jndar-Oku Nogai wird geſagt, daß obgleich du an Jahren vorwärts geſchritten, deine Erſcheinung und deine Thaten denen eines braven und tapfern jungen Mannes gleich wären. Kuſcht Tagumi Sad, obgleich deine Geſichtszüge dir das Alter bezeugen, ſo wird doch von dir behauptet, daß du noch ein Jahr zum Lohne verdienteſt. Kalabat-Oku Hatukwoi ſtolz auf ſich und auf ſeine That zog den Säbel und ſtürzte in die Schlacht. Kuſchmud zog ſein Schwert und die Bruſt ſeines rothen Pferdes öffnete ihm den Pfad in den Reihen. Junge Mannſchaft Tſcherkeſſiens vorwärts in dem Kampfe, denn Jünglinge lieben immer den Kampf. Fallt ihr, ſo ſeyd ihr Märtyrer, und wenn ihr ihn überlebt, ſo habt ihr doch die Hälfte des Ruhmes euch errungen.

Lobgeſang des Fürſten Pſchugui. *)

Bevor ſeine Mannbarkeit er erreicht hatte, beſeelte ihn ſchon der Muth. Er ſtarb nicht in der Vertheidigung ſeines Geburtsortes, ſondern bei der weitern Entfaltung ſeiner Tapferkeit. Er hörte die Muſik des blondhaarigen Moskowiters und zu den Tönen ſein Schwert ſchwingend, ſtürzte er ſich mitten unter die Feinde. Er war der letzte ſeines Stammes und ſein Erbtheil geht nun in andere Hände über. Seiner Schweſter Haar war ſchwarz und glänzend wie Atlaß aus Leipzig **), aber in ihrem Kummer riß ſie es vom Haupte, weil der Herr des Hauſes gefallen. Er ſtürzte ſich gegen das Pferd des blondhaarigen Führers; der Führer entfloh, aber Pſchugui erbeutete den Renner aus der hochgeſchätzten Race von Tramkt und ſeine Schabracken. Des

*) Bell Journal Vol. I. p. 175.

**) Armeniſche Kaufleute aus den kaukaſiſchen Ländern beſuchen häufig die Leipziger Meſſe und machen daſelbſt große Einkäufe. Ich habe in Tiflis mehrere Armenier kennen gelernt, die mit viel Liebe von Leipzig und Deutſchland ſprachen. Ein Armenier aus Tiflis machte auch mit mir die Reiſe von Lübeck nach Petersburg.

Morgens verließ er in einer friedlichen Sache ſein Haus und des Abends wurde er in Grabeskleidern zurück gebracht. „Gott ſey gedankt," rief ſeine Mutter aus, „daß du auf dem Felde der Ehre gefallen biſt, und nicht bei der Verfolgung eines Raubes." Zweimal hatte er im Kampf das Pferd vertauſcht, aber ſein Herz konnte er nicht umtauſchen, und ſo fiel Pſchugui. Als die Frauen des Dorfes, für deren Schutz er gefochten, ihn vor ſich leblos ausgeſtreckt ſahen, zerriſſen ſie ihre Kleider und ſchrien: „wir haben den Fürſten verloren, unſern Erretter." Sein Schwert hatte ſie bisher vor Gefangenſchaft geſchützt. Die Seele des Pſchugui iſt davon, aber ſein Körper und ſeine Waffen ſind aus den Händen der Feinde gerettet worden. So oft er das tödtliche Gewehr gebrauchte, erfüllten die ſchnell aufeinanderfolgenden Schüſſe die Moskowiter mit Furcht, ſo zahlreich ſtürzten ſie neben ihm nieder. Die Sonne beſchien in ihrer ganzen Fülle die blutige Kleidung, und wie die Sonne ſelbſt wurde er in der Mitte des Feldes ſichtbar. Sein ſchwarzes Roß enteilte dem Kampfe, ſchnell wie ein Falke, während ſeine Schabracke ſich mit Blut von Pſchugui's Schwerte färbte. Mit dem letzten Athemzuge ſagte er: „führe mich, treues Roß, zu meiner Geliebten, der Tochter meines Wirthes. Wenn ich ſie ſehe, wird ſie denken, daß ſie wiederum ihren Pſchugui ſieht." Seine Freunde vergoſſen Thränen von Waſſer, aber ſeine Schweſter Thränen von Blut. Ein Jüngling iſt mitten im Kampfe als Märtyrer gefallen.

Terpſichore erſcheint bei den Tſcherkeſſen (bei dem männlichen Geſchlecht wenigſtens) noch nicht mit Anmuth und Grazie, ſondern den Bacchanten ähnlich tobt ſie in einem Kreiſe herum, und zeichnet ſich durch ihre grotesken Sprünge und widernatürlichen Fußverdrehungen aus. Die Art des Tanzens iſt demnach ſehr verſchieden von der unſrigen, und während der Tanz bei uns erſt eine allgemeine Fröhlichkeit hervorruft, iſt er bei den Tſcherkeſſen der Ausgang einer wilden Freude. Wenn demnach alle Nuancen des Geſanges erſchöpft ſind, und bei immer ſteigender Aufregung, die durch geiſtige Getränke noch vermehrt wird, ein Verlangen nach Abwechslung ſich kund gibt, dann ſchlägt ein Theil der Jugend plötzlich in die Hände, es bildet ſich ein Kreis, und einer ſpringt, wie von einer Tarantel ge-

ſtochen unter Begleitung der oben beſchriebenen Inſtrumente, *) des fortdauernden aber wildern Geſanges und des immer lautern Klatſchens, in die Mitte desſelben, und ſucht auf alle mögliche Weiſe durch groteske ſchwierige Sprünge und Stellungen ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Bald dreht er ſich wie ein Derwiſch mit einer Menge Piruetten im Kreiſe herum, bald ſpringt er gleichförmig in die Höhe, die beiden Beine nach verſchiedenen Seiten ausſtreckend, bald legt er das ganze Gewicht des Körpers auf die Ferſen und ſetzt ſich ähnlich wie bei dem Koſaken-Tanze faſt nieder. Dann ſpringt er wiederum auf, läuft mit ſchwierigen Pas im Kreiſe herum, und wird um ſo toller und ſchneller, je größer die Freude des Publicums durch tobendern Lärm ſich kund gibt. Endlich ermüdet ſpringt er von der Scene, ſtellt ſich ruhig unter die Zuſchauer, als hätte er ſtets da geſtanden, und klatſcht alsbald mit den übrigen in die Hände. Ein neuer Tänzer tritt hervor, bis auch er ermüdet einem andern ſeine Stelle übergibt. Haben ſich ſo die Jünglinge ausgetobt, dann erſcheinen auch die lieblichen Geſtalten der Mädchen, und mildern durch ihr ſinnreiches Pantomimenſpiel den tſcherkeſſiſchen Tanz. Piruetten ſind auch bei ihnen vorherrſchend, doch liegt ihre Kunſtfertigkeit weniger in der Stellung der Füße, die bei ihnen nie die unnatürlichen Verdrehungen und die der Scham hohnſprechenden Ausſtreckungen zeigen, ſondern ſich ſtreng auf der irdiſchen Sphäre halten, und wenigſtens nie einzeln von dieſer ſich entfernen. Die Pantomimen werden beſonders mit den Armen gemacht, und nie ſieht man bei deren Bewegung etwas Eckiges. Das dunkle Haar, die friſchen lebendigen Wangen, der kleine roſige Mund, die funkelnden, oft ſchmachtenden Augen, die ſchöne ſchlanke Figur, alles trägt dazu bei, die ihnen angeborne Grazie zu vermehren, und wenn der tobende Lärm den höchſten Gipfel erreicht hatte, dann iſt ein einziger Tanz eines beliebten Mädchens allein im Stande, die wilde Freude und die überhandnehmende Rohheit der männlichen Jugend herabzuſtimmen.

*) Die Muſik iſt auch hier eintönig und bewegt ſich nicht über drei bis fünf Töne hinaus. Ihr Tact beſteht meiſt aus vier Viertel oder drei Achtel.

Bell *) erzählt eine andere Art des Tanzes. Der Anordner desſelben ſtand mit den Muſikanten in der Mitte eines Kreiſes, der durch die tanzenden Paare geſchloſſen wurde. Jeder Tänzer legte ſeine Arme unter die ſeiner Tänzerin, und bewegte ſich mit derſelben bald vor-, bald rückwärts. Es ſcheint auch, als wenn (der undeutlichen Beſchreibung nach) der ganze Kreis oder nur ein Theil ſich herum bewegt, und alles bald auf den Ferſen, bald auf den Zehen geſtanden hätte. Der Tanz muß ſehr angreifend und wild ſeyn, denn einzelne Mädchen müſſen von Zeit zu Zeit aus Ermattung abgeführt und durch neue erſetzt werden.

Während hier ein Theil der Jugend mit Tanzen ſich beſchäftigt, ſucht ein anderer durch allerhand tobende Kurzweil ſich die Zeit zu vertreiben. Im Uebermuth ſchneiden ſie Ruthen von den Bäumen, und ſich gegenſeitig ſchlagend, necken ſie ſich oft ſchonungslos. Ja nicht ſelten gilt der Angriff den Tanzenden und der männliche Theil derſelben iſt gezwungen, die Angreifer zurückzuſchlagen. Der Scherz wird oft Ernſt und nicht ſelten fließt Blut. Wie auf einigen Dörfern Thüringens eine Kirmſe (Kirchweih) nicht für luſtig gehalten wird, wenn keine Prügel ausgetheilt wurden, ſo gilt dieſes auch bei feſtlichen Gelegenheiten der Tſcherkeſſen. Gegen die Mädchen beobachtet man aber ſtets den Anſtand, und oft laſſen dieſe, während ihre Brüder ſich derb herumſchlagen, im Tanzen ſich gar nicht ſtören. Die Tänzer werden nicht ſelten vertrieben und die Angreifer nehmen ihre Stelle ein.

Freudenſchüſſe füllen auch bei den Tſcherkeſſen einen Theil der Zeit aus, und trotz der größern Koſtſpieligkeit des Pulvers ſpart doch kein Jüngling dasſelbe bei feierlichen Gelegenheiten. Die Mädchen ſind nicht ſo empfindſam gegen den Knall der Piſtolen, und ſelbſt wenn während des Tanzens über ihren Köpfen abgefeuert wird, laſſen ſie ſich nicht in ihrer Freude ſtören.

Gewöhnlich finden ſich bei Feſten jeder Art auch eine Art Spaßmacher ein, und ihnen erlaubt man gleich unſern Hanswurſten oder Harlekins vieles, ohne ſich beleidigt zu fühlen. Mit einer Pritſche in der Hand geben ſie allerhand Kurzweil an,

*) Bell Voyage, Vol I. p. 190.

verſetzen hier und dort einen Schlag, nehmen den Umſtehenden die Mützen herab und werfen ſie unter die dichte Menge. Es iſt dieſes oft ein Zeichen für die ganze Geſellſchaft, und wer die ſeinige nicht feſt hält, muß nicht ſelten einen halben Tag warten, bevor er ſie wieder erhält. Plötzlich ſtimmt der Spaßmacher ein kurzweiliges aber ſtets improviſirtes Lied an, und die ganze Geſellſchaft iſt gezwungen, gewiſſe Strophen zu recitiren. Jener dreht ſich in einem Kreiſe herum, und ſchlägt mit der Pritſche den, der nicht mitſingt. Wenn alles ihm ferner zuhorcht, hört er mit einemmale auf, und ſpringt in dem Kreiſe wie toll herum. Plötzlich ſtürzt er nieder und thut, als wenn ſeine letzte Stunde geſchlagen. Gräßliche Klagetöne vernimmt man, und die ganze Geſellſchaft ſchreit und lärmt wie wahnſinnig, um, wie es bei Krankheiten geſchieht, den böſen Geiſt des Kranken zu verſcheuchen.

Von neuem wird die Aufmerkſamkeit auf einen Reiter gewendet, der eine Fahne in der Hand, die ganze Geſellſchaft zum Kampfe aufzufordern ſcheint. Alle Jünglinge werfen ſich auf die Pferde, und eilen dem flinken und gewandten Fahnenträger nach. Nach vielen geſchickten Wendungen gelingt es endlich, dieſen einzuholen und die Fahne, welche auf das hartnäckigſte vertheidigt wird, zu ergreifen. Die Zahl der darum Streitenden mehrt ſich. Die Fahne wird dem einen entriſſen, um eine Beute des andern zu werden, der aber ebenfalls ſich vergebens bemüht, mit ihr zu entfliehen. Der Kampf währt eben ſo lange, bis kein Fetzen mehr daran iſt. Man läßt die Stange plötzlich los, und der, welcher glaubt mit ihr die Fahne oder wenigſtens nur einen Theil derſelben zu haben, ſieht eben, daß er nichts als die Stange hat. Ein allgemeines Gelächter macht dem Kampfe ein Ende.

So tobt man bis ſpät in die Nacht hinein, um am andern Morgen von neuem auf gleiche Weiſe zu beginnen. Der zweite Tag wird in der Regel lärmender als der erſte, und es geſchieht bisweilen, daß die Freude plötzlich durch ein Unglück geſtört und aufgehoben wird. Bei dieſen thätlichen Scherzen, wo man weder Rückſicht noch Schonung kennt, wird oft der eine oder andere ſo geſchlagen, daß ein Glied unbrauchbar wird, oder der Tod ſogar als Folge eintritt. Dann kommt die Verbrüderung des Verunglückten und verlangt Auslieferung des

Thäters oder Sühnung. Die innige Freude hat ſich damit in Haß und gegenſeitige Feindſchaft umgeändert. Das ganze Feſt iſt geſtört, und um nicht die Gaſtfreundſchaft zu verletzen, zieht Jedermann nach Hauſe, um ſpäter dann den ernſten Streit zu ſchlichten. Ein ſolcher Fall ereignete ſich bei dem Feſte der Uebergabe des Zöglings, das ich eben bis jetzt beſchrieben habe, und ich fülle demnach das Ende desſelben mit dem aus, was mir ſelbſt am Kaukaſus darüber erzählt worden iſt.

Der dritte Tag des Feſtes iſt mehr der Ruhe gewidmet, und nur einzelne opfern ſich für das allgemeine Beſte. Der Wirth muß an dieſem Tage beſonders darauf bedacht ſeyn, ſeine Gäſte zu erfreuen. Es iſt auch nun Zeit, durch Geſchenke ſich bei allen Anweſenden ein freundliches Andenken zu erhalten. Ein Pferderennen eröffnet die Feſtlichkeiten, und Jedermann iſt es erlaubt in die Schranken zu treten. Es werden Richter erwählt, denen nicht allein die Entſcheidung und Austheilung des Kampfpreiſes, ſondern auch die Anordnung des Ganzen obliegt. In der Regel wird ein 1 — 2 Stunden entferntes Ziel, zu dem ein ſchwieriger Weg führt, geſteckt, und ohne daß die Reiter gewogen werden, ſtehen alle Kämpfer ſo lange vor den Schranken, bis das Zeichen gegeben wird. Windesſchnell fliegt Reiter und Roß dahin, aber nur wenigen iſt es vergönnt, das Ziel zu erreichen, da immer über die Hälfte auf dem unebenen mit Steinen und Löchern beſetzten Wege ſtürzt, und ſich noch glücklich preiſen kann, wenn ſie oder das Pferd keinen Schaden genommen haben. Von denen die das Ziel erreichen, iſt wiederum nur einer (bisweilen aber auch drei) der Glückliche, den Preis davon zu tragen. Gewöhnlich iſt es ein Pferd oder ein fetter Ochſe, was der Sieger erhält, ſeltner ſind es Waffen oder Sklaven. Er iſt der Held des Tages, deſſen Lob aus jedem Munde klingt. Die Mädchen drängen ſich zu ihm, und ein Sänger improviſirt ihm zu Ehren ein Lied, worin er und das Roß, das ihn zum Siege führte, gefeiert wird.

Nun folgt die Ueberreichung der Geſchenke von Seiten des Wirthes, und jeder Gaſt ſieht ſpannend dem Augenblicke entgegen, wo der Wirth ſich ihm zuwendet. Der Erzieher erhält, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die reichſten Geſchenke, und wird, wenn er dem gemeinen Stande angehörte, in den Adelſtand erhoben. Er iſt nun Verwandter des fürſtlichen Hauſes, und wird immer als

Glied derſelben betrachtet. Sein Zögling hegt gegen ihn ſtets hohe Ehrfurcht, und ſeine Liebe zu dem Erzieher iſt oft größer als die zu ſeinen Eltern. Die Verwandten des Erziehers kommen nun an die Reihe, und ſelbſt der Geringſte würde ſich beleidigt fühlen, wenn ihm nicht eine Kleinigkeit zukäme. Die Verwandten des Zöglings erhalten nichts, und ſind im Gegentheil gezwungen, ihre Freigebigkeit gegen den Erzieher und deſſen Verwandten, von denen ſie ja auch zum Theil am erſten Tage Geſchenke erhielten, an den Tag zu legen. Daß bei ſolchen großen Schenkungen unmöglich die Erwartungen aller befriedigt werden können, verſteht ſich von ſelbſt, aber in dem Falle, daß wirklich der Wirth durch Geiz oder übertriebene Sparſamkeit, die beide bei den Tſcherkeſſen für große Laſter betrachtet werden, allgemein mißfiele, würde doch Niemand ſeine Unzufriedenheit öffentlich zeigen, und ein jeder ſich ſtellen, als wäre er vollkommen vergnügt. Spätere Mißbilligung, ja ſelbſt Verachtung würde aber die Folge ſeyn. Aber im entgegengeſetzten Falle geht das Lob eines freigebigen Wirthes von Mund zu Munde, und Monate vergehen, in denen die Freigebigkeit desſelben allein beſprochen wird.

Ein großes Gaſtmahl folgt nun, und macht dem ganzen Feſte ein Ende. In der Regel iſt im Innern der Häuſer nicht Raum genug, um alle Gäſte zu faſſen. Man wählt deßhalb einen geräumigen und bequemen Platz im Freien, und Diener zu Pferd und zu Fuß ſind beſchäftigt die Tiſche *) und Schüſſeln zu- und abzutragen. Die weiblichen Glieder dürfen nicht Antheil nehmen, und ebenſo wenig im Freien ſpeiſen. In geordneter Reihe ziehen ſie in ein zu ihrem Empfang eingerichtetes Haus, was meiſt das Fremdenhaus iſt, und ſpeiſen ſo abgeſondert von der männlichen Geſellſchaft. Die allgemeine Fröhlichkeit wird durch allerhand geiſtige Getränke vermehrt. Bis ſpät in die Nacht bleibt man zuſammen, und alles was die reiche Küche des Wirthes vorſetzt, muß verzehrt werden. Wie bei uns der Glaube iſt, daß ein Aufzehren des Vorgelegten gutes Wetter hervorrufe, ſo bedeutet ein gänzliches Aufeſſen alles Genießbaren Glück für die

*) Die Tſcherkeſſen haben nämlich die Gewohnheit, die Speiſen auf kleinen Tiſchchen aufzutragen, und erſetzen dieſe, wenn alles aufgezehrt iſt, durch andere.

Familie, in der das Mahl gehalten wird. Man gönnt ſich hierauf nun eine kurze Ruhe und geht eben ſo lärmend, als man gekommen, wieder auseinander.

Es bietet ſich mir hier eine günſtige Gelegenheit dar, etwas über die Speiſen und Getränke der Tſcherkeſſen zu ſagen, und ſo will ich verſuchen eine Beſchreibung von dem, was in Tſcherkeſſien getrunken und gegeſſen wird, zu geben.

Der Tſcherkeſſe iſt im allgemeinen nüchtern und begnügt ſich in ſeiner Familie mit wenigem, und wenn er des Morgens vielleicht auf Jagd auszieht und erſt ſpät heimkommt, dann führt er ſein Säckchen mit Mehl und Honig, was er zuſammengemiſcht Gomil nennt und nebſt Waſſer ſeine einzige Nahrung iſt, bei ſich. Außerdem hat er kein Gelüſte für etwas Wohlſchmeckenderes. Er ißt wenn er Hunger hat und zwar in der Regel des Tages zweimal. Nur in einigen Gegenden, wo Mohammeds Lehre Eingang gefunden, hat man ſich daran gewöhnt in der Zeit, wo man vom Mollah aufgefordert nach dem Untergange der Sonne die ſchuldigen Gebete zum Himmel geſandt hat, ein Mahl zu halten, an dem jedes Glied der Familie Theil nimmt. Die gewöhnliche Speiſe iſt ein dichter Hirſenbrei, der auch hier wie in Mingrelien den Namen Gomi führt und anſtatt des Brodes gegeſſen wird. Seine Bereitung iſt ſehr einfach. Man zerſtößt den Hirſen, thut ihn in einen Keſſel, übergießt ihn mit Waſſer und kocht ihn über einem mittelmäßigen Feuer ſo lange, bis er eine ziemlich dichte Conſiſtenz erhalten hat. Mit der Hand oder mit einem großen hölzernen Löffel wird die Speiſe jedem einzelnen vorgelegt. Es gehört eine lange Zeit dazu, um ſich an die nur wenig verdauliche Speiſe zu gewöhnen, und immer ſteht noch die Zeit mir vor, wo ich mehrere Wochen lang anſtatt des Brodes nur die Gomi bekam. Nach Klaproth heißt dieſe Art Brod, wenn die Hirſen erſt enthülst worden ſind, Hatlama, und wenn gar gemahlen und in fingerdicke Kuchen gebacken, Medſchaga.*) Nur in einigen Gegenden wo Weizen gebaut wird, bäckt man eine Art Brod, was aus kleinen runden 1 bis 1½ Zoll hohen und 1 Fuß im

*) Klaproth's Reiſe, I. Theil Seite 584.

Durchmeſſer haltenden Kuchen beſteht und in heißer Aſche bereitet wird. Häufiger verfertigt man aus türkiſchem Weizen dieſe Brode; allein ſo wohlſchmeckend ſie auch einem Neuling vorkommen mögen, ſo ſind ſie doch nur friſch einigermaßen für längere Zeit genießbar. Schon den zweiten Tag werden ſie hart und ſpröde und den dritten kann ſie nur noch ein tſcherkeſſiſcher Magen vertragen. Keinerlei Art von Brod wird geſäuert. Außer dieſen Arten Brod lieben die Tſcherkeſſen beſonders Milch und zwar vorherrſchend geſäuerte, die in allen kaukaſiſchen Ländern mit Waſſer vermiſcht unter dem Namen Airan bekannt iſt, bei den Tſcherkeſſen gewöhnlich aber rein als Yaurt genoſſen wird. Auf Reiſen bedienen ſich die Tſcherkeſſen des ſchon oben angegebenen Gomils.

Das iſt alles, was ſie zu ſich nehmen, wenn ein Gaſt nicht ein ſplendideres Mahl verlangt. In dieſem Falle aber verſtehen ſie mit vieler Kunſtfertigkeit Gerichte zu bereiten, die man bei einer ſo großen Einfachheit nicht erwarten ſollte. Der ganze Hausſtand wird aufgeboten, um es an nichts fehlen zu laſſen. Die Hausfrau und die ältern Töchter backen das Brod in der Aſche oder bereiten die Gomi, die Söhne hingegen holen das zum Opfer beſtimmte Vieh hervor, ſchlachten es und bereiten es in Gegenwart der Gäſte, indem ſie die beſſern Stücke zu Spießbraten verbrauchen und das übrige in einem großen Keſſel kochen. Der Spießbraten, Schiſchlik durch den ganzen Kaukaſus genannt, wird in kleine kaum einen Zoll im Durchmeſſer enthaltende Stücke zerſchnitten, an einen eigens dazu verfertigten ſpitzen Stock befeſtigt und über Kohlen oder am Feuer gebraten. Auf dieſe Weiſe wird er in hohem Grade wohlſchmeckend, und indem der Spieß beſtändig gedreht wird, iſt das Ganze durchgängig gleich gar. Man liebt beſonders zu Spießbraten Hammelfleiſch, eine Lieblingsſpeiſe aller Orientalen, oder Schweinefleiſch, wenn die Tſcherkeſſen nicht Mohammedaner ſind, und zieht beides dem Rind- und noch mehr dem Büffelfleiſche vor. So ſehr das Rindfleiſch bei uns geliebt wird, ſo ungern genießt ein ächter Aſiate ſelbſt die ſchönſten Stücke eines Ochſen. In dem Keſſel, der ſich übrigens nie einer großen Reinlichkeit erfreut, wird hinlänglich Waſſer gegoſſen, und da der Tſcherkeſſe das Pikante liebt, werden auch allerhand gewürzhafte Kräuter, Früchte oder

Wurzeln, beſonders ſpaniſcher und kaukaſiſcher Pfeffer,*) Zwiebeln, Knoblauch, Thymian, Majoran und Baſilicum beigemengt. So kräftig dadurch die Brühe iſt, ſo gilt ſie doch in der Meinung des Tſcherkeſſen nichts und wird gewöhnlich weggeworfen. Dafür verſtehen ſie aber noch eine beſondere Sauce aus dem obigen Pfeffer und Zwiebeln zu bereiten.

Fleiſchſpeiſen machen die Haupt- und Lieblings-Nahrung aus, aber nichtsdeſtoweniger verſtehen die Tſcherkeſſen auch andere Gerüchte als eine Art Fleiſchkügelchen, Pillau oder Plaff (von dem ich ſpäter weitläufiger ſprechen werde), Ragout ꝛc. zu bereiten. Die Frauen verfertigen noch allerhand Milchſpeiſen, Süßigkeiten und Gebäck, die zum Theil auch einem europäiſchen Feinſchmecker munden würden. Vorzüglich fand ich eine Art Kuchen von der Größe der Brode und angefüllt mit Eier, Zwiebeln und Käſe wohlſchmeckend, zumal ſie eine große Aehnlichkeit mit den ſogenannten Zwiebel- und Speckkuchen Thüringens hatten. Nach Klaproth heißen ſie Haliva. Außerdem ſind der Chinkal ein Gericht, was aus ſaurer Milch mit wenig Butter, friſchem Käſe, Stücken von in Waſſer gekochtem Spelzteige, die unſern Nudeln gleichen, aus harten in vier Stücken zerſchnittenen Eiern, Zwiebeln und Knoblauch beſteht, und der Schiraldama, platte Faden von Weizenmehl mit Eiern und Milch eingerührt und in Butter geſotten, beliebte Speiſen. Auch den Honig benutzen die Tſcherkeſſen außer auf die ſchon angegebenen Weiſen noch auf verſchiedene Art. Mit Butter zuſammengerührt dient er als Sauce zu Fleiſch und heißt Fau'tgo.**)

Die Getränke ſind ebenfalls bei Gaſtgelagen nicht einfach und größtentheils halb- oder ganz gegohrner Natur. Von der ſauren Milch habe ich ſchon oben geſprochen. Honig mit Waſſer verdünnt heißt Fau'us. Wenn dieſem noch Hirſenmehl zugeſetzt und das Ganze einer Gährung unterworfen wird, ſo erhält man eine Art Meth, der den Namen Schuat bei den Tſcherkeſſen, Buſah oder Boſeh hingegen bei den tatariſchen Stämmen hat.

---

*) Unter ſchwarzem Pfeffer erhält man bei faſt allen kaukaſiſchen Völkern die Früchte des Keuſchlamm-Strauches. (Vitex agnus castus.) Der ſpaniſche Pfeffer iſt wie bei uns Capsicum annuum L.

**) Klaproth's Reiſe, I. Band, Seite 584.

Nach Klaproth heißt er Fadaplûſch d. i. rothes Getränk bei den Kabardern. Mit Hirſen-, bisweilen auch mit Gerſtenmehl und Waſſer bereiten die Tſcherkeſſen ſich auch ein dickliches Bier, das Schuen bei den weſtlichen, Fada chuſch d. i. weißes Getränk bei den öſtlichen Tſcherkeſſen, Braga bei den Tataren genannt wird. Branntwein (Fada ſitza, d. i. ſchwarzes Getränk oder Arka) iſt, da viele Tſcherkeſſen zur mohammedaniſchen Religion ſich bekennen, größtentheils außer Gebrauch gekommen. Da dieſen auch der Wein, der ganz vorzüglich bei den transmontanen Abaſſen bereitet wird, verboten iſt, ſo verfertigen ſie ſich ein beſonderes berauſchendes und wohlſchmeckendes Getränk. Zu dieſem Zwecke dicken ſie den Saft der Trauben bei gelindem Feuer bis zu einer feſten Conſiſtenz ein und heben ihn in ſolcher Geſtalt auf. Wollen ſie ihn benutzen, ſo verdünnen ſie ein Stück mit Waſſer, ſetzen etwas Honig zu und unterwerfen es einer Gährung.*) Nach Klaproth heißt der eingedickte Traubenſaft Tuſchag und dieſer nur mit Waſſer verdünnt als Getränk benutzt Tuſchag tgo. Die Gefäße, worin man die Getränke aufbewahrt, ſind meiſt von Holz, ſeltener aus Erde gebrannt. Kleinere hölzerne Pokale und Hörner dienen anſtatt der Gläſer.

Thee und ſelbſt Kaffee ſind bei allen Tſcherkeſſen unbekannt, und wenn Bell zu Wardan von ſeinem Wirthe mit Thee bewirthet wurde, ſo war erſt das ganze Geſchirr mit dem Thee von einem geſtrandeten ruſſiſchen Schiffe erbeutet worden. Ich wundre mich aber, daß die Tſcherkeſſen es verſtanden haben ſollten, den Thee zuzubereiten.

An einem Gaſtmahl kann Jedermann Theil nehmen, und ſo oft Fremde ein ſolches nothwendig machen, finden ſich alle Männer der Umgegend ein, um mit zu ſchmauſen. Es wäre eine große Verſündigung gegen die Gaſtfreundſchaft, wenn ſelbſt ein Bettler zurückgewieſen würde, denn auch ihm ſteht der Wirth und ſeine ganze Familie nach. Es iſt eine ſchöne Sitte des tſcherkeſſiſchen Volkes, daß ein jeder das Wenige, wovon er ſich eben ſättigen will, mit dem Hungrigen, der ihm eben während des Eſſens begegnet, theilt.

Die vielen Bedürfniſſe an Geräthſchaften, welche bei uns

*) Bell Journal II. Vol. pag. 573.

ein Gaſtmahl oft ſo koſtſpielig machen, kennt man in Tſcherkeſſien gar nicht. Man lagert ſich auf die Erde, und was daſelbſt in flachen hölzernen Schüſſeln oder auf einfachen Brettern dargeboten wird, genießt man, alles mit den Fingern unmittelbar ergreifend, mit demſelben Appetit, als bei uns, wo edle Metalle erſt Vermittler ſeyn müſſen. Gabel und Meſſer ſind beim Eſſen wenigſtens ganz außer Gebrauch und auch die Löffel kennt man nur zum Schöpfen oder gar nicht. In der Regel werden die Speiſen auf kleinen Tiſchchen auf- und abgetragen. Bevor das Eſſen beginnt, wird von einem Diener Waſſer herumgereicht, und eine Art Serviette, die aus einem langen baumwollenen Tuche für die ganze Geſellſchaft beſteht, dient zum Abtrocknen der Hände und ſpäter des Mundes. Der Mangel des Löffels macht es begreiflich, warum Suppen nicht geliebt werden, und um die Saucen genießen zu können iſt es nothwendig, ſo viel Brod hineinzubröckeln, bis dieſe eine ziemlich dichte Maſſe, die leicht mit den Fingern gefaßt werden kann, geworden iſt. Es iſt auch eine heilige Pflicht, die den Tſcherkeſſen wie jedem Mohammedaner gebeut, des Inſtrumentes, das Gott ſelbſt den Menſchen gegeben, zum Eſſen ſich zu bedienen. Sünde iſt es nach ihren religiöſen Vorſchriften, Gabel und Meſſer anſtatt der Finger zu gebrauchen.

Man zehrt alles auf was vorgeſetzt wird, und ſobald dieſes geſchehen iſt, wird wiederum Waſſer herum gereicht, um die ziemlich unſaubern Hände und das Geſicht zu reinigen. Man glaube aber durchaus nicht, daß der Orientale bei dieſer Art zu ſpeiſen ſich ſo verunreinige, wie wir es thun würden, wenn wir plötzlich eben ſo eſſen ſollten. Mit vieler Geſchicklichkeit legt er den Daumen in die Sauce oder den Pillau und ſchiebt einen Biſſen in die Hand, und eben ſo geſchickt bringt er ihn zum Munde.

Es wird nicht unintereſſant ſeyn, hier die Gerichte zweier Gaſtmähler, denen Europäer im Weſten Tſcherkeſſiens beiwohnten, aufzuführen. Marigny wurde am 4 Mai 1818 von dem oft ſchon erwähnten Indar-Oku*) auf folgende Weiſe bewirthet: **) „Man

*) Oku iſt das türkiſche Ogluh und bedeutet Sohn. Im Abaſſiſchen gebraucht man dafür Peh. Wie in Rußland es ſchon Sitte iſt, den Sohn mit dem Namen des Vaters, dem man nur Witſch anhängt, zu bezeichnen, ſo findet man dieſen Gebrauch auch im Oriente.

**) Potocki Voyage Tom. I. pag. 274.

überreichte uns Waſſer zum Waſchen und darauf ſervirte man nach der Reihe und in der größten Schnelligkeit das Mittagsmahl auf acht verſchiedenen Tiſchchen, die ungefähr drei Fuß im Durchmeſſer hatten und mit den Schüſſeln zu- und weggetragen wurden. Das erſte Tiſchchen trug verſchiedene Schüſſeln mit Süßigkeiten und Milchſpeiſen, das zweite eine Art Paſtete, beſtehend aus Hirſenbrei, in welchem in der Mitte ein Loch in Form einer Taſſe mit ausgezeichnetem Hühner-Ragout gefüllt ſich befand. Der Hirſenbrei von ziemlich feſter Conſiſtenz diente als Brod. Die übrigen Tiſchchen waren abwechſelnd mit geſalzenem Fleiſche, was man mit Honig aß, mit Pillau, Eiern ꝛc. beſetzt; als das Mahl vorbei war, wurde wieder Waſſer herumgereicht."

Bell*) erzählt gleich im Anfange ſeiner Reiſebeſchreibung, was ihm zu Subeſch den 26 April 1837 vorgeſetzt wurde. „Zuerſt ſervirte man ſüßen Kuchen und Milch, dann brachte man in einer großen hölzernen Schüſſel ein großes Gericht dicker Paſta (wahrſcheinlich die oben beſchriebene Gomi), in deren Mitte ein hölzernes Gefäß, angefüllt mit einer aus Milch, Wallnußöl und ſpaniſchem Pfeffer verfertigten Sauce ſich befand. Rund um die Paſta (alſo immer auf der hölzernen Schüſſel) war gekochtes Böckchen- (wahrſcheinlich Hammel-) Fleiſch gelegt. Nun folgte eine Art Schüſſel mit Weinbeeren-Syrup und Waſſer, was dem Reiſenden bei fetten Gerichten als beſonders die Verdauung bethätigend empfohlen war, und auf dieſe ein Gericht, beſtehend aus Paſta und Milch. Endlich kam die Brühe des obengenannten Fleiſches mit Bohnen (einer durch den ganzen Kaukaſus ſehr beliebten Speiſe) verdickt. Nach Bell ſpeiſte erſt ein fremder Türke und ſein Diener und dann der Familienvater, deſſen Söhne endlich die Ueberbleibſel erhielten.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe den Knaben von ſeiner Geburt bis zu ſeiner Mündigkeit in ſeinem Leben und Wirken beſchrieben und dabei allerhand aus dem häuslichen Leben des Tſcherkeſſen ausführlich abgehandelt habe, iſt es nothwendig auch der Erziehung und dem Zuſtande des Mädchens einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Bei ſeiner Geburt finden ſo ziemlich dieſelben Gebräuche ſtatt, aber nur ſelten iſt es und zwar nur bei den vornehmſten Familien,

*) Bell Journal Vol. I. pag. 32.

daß es ebenfalls einem Erzieher übergeben wird. Aber nie bleibt es in dieſem Falle ſo lange aus dem elterlichen Hauſe, ſondern wird ſchon im zehnten bis zwölften Jahre den Eltern wiederum anheimgeſtellt. Die Feſtlichkeiten bei der Rückgabe eines Mädchens ſind nur unbedeutend. Frühzeitig wird das Mädchen mit den weiblichen Arbeiten bekannt gemacht, und oft verſteht es ſchon im ſiebenten Jahre Treſſen zu bereiten, eine Art Spitzen zu klöpfeln, Schnüre zu verfertigen, und ſich ſelbſt die Kleider zu nähen. Um die ſchlanke Figur zu erhalten, ſchließt das oben erwähnte Corſet den obern Theil des Körpers ein. Es wird in der Regel am Körper ſelbſt angenäht, und beſteht aus weißgegerbtem Schafleder, was nur einer geringen Ausdehnung fähig iſt. In der ganzen Zeit darf es nie gewechſelt werden, wenn nicht die Nothwendigkeit ein neues verlangt. Außerdem, daß dadurch eine ſchöne Taille und überhaupt eine ſchmale Bruſt bedingt wird, iſt auch jede Entwicklung des Buſens verhindert. Ein entwickelter Buſen iſt nach tſcherkeſſiſcher Anſicht für eine Jungfrau unſchicklich, und wird als ein heiliges Attribut der Mutter für ihre Kinder betrachtet. Die Bruſt der Jungfrauen iſt deßhalb bis zu der Geburt ihres erſten Kindes flach. Damit entwickelt ſich aber der Buſen zu der lieblichen Form, wie er den jungen Frauen Tſcherkeſſiens eigenthümlich iſt. Auch die Schuhe umſchließen die Füße ſo eng als möglich. Die an und für ſich dürftige Nahrung der Tſcherkeſſen wird dem Mädchen noch verkürzt, um dadurch eine zu große Ausbildung des Körpers zu verhindern. Auf dieſe Weiſe unterſtützt die Kunſt die an und für ſich ſchöne Geſtalt eines tſcherkeſſiſchen Mädchens. Mit Stolz blickt aber jede tſcherkeſſiſche Mutter auf ihre ſchöne Tochter.

Wie überhaupt das weibliche Geſchlecht bei allen Bergvölkern Aſiens ſich einer größern Freiheit erfreut, ſo ſind die Mädchen ebenfalls auch bei den Tſcherkeſſen, ſelbſt wenn ſie die Jahre der Mannbarkeit erlangt haben, nicht aus dem öffentlichen Leben verbannt, wie es ſonſt in Aſien der Fall iſt. Die Jungfrau tummelt ſich mit ihren Vettern herum, und verſteht oft eben ſo geſchickt als dieſe das Roß zu lenken und den Bogen zu ſpannen. Die beiden vorzüglichſten Reiſenden in Tſcherkeſſien Marigny und Bell erzählen uns in ihren Reiſeberichten ſehr häufig, daß junge Mäd-

chen ſie beſucht hätten. Die jungen Prinzeſſinnen des Jndar Oku thaten alles Mögliche, um ihre Gäſte noch länger zu feſſeln. Bell erhielt oft von ganz fremden Mädchen Beſuch, und wurde mit Geſchenken an allerhand Früchten und Süßigkeiten überhäuft. Wenn die Mädchen auch im allgemeinen dem Willen des Vaters oder ältern Bruders untergeordnet ſind, ſo behaupten ſie nicht ſelten bei ihrer Verheurathung eine Selbſtändigkeit, die man nicht vermuthen ſollte, und willkürlich ertheilen ſie nicht ſelten denen, die ſich um ſie bewerben, eine abſchlägige Antwort. Jm Norden Tſcherkeſſiens iſt ein Mädchen, Diſſepli mit Namen, weniger wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Klugheit und Geſchicklichkeit durch den ganzen Kaukaſus berühmt, und noch vor wenigen Jahren konnte kein Jüngling ſich rühmen, ihre Gunſt erhalten zu haben. Jhre Stickereien und Treſſen wurden begierig von allen jungen Leuten geſucht, und häufig um einen hohen Preis gekauft. Jhre arme Familie erfreute ſich mit der Zeit einer ſolchen Menge Geſchenke, daß ſie allmählich wohlhabend wurde. Durch ihren Anſtand und imponirendes Weſen erhielt ſie jeden Fremden in Schranken, und der war glücklich, der ſich auch nur der geringſten Gunſt rühmen konnte. Mit ihren Verwandten und den Jünglingen der Verbrüderung zu der ſie gehörte, lebte ſie auf vergnügte aber immer anſtändige Weiſe, und dieſen war es erlaubt, manchen Scherz mit ihr zu treiben. Ein Kuß würde jedoch ſtets zu den unſchicklichen Dingen gehört haben.

Dieſe größere Freiheit der Mädchen und das geſellige Leben der jungen Leute iſt auch die Urſache, daß die Ehen der Tſcherkeſſen durchaus nicht denen der übrigen Orientalen gleichzuſtellen ſind. Wie die Frau zu ihrem Mann in einem ſelbſtändigen Verhältniß ſteht, ſo iſt auch den jungen Leuten wenigſtens ſtillſchweigend erlaubt, bei der Wahl des zukünftigen Begleiters die Hauptſtimme zu haben. Der Vater (oder wo dieſer geſtorben iſt, der ältere Bruder) überläßt es in der Regel dem Sohne und oft auch der Tochter, ſich den Gemahl ſelbſt zu wählen. Es gereicht den Jünglingen zur Ehre, daß Reichthum und Schönheit bei der Wahl des Herzens ſie weniger beſtimmen als Liebenswürdigkeit und Klugheit. Diſſepli, von der ich ſchon oben geſprochen habe, war, wie Bell berichtet, durchaus nicht ſchön, und doch bewarben ſich viele reiche Jünglinge um ihre Hand, die ſie trotz des Wunſches der Eltern

jedesmal verſagte. Selbſt Sklavinnen weigern ſich bisweilen, ihrem Herrn bei der Wahl eines Gemahls Folge zu leiſten und Bell *) erzählt ein dieſe Behauptung beſtätigendes Beiſpiel, wo eine ſchöne Sklavin einen andern Sklaven von nogaiſchem Stamme heirathen ſollte. Da ſie dem Befehle nicht Folge leiſtete, erhielt ſie die ihr zukommende Strafe. Vergebens war auch dieſe, und da der Herr ſie zwingen wollte, erhing ſie ſich aus Gram darüber an einem Baum. Ihr Bruder ergrimmt über das unbarmherzige Verfahren des Herrn, ſuchte das Blut ſeiner Schweſter durch den Tod ihres Mörders zu ſühnen. Glücklicherweiſe war die Wunde die der Herr davon trug nicht tödtlich. Scaſſi hat demnach ganz Unrecht, wenn er behauptet, daß die Tſcherkeſſen das Wort „Liebe" gar nicht in ihrer Sprache hätten. Marigny **) widerſpricht ſchon und führt in ſeiner Sammlung tſcherkeſſiſcher Worte die Bezeichnung auf. In ihr liegt ſogar der ganze Ausdruck der Liebe und das tſcherkeſſiſche Sedschias (ich liebe) hat unendlich mehr Milde als unſer „ich liebe," das franzöſiſche j'aime oder das engliſche I love.

Nächſt der Liebenswürdigkeit des Mädchens hat das Anſehen und die Macht der Familie oder Verbrüderung zu der ſie gehört, den meiſten Einfluß bei der Wahl eines jungen Mannes, und dieſen letzteren opfert er oft alle anderen Rückſichten. Der Erzieher, welcher das ganze Leben hindurch noch in großem Anſehen ſteht, hat auch bei der erſten freien Handlung ſeines Zöglings eine gewichtige Stimme, und weniger durch Schönheit und Liebenswürdigkeit beſtochen, berückſichtigt er die übrigen Vortheile, die aus einer ſogenannten guten Partie entſtehen könnten. Nicht leicht (und zwar geſchieht dieſes nur im Weſten) gibt er zu, daß ſein Zögling ein Mädchen aus niedrem Stande heurathet, und entdeckt dann, um größern Unannehmlichkeiten vorzubeugen, deſſen Neigung den Eltern, die aber nur ſelten ihren Sohn abzubringen vermögen. Bisweilen kommt es aber vor, daß die einzige Tochter eines angeſehenen Fürſten ihren Rang auf ihren niedriger gebornen Mann überträgt.

---

*) Bell Journal II. Vol. p. 41.

**) Potocki Voyage. Tom. I. p. 359.

Wie der Mann mehr die Eigenſchaften ſeiner Geliebten bewundert und dieſen den Vorzug vor Schönheit und Reichthum gibt, ſo achtet auch das Mädchen an ihrem Geliebten nur Tapferkeit, Muth und ein ritterliches Weſen über alles. Ein Mann der nie im Kampfe geweſen und keinem Raubzug beiwohnte, buhlt umſonſt um die Gunſt einer Tſcherkeſſierin. Freudig ſieht die Braut ihren Bräutigam zum blutigen Strauße ausziehen, und erwartet harrend die Stunde der Rückkehr, wo ihr vielleicht ein Theil der Beute zukommt.

Die unnatürliche Sitte, die Kinder ſchon vor ihrer körperlichen Ausbildung mit einander zu verheurathen, findet ſich in Tſcherkeſſien nicht, und es ſind Fälle, wo junge Leute erſt im dreißigſten Jahre in den Stand der Ehe treten. Gewöhnlich geſchieht es aber, daß ein Jüngling ſchon vom zwanzigſten bis vierundzwanzigſten Jahre, und zwar meiſt ein Mädchen von gleichem Alter oder nur wenige Jahre jünger heurathet. Aus dieſer Urſache erklärt es ſich auch, warum das tſcherkeſſiſche Volk trotz aller fremden Beimiſchung, welche es mit der Zeit erfahren, ſich ſeine wohlgebildete Figur über ein Jahrtauſend erhalten hat. Ferner mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Verwandte unter ſich keine ehelichen Verbindungen eingehen dürfen; denn es iſt allgemein anerkannt, wie nachtheilig es für die körperliche Ausbildung der Kinder iſt, wenn immer nur die Verwandten unter einander ſich verheurathen. Es iſt ſelbſt einem jungen Mann nicht erlaubt, ein Mädchen, das zu derſelben Verbrüderung gehört, zur Gefährtin ſeines Lebens zu nehmen, denn alle Glieder einer Verbrüderung werden als mit einander verwandt betrachtet.

Wie bei uns bringt deßhalb der Jüngling in Tſcherkeſſien dem Mädchen, das ſeine Liebe beſitzt und dieſe ſich zu erhalten verſtanden hat, ſeine Huldigungen dar, und verſäumt keine Gelegenheit, um ihr ſeine Aufmerkſamkeit an den Tag zu legen. Die Geliebte ſeines Herzens zeigt ſich wie im gebildeten Europa zuerſt ſpröde, und verſteht ebenſo gut durch erzwungene Gleichgültigkeit und darauf folgende kleine Gunſtbezeugungen ihren Verehrer an ſich zu feſſeln. Wenn er nun glaubt, ihre Liebe zu beſitzen oder ſogar ſchon von derſelben Gewißheit hat, dann ſchreitet er zu den Mitteln um zu ihrem Beſitz zu gelangen. Anſtatt es nicht ſelten bei uns Sitte iſt, mit der Frau auch eine gewiſſe Summe Geldes zu

erhalten, ſo verhält es ſich in Tſcherkeſſien und faſt im ganzen Orient umgekehrt, indem der Bräutigam geradezu gezwungen iſt, ſeine Geliebte den Eltern um einen beſtimmten Preis, den Brautpreis (Kalim), abzukaufen. Er ſchickt deßhalb zuerſt einen guten Freund oder ſeinen frühern Erzieher an die Eltern ſeiner Wünſche ab, entweder um zuvor deren Willen zu erfahren, oder um ſogleich mit dieſen zu unterhandeln. Die Eltern verſtehen in der Regel die Gelegenheit zu benützen, und je nach dem Reichthume des jungen Mannes und der Liebenswürdigkeit und Schönheit der Tochter wird der Preis feſtgeſetzt. Nach langem Unterhandeln iſt der Handel abgeſchloſſen. Aber oft hat der Bräutigam nicht ſo viel im Vermögen, um den Kalim zu bezahlen. In dieſem Falle nimmt er die angeborne Gutmüthigkeit und Freigebigkeit ſeiner Freunde und Verwandten in Anſpruch, und ladet dieſe zu einer Verſammlung bei ſich ein. Hier gibt er ſeinen Wunſch ſich zu verheurathen kund. Weit entfernt, daß irgend einer nur das Geringſte dagegen ſagte, beeifert ſich ein jeder, das was er entbehren kann, ſeinem heurathsluſtigen Freunde zu übergeben. Nach ein paar Tagen iſt er oft ſchon im Stande den Brautpreis zu zahlen, und theilt es nun den Eltern ſeiner Geliebten mit. Oft erlauben auch dieſe ihrem künftigen Schwiegerſohne einen Theil des Brautpreiſes nach und nach abzuzahlen.

Alsbald wird die freudige Nachricht allen Verwandten mitgetheilt, und dieſe finden ſich zu einem großen Feſte, an dem Jung und Alt Theil nimmt, ein. Der Bräutigam hat aber bis jetzt noch kein Recht auf ſeine Braut, die mehr als je die Sprödе ſpielt. Ja in der Regel nimmt eines oder das andere der beiden Hauptperſonen gar nicht an den allgemeinen Vergnügungen der Jugend Theil. Ich habe nicht nothwendig hier die Art und Weiſe der Beluſtigungen aufzuführen, da es immer dieſelben ſind, deren ich ſchon bei der Zurückgabe des Zöglings Erwähnung gethan habe. Das Feſt dauert meiſt nur einen Tag, und endigt mit einem Gaſtmahl.

Die Braut bleibt nur ſelten bei den Eltern, und wird entweder von einer Familie aus der Verwandtſchaft ihrer Eltern oder ihres Bräutigams aufgenommen. In einigen Gegenden iſt es ihr nicht erlaubt, das ihr angewieſene Zimmer in der Zeit ihrer Verlobung zu verlaſſen. Die Schweſtern oder Couſinen des Bräutigams

ſind aber verbunden für die Unterhaltung derſelben Sorge zu tragen, und ihren Aufenthalt durch allerlei Süßigkeiten und Näſchereien zu verſüßen. Die Braut darf in der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft nicht viel ſprechen, und wiederum liegt es den Schweſtern ihres Bräutigams ob bei Beſuchen, welche ſich in der Regel zahlreich einſtellen, die Unterhaltung zu führen. Sie ſelbſt ſitzt unbeweglich auf ihrem Teppiche, und ſieht gerade vor ſich hin. Der Bräutigam darf ſie nie am Tage und noch viel weniger in Gegenwart einer dritten Perſon ſehen, daher er zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen muß, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Aber wieder ſind es ſeine Schweſtern und der eine oder andere gute Freund die ihn unterſtützen. Gegen die Familie, in der ſeine Braut ſich befindet, iſt er in hohem Grade zuvorkommend, ſucht ſich durch allerhand Leckereien und Geſchenke deren Gunſt zu erwerben und des Nachts, wenn Jedermann ſich dem ſüßen Schlafe übergeben hat, erſcheint er erſt in dem Zimmer ſeiner Liebe.

Hiemit iſt er verlobt, und nur bei ſehr armen Familien auch verheurathet. Die Zeit, die zwiſchen der Verlobung und der Verheurathung liegt, iſt unbeſtimmt, dauert aber nie lange, wenn nicht beſondere Hinderniſſe eintreten. Gewöhnlich wartet man nur vierzehn Tage, vier Wochen oder höchſtens zwei Monte, und auf dieſelbe Weiſe wie die Verlobung gefeiert wurde, vergnügt man ſich am Hochtzeitstage. Wie ebenfalls dort zwiſchen den Verlobten ſelbſt keine Feierlichkeit ſtatt fand, ſo iſt eben nur das Feſt ſelbſt die Feierlichkeit und die Ceremonie, welche Braut und Bräutigam zu Weib und Mann macht. Im Gegentheil ſpielen die beiden am meiſten Betheiligten bei dem Feſte, was ſie doch allein hervorgerufen haben, gar keine Rolle, und es iſt ſelbſt unſchicklich, wenn eines der Brautleute ſich öffentlich ſehen läßt. Während beſonders die Jugend im Freien ſich herumtummelt, zieht ſich die Braut in ihr Gemach zurück, und der Bräutigam verſteckt ſich in dem dichteſten Gehölze, der finſtern Nacht mit großer Ungeduld entgegen harrend. Sobald Dämmerung eintritt, entfernen ſich die nähern Feunde und ſuchen den Bräutigam auf, um ihn bei dem Raube ſeiner Braut zu unterſtützen. Die Sitte, die Braut zu entführen, kommt bei vielen aſiatiſchen, beſonders kaukaſiſchen Völkern vor und erlaubt (wenigſtens mir) keine weitere Erklärung. Langſam und ruhig ſchleichen ſich die Verbündeten dem

Aufenthalte der Braut zu, und wählen zur Entführung den Augenblick, wo die übrige Jugend am meiſten lärmt. Der Bräutigam ergreift die harrende Braut und hebt ſie in der Zeit, wo ſeine Freunde die Verwandten der letztern, die ſcheinbar dem Raube ſich entgegenſetzen, abhalten, auf ſein Pferd, mit dieſem ſchnell ſich aller weitern Verfolgung entziehend. Hiermit iſt die Ehe geſchloſſen und der junge Mann bringt die Geliebte ſeines Herzens als ſeine Frau in das ihr beſtimmte Zimmer ſeiner Wohnung. Er hat nun das Recht das Corſet, das den zarten Körper bis dahin umſchloß, zu löſen und ergreift alsbald den ſcharfen Dolch, um den ſchönen Körper von ſeiner häßlichen Hülle zu befreien.

Den andern Tag erſcheint in einigen Gegenden der Vater bei ſeinem Schwiegerſohne und fragt nach, ob er es ſey, der ſeine Tochter entführt habe? Beruhigend gibt dieſer es zu und man unterhandelt dem Scheine nach zum zweitenmale. Jetzt iſt es Zeit je nach dem Contracte den Brautpreis ganz oder nur zum Theil abzuzahlen. Nur ſelten beſteht er in Geld, da dieſes in vielen Gauen unbekannt iſt, ſondern in der Regel aus Waffen, aus Vieh oder aus Sklaven. Früher mußten bei Fürſten und reichen Edelleuten ſtets ein Panzerhemd, Armſchienen und die übrigen dazu nöthigen Geräthe dabei ſeyn, jetzt zahlt man häufiger Pferde. Der Kaufpreis iſt nicht unbedeutend und während in Deutſchland viele Töchter dem Vater oft Sorge machen, rufen dieſe, wenn ſie nur einigermaßen hübſch und liebenswürdig ſind, in ihrer Familie einen Wohlſtand hervor, der ſich früher nicht vorfand. Schemitt Urutſuk-Oku Islam, Schwager von Haſſan Bey und Hafis Paſcha, mußte für eine abadſechiſche Wittwe an deren Familie zahlen: 200 Stück Waaren, von denen ein jedes ungefähr acht Schillinge werth war, zwei Sklavinnen und zwei Pferde. Von den zehn bis zwölf Dienern derſelben erhielt noch ein jeder vier oder fünf Stück irgend einer Waare. Außerdem hatte er ſchon früher zwei Sklavinnen, von denen eine jede einen Werth von zwölf Pferde-Ladungen*) hatte, und ſechs Pferde abgegeben.

Mit der Bezahlung des Brautpreiſes iſt die Frau Eigenthum des Mannes und der Vater derſelben kann ſie auf keine Weiſe

*) Bell Journal Vol. II. p. 42.

zurückverlangen. Daß der Tſcherkeſſe viel auf reine Sitten hält, habe ich ſchon einigemal erwähnt, und man darf ſich deßhalb nicht wundern, wenn eine junge Frau, die früher irgend einmal die weiblichen Schranken übertreten hatte und vom Manne in der Brautnacht als nicht unverſehrt gefunden wird, von dieſem alsbald ihren Eltern zurückgeſchickt wird. Die Eltern ſind nur in dieſem Falle gezwungen, den ganzen Brautpreis wiederum herauszugeben. Die unſittliche Tochter wird oft vom Vater nicht mehr ihren übrigen Geſchwiſtern als ebenbürtig erkannt und in der Regel alsbald verkauft.

Scheidungen kommen nicht ſelten vor und der Mann ſchickt dann einfach ſeine Frau ihren Eltern zurück; der Brautpreis jedoch iſt verfallen und kann nie zurückverlangt werden. Ein ſolches Zurückſenden der Frau erregt aber große Feindſchaft, und die Verbrüderung, zu der der Mann gehört, ſucht deßhalb oft dieſen zu beſtimmen, ſeine Frau wieder zu ſich zu nehmen. Im erſten Jahre ſind die Eltern gezwungen, die Tochter auf Verlangen zurückzugeben, allein ſpäter hängt es von ihnen ab, ob ſie ſich der Anforderung unterwerfen wollen, und in einigen Gegenden haben ſie das Recht zum zweitenmale einen Brautpreis zu verlangen. Dieſe Verhältniſſe ſind übrigens in den verſchiedenen Gauen verſchieden.

Daß Entführungen von Mädchen und Frauen bei den Tſcherkeſſen vorkommen, darf bei einem ſo ritterlichen Volke nicht auffallen. In der Regel treten ſie, wie bei uns, dann ein, wenn der Vater wegen Ungleichheit des Standes ſeine Einwilligung geradezu verſagt hat und die jungen Leute ſich ſchon vorher verſtändigt hatten. Wenn der Entführer die Entführte nicht gutwillig herausgibt und ſeine Verbrüderung ihn in dem Beſitze ſchützt, ſo werden nicht ſelten die langwierigſten Streitigkeiten und Feindſchaften, wobei dann oft das Vaterland und die gemeinſame Gefahr in den Hintergrund tritt, hervorgerufen. Als die Ruſſen im Jahre 1837 Ardler eingenommen hatten, brach wegen einer Entführung zwiſchen zwei Verbrüderungen eine ſolche Feindſchaft aus, daß bei einem Zuſammentreffen fünfzehn Perſonen theils getödtet, theils ſchwer verwundet wurden. Vergebens ſchrieb man eine Volksverſammlung aus; es kam wieder zu einem Handgemenge, wobei zwei oder drei erſchlagen und mehrere verwundet wurden. Die ganze Verſammlung ging unverrichteter Sache aus-

einander. Eine ſolche Entführung war ferner die Urſache, daß die an der tſcherkeſſiſchen Küſte zu Gelentſchik und Pſchad errichteten Handels-Niederlagen aufgegeben werden mußten. Einer von Scaſſi's Agenten, Mudroff, ein Grieche von Geburt, raubte mit Hülfe des Nogai, eines Sohnes Indar-Oku's, die Tochter eines Edeln. Da er nun hartnäckig die Herausgabe ſeiner Geliebten verweigerte, und der mächtige Indar-Oku ſeine Gäſte, die Ruſſen, gegen alle Beleidigungen ſchützte, ſo wurde der Grund zu einer Feindſchaft unter den Tſcherkeſſen und zu einem Mißtrauen gegen Indar-Oku gelegt, die bis jetzt noch nicht ganz vergeſſen ſind. Den ganzen Verlauf der Sache erzählt weitläufig Marigny in ſeinem Reiſeberichte, auf den ich ſchon oben Gelegenheit hatte mich zu berufen.

Von den Beſchäftigungen der einzelnen Glieder einer Familie habe ich bereits im allgemeinen geſprochen, und es bleibt mir nur noch übrig, dieſe einzeln noch etwas näher zu betrachten. Handel und Induſtrie haben in Tſcherkeſſien nie geblüht und blühen eben ſo wenig jetzt. Jagd und Krieg ſind wie vor tauſend Jahren ſo auch jetzt noch die Lieblings-Beſchäftigungen des Tſcherkeſſen. Eine Menge wilder Thiere halten ſich in den undurchdringlichen Wäldern, beſonders des Nordens, auf, und geben dem Tſcherkeſſen hinlänglich Gelegenheit, ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit an den Tag zu legen. Aber er jagt nur was ihm einen Nutzen bringt, daher alle ſogenannten reißenden Thiere wie Schakals, die in großer Menge allenthalben vorkommen, und Bären ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Wölfe ſcheint es nur wenige in Tſcherkeſſien zu geben, deſto mehr aber Füchſe und Dachſe. Sein Lieblings-Jagdthier iſt das wilde Schwein, das in den ſumpfigen Ebenen des Nordens häufig lebt und durch ſeine enorme Größe (die Bell mit der einer Kuh vergleicht) ſich auszeichnet. Die Jagd iſt gefährlich und oft kommen bedeutende Verletzungen der Jäger, ja bisweilen der Tod (wenigſtens in Folge derſelben) vor. Wildpret hat Tſcherkeſſien in Menge, trotzdem aber wird es nur wenig gejagt; Rehe, Hirſche, beſonders Damhirſche, Gemſen und Steinböcke, von denen der Kaukaſus übrigens mehrere Arten zu haben ſcheint, kommen allenthalben, die erſtern häufiger in den Ebenen und Thälern, die letztern hingegen nur auf den bedeutendern Höhen des Südens vor, Haſen ſind im Ueberfluß vorhanden. In

den Gauen der Abadſechen, Beslenen und Mochoſchen hält ſich auch noch unſer europäiſcher Rieſe, der Auerochſe, auf und es iſt zu erwarten, zumal die wenigen Ueberbleibſel dieſes früher auch in Deutſchland lebenden Thieres von der ruſſiſchen Regierung in ſeinem letzten europäiſchen Zufluchtsorte in Litthauen geſchützt werden, daß dieſer Repräſentant eines großartigen Geſchlechtes der Wiederkäuer erhalten wird.

An Geflügel hat Tſcherkeſſien einen großen Reichthum und es iſt leider noch nicht ſo bekannt, um ein Bild von ihm zu entwerfen. Scharr-, Schwimm- und Sumpfvögel kommen in großer Menge vor und zwar die erſtern häufiger im Innenlande, die letztern hingegen an der Meeresküſte und an den größern Flüſſen. Beſonders reich iſt Tſcherkeſſien an Faſanen, dieſen bei uns gepflegten Vögeln, und ohne große Mühe kann man ſie mit Schlingen und Fallen fangen. Für den Tſcherkeſſen ſind ſie aber zu unbedeutend, um mit der Flinte ihnen nachzuſtellen. Selbſt den ebenfalls nicht ſeltenen Auerhahn hält er dieſer Ehre nicht werth, zumal ſeine Kochkunſt es noch nicht bis zu der Feinheit gebracht hat, das ungenießbare, harte Fleiſch desſelben genießbar zu machen. Rebhühner, und zwar verſchiedene Arten, kommen in der Ebene und in den Höhen vor, in den letztern auch Schneehühner. An wilden Tauben (allerhand Arten) iſt Ueberfluß. So viele Sumpfvögel es auch gibt, ſo genießt man ſie doch nirgends und von den zahlreichen Enten und Gänſen macht man nur wenig Gebrauch.

Vom Kriegshandwerk habe ich ſchon oben geſprochen. Der Tſcherkeſſe, beſonders ſeit die Kabarder der Krim ſich bei ihm niederließen, war gewohnt zu herrſchen, und Raub auf fremdem Gebiete wurde allmählich zu einer religiöſen Ueberzeugung. Seit Jahrtauſenden raubte er in den Ebenen und auf dem Meere, und nach Dubois de Montpereux ſind Homers Läſtrigonen kein anderes Volk geweſen, als die Tſcherkeſſen. Tſcherkeſſen waren es wiederum, welche dem pontiſchen Könige Mithridates nicht erlaubten auf ihrem Gebiete nach Phanagoria, der Hauptſtadt des bosporiſchen Reiches, zu ziehen, und wiederum durch Tſcherkeſſen geſchahen die häufigen Ueberfälle in Gruſien. Aus Tſcherkeſſen ſind wahrſcheinlich, wie ich oben ſchon geſagt, ſowohl die Dniepr- als auch die Don-Koſaken entſtanden und es waren immer dieſelben Tſcher-

keſſen, die zur Zeit als Chardin von der Krim nach Mingrelien reiste, durch Räubereien ſich auszeichneten. Endlich ſind es von neuem Tſcherkeſſen, die jetzt es wagen, Rußlands Heeren ſich entgegenzuſetzen und jeden Fleck auf ihrem Gebiete tapfer vertheidigen. Große Opfer bringen die Ruſſen, um das unbedeutende Völkchen der Tſcherkeſſen zur Ruhe zu bringen.

Die Menſchen, welche ſie raubten, wurden größtentheils nach Konſtantinopel verkauft, wo beſonders die Töchter der benachbarten kaukaſiſchen Völker unter dem Namen Circaſſierinnen hoch bezahlt wurden. Suchum-Kaleh, Sudſchuk-Kaleh und Anapa waren die Häfen, wo ein wichtiger Handel mit Sklaven getrieben wurde. Erſt den großen Anſtrengungen und bedeutenden Opfern der Ruſſen verdanken wir es, daß dem räuberiſchen Leben der Tſcherkeſſen jetzt ein Ende gemacht wird. Alle Plätze, von wo aus ſie die geraubten Menſchen ausführten, haben die Ruſſen beſetzt und wenn ſie auch fortwährend noch Einfälle machen, ſo ſind ſie doch gezwungen, ihre Gefangenen zu behalten und ſie höchſtens zur Auswechslung gegen tſcherkeſſiſche anzubieten.

Seeräuberei iſt ihnen jetzt durch die ruſſiſche Beſetzung der Küſte und durch das ſtete Kreuzen ruſſiſcher Schiffe ganz unmöglich gemacht worden, aber noch vor fünfzehn Jahren war der ſchon einigemal erwähnte Haſſan-Bey, der Bruder des türkiſchen Generals Hafis Paſcha, einer der kühnſten Seeräuber, während im Norden ein gemeiner Tſcherkeſſe, Diſſi Dunachai, die unverſchämteſten Landräubereien beging. Für den erſten Fall bedienten ſich die Tſcherkeſſen kleiner flacher Fahrzeuge (Kaf tſcherk., Achwat abaſſ., Gemet tat.), die höchſtens 60 bis 70 Mann faſſen konnten, und mit vieler Geſchicklichkeit ſegelten ſie mit dieſen leichten und gefährlichen Galeeren weit hinaus ins offene Meer, um Kauffahrteiſchiffe zu überfallen oder an fremder Küſte zu plündern. Wenn ſie verfolgt wurden, ruderten ſie mit aller Emſigkeit der Küſte zu und liefen in irgend einem kleinen Fluſſe ein, wohin ſie, da die meiſten derſelben am Ausfluſſe mehr oder weniger verſandet ſind, nicht verfolgt werden konnten. Das flache Fahrzeug wurde ſchnell von der ganzen Mannſchaft ergriffen und in den dichten Wäldern verſteckt. Es ſcheint als wenn die Tſcherkeſſen ſich immer der Kaf's bedient hätten, denn ſchon die Alten erwähnen ſie unter dem Namen der Camaren und wahr-

ſcheinlich iſt es, daß Ammianus Marcellinus und Plinius ihr Volk der Camariten daraus bildeten.

Marigny*) beſchreibt dieſe Fahrzeuge näher und ich entlehne ihm, um vollſtändig zu ſeyn, deren Beſchreibung. Sie ſind flach, haben keinen Kiel und ihre Bekleidungen hat man mit Nägeln und hölzernen Pflöcken an den Rahmen befeſtigt. Am Vordertheil erhebt ſich eine Figur, den Kopf irgend eines Thieres darſtellend. Dieſes zu entziffern iſt aber ſchwierig; die Tſcherkeſſen behaupten indeß, es ſey der Kopf einer Ziege. Die Ruder ſind kurz, aber an langen Stangen befeſtigt. Am Ende derſelben befindet ſich eine hölzerne Handhabe. Auf dem Fahrzeuge ſelbſt haben ſie eine Art Steuerruder und ein viereckiges Segel.

Wenden wir uns nun zu den mehr häuslichen Beſchäftigungen, ſo ſind Ackerbau und Viehzucht hauptſächlich einer nähern Beſchreibung werth. Der erſtere wird nur in ſo weit betrieben als er zum eigenen Bedarf nothwendig iſt. Ausgeführt wird keinerlei Getreide. Die fruchtbaren Thäler und Ebenen baut man in der Regel etwas mehr, um den Ueberfluß an die in den Gebirgen wohnenden Landsleute abzugeben. Die beliebteſte Getreideart iſt die Hirſe, aus der meiſtens Getränke und Speiſen, wenigſtens zum Theil bereitet werden. Panicum italicum L. wird in Tſcherkeſſien allen übrigen Hirſenarten vorgezogen, aber außerdem beſitzen die dortigen Bewohner auch mehrere Abarten der gemeinen Hirſe (Panicum miliaceum L.), die durch reichlichen Ertrag ſich auszeichnen. Nächſt ihr wird viel türkiſcher Weizen (oder Mais) in Tſcherkeſſien gebaut. Weizen ſoll nach Bell ſehr ſelten vorkommen, deſto häufiger aber Roggen, Gerſte und Hafer. Was mich anbelangt, ſo habe ich nirgends im Kaukaſus geſehen, daß man Roggen angebaut habe, und Roggenbrod erhielt ich nur aus Caſernen, wohin dieſe Getreideart von Rußland aus geſchickt wird. In der Kabardah, dem Theile Tſcherkeſſiens, den ich allein bereist habe, war der Roggen ganz unbekannt und man ſagte mir, daß er ſich nirgends im Kaukaſus vorfinde. Die Urſache liegt in einer Vorliebe zum weißen Brode, nur mit größtem Widerwillen aßen meine Dolmetſcher Roggenbrod, an das ich aber vom Vaterhauſe aus ſo ſehr gewöhnt war. Es iſt wohl deßhalb mög-

*) Potocki Voyage, Tom. I. pag. 267.

lich, daß Bell, der ſich nur wenig um die Oekonomie Tſcherkeſſiens bekümmerte, Weizen und Roggen verwechſelt hat. Doch fern ſey es von mir mit Gewißheit zu behaupten, daß Roggen, weil er mir nirgends im Kaukaſus vorkam, daſelbſt gar nicht exiſtire. Wahrſcheinlich iſt es aber. Ebenſo habe ich Hafer im Kaukaſus ſehr ſelten geſehen und er wird daſelbſt auch deßhalb überflüſſig, weil die Pferde mit Gerſte gefüttert werden. Dieſe Getreideart findet man faſt allein im hohen Gebirge benutzt, und ſie liefert das dortige Brod.

In den fruchtbaren Ebenen und Thälern macht ſich der Tſcherkeſſe ſeine Landwirthſchaft leicht, indem er ſich ein fruchtbares Stück Land auswählt, es mit einem unbeholfenen Pfluge oder mit einer Hacke umwühlt und ſo zur Aufnahme des Getreides fähig macht. An ein Düngen des Bodens denkt Niemand. Iſt mit der Zeit alle Nahrung aus dem Boden gezogen, ſo macht er ein anderes Stück Land urbar, brennt deßhalb ein Stück Wald nieder, rodet die Wurzeln aus und benutzt die Stelle nun als ſein Ackerfeld. Den Bewohnern des gebirgigen Südens wird es nicht ſo leicht, und mit vieler Mühe müſſen ſie dem unfruchtbaren ſteinigen Boden die kärglichen Früchte abgewinnen. Das Getreide wird in der Regel bis zur Reife dem Geſchick überlaſſen und nur, wenn ein Stück Land zum erſtenmal gebraucht wird, macht es ſich nothwendig, die zahlloſen Unkräuter, welche neben dem Getreide reichliche Nahrung finden, herauszujäten. Die Ernte tritt nach den Gegenden in verſchiedenen Zeiten ein, im allgemeinen im Norden früher als im Süden. Man leiſtet ſich dabei gegenſeitig Hülfe und große Schaaren von Menſchen ziehen zum Umpflügen und Säen, zum Jäten, zum Mähen und Einernten aus. Die gemeinſchaftliche Arbeit ruft Fröhlichkeit, bei der freilich nicht immer viel gethan wird, hervor und wer vorbeigeht, nimmt nicht ſelten Theil. Rabestuacho (Glück auf) ruft der Wanderer den Arbeitern zu und Bauhapſchi (möge es auch dir gedeihen) antworten dieſe.

Wie es bei uns Sitte iſt, daß jedermann, der über einen Acker, wo geerntet wird, geht, mit einem ſchnell verfertigten Strohbande angebunden wird und durch ein Geſchenk ſich löſen muß, ſo ſcheint auch nach Bell*) in Tſcherkeſſien ziemlich dieſelbe

*) Bell Journal, Vol. I. pag. 227.

Sitte zu herrſchen. Als Bell bei einem fröhlichen Schnitterhaufen vorbeizog, kamen alsbald einige Arbeiter mit wildem Geſchrei herbei, ſchlugen unbarmherzig auf Roß und Reiter und zogen einen der Diener ſogar vom Pferde, ihn im Triumph davon tragend. Er wurde ſo lange zurückbehalten, bis ein Schaf als Löſegeld bezahlt wurde. Ein anderer mußte eine Quantität Honig zur Bereitung von Buſah zahlen.

Scheunen ſind nicht vorhanden, und zur Aufbewahrung des Getreides baut man ſogenannte Schober. Die Art und Weiſe, wie die Körner aus dem Strohe gewonnen werden, iſt verſchieden von der unſrigen, ähnelt aber der, wie ſie in der heiligen Schrift hin und wieder beſchrieben wird. Da man das Stroh auf keine Weiſe weder zum Streuen, noch zum Düngen braucht, ſo wird beim Auskörnen auch nicht auf die Erhaltung desſelben Rückſicht genommen. Auf einer Art Tenne breitet man es aus und läßt die Körner durch Ochſen austreten. Ein eigenes mit ſpitzigen Steinen beſchlagenes Brett, auf dem ein Mädchen oder ein Knabe ſteht, wird von dieſen im Kreiſe herumgeführt und unterſtützt durch das Zerreiben der Aehren das Auskörnen. Gereinigt wird es auf dieſelbe Weiſe wie bei uns.

Da man ſelten Brod bäckt, ſo gebraucht man auch, um Mehl zu bereiten, nur ſelten die Mühlen, die ſich deßhalb in einem rohen Zuſtande befinden. Die Hirſe wird in der Regel nur in einem Mörſer zerſtoßen und dann ſogleich benutzt. Oder will man ſie enthülſen, ſo nimmt man zwei Klötze eines harten Holzes und treibt dieſe mit der Hand herum. Um Mehl zu gewinnen, gebraucht man eine Art Mühlſteine und dreht ſie mit den Händen herum. Nur hie und da hat man kleine und einfache Waſſermühlen mit horizontalen Rädern.

Dieſelbe Aufmerkſamkeit, welche man dem Getreidebau widmet, verwendet man auch auf den Gemüſe- oder Gartenbau, d. h. man baut eben ſo viel, als man für den eigenen Haushalt braucht. Die meiſten Sorten unſeres Kern- und Steinobſtes wachſen wild und nur bei wenig Pflege müßte man vorzügliches Obſt erhalten; ſo pflanzt man aber kaum in der Nähe der Wohnung einige Obſtbäume und überläßt ſie dann dem eigenen Geſchicke. Suhoff irrt daher ſehr, wenn er die Obſtcultur Tſcherkeſſiens

anpreist *) denn nirgends, die Weinbeeren und zum geringen Theil die Pfirsiche ausgenommen, findet man so schlechtes Obst als in den kaukasischen Ländern, dem eigentlichen Vaterlande des Obstes. Selbst in den jenseitigen Ländern in Grusien sind Aepfel und Birnen schlecht, und in der Kabarda erhielt ich Aepfel, die kaum genießbar waren. Kirschen und Zwetschgen liebt man gar nicht. Trotzdem ist besonders längs der östlichen Küste des schwarzen Meeres ein großer Reichthum an Obstbäumen jeder Art vorhanden. Der Weinstock wächst, wenigstens in den südlicheren Gegenden am schwarzen Meere wild, und schlängelt sich in zahlreichen Reben von einem Baum zum andern. Die Beeren werden viel benützt, und man geht in den Wald, um so viel zu holen, als nöthig sind. Die Ubychen bereiteten seit langer Zeit einen vorzüglichen Wein, der unter dem Namen Sana durch den ganzen westlichen Kaukasus berühmt ist. Auch die übrigen Abassen befleißigen sich hie und da seiner Bereitung. Wichtiger sind aber die Beeren wegen der Bereitung des oben angegebenen Tuschag oder eingedickten Traubensaftes. Die Maulbeerbäume kommen häufig vor, werden aber gar nicht benützt, und so einträglich auch die Seidenzucht seyn könnte, so gibt man sich doch nicht die Mühe sie zu cultiviren. Nach Bell soll sie jedoch in den Thälern der Pschad, der Tuabs und in dem transmontanen Abassien betrieben werden. Der Lorbeer ist im westlichen Tscherkessien vorhanden, wird aber nicht geachtet. Mehr Sorgfalt verwendet man noch auf den Gemüsebau, und wie ich schon oben gesagt habe, befindet sich fast in der Nähe einer jeden Wohnung eine Art Gemüsegarten. Bohnen liebt man im ganzen Kaukasus, und sie bilden in der Fastenzeit bei den Mohammedanern mit Essig eingemacht fast die einzige Speise. Die Abadschen scheinen sich ihrer Cultur am meisten zu befleißigen und besitzen verschiedene Spielarten der Busch- und Stangenbohne von gutem Geschmack und reichlichem Ertrage. Großentheils ähneln sie unsern sogenannten Wachsbohnen. Arabische Bohnen habe ich nie aus Tscherkessien gesehen, man baut aber daselbst unter diesem Namen eine weiße Bohne mit wachsfarbener Hülse, die zwar erst spät, aber desto reichlicher trägt. Erbsen und Linsen findet man nur selten, und unsere Kohlarten,

*) Suboff Kartina. Theil III., Seite 60.

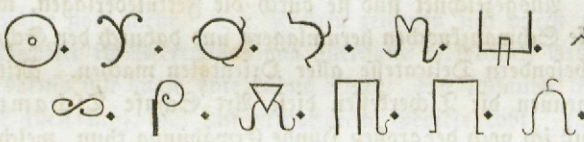
ſo wie Kartoffeln ſind gänzlich unbekannt. Da alle pikanten Kräuter von den Kaukaſiern geliebt werden, ſo erfreuen ſich eine Menge Lauch-Arten einer beſondern Cultur; außerdem wird viel ſpaniſcher Pfeffer und Baſilicum gebaut. Mehrere Ampfer-Arten, vorzüglich die ſäuerlichen Sorten, werden mit Eſſig eingemacht gegeſſen. Den Keuſchlamm-Strauch, deſſen Beere den kaukaſiſchen Pfeffer bilden, ſcheinen die Tſcherkeſſen nicht zu beſitzen, und deſſen Früchte demnach aus den transkaukaſiſchen Ländern zu beziehen.

Größere Aufmerkſamkeit verwenden die Tſcherkeſſen auf die Viehzucht, und nach der Anzahl der Pferde und Ochſen wird der Reichthum der einzelnen Familien beſtimmt. Man findet oft Heerden von mehreren hundert Stück verſchiedener Art, die einem einzigen Herrn angehören. Das Vieh findet ſich, mit Ausnahme der ſüdlichen Thäler, immer auf der Weide, und eine beſondere Stallfütterung für die Winterzeit iſt zum großen Theil unbekannt. Bell behauptet jedoch, daß im Norden Tſcherkeſſiens auch Heu gemacht und geerntet würde. Da das Vieh beſtändig auf der Weide iſt, ſo ſieht es den Sommer über wohlgenährt, im Winter hingegen mager und dünn aus, und in einem harten Winter geht gewöhnlich eine große Menge zu Grunde.

Vor allem liebt man die Pferde, die treuen Begleiter des Tſcherkeſſen auf dem Wege des Ruhmes und der Ehre. Sie ſind vorzüglich und erfreuen ſich durch den ganzen Kaukaſus eines hohen Preiſes. Schon ſeit den älteſten Zeiten erkannte man ihren Werth an, und ein Theil der kabardiſchen und die fünf Berge führen bei den Alten den Namen der Pferde- (hippiſchen) Berge. Sie ſind etwas klein, und ihr Aeußeres dürfte eher mager genannt werden, trotzdem haben ſie aber ein gutes Ausſehen. Ihr Kopf iſt länger als bei den übrigen kaukaſiſchen Pferden, und ihr feuriges Auge thut die ihnen inwohnende Lebendigkeit kund. In der Ebene ſind ſie flink und werden von andern nur ſelten eingeholt; auf den Bergen hingegen gehen ſie ſicher vorwärts, und tragen furchtlos den kühnen Reiter an jähen Abgründen vorbei. Nach Pallas ſollen ſie ſich auch noch durch den ganzen vollen Huf ohne Pfeil auszeichnen. *) Jeder Fürſt hält ſtreng auf die Pferde-Race, welche

*) Pallas' Bemerkungen, Band I. S. 393, und die 21ſte Kupfer-Tafel.

ſeit Jahrhunderten ſchon in ſeiner Familie durch Tugenden ſich auszeichnete, und brennt ihr angenommenes Zeichen den Fohlen von einer Race auf die Hüfte. Pallas hat die Zeichen in ſeiner Reiſebeſchreibung auf einer beſondern Tafel, auf welcher er auch den ſonderbaren Huf darſtellt, abgebildet. Zu meiner Zeit waren aber folgende Zeichen, die übrigens zum großen Theil Pallas fehlen, die wichtigſten, und die Pferde, welche ſie trugen, die theuerſten.



Wie der Araber ſtreng auf die reine Race ſeines Pferdes hält, ſo nicht weniger der Tſcherkeſſe, und auf keine Weiſe duldet er die geringſte Ausartung. Die Preiſe ſind ſehr verſchieden, aber im allgemeinen beträgt der Werth eines ausgezeichneten Pferdes ſtets gegen 200 Rthlr. Mittelmäßige hingegen kauft man in der Regel mit 30 und 40 Rthlr.

Nächſt den Pferden wird das Rindvieh hoch geachtet, und die Ochſen ſind es vorzüglich, die bei allen Handelsgelegenheiten die feſte Münze bilden. Während man bei uns nach Thalern rechnet, geſchieht dieſes hier nach Stück Ochſen. Trotzdem man ihr Fleiſch, wie ich oben ſchon geſagt habe, nicht liebt und das der Schafe vorzieht, ſo bringt das Vieh doch vielerlei Nutzen, ohne irgend eine Unannehmlichkeit hervorzurufen. Das ganze Jahr hindurch ernährt es ſich ſelbſt, bedarf keiner weitern Pflege, und wird allgemein zum Ziehen benutzt. Die Pferde hält man zu hoch, um ſie zu dieſem niedrigen Geſchäfte zu gebrauchen, daher muß das Rindvieh alles, was die Pferde nicht auf dem Rücken tragen, ziehen. Es muß pflügen und einernten, das Hausgeräthe in die neue Wohnung, welche erbaut worden iſt, ſchaffen, das nöthige Holz holen, und die Matronen und Kinder auf Reiſen vorwärts bringen. Erwachſene Mädchen und junge Frauen reiten gewöhnlich. Zum Fahren bedient man ſich derſelben rohen Wägen (der Arben, tſcherk. Gkuh), wie ich ſie ſchon einigemal beſchrieben habe. Allein in Tſcherkeſſien, wenigſtens in den gebirgigen Gegenden, ſind ſie kleiner und den Oertlichkeiten, auf denen ſie vor-

kommen, angepaßt. Weniger liebt man die Büffel, benutzt ſie aber in einigen Gegenden eben ſo häufig. Trotzdem dieſes Thier größer und ſtärker iſt, hat es doch wegen ſeiner ungemeinen Trägheit und Langſamkeit weniger Nutzen, nimmt aber auch mit einer geringen Nahrung fürlieb. Endlich findet man auch Schafe und Ziegen in großer Menge in dem Haushalte der Tſcherkeſſen. Die erſtern ſind größer als die unſrigen, häufig ſchwarz und anſtatt der weichen Wolle bedecken gekräuſelte oder ſchlichte Haare das Fell. Ausgezeichnet ſind ſie durch die Fettniederlagen, welche ſich um die Schwanzknochen herumlagern und dadurch den Schwanz zu einer beſondern Delicateſſe aller Orientalen machen. Mit den Tataren nennen die Tſcherkeſſen dieſe Art Schafe Tſchamtuch. Zuletzt muß ich noch der großen Hunde Erwähnung thun, welche die meiſten Familien zum Schutze der offenen Wohnungen beſitzen, und dem friedlichen Fremden, der ſich ihnen nähert, fletſchend die Zähne zeigen.

Zu den landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen der Tſcherkeſſen gehört auch die Bienenzucht, zumal, wie wir geſehen haben, nächſt der Hirſe der Honig es iſt, welcher am häufigſten genoſſen wird. Die Bienen kommen in Menge wild vor und vieler Honig, häufig in Form des ſogenannten Steinhonigs (von dem ich ſpäter noch ſprechen werde), wird in hohlen Bäumen und in Felſenklüften geſammelt. Die meiſten Familien haben aber auch eigene und oft bedeutende Bienenzucht, und in der Behandlung derſelben ſtehen ſie in nichts unſeren Bienenzüchtlern nach. Ihre Körbe ſtehen aufrecht, ſind kaum mehr als zwei Fuß hoch und haben eine halb ovale Form. Sie werden aus zähen Reiſern geflochten und mit Lehm beworfen. Im Sommer haben ſie das Flugloch nach Norden, um die Hitze im Stocke zu vermindern, im Winter hingegen nach Süden. Gegen den Herbſt hin werden die ſchwerſten und leichteſten Körbe herausgeſucht, und ihre Bewohner getödtet. Gewöhnlich bleibt nur ein Drittel übrig, das nun den Stamm für das nächſte Jahr bildet. Nach Klaproth *) ſollen die jungen Schwärme mit einem kegelförmigen aus Baumrinde verfertigten Hute, der an der Spitze einer vier Faden langen Stange befeſtigt iſt, eingefangen werden. Er ſoll dadurch hineingelockt wer-

*) Klaproth Reiſe, Theil I. Seite 586.

den, daß man mit kleinen Hölzern am Ende der Stange klappert. Vielfach habe ich in der Kabardah wenigſtens nach dieſem Inſtrumente gefragt, aber nirgends darüber Aufſchluß erhalten können. Wie man mir erzählte, macht man es in Tſcherkeſſien beim Einfangen der jungen Schwärme eben ſo einfach, als es bei uns verſtändige Bienenzüchtler thun.

Wenn ſchon Landwirthſchaft und Viehzucht vorzüglich dem weiblichen Geſchlechte obliegen, ſo ſind es die übrigen häuslichen Geſchäfte noch mehr. Die Frauen zeichnen ſich durch große Geſchicklichkeit im Verfertigen von allerhand weiblichen Arbeiten aus, und ebenſo wie man eine kühne That, den ſchlauen Raub einiger Ochſen u. ſ. w., auf feindlichem Gebiete lobt, ebenſo geht das Lob einer geſchickten Tſcherkeſſierin von Mund zu Munde, und die ſchon oben erwähnte Diſſepli hat ihren Kunſtfertigkeiten es hauptſächlich zu verdanken, daß ihr Name im ganzen Kaukaſus berühmt wurde. Mit großer Geſchicklichkeit bereiten ſie aus den ſteifen Ziegen- und Kühhaaren eine Art Tuch, was unſerm Flanell ähnlich, aber gröber und härter iſt, und verfertigen davon ihre und der Männer gewöhnliche Kleidung. Beſonders geſchickt ſind ſie im Treſſenmachen, und alle die vielen Treſſen aus Silberfäden, die vielfach an ihrer Kleidung gebraucht werden, ſind ſämmtlich von ihnen ſelbſt bereitet. Auch im Sticken und Weben zeigen ſie ſich geſchickt, und ich habe Teppiche geſehen, die durch Schönheit und Eleganz ſich auszeichneten. Vorzüglich verfertigen ſie durch Verfilzung die oben erwähnten Burken, und außerdem eine Art dicker Teppiche. Für die Männer machen ſie häufig auch Säbel- und Dolchſcheiden, ſo wie Futterale für die Flinten.

Die Männer, wenn ſie nicht die Noth zum Arbeiten zwingt, ſtrecken ſich auf ihren Burken aus, oder ſitzen mit übereinandergeſchlagenen Beinen auf den Teppichen, den Rauch aus ihren kurzen Pfeifen einziehend und ausblaſend. Nur wenige beſchäftigen ſich mit ernſtern Dingen, beſonders mit dem Schmiedehandwerk und der Bereitung des Pulvers. Ihre Berge liefern Eiſenerze in Menge, und Holz haben ſie ebenfalls genug, um das reine Metall zu gewinnen. Außer gewöhnlichen Eiſenwaaren als: Nägeln, Hacken, Schaufeln, Meſſern ꝛc. verfertigen ſie zum Theil vorzügliche Flintenläufe dadurch, daß ſie in einer Spirale herum-

gewickelten Drath im Feuer zusammenschweißen. Ihre Dolche und Säbelklingen haben keinen Werth, und sie beziehen auch diese vorzüglich von den Kubetschi, dem Volke, das fast den ganzen Kaukasus damit versieht. Panzerhemden und Armschienen werden nicht mehr gemacht, und die vorhandenen vererben sich vom Vater auf den Sohn. Früher waren die Tscherkessen in der Verfertigung derselben sehr geschickt. Silberne Zierrathen findet man besonders an den Gürteln und mit vieler Geschicklichkeit werden sie meist schwarz gearbeitet im Lande gemacht; auch Ringe, Spangen ꝛc. sieht man nicht wenige.

Außer Metallwaaren verfertigen die Männer auch allerhand Lederarbeiten. Leider sind sie aber im Gerben ungeschickt, und fast alles Leder, auch die Pelze ziehen Feuchtigkeit an. Das Gerben besteht bei ihnen auch nur darin, daß Holzspäne und Rinde befeuchtet, und eine kurze Zeit auf die Häute gelegt werden. Hierauf reibt man sie, zieht sie einigemal durch Wasser, und bringt sie von neuem mit Holzabfällen in Berührung.

Bei so geringer Industrie kann auch der Handel nur unbedeutend seyn, und dadurch daß die Russen die ganze Küste besetzt haben, hat er fast ganz aufgehört. Mit den übrigen Völkern des des Kaukasus ist er unbedeutend. Daß das Geld nur wenig in Tscherkessien bekannt ist, habe ich schon früher Gelegenheit gehabt zu erwähnen, und während im Innenland das Rindvieh eigentlich das größere Geld ist, wornach gerechnet wird, so sind es an den Küsten die Sklaven. Türken und Armenier sind die Mittelspersonen zwischen den Tscherkessen und den übrigen handelnden Völkern; wie aber kein Fremder das Land ohne Gastfreund betreten darf, ohne der Gefahr selbst Sklav zu werden sich auszusetzen, so muß auch der nach Tscherkessien handelnde Kaufmann daselbst einen Bisim oder Gastfreund besitzen, der ihn schützt. So besaßen die Russen während der Zeit ihrer Handelsniederlagen im zweiten Jahrzehend unseres Jahrhunderts den schon oft erwähnten Indar-Oku als Gastfreund, und kein Tscherkesse wagte bis zur Entführung des Mädchens einen Russen zu beleidigen. Der Kaufmann erhält von seinem Gastfreunde Wohnung für sich, für seine Diener und Waaren, und muß in der ganzen Zeit seines Aufenthaltes von ihm ernährt werden. Dafür gibt er aber für jeden Sklaven

(oder was einem Sklaven an Werth gleich iſt, ſo z. B. 400 Okas *) Wachs oder Honig) 5 [im Norden] Pfd. oder 10 [im Süden] Stück Waaren ab, von denen ein jedes den Werth von 20 türkiſchen Piaſtern **) haben muß, an ſeinen Wirth ab, der nun wiederum ſeiner Bruderſchaft einen Theil abtreten muß.

Der Haupthandel beſtand noch vor wenigen Jahren an der Küſte und im Innenlande aus Sklavinnen. Seit der älteſten Zeit ſchon haben die Tſcherkeſſierinnen durch den ganzen Orient eine Berühmtheit ob ihrer Schönheit, der ſich nicht ein zweites Volk rühmen kann, ſich erfreut. Der Chakan Diſabulos ſchenkte dem griechiſchen Geſandten eine Tſcherkeſſierin, und Maſſudi ſchreibt entzückt über die ſchönen Geſtalten. Was man im erſten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung ſchön nannte, hat auch im zweiten Anerkennung gefunden, und alle Reiſenden ſtimmen in das Lob der tſcherkeſſiſchen Sklavinnen ein. Die Harems des Sultans und der türkiſchen Großen ſind angefüllt mit Tſcherkeſſierinen, und viele von ihnen beſitzen in dem Staatshaushalte ihres neuen Vaterlandes einen wichtigen Einfluß.

Die wenigſten dieſer Sklavinnen ſind aber ächte Tſcherkeſſierinnen, da der Tſcherkeſſe nur ſelten ſeine Tochter, ſo ſehr dieſe es auch oft wünſcht, verkauft, ſondern in der Regel führen auch Mädchen der benachbarten Völker, beſonders der Ruſſen, Abaſſen, Oſſen und Gruſier, die auf den häufigen Einfällen geraubt werden, dieſen Namen. Man kauft dieſe Mädchen gewöhnlich ſchon vor der vollen Entwicklung ihres Körpers, um ſie durch reichliche Nahrung und eine geregelte Ruhe in den Zuſtand zu bringen, den die Türken lieben, nämlich in den der Beleibtheit. Die Bewohnerinnen des Kaukaſus führen ein arbeitſames und thätiges Leben, und bewegen ſich auch außerdem noch viel im Freien herum, ſo daß es nicht auffallen darf, wenn ſie ſich eine ſchlanke Figur erhalten. Kommen ſie aber plötzlich in einen Zuſtand der Gemächlichkeit und Ruhe, ſo ſetzen ſich bei ihnen nach und nach jene Fettpolſter, welche die Türken ſo ſehr lieben, ab, und aus der

*) Ein Oka beträgt ungefähr 2⅔ Leipziger Pfund; 6 Oka machen 1 Batman.

**) Die Piaſter ſind im Preiſe ſehr geſunken. Während ſie früher 25 Sterl. koſteten, betragen ſie jetzt nur 4 D.

ſchlanken, nach europäiſchen Begriffen ſchönen Kaukaſierin wird eine türkiſche Schönheit.

Die Tſcherkeſſierinnen haben über die übrigen Sklavinnen eines Harems gewöhnlich dadurch ein Uebergewicht, daß ihre Erziehung im Vaterlande naturgemäßer und freier ſtatt fand, als es im Orient bei dem weiblichen Geſchlechte der Fall iſt, und daß dabei ihre geiſtigen Anlagen ſich zu ihrem Vortheile herausbilden konnten. Sie gelten daher durch den ganzen Orient für gebildeter und poetiſcher. Die frühern Chane der Krim und eine Zeit lang auch die Sultane zu Konſtantinopel hatten nur Tſcherkeſſierinnen in ihren Harems, und es geht die Sage, daß als einer der Selims am frühen Morgen ſeine gruſiſche (georgiſche) Geliebte gefragt habe, welche Tageszeit wohl eben ſeyn möge? dieſe geantwortet hätte: „der Tag könne nicht mehr fern ſeyn, da ſie immer um dieſe Zeit ein gewiſſes Bedürfniß fühle.“ Die andere Nacht hätte er um dieſelbe Zeit ſeiner tſcherkeſſiſchen Geliebten dieſelbe Frage vorgelegt und die Antwort erhalten: „Wohl mag bald der Tag beginnen, denn ich fühle den Zephyr des Morgens mit meinen Haaren ſpielen.“ Der Preis einer Tſcherkeſſierin iſt nach ihrer Schönheit und nach den gerade obwaltenden Verhältniſſen verſchieden, und beträgt oft 6 — 8000 Piaſter, bisweilen aber auch nur einige Hundert.

Jetzt wo die Ruſſen zum großen Theil dem Sklavenhandel ein Ende gemacht haben, iſt der Handel mit Pelzwerk bedeutend geworden, und eine große Partie der ſogenannten Aſtrachaner ſtammt von tſcherkeſſiſchen Schafen. Außerdem ſind es beſonders Wolfs-, Fuchs- und Marder-Felle, welche jede Art oft zu 100,000 Stück jährlich ausgeführt werden. Sie ſind im Lande billig, und das Stück wird kaum mit ein paar Groſchen bezahlt. Bärenfälle führt man nur wenig, kaum einige tauſend Stück aus, da die Bärenjagd zu gefährlich und ihr Ertrag nicht belohnend iſt. Ziegen-, Hirſch-, Gemſen- und Steinbockfelle, die bei uns, beſonders die letztern zur Fabrication von Handſchuhen geſucht werden, benutzt man mit Ausnahme der Haare faſt gar nicht, aber in nicht geringer Anzahl werden von Türken und Ruſſen allerhand Hörner aufgekauft.

Häute beſonders vom Rindvieh und Pferden gehen in großer Menge nach der Krim, wo ſie entweder bearbeitet oder weiter

verführt werden. Rindvieh und Schafe verkauft man nur ſelten, aber Pferde aus Tſcherkeſſien ſtehen allenthalben in hohem Preiſe. Einen wichtigen Ausfuhr-Artikel bilden endlich noch Wachs und Honig und ſchon, als Peyſſonel in der Krim ſich aufhielt, wurden jährlich gegen 6 bis 8000 Okas Wachs und 5 bis 6000 Quintals Honig ausgeführt. Später ſollen, wie mir armeniſche Kaufleute verſicherten, jährlich gegen 20 bis 30,000 Okas meiſtens nach Konſtantinopel und von da nach England verkauft worden ſeyn.

Von ihren eigenen Fabricaten führen die Tſcherkeſſen nur ihr flanellartiges Tuch (Tſchekmen), entweder in ganzen Stücken oder ſchon zu Röcken und Beinkleidern verarbeitet, und Burken in nicht unbedeutender Menge aus, und verſehen damit einen großen Theil des Kaukaſus. Ihre Flinten werden ebenfalls geſucht, und vor allem haben ihre ſilbernen Arbeiten, die Treſſen und Schnüren eine große Berühmtheit durch die Kunſt und den Geſchmack, mit denen ſie verfertigt worden ſind, erhalten. Die rohe Wolle ihrer Schafe wird nur wenig verführt, ſondern meiſt im Lande verarbeitet.

Wichtig könnte mit der Zeit die Holzausfuhr werden, beſonders da im Norden und Weſten des aſoff'ſchen und ſchwarzen Meeres ein gänzlicher Mangel von Wäldern vorhanden iſt, und an der Küſte Tſcherkeſſiens Brenn- und Nutzholz in Menge wächst. Eichen und Buchen-Arten kommen am häufigſten vor, und der Buchsbaum oft von ungemeiner Stärke bildet nicht ſelten dichte Wände gegen die andrängenden Fluthen des Meeres.

Die Einfuhr iſt bei der Einfachheit, mit der die Tſcherkeſſen leben, nur gering, und beſteht vorzüglich in baumwollenen, wollenen und ſeidenen Stoffen. Seitdem die Küſte von den Ruſſen beſetzt iſt, werden faſt gar keine Waffen und kein Pulver mehr nach Tſcherkeſſien gebracht. Tabak, den ſie leidenſchaftlich lieben, erhalten ſie aus andern Gegenden der kaukaſiſchen Länder. Wichtig aber iſt das Salz und den Tſcherkeſſen unentbehrlich. Sie können es nur von den Ruſſen beziehen, und ſind deßhalb zu gewiſſen Zeiten von ihnen ganz abhängig. Nur die unterworfenen und friedlichen Stämme erhalten ein gewiſſes Quantum gegen andere Waaren, den feindlichen wird es aber nicht verabfolgt, und dieſe ſind daher gezwungen, es um einen hohen Preis von jenen

zu kaufen. Das Bedürfniß darnach iſt oft ſo groß, daß einzelne Stämme oder Brüderſchaften deßhalb mit den Ruſſen Frieden machen.

Die große Einfachheit und Mäßigkeit, womit der Tſcherkeſſe lebt, iſt die Urſache, warum Krankheiten im allgemeinen ſeltner vorkommen und ein hohes Alter von hundert und mehr Jahren keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Eigentliche Aerzte gibt es unter ihnen nicht, und wie bei allen rohen Völkern, ſo beſchäftigen ſich auch die Prieſter und alten Frauen vorzüglich mit der Arzneikunſt. Die häufigſten Krankheiten ſind das kalte Fieber, die Krätze, Blattern, Lungen- und Leberentzündungen und Gallenfieber. Die Peſt erſcheint nur ſelten in Tſcherkeſſien, tritt aber dann mit einer ſolchen Wuth auf, daß oft über die Hälfte der Bewohner ſtirbt. Das kalte Fieber herrſcht über den ganzen Kaukaſus, und gehört zu den gefährlichen und heftigen Krankheiten. Ich werde ſpäter noch einigemal darüber zu ſprechen Gelegenheit haben. Die Krätze oder wenigſtens ein dieſer ähnlicher Ausſchlag tritt nicht ſelten epidemiſch auf, und wurde früher bevor die kaukaſiſchen Bäder von den Ruſſen zu deren Bedarf weggenommen wurden, durch dieſe vertrieben. Jetzt reibt man die Kranken mit einer Salbe, die den ſcharfen Saft einer Pflanze, wahrſcheinlich einer Art des Geſchlechtes Aconitum L. (A. Nasutum Fisch.?) enthält, mehrmal des Tages ein, und gibt innerlich aromatiſch-ſchweißtreibende Getränke. Die Blattern ſind (wenigſtens im weſtlichen Kaukaſus) häufig, und richten nicht ſelten bedeutende Verwüſtungen an. Sie werden mehr geflohen als die Peſt, und der Kranke, der von ihnen ergriffen iſt, wird in der Regel ſeinem Geſchicke überlaſſen. Auf elendem Teppiche in einer ärmlichen Hütte liegt der Unglückliche in der Nähe des Feuers, und ſieht erwartungsvoll dem Augenblicke entgegen, der ihn von ſeinen Leiden erlöſen ſoll. Verlaſſen von allen Menſchen, nicht hinlänglich geſchützt gegen Wind und Regen iſt der Tod die ſtete Folge. Es gehört zu einer großen Seltenheit, wenn ein ſolcher Kranker der Geneſung wieder gegeben wird. De la Motraye *) erzählt ebenfalls, daß die Blattern ſehr häufig in Tſcherkeſſien vorkommen; es ſcheint aber, daß er eine andere mildere Krankheit, wahrſcheinlich die

*) De la Motraye Voyages, Tom. II. p. 98.

Maſern, damit verwechſelt habe. Nach ihm iſt jede Mutter beſorgt, daß die Kinder um die Schönheit derſelben zu erhalten, ſchon zeitig von den Blattern befallen werden, und legt ſie deßhalb zu andern, welche davon ergriffen ſind. Am liebſten impfen ſie das Contagium, um die Krankheit ſicher hervorzurufen, ein. Matronen ſind es gewöhnlich, welche das Geſchäft der Inoculation beſorgen. Zu dieſem Zwecke binden ſie drei Nadeln zuſammen, und ſtechen mit dieſen an fünf verſchiedenen Stellen (in der Herzgrube, auf der linken Bruſt, am Nabel, auf der Fläche der rechten Hand und auf dem Rücken des linken Fußes) oberflächlich in die Haut bis Blut kommt. Das Contagium wird nun mit den wunden Stellen in Berührung gebracht. Vor der Operation wurde das Kind erſt im Innern durch eine Purganz, beſtehend aus den Blättern und Wurzeln der Ochſenzunge (Anchusa paniculata Ait. oder Lycopsis arvensis L.) und Honig gereinigt, nachher werden die wunden Stellen mit getrockneten Angelica-Blättern belegt, und mit Fellen von neugebornen Lämmern umwickelt. Hierauf bedeckt man die Kinder mit Pelzen, und gibt ihnen als Nahrung einen Abſud von Kümmelmehl vermiſcht mit zwei Drittel Waſſer und einem Drittel Schafsmilch. Von Zeit zu Zeit erhalten ſie auch ein gelindes Abführungsmittel, beſtehend aus Ochſenzunge, Süßholz und Angelica. Am fünften oder ſechsten Tage, ſelten ſpäter, kommen die Puſteln zum Vorſchein.

Außer den genanten Mitteln, welche in Tſcherkeſſien den Namen: Fehinne, Allida und Albahel*) führen, gebraucht man noch das Gänſeblümchen und die Cardobenedicten (Hellenhiet und Heldeit). In der Regel kochen ſie die fünf Kräuter mit den Wurzeln zuſammen, und bereiten für alle Krankheiten ein Getränk daraus. Lungenentzündungen ſind wahrſcheinlich Folge der ſchneidenden und ſcharfen Bergluft und treten wie die übrigen Entzündungen ſtets intermittirend auf. Gegen die Sitte der Orientalen ſind Blutentziehungen in Tſcherkeſſien die gewöhnlichen Heilarten, und um ſie zu bewerkſtelligen, ſchneidet man mit einem Meſſer in das Fleiſch und läßt die Wunde ſo lange bluten, als

*) Dieſe Namen klingen mehr arabiſch als tſcherkeſſiſch, und es wäre deßhalb möglich, daß ſie de la Motraye mit andern verwechſelt hätte.

man es für nöthig hält. Da sie in der Regel nicht weit von dem entzündeten Organe, also hier unmittelbar auf der Brust vorgenommen werden, so wird hierdurch auch eine Art antagonistischer Wirkung erzielt. Gegen Leberentzündungen und Gallenfieber, welche übrigens häufiger die Fremden heimsuchen, vermögen die Tscherkessen nur wenig auszurichten, und der Kranke endet gewöhnlich schon in einigen Tagen. Im Julius und August treten sie oft epidemisch auf und richten, wenn diese Monate sehr heiß sind, große Verwüstungen an.

Da nach dem Glauben der Tscherkessen jede Krankheit durch böse Geister hervorgerufen wird, so halten sie es für nothwendig, deren fernere Einwirkungen so viel als möglich abzuhalten, und da jene des Nachts thätiger sind als am Tage, so darf vor allem der Kranke nicht schlafen, sondern muß auf alle Weise wach erhalten werden. Alle Verwandten und Freunde finden sich nach und nach ein, lärmen besonders des Nachts in hohem Grade, und führen allerhand kriegerische Spiele auf. Bell erzählt häufig, wie schwer es ihm während seiner medicinischen Praxis geworden sey, die tobenden Gäste zu entfernen. Trotz seines Verbotes hätte man stets, wenn er den Rücken gewendet, das Lärmen von neuem begonnen. Am größten ist der Spektakel bei verwundeten Kriegern, da Jedermann gezwungen ist, diese auf irgend eine Weise zu unterhalten. Eine eiserne Pflugschar befindet sich in der Nähe des Kranken, und wer eintritt, schlägt mit einem eisernen Stäbchen dreimal darauf. Wenn der Kranke schlafen will, fährt einer der Anwesenden mit der Hand in ein in der Nähe stehendes Gefäß, und bespritzt den armen Leidenden mit kaltem Wasser. Die Jugend beiderlei Geschlechts findet sich ein, und sucht durch Gesang und Tanz das Herz des Kranken zu erfreuen. Sänger stimmen zu seinen Ehren ein Lied an, und besingen in bilderreicher Sprache seine Thaten. Ein Stück Vieh wird nach dem andern geholt und geschlachtet, um die vielen Gäste auch würdig zu bewirthen.

Aberglaube leitet nicht selten den Arzt bei seiner Heilung, und besonders Mohammedaner halten die Benutzung des Koran zur Wiederherstellung des Kranken für nothwendig. Die Mollahs lesen demnach einzelne Capitel vor, und wo kein Koran aufzutreiben ist, sucht man sich einzelner Stellen daraus auf kleine

Zettelchen geſchrieben zu verſchaffen, zerreißt dieſe in Stücken und läßt ſie mit Waſſer den Kranken trinken. Dem heidniſchen Tſcherkeſſen iſt es gleich, ob das Papier, was verſchluckt werden ſoll, eine Stelle aus dem Koran oder aus der Bibel enthält, und Bell wurde einigemal erſucht, irgend ein Gebet für einen Kranken auf ein Stückchen Papier zu ſchreiben.

Wenn aber kein Mittel mehr hilft und der unerbittliche Tod ſchnellen Schrittes herbeieilt, dann hört der tobende Lärm auf und Jedermann wendet ſeine Blicke auf den Kranken. Mit dem Augenblicke, wo die Seele zu einem höhern Seyn entflieht, beginnen alle Anweſenden ein fürchterliches Klagegeſchrei, das um ſo größer iſt, je mehr der Todte einer allgemeinen Achtung ſich erfreute. Die Frauen, beſonders diejenigen, welche dem Verſtorbenen am nächſten ſtehen, und vor allen die Wittwe und Töchter hören auf die lieblichen und milden Weſen zu ſeyn. Mit einer Wuth fahren ſie ſich in die Haare, und reißen unbarmherzig in dieſen herum. Mit den Nägeln zerkratzen ſie ſich das Geſicht und die übrigen unbedeckten Theile des Körpers. Niemand nimmt mehr Rückſicht auf den andern und jedes ſucht auf ſeine Weiſe den tiefen Schmerz kund zu thun. Auch die Männer ergreifen ihre Reitpeitſchen oder Stöcke und ſchlagen ihre Glieder unbarmherzig. So vom Blute oft triefend läuft Jedermann wie unſinnig herum und ſtößt den Kopf gegen alles, was in den Weg kommt. Iſt der erſte Schmerz vorüber, dann ſetzen ſich die Verwandten zuſammen und berathen ſich unter einander, wie ſie den Todten ehren wollen. Die Art des Todes und der Stand des Todten beſtimmt die nähern Einzelnheiten. Ein Krieger, der im Kampfe gefallen, genießt, wenn er angeſehen war, die größte Ehre. Geringer ſind ſchon die Feierlichkeiten, wenn der Tſcherkeſſe an einer im Kriege erhaltenen Wunde ſtirbt, und ſie ſind wieder um ſo größer, je kürzere Zeit er dann noch lebt. Der im Kampfe gefallene, ſo wie auch der vom Blitz getroffene geht unmittelbar in das Paradies ein, wenn Jemand aber an einer Wunde niederliegend noch eine längere Zeit lebt, ſo hatte er entweder durch Ungeduld, oder dadurch, daß er offen den Schmerz zeigte, gegen die Gottheit geſündigt und kann daher auch nicht auf gleiche Feierlichkeiten Anſpruch machen. Stirbt der Tſcherkeſſe im hohen Alter, ſo wird er mehr geehrt, als wenn ihn der Tod in der ſchönſten

Blüthe ſeines Lebens hinwegraffte. Frauen, Mädchen und Sklaven erhalten weniger Ehrenbezeugungen, und ſie mehren ſich ebenfalls nach dem Alter und dem Anſehen der Verſtorbenen.

Ein im Kampfe Gefallener wird erſt mehrere Tage nach ſeinem Tode begraben, da eine Menge Vorbereitungen für die Feſtlichkeiten dieß nothwendig machen; ein Sklave oder ein Mädchen wird oft ſchon nach wenigen Stunden der Erde übergeben.

Bei einem großen Leichenbegängniß finden ſich alsbald alle Frauen und Mädchen der ganzen Verbrüderung und Nachbarſchaft ein und unterſtützen ſich gegenſeitig bei den Zubereitungen für das Gaſtmahl. Iſt die Familie des Verſtorbenen arm, ſo ſind die einzelnen Glieder ſeiner Verbrüderung verbunden, das Nöthige mitzubringen. Den Tag und oft auch die Nacht hindurch wird Brod gebacken und das tſcherkeſſiſche Bier und der Meth gebraut. Die jungen Burſche holen das Schlachtvieh herbei und übergeben es getödtet und zum Theil ſchon in Stücken geſchnitten den Frauen.

Die Glieder der Familie des Verſtorbenen thun gar nichts als wehklagen. Der Todte, wenn er im Kampfe gefallen war, wird, wie er iſt, auf einen Teppich inmitten ſeiner Wohnung gelegt; ſtarb er hingegen zu Hauſe, gleichviel ob an erhaltenen Wunden oder an einer Krankheit, ſo muß er erſt gewaſchen werden, worauf man ihm die ſchönſten Kleider anzieht. Sind dieſe zu ſchlecht, ſo müſſen neue, meiſt auf Koſten der Verbrüderung gemacht werden. Die übrigen ihm gehörigen Kleidungsſtücke werden auf ein Kiſſen, das an einer Seite des Todten befindlich iſt, gelegt und die Waffen entweder im Zimmer aufgehängt oder man macht vor der Thüre aus den letztern eine Art Triumphbogen. Die Wittwe ſteht zu Füßen des Todten an der Thüre und ein weißes Taſchentuch in der Hand ſieht ſie ihren geliebten Gatten unverwandt an, von Zeit zu Zeit Schmerzenstöne von ſich gebend und die Thränen trocknend. Die Töchter ſitzen auf beiden Seiten des Todten unbeweglich vor ſich hinſtarrend. Der übrige Raum des Zimmers iſt mit den nächſten weiblichen Verwandten, die ſämmtlich ihren Schmerz durch Schluchzen und Weinen kund geben, ausgefüllt. Der männliche Theil der Trauernden befindet ſich außerhalb des Zimmers in der Nähe des Einganges zu demſelben; je nach dem Grade der Verwandtſchaft und nach dem Alter

geht einer von ihnen nach dem andern in das innere Gemach, gibt einen Schmerzenslaut, der von den Frauen wiederholt wird, von ſich, hält ſeine Hände umſchlungen an die Stirn und kniet vor dem obenbezeichneten Kiſſen nieder, ſein Haupt bis zu dieſem neigend. In dieſer Stellung bleibt er ſo lange, bis die Töchter des Hauſes ihn an den Armen ergreifen und beim Aufſtehen unterſtützen. Sie geben ihm dadurch gleichſam zu erkennen, daß er ſeinem tiefen Schmerz Einhalt thun ſolle. Tritt aber ein Greis ein, ſo geziemt es ſich nicht, ſeine Trauer laut zu äußern, ſondern er ſagt irgend etwas, z. B. „es war Gottes Wille," was zur Beruhigung der Familie dient.

Während dieſer Zeit wird von einigen jungen Leuten auf einem geheiligten Platze, wo ſchon viele ihren ewigen Schlaf ſchlafen, das Grab zur Aufnahme des Todten gefertigt und dieſes ziemlich tief und in der Regel länger und breiter, als der Todte iſt, gemacht. Wenn dieſer Mohammedaner war, ſo muß der Theil des Grabes, wo der Kopf ruht, nach Süden, alſo nach der Gegend, wo Mekka befindlich iſt, liegen. Man überwölbt auch dieſe Stelle mit Steinen oder einfach mit Flechtwerk.

Gewöhnlich am dritten Tage gegen Abend wird der Todte von einigen jungen Leuten hinausgetragen. Ein Prieſter beginnt unter Ableſen einiger Stellen aus dem Koran den Zug und je nach dem Grade der Verwandtſchaft folgen die Anweſenden. Ueber dem Grabe feuert man noch einmal Flinte und Piſtole ab und der Tapferſte unter den Trauernden zieht die Schaſchke des Todten aus ihrer Scheide, einigemal ſie über ihn ſchwingend. Das Lieblingspferd wird dreimal um das Grab herumgeführt und ihm oft als Sühnopfer oder zum Gedächtniß des feierlichen Tages ein Ohr abgeſchnitten. Sind alle Förmlichkeiten zu Ende, ſo ſenkt man den Todten in das Grab und Jedermann iſt bemüht, damit dieſer nun für immer den Blicken der Welt entzogen ſey, etwas beizutragen. Aus der Umgegend ſelbſt holt man noch Erde herbei, um den Grabhügel ſo hoch als möglich zu machen. Ein Stein bezeichnet die Stelle, wo der Kopf liegt. Früher beſaßen die Tſcherkeſſen eine eigene Art Grabmäler, und Bell hatte in der Zeit ſeiner Anweſenheit daſelbſt mehrmals Gelegenheit dieſe näher zu betrachten.*)

*) Bell Journal, Vol. I. pag. 154., nebſt einer Abbildung.

Fünf große und platte Steine waren ungefähr fünf Fuß hoch, eine längliche Form bildend, aufgeſtellt und ein großer ſechster Stein von oft neun Fuß Länge und fünf Fuß Breite verdeckte die obere Oeffnung. In einem Stein der Vorderſeite befand ſich ein rundes Loch von der Größe eines Kinderkopfes.

Auf dem Grabe des Verſtorbenen werden eine Menge Schafe und ein oder mehrere Ochſen geſchlachtet und das ſo erhaltene Fleiſch dient zum Theil für die Bereitung eines großen Gaſtmahls, zum Theil vertheilt man es auch unter die Armen. Ein wenig wird auch zubereitet auf das Grab geſtellt, damit ein jeder, der zufällig vorbeigeht und Gebete für den Verſtorbenen herſagt, etwas davon genießen kann. Reineggs behauptet, daß es bei den Kabardern Sitte ſey, auch Sklaven und Gefangene auf dem Grabe zu opfern,*) allein Menſchenopfer haben zu keiner Zeit im Kaukaſus geherrſcht, und kein älterer noch neuerer Reiſender erwähnt dieſer Barbarei.

Wie alle Anweſenden verbunden ſind, zur Feier des Todten etwas beizutragen, ſo haben ſie auch ein Recht auf einen Theil der Hinterlaſſenſchaft, nämlich auf die Sachen, zu denen ſie vielleicht ſelbſt etwas gegeben hatten. Gewöhnlich wird alles, was auf dem Kiſſen liegt, vertheilt. Die Waffen aber, das Pferd und das Bett des Verſtorbenen verbleiben der Familie und muß ein halbes oder ganzes Jahr auf derſelben Stelle liegen oder ſtehen bleiben. Die Waffen werden von Zeit zu Zeit heruntergenommen und gereinigt, um ſie ſo von neuem geputzt der alten Stelle wieder zu geben. Das Pferd darf in der ganzen Zeit den Stall nicht verlaſſen und muß gut gefüttert werden. Ja ſelbſt die Wittwe und ihre Töchter können die erſten vierzehn Tage oder vier Wochen, bis ein großes Gaſtmahl gegeben iſt, nicht ihre Wohnung verlaſſen, damit ſie gegenwärtig ſind, wenn ein ferner Verwandter ſich einfindet, um ſein Beileid zu erkennen zu geben.

Je nach dem Reichthume der Familie des Verſtorbenen wird eine kürzere oder längere Zeit nach dem Begräbniß ein großes Feſt gegeben, zu dem alle Glieder der Verbrüderung und ſämmtliche Verwandte eingeladen werden. Bei den Reichen erfolgen ſie ſchon wenige Tage darauf und wiederholen ſich ſelbſt einigemal

*) Reineggs Beſchreibung des Kaukaſus, Thl. I. Seite 259.

im Verlaufe des Jahres, bei den Aermern hingegen treten ſie erſt ein halbes oder ganzes Jahr darauf ein. Ein ſolches Todtenfeſt muß im Freien und zwar in der unmittelbaren Nähe des Grabes gehalten werden, mag auch das Wetter ſein wie es will. Mehrere Tage vorher treffen die weiblichen Glieder der Familie ebenfalls wieder Vorkehrungen und an dem beſtimmten Tage finden ſich oft gegen 300—500 Menſchen an der bezeichneten Stelle ein. Je nach dem Reichthume werden von neuem Opferthiere auf dem Grabe geſchlachtet und ihr Fleiſch dann zum Gaſtmahl verwendet. Die Frauen ſitzen auch hier wiederum entfernt von den Männern und nehmen in der Regel einen hoch gelegenen Platz ein. Wer durch irgend eine Urſache verhindert iſt zu kommen, erhält etwas zugeſchickt. Jeder Fremde, der zufällig vorbei kommt, iſt gezwungen an den Feierlichkeiten Theil zu nehmen, denn er würde im Falle der Weigerung dem Todten eine Beleidigung anthun.

Ritterliche Spiele ſchließen das Feſt, was nicht ſelten mehrere Tage dauert. Tanz und Geſang, außer wenn der letztere zu Ehren des Verſtorbenen ertönt, ſind bei einem Feſte ſolch ernſter Bedeutung verbannt. Wettrennen und Wettkämpfe ſpielen deßhalb die Hauptrolle und enden nicht ſelten blutig. Die ganze Verbrüderung iſt eifrig darauf bedacht, die in großer Menge herbeigekommenen Fremden würdig zu empfangen, und nichts wird geſpart, um das Feſt ſo glänzend als möglich zu machen. Waffen, Kleidungen und Pferde werden ausgeſetzt und fallen dem Sieger anheim. Spencer hat in der Beſchreibung ſeiner Reiſe mit vieler Poeſie und großer Gewandtheit ein ſolches Todtenfeſt beſchrieben. Nach ihm beginnt das Feſt nach dreimaligem Losfeuern der Flinten und Piſtolen. Vier oder ſechs der nächſten Verwandten gehen, ein neu aufgezäumtes Pferd an der Hand, dreimal um das Grab herum und verwunden ſich am Ohre, damit einige Tropfen Blut mit den Worten: „das gehört für dich“ auf das Grab fallen.

Mehrere Jahre hindurch wiederholen ſich dieſe Todtenfeſte, und man darf ſich nicht wundern, wenn bei dieſem großen Aufwande Familien ihre Vermögensumſtände ruiniren. Ja nicht ſelten verarmen ganze Verbrüderungen dadurch.

Wer zu Hauſe auf dem Krankenlager an einer Krankheit

ſtirbt, kann nie auf ſolche Ehrenbezeugungen Anſpruch machen; ſein Körper wird ebenfalls nach dem Tode gewaſchen, dann aber ſogleich in baumwollenes Zeug von weißer Farbe genäht. So wird er nur eine kurze Zeit den Verwandten und Nachbarn gezeigt und oft noch an demſelben Tage begraben. Auch die Zahl der Opferthiere, welche auf ſeinem Grabe geſchlachtet werden, iſt geringer.

Es ſcheint als wenn weniger die Liebe zum Todten als vielmehr die Art und Weiſe, wie dieſer ſtirbt, das Maß für den äußern und innern Schmerz iſt, denn eine Wittwe trauert mit ihren Kindern in eine ſchwarze Kleidung gehüllt viel länger um ihren Gatten, wenn dieſer vom Feind erſchlagen wurde. Der Schmerz wüthet in ihrem tiefſten Innern und keinen Tag verfehlt ſie das Grab ihres Beſchützers zu beſuchen, daſelbſt ſich zu geißeln und die Haare auszuraufen. Bell*) fand einigemal die herausgeriſſenen Haare einer tieftrauernden Wittwe um den Leichenſtein geſchlungen.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe das öffentliche und Familien-Leben geſchildert habe, bleibt mir nur noch übrig, der Religion und ihren Gebräuchen einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Es iſt aber nicht leicht, das religiöſe Treiben eines Volkes, was ſich ſeit Jahrtauſenden in ſeinen Bergen allen Eingriffen in ſeine Art zu leben hartnäckig entgegengeſetzt hat und mit inniger Liebe das, was ihm von ſeinen Ahnen vererbt war, ergriff, einer genauern Beſchreibung zu unterwerfen. Der Glaube an ein höheres Weſen, der wohl noch aus einer patriarchaliſchen Zeit ſtammt, hat ſich alle Jahrtauſende ſeines Seyns hindurch erhalten und kann trotz der fremden Beimiſchungen immer noch als Grundlage aller religiöſen Anſichten der Tſcherkeſſen betrachtet werden. Als von Indien aus die erſte Cultur über den Weſten Aſiens verbreitet wurde und Indier in der Gegend des Kubans ſich niederließen, theilten auch dieſe ihre religiöſen Anſichten mit, und es entſtanden neben der alleinigen Gottheit noch Weſen, die urſprünglich zwar ſelbſt Menſchen, doch durch ihre Sittenreinheit

*) Bell Journal, Vol. II. pag. 350. Bell beſchreibt mehrmals, ſo Vol. I. pag. 263 und Vol. II. pag. 137 die Feierlichkeiten bei Gelegenheit eines Begräbniſſes. Zum Theil habe ich ſeine Erzählungen benutzt.

und guten Lebenswandel mit der Gottheit in näherm Zuſammenhange ſtanden. Noch ſpäter ließen ſich Griechen und zwar Achäer an der Küſte Tſcherkeſſiens nieder und brachten ihre ausgebildeten Götter mit. Als aber mit dem Beginn unſerer Zeitrechnung von Paläſtina aus eine neue Lehre ihre wohlthuenden Strahlen in allen Ländern verbreitete, fand ſie im Süden der kaukaſiſchen Länder und an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres ein fruchtbares Land und an Abchaſiens Küſte wurde eine prächtige Kirche, der bald mehrere folgten, erbaut. Von Pitzunda, wo die Biſchöfe dem reinen Chriſtenthume innig zugethan waren, und von Dioscurias, mit dem 300 verſchiedene Völker handelten, aus wurde der chriſtliche Glaube auch in Tſcherkeſſien verbreitet und beſtand neben den frühern Anſichten. Die fanatiſchen Araber verſuchten umſonſt ihre Irrlehre über den Kaukaſus auszubreiten und ſo blieb die chriſtliche Religion fortwährend in Tſcherkeſſien die herrſchende Kirche. Es ſcheint aber, als wenn der Geiſt derſelben nicht in das Weſen der Tſcherkeſſen eingedrungen wäre, zumal auch keine Religion ihren Sitten und Gebräuchen ungünſtiger ſeyn kann. Milde und Sanftmuth, zwei große Tugenden des Chriſtenthums, müſſen bei einem Volke, wo nur männliche Kraft Werth hat, Laſter ſeyn. Das ruſſiſche Fürſtenthum Tmutorakan und ſpäter die Herrſchaft der Gruſier über den ganzen Kaukaſus beſonders unter der Königin Tamar, trugen dazu bei, die chriſtliche Religion, wenn ſie auch nach den dortigen Anſichten gemodelt wurde, in Tſcherkeſſien zu erhalten. Die Mongolen, welche im Norden des Kaukaſus den Islam mit Feuer und Schwert einführten, verſuchten trotz der Siege Timurs, Nogai's und anderer ihrer Herrſcher umſonſt den Nacken der freien Tſcherkeſſen zu beugen. Das Chriſtenthum vermiſcht mit heidniſchen Gebräuchen blieb nach wie vor die herrſchende Religion in Tſcherkeſſien. Jordan de Severaco*) gibt uns ein kurzes aber wahres Bild des Zuſtandes des Chriſtenthums auf dem Kaukaſus, und aus ihm erſehen wir, daß dieſes im vierzehnten Jahrhundert nicht von dem des neunzehnten ſich unterſchied. Wie jetzt brachten damals die Tſcherkeſſen in der Nähe eines Kreuzes ihre Opfer. Als Interiano an

*) Recueil de voyages et de mémoires publié par la société de Géographie Tom. IV. pag. 60.

der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres war, fand er die Bewohner daſelbſt dem chriſtlichen Glauben zugethan. Aber nur das weibliche Geſchlecht und von den Männern die Jugend und das Alter beſuchten die Kirchen und befolgten die Vorſchriften derſelben. Wer von ihnen die Waffen führen und das Roß leiten konnte, brachte ſeine Zeit auf Raubzügen zu und wagte deßhalb nicht einen heiligen Ort zu betreten. Von den ſeltſamen Gebräuchen der damaligen Tſcherkeſſen erwähne ich nur, daß die Kinder erſt im achten Jahre getauft wurden. Zu derſelben Zeit und die beiden Jahrhunderte vorher wurden auch von Rom aus beſonders Mönche aus dem Orden der Minoriten in den kaukaſiſchen Iſthmus und nach den tatariſchen Ländern geſendet, um die chriſtliche Religion daſelbſt zu verbreiten. Ebenſo mögen die Genueſer, welche zu jener Zeit in Tſcherkeſſien Handelsniederlagen beſaßen, zur Verbreitung des Chriſtenthums beigetragen haben. Aus dieſer Zeit ſtammen wohl auch die meiſten Kirchen, deren Ruinen noch jetzt ſichtbar ſind. Als aber ein neues Mongolen-Reich in der Krim ſich bildete und die kuban'ſchen Tataren mächtig wurden, fing der Islam an allmählich im Weſten Tſcherkeſſiens ſich einzudrängen und neben der chriſtlichen Religion zu beſtehen. Im Oſten jedoch erhielt die letztere durch die Bekehrungsverſuche unter Johann dem Schrecklichen neue Anhänger, ohne aber, wie auch im Weſten, feſten Fuß zu faſſen. So blieb es bis in das achtzehnte Jahrhundert, wo mit der überhandnehmenden Schwäche des krim'ſchen Chanates Rußland den Tſcherkeſſen gefährlich wurde. Dieſe letztern verbanden ſich von nun an mit ihren frühern Feinden, den Tataren und Nogaiern, und ſo wurde der mohammedaniſchen Religion zuerſt der Eingang geſtattet. Je mehr Rußland im Verlaufe der Zeit bemüht war, ſeine Macht in Tſcherkeſſien geltend zu machen, um ſo mehr verlor die chriſtliche Religion, zu der ſich die Feinde des Vaterlandes bekannten, ihr Anſehen und machte dem Islam Platz. Selbſt die Bekehrungsverſuche der Ruſſen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfehlten ihren Zweck. Als endlich gar im neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts im Oſten des Kaukaſus ein fanatiſcher Schwärmer in der Perſon des Scheik-Manſur auftrat und die Fahne des Aufſtandes gegen Rußland und alle Chriſten in der Hand, unter dem Beiſtand und dem Solde der hohen Pforte die mohammedaniſche

Religion im Kaukaſus ausbreitete, nahmen auch die meiſten Fürſten Tſcherkeſſiens dieſelbe an, um ſo vereinigt Rußland widerſtehen zu können. Von dieſer Zeit an ſchreibt ſich erſt die Ausbreitung des Islams im weſtlichen Kaukaſus, wo die Paſchas von Anapa und die Handelsverbindungen mit den Türken das Volk vorbereitet hatten. Die Flucht der frühern Einwohner Tamans und vieler krim'ſchen Tataren, die ſämmtlich ſich zu Mohammeds Lehre bekannten, vermehrten die Anzahl der Bekenner derſelben. Aber trotzdem in der neueſten Zeit zwei Propheten Chaſi-Mollah und Schamil erſtanden, um alle Kaukaſier durch die mohammedaniſche Religion mit einander zu verbinden, ſo herrſcht doch fortwährend in Tſcherkeſſien eine Gleichgültigkeit gegen den Islam, aber auch gegen die chriſtliche Religion. Der Glaube, den im eigentlichen Sinn des Wortes die Tſcherkeſſen beſitzen, iſt ein Gemiſch von heidniſchen, chriſtlichen und mohammedaniſchen Gebräuchen, und bald herrſchte die eine bald die andere mehr vor; das chriſtliche Princip iſt aber vorwaltend. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Fürſten ſich häufiger zum Islam bekennen, als das Volk, und daß der Islam im Norden verbreiteter als im Süden iſt. Bell behauptet zwar, daß in den Thälern von der Waja bis Sutſcha ebenfalls der Mohammedanismus vorherrſche. *)

Der Glaube an einen alleinigen Gott, an ein unerbittliches Fatum und an eine Fortdauer nach dieſem Leben bildet die Grundlage der Religion der Tſcherkeſſen. Durch Erfüllung aller Pflichten: als Ehrfurcht vor dem Alter, Tapferkeit, Gaſtfreundſchaft, Wohlthätigkeit und Beten führt man ein tugendhaftes Leben, und je mehr ſich jemand derſelben rühmen kann, um ſo geeigneter muß er ſeyn, unmittelbar nach dem Tode ſelig zu werden. Das Bereich der Verſtorbenen iſt in die Hölle und den Himmel getheilt und jedes derſelben hat wiederum ſeine verſchiedenen Grade. In dem Himmel haben die Tſcherkeſſen meiſtens die ſieben Stufen der Mohammedaner, und Frauen ſo gut als Männer können in ihn eingehen. Um die Wohlthaten Gottes zu verdienen, iſt es nothwendig, den Armen von ſeinem Ueberfluſſe mitzutheilen und Gebete gen Himmel zu ſenden. Es gibt noch eine gewiſſe Anzahl Weſen, die zum Theil der Heidenzeit angehören, zum Theil

*) Bell Journal Vol. I. p. 431.

aber wohl auch aus den Heiligen der chriſtlichen Religion entſtanden ſind und irgend etwas vorſtehen. An dieſe wendet man ſich, wenn man ſie braucht. Um Gott und jene Weſen zu feiern, exiſtiren beſtimmte Tage, an denen die Anbetung und Huldigung beſonders vorgeſchrieben iſt. Dieſe Feſttage dauern eine verſchiedene Zeit und beginnen mit einem Opfer, das aus verſchiedenen Stücken Vieh beſteht. Eigentliche Prieſter ſind, die Mollahs (die aber nur den ächt mohammedaniſchen Ritus zu vollziehen haben) ausgenommen, nicht vorhanden und gewöhnlich vertreten ältere Leute von fleckenloſem Lebenswandel deren Stelle. Da die Andächtigen nachher das Opferfleiſch verzehren, ſo ſind die Opferthiere auch zahlreich und jede Familie trägt aus ſeinem Haushalte einen Antheil bei. Die Stelle wo geopfert wird, muß heilig ſeyn und iſt ſchon, ſo weit man ſich zurückerinnern kann, als ſolche benutzt worden. In der Regel iſt es ein ſchattiger Hain, in dem faſt tauſendjährige Eichen und Buchen durch ihr ehrwürdiges Alter dieſen heiligen, und wie alle übrigen Bäume unter dem Schutze eines beſonderen Waldgottes Meſitcha ſtehen. Wie bei den alten Deutſchen werden auch bei den Tſcherkeſſen alle Opfer, Verſammlungen ꝛc. in einem Haine vorgenommen, und es iſt, wenn der Wind leiſe durch die Blätter rauſcht, als wenn überirdiſche Geiſter ſich in den Wipfeln niedergelaſſen hätten, um die Berathungen und Feierlichkeiten zu leiten. Der Prieſter geht dem ganzen Zuge, der ſich in der Nähe des geheiligten Ortes verſammelt, mit unbedecktem Haupte voran, und in dem Hain an der Opferſtelle angekommen zündet er eine Fackel an und ſpricht über dieſe ſeinen Segen. Nun führt man das Opferthier herbei und mit der Fackel werden die Haare des Theiles, an dem die Tödtung vollbracht werden ſoll, abgeſengt. Hierauf ergreift er ein Gefäß, das meiſt aus einem Thierhorne beſteht und mit Schuat gefüllt iſt, und gießt ſeinen Inhalt auf den Kopf des Thieres, dieſen dadurch dem Feſte heiligend. Alle übrigen Theile fallen den Anweſenden zu und werden verſchiedentlich zubereitet dieſen überlaſſen. Während der ganzen Handlung bittet nun der Prieſter zu verſchiedenenmalen um irgend eine Wohlthat: um das Gedeihen der Feldfrüchte, um Geſundheit, um gute Beute im Kriege ꝛc. und das ganze Volk unterſtützt ihn durch lautes Anrufen der Gottheit oder der ihm beigeſetzten Weſen. Iſt die Anbetung (zu

Ende, ſo wird der Kopf des erſten Opferthieres auf eine Stange geſteckt und darf von Niemand angerührt werden. Es erfolgt nun das eigentliche Feſt, an dem ſich nun jedermann auf ſeine eigene Weiſe der Freude übergeben kann. Es wird geſchmauſt, geſpielt und getanzt; Wettrennen folgen auf Wettkämpfe und das Ganze dauert ebenſo lange als nur irgend etwas zu genießen noch vorhanden iſt. Die Speiſen und Getränke werden zum großen Theil ſchon den Tag vorher gemacht und ein Prieſter ſegnet ſie eigens dazu ein. Es darf dann vor dem Beginn des Feſtes nichts angerührt werden.

Sämmtliche Feſte ſtammen entweder aus der vorchriſtlichen Zeit und ſind demnach ächt heidniſchen Urſprungs, oder ſie ſind erſt mit dem Chriſtenthume eingeführt oder durch dasſelbe mehr oder weniger verändert worden. Rein mohammedaniſche findet man nur im Norden, wo der Islam allmählich herrſchend geworden iſt, aber trotzdem werden die heidniſchen und chriſtlichen Feſte ebenſo gut von den Mohammedanern gefeiert. Den Urſprung eines Feſtes kennt man in der Regel nicht mehr und man feiert es eben, weil es ſchon die Eltern und Ureltern feierten. Unterſuchen wir ſie aber etwas näher, ſo läßt ſich wohl zum Theil ihre frühere Bedeutung erklären. Beginnen wir demnach mit denen, die auf unſere chriſtliche Religion hindeuten und knüpfen dabei alles an, was auf dieſe einen Bezug haben kann, ſo kommen wir zuerſt auf die Anbetung des Kreuzes.

Alle Orte, wo ein Kreuz befindlich iſt, ſind an und für ſich heilig, und es würde der eine große Sünde thun, der einen ſolchen auf irgend eine Weiſe entheiligte. Alle Ruinen aus einer grauen Vorzeit werden deßhalb immer mit einer gewiſſen Scheu verehrt, und eben weil man nicht wagt, ſich an ihnen zu vergreifen, haben ſich eine Menge erhalten. Es ſind größtentheils Ruinen von Kirchen, die auf Steinen noch oft das Zeichen des Kreuzes tragen. In dem tatariſchen Kreiſe, beſonders in dem Gau der Karatſchai und der Tſchegem befinden ſich noch ſchöne Ueberreſte einer chriſtlichen Vorzeit und aus weiter Ferne wandert man zu ihnen, um ſeine Andacht auszuüben oder ein Gelübde zu erfüllen. Man holte früher aus verfallenen Kirchen die Kreuze und hing ſie an einem großen Baum eines ſchönen Haines auf, und die ganze Nachbarſchaft wallfahrtete einzeln oder in Ge-

ſellſchaft an die geheiligte Stelle. Ehe die waffenfähige Jugend in den Kampf zog, begab ſie ſich noch einmal in den Hain und erflehte ſich dort das Gedeihen ihres Unternehmens. Ehe die Aelteſten ſich verſammelten, gingen ſie zuvor in den heiligen Hain und erbaten ſich Weisheit, um würdig die Verſammlung leiten und in ihr gut berathen zu können; zwei Liebende fanden ſich unter dem Baume, an dem ein Kreuz hing ein, um ſich gegenſeitig ihrer Gefühle zu verſichern; Verbrecher, die der Blutrache anheimgefallen, nahmen in einem ſolchen Haine ihre Zuflucht und niemand wagte ihnen daſelbſt ein Leid anzuthun; der Vater, deſſen einziges Kind vielleicht dem Tode nahe war, ging noch einmal in den geheiligten Hain, und legte als Opfer ſein Theuerſtes, vielleicht ſeine ſchönſte Waffe, nieder, um ſich das Leben des geliebten Sohnes zu erbitten, und die Frau, die ihren Mann im Kampfe wußte, ging eben dahin, um die glückliche Rückkehr ihres Geliebten zu erflehen. So iſt es jetzt und ſo war es früher.*) Die Achtung vor der Heiligkeit eines Kreuzes geht ſo weit, daß man nur mit zwei Hölzchen das Zeichen zu machen braucht, um ſicher zu ſeyn, daß ſelbſt das Koſtbarſte, was hart an dem gemachten Kreuze lag, nicht entwendet wird.

Zu gewiſſen Tagen, meiſt ſechsmal des Jahres, am erſten Sonntage des Februar, April, Junius, Auguſt, October und December iſt in mehreren Gegenden eine allgemeine Verehrung des Kreuzes, und alle Andächtigen ziehen in den heiligen Hain, um zu beten. Bell **) erzählt uns die Ceremonie, wie ſie in der Nähe von Pſchad gefeiert wurde. Ungefähr fünfzig Perſonen waren gegenwärtig, und von ihnen trug das jedesmalige Haupt einer Familie ein ſchon oben näher beſchriebenes Eßtiſchchen mit allerlei Speiſen und Getränke. An dem Orte angelangt wurden zur Seite der beiden Opferthiere, welche Ziegen waren, und an der Wurzel des Baumes brennende Kerzen aufgeſtellt, und kleinere ſtellte man ebenfalls brennend an und um das herabhängende

*) Bell Journal Vol. II. p. 108. und ebenfalls Vol. I. p. 84. Eine Abbildung eines geheiligten mit einem Kreuze verſehenen Baumes ſ. Vol. II. p. 58.

**) Vergleiche damit: Jean de Luca relation in Thevenot: relations des voyages curieux, Tom I. p. 21.

Kreuz. In geringer Entfernung ſetzte jedes Familienhaupt die Eßiſchchen hin, nahm aber aus Achtung vor dem geheiligten Platz jedesmal zuvor die Mütze ab. Dem Kreuze durften ſich nur drei oder vier, die ſich durch ſtrengen Lebenswandel auszeichneten, nähern und ſprachen, während das Volk meiſt auf den Knien lag, laute Gebete: „die Gottheit möge das Land bewahren vor Krieg, Peſtilenz und Hungersnoth, und dafür ihnen Glück und Segen ſchenken.“ In der Zeit hatte ein Prieſter einige der Eßwaaren von jenen Tiſchchen in der einen Hand, ein Trinkgefäß mit Schnat gefüllt in der andern, und vertheilte dieſes am Ende dem Volk.

Dubois de Montpereux *) glaubt, daß die Tſcherkeſſen dem ächten Druidismus ergeben wären, und ſtützt ſich noch auf Peyſſonel, nach dem man an gewiſſen Tagen vor beſtimmten Bäumen, von denen einer mitten im Lande unter dem Namen Panagiaſan bekannt war, religiöſe Feierlichkeiten ausübte. Eben ſo erzählt de la Motraye **), daß die Bergtſcherkeſſen zu ſeiner Zeit (1711) in Proceſſion und mit Fackeln um geheiligte Bäume herumgingen, und an der Wurzel derſelben verſchiedene Thiere opferten. Auch Procop ***) ſagt, daß die Abaſſen Wälder und Haine verehrten, und die Bäume als Götter betrachteten. Wenn nun auch, wie ich ſchon oben geſagt habe, die Tſcherkeſſen vor alten Bäumen ſtets eine gewiſſe Ehrfurcht haben, ſo hatte man doch von eigenen Weſen, die in den Bäumen ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten, und die bei den galliſchen, weniger ſchon bei den germaniſchen Völkern der Vorzeit verehrt wurden, keinen Begriff, und alle Opfer, die an ihnen dargebracht wurden, galten den wenn auch nur kleinen, aber doch ſtets anhängenden Kreuzen. Es wurden demnach die Kreuze und nicht die Bäume verehrt. Später ſagt Dubois auch ſelbſt, daß die Haine erſt durch die Kreuze geheiligt wurden.

Was das Kreuz bedeutet, wiſſen die Tſcherkeſſen nicht, und ſie verehren es, weil ihre Vorfahren es auch gethan haben. Vergebens haben die türkiſchen Mohammedaner verſucht die Verehrung des Kreuzes bei den Tſcherkeſſen zu vernichten, oder es wenigſtens außer allen Zuſammenhang mit dem Chriſtenthume zu bringen.

*) Dubois Voyage. Tom. I. p. 134.

**) De le Motraye Voyages. Tom. II. p. 97.

***) Procop de b. g. Liv. IV. p. 471.

Deßhalb erſann wohl ein Mollah das abgeſchmackte Mährchen über ſeine Entſtehung, wie es uns Marigny *) erzählt. Ein großer Prophet ſollte nämlich in ſeinem Bade ermordet werden, da erſchienen Engel am Fenſter und bedeuteten ihm, daß er durch dasſelbe entfliehen ſollte, um ſich zu retten. Seine Hand an die Stirn legend, behauptete er aber, daß ſein Kopf für die Oeffnung zu dick ſey, und als die Engel es verneinten, zeigte der Prophet ihnen zuerſt ſeine Schultern und dann ſeinen Bauch als Hinderniſſe des Entkommens. Aus dieſen Zeichen, heißt es ferner, wäre das Kreuz entſtanden.

In den Gauen, wo der Islam vorherrſcht, fängt man an, das Kreuz jetzt weniger zu achten, und einigemal haben ſchon einzelne Tſcherkeſſen verlangt, das Kreuz, was die Chriſten ihre Feinde verehrten, zu vernichten, allein ſie fanden beim übrigen Volke großen Widerſtand. Im Gegentheil gibt man das jetzt überhandnehmende Unglück der nicht hinlänglichen Verehrung des Kreuzes Schuld.

Ein zweites Feſt, was dem Chriſtenthume ebenfalls ſeine Entſtehung verdankt, iſt das zu Ehren der Maria, der Mutter Gottes, und wird durch ganz Tſcherkeſſien hoch gefeiert. Die Reiſenden, welche Tſcherkeſſien beſchrieben oder auch ſelbſt beſucht haben, erwähnen es unter verſchiedenen Namen, ſcheinen es aber zum Theil mit einem andern zu verwechſeln. Maria heißt im Tſcherkeſſiſchen, Mariam oder Meriam, und das Feſt, das ihr zu Ehren im Anfange des Monates October **) gefeiert wird, führt den Namen Merem oder Mereim. Ein Feſt, was den Namen Meriſſa oder gar Meliſſa führt, exiſtirt wahrſcheinlich gar nicht; möglich iſt es aber, daß Marigny darunter ein anderes, das zu Ehren des Waldgottes Meſitcha gefeiert wird, verſtanden, und dieſes mit dem Marien-Feſte verwechſelt hat. Der Irrthum konnte um ſo leichter entſtehen, da das letztere ebenfalls in einem Haine gefeiert wurde und es vielleicht zu Marigny's Zeit Sitte war, zuerſt dem Waldgotte Meſitcha, als

*) Potocki Voyage. Tom. I. pag. 306.

**) Neumann ſagt (S. 108 ſeines Werkes), daß das Feſt im September gefeiert wird, was allerdings richtig iſt, wenn man nach dem alten Style rechnet.

dem Beſchützer der Wälder, und beſonders der heiligen Haine, ein Dankopfer zu bringen. Meriſſa konnte leicht für Meſitcha genommen werden, und lag um ſo näher, als Meſitcha zugleich der Schutzgott der Bienen iſt. Marigny meint auch, daß Meriſſa aus dem griechiſchen μέλισσα, d. i. Biene, entſtanden ſey.*) Die Sage, daß als einſtens der Gott des Donners über die Bienen erzürnt war, und den Untergang derſelben beſchloſſen hatte, die Bienengöttin Miriam eine einzige Biene in ihrem Aermel verſteckt, und ſo das Geſchlecht erhalten habe, erzählen nur Marigny und (wahrſcheinlich nicht aus eigener Erfahrung) Dubois. Trotz meines häufigen Nachfragens in der Kabardah, ſo wie in dem benachbarten Oſſien habe ich nirgends dieſe Erzählung vernommen. Auch Bell erwähnt ſie ebenfalls nicht, ſagt aber ausdrücklich, daß die Tſcherkeſſen ihm geſagt hätten, ſie feierten das Feſt zu Ehren der Mutter Gottes.**) Das Opfer beſteht hier nicht aus Thieren, ſondern aus verſchiedenen Mehl- und Honigſpeiſen, vorzüglich aus einer Art mit Käſe gefüllter Kuchen (Haliva). Während dieſe der heiligen Marie dargebracht werden, betet das ganze Volk laut um Geſundheit, Fruchtbarkeit und Glück. Das Feſt der Maria wird beſonders von der Jugend geliebt, und nach dem Opfer zieht dieſe ſingend und ſchreiend in langen Reihen von Haus zu Haus, allenthalben einen Beitrag an Speiſe oder Schnat verlangend. Gegen Abend verſammelt ſich alles auf einem freien Platze, und gibt ſich bis ſpät in der Nacht einer allgemeinen Fröhlichkeit hin.

Ein drittes Feſt chriſtlichen Urſprunges iſt das Feſt der Einweihung der Kinder und vertritt wahrſcheinlich die Taufe. Ich habe ſchon oben geſagt, daß zur Zeit Interiano's die Kinder im achten Jahre getauft wurden; es darf deßhalb nicht auffallen, wenn der Tag, mit welchem die Kinder für fähig gehalten werden, an den religiöſen Ceremonien Theil zu nehmen und gleichſam in dem Schooße der tſcherkeſſiſchen Kirche aufgenommen wurden, erſt ſpäter wenn das Kind herangewachſen war und was mit ihm vorging verſtand, gefeiert wurde. Bell führt ein ähnliches Feſt an, das er das Feſt der Vorſtellung

*) Potocki Voyage. Tom. I. p. 308.
**) Bell Journal Vol. I. p. 284.

(the feast of presentation) nennt, und wohl ein und dasſelbe iſt.*) Er hält es für jüdiſchen Urſprunges und glaubt, daß es die Erinnerung an Abraham ſey, als dieſer ſeinen Sohn Gott opfern wollte. Die Zeit, wann es gefeiert wird, ſcheint nicht beſtimmt zu ſeyn, und willkürlich kann von den einzelnen Familien der Tag ausgewählt werden. Bisweilen wird es mit dem Marien-Feſt vereinigt. Die Einweihung des Kindes geſchieht einfach dadurch, daß der Erzieher oder Vater den Sohn an der Hand und mit entblößtem Haupte ſich einer heiligen Stelle, wo ein Kreuz hängt, nähert und das Opferthier, nachdem es vom Prieſter zur heiligen Handlung vorbereitet war, der Gottheit darbringt. Der Prieſter legt auf das Haupt des vor ihm knienden Kindes ſeine beiden Hände, und ruft zu deſſen Wohlergehen die Gottheit an.

Häufig geſchieht es, daß Verwandte und Freunde dazu eingeladen werden, und die allgemeine kirchliche Feierlichkeit der Anbetung des Kreuzes damit verbunden wird. So ſcheint es wenigſtens in dem Falle geweſen zu ſeyn, von dem Bell an der oben angezeigten Stelle ſpricht. Es waren gegen 4 bis 500 Menſchen gegenwärtig, und es wurde ihm erzählt, daß bisweilen mehrere Tauſende ſich einfänden. Die Männer hatten ſich ſchon früher eingefunden und die Eßtiſchchen mit Kuchen, Brod und Gomi vor und auf die Seite des Kreuzes geſtellt. Die meiſten nahmen dann ehrfurchtsvoll die Mütze ab, knieten nieder und beugten den Kopf bis zur Erde. Später fanden die Frauen (gegen ſechzig an der Zahl) ſich ein, und ſetzten ſich von den Männern entfernt, die Frauen und Matronen auf den Raſen rund um ein Feuer, die Mädchen hingegen unter ein Gebüſch. Die Männer knieten in Reihen, und mit unbedecktem Haupte hinter den fungirenden Prieſtern. Es wurden zuerſt Gebete zum großen Gott (Taſcho) um Gedeihen und Behüten vor allen Uebeln geſandt. In der Zeit hielt der erſte Prieſter in ſeiner rechten Hand einen Becher mit Schuat gefüllt, und in der linken einen großen Kuchen, welches beides er den übrigen Prieſtern übergab, um andere Speiſen und Getränke zu empfangen, über welche jedesmal der Segen, den die ganze Verſamm-

*) Bell Journal Vol. II. p. 121.

lung, wobei die einzelnen Glieder den Kopf bis zur Erde senkten, wiederholte, gesprochen wurde. Nun wurde alles vertheilt, und das Schlachtopfer herbeigeführt. Nachdem es auf die obenbezeichnete Art geheiligt war, führten es die jungen Bursche ab, schlachteten es und bereiteten das Mahl daraus. In der Zeit suchten sich die übrigen jedes auf seine Weise zu vergnügen, die einen tanzten, die andern sangen, die dritten sprachen unter einander u. s. w. Nur der Oberprieſter stand unbeweglich vor dem Kreuze, und leitete einen Stab in der Hand das Ganze. Die Tischchen wurden mit Speisen und Getränken besetzt, und über jedes mußte der Prieſter wiederum seinen Segen sprechen. Die Zahl der Tischchen belief sich über sechzig.

Ein viertes Fest endlich ist das Osterfest selbst, an dem auch nach dem Glauben der Tscherkessen die Menschen der Gottheit viel näher stehen. Wie in der griechischen und katholischen Kirche diesem lange und zum Theil strengere Fasten vorher gehen, so besitzen auch die Tscherkessen genau zu derselben Zeit ihre große Fasten. Ostern selbst wird im allgemeinen den übrigen Festen gleich in einem durch ein Kreuz geheiligten Haine, und mit Opfern gefeiert. Die darauf folgenden Lustbarkeiten sind ziemlich dieselben, nur mit Ausnahme, daß hier die rothen Eier eine wichtige Rolle spielen. Jede Familie färbt sich nach der Anzahl ihrer Glieder eine Menge derselben und schenkt sie sich gegenseitig. Für die jungen Bursche wird ein solches rothes Ei in einer gewissen Entfernung auf eine Stange gesetzt und wer so glücklich ist, es mit seiner Flinte herunter zu schießen, erhält den ausgesetzten Preis.

Wie bei allen christlichen Völkern, so ist auch der Sonntag bei allen tscherkessischen Stämmen der Tag der Ruhe und Freude. Im Osten heißt er deßhalb der Gottestag (Tha Machua). Auch zwei Tage sind nach Marigny in der Woche einem mehr zurück gezogenen Lebenswandel gewidmet, und zwar der Dienstag und Freitag, die deßhalb den Namen Pereskesi und Pereskekusch (kleine und große Fasten) führen. Nach Klaproth heißt der Freitag bei den Kabardern auch Marientag (Meirem).

Aus der heidnischen Zeit stammen noch vier Feste, die zu Ehren einiger der Gottheit beigesetzten Wesen (einer Art Untergottheiten) gefeiert werden, es sind dieses die Feste der Götter

des Donners, des Feuers, der Winde, und des Waſſers und der Wälder, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſe Untergottheiten uranfänglich beſtimmte Heilige, die mit der Zeit mit einzelnen frühern Göttern verwechſelt wurden, waren. Neumann weist es bei dem Gott der Winde und des Waſſers mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit nach, daß dieſer der Evangeliſt Johannes iſt, und eben ſo möchte ich die Vermuthung ausſprechen, daß der Prophet Elias, der mit dem Evangeliſten Johannes auf dem ganzen Kaukaſus allgemein verehrt wird, den Gott des Feuers darſtellt.

Am meiſten wird von dieſen Halbgöttern der Donnergott durch ganz Tſcherkeſſien verehrt, und hie und da mit dem Feuergotte des ähnlichen Namens wegen verwechſelt. Der erſte heißt Tſchibleh oder Schibleh, während der letzte Tliepſeh (bei Dubois), Tliebs oder Teleps (bei Marigny), Tleps (bei Suboff) genannt wird. Es ſcheint, daß das Feſt zu Ehren des Donnergottes ſich mehrmals im Jahre wiederholt. Es verſammelt ſich dazu eine Menge Menſchen an einem geheiligten Orte eines Haines, an dem man vorher aus Flechtwerk eine Hütte gemacht hat. Zu dieſem Zweck werden vier ſtarke Pfähle in ein Viereck geſteckt, in die Erde getrieben, und durch ein aus Flechtwerk bereitetes Dach mit einander verbunden. Was innerhalb dieſer vier Pfähle liegt, iſt der heilige Platz zum Opfer, und um ihn noch mehr von der Umgebung zu trennen, wird noch ein Zaun rings herum geführt. Das Opfer beſteht meiſt in einer Ziege, die inmitten des oben bezeichneten Raumes mit einem Donnerkeil erſchlagen wird. Während dieſer Zeit rufen die Prieſter den Donnergott an und bitten ihn, ſie vor ſeinem Zorn zu bewahren. Das ganze Volk ſtimmt in die Gebete mit ein. Hierauf wird der Ziegenkopf auf eine lange Stange geſteckt, und unter ihm das Fell befeſtigt, ſo daß es vom Winde wie eine Fahne hin und her geweht werden kann. Hiemit iſt die eigentliche Feierlichkeit vorbei, es fangen aber erſt die Feſtlichkeiten an, welche der Fröhlichkeit des Volkes gewidmet ſind, und dauern in der Regel drei Tage. Man beginnt hier mit einem großen Gaſtmahle, zu dem ein jeder ſein Scherflein mit ſich bringt, und dann folgen dieſelben Luſtbarkeiten, welche bei andern Feſten vorkommen.

Der Feuergott Tleps hat im Frühling ſein Feſt, und iſt zu gleicher Zeit wie Hephäſtos der Gott der Schmiede. Auch die Landarbeiter, da er Pflug und Hacke gibt, betrachten ihn als ihren Schutzpatron. Aus dieſer Urſache ſind berühmte Waffenſchmiede die Prieſter an dieſem Tage. Man verſammelt ſich wiederum, und bringt die Opfer, die aber hier aus keinen Thieren, ſondern aus Mehlſpeiſen und Getränke beſtehen, dem Gotte dar, indem man die Waffen und landwirthſchaftlichen Inſtrumente mit geheiligtem Schnat übergießt.

Seoſeres heißt der Gott des Waſſers und der Winde und war vordem ein berühmter Mann, der zu Land und zu Waſſer große Reiſen gemacht hat. Durch Wohlthätigkeit und Weisheit zeichnete er ſich unter ſeinen Landsleuten aus. Er verband die einzelnen Stämme enger mit einander, da ſie früher gegenſeitig ſich beraubten. Die Viehzucht gedieh zuerſt unter ihm und deßhalb verehren ihn beſonders die Schäfer. Auf ſeinen Reiſen hatte er ſich Kenntniſſe erworben, durch die er über Winde und Gewäſſer gebieten konnte. Ein dürrer Birnbaum gilt ihm als Symbol, und ein ſolcher wird in den Gauen, wo er beſonders verehrt wird, von den Familien im Hofraume aufbewahrt. Gegen das Ende des Frühjahres hin wird ſein Feſt gefeiert, und beſonders im Innern Tſcherkeſſiens lodern um dieſe Zeit auf den Bergen Feuer. Man trägt den dürren Birnbaum, ſeiner Blätter und Aeſte beraubt, auf einen freien Platz, und pflanzt ihn daſelbſt auf. So viel Perſonen vorhanden ſind, ſo viel Lichter müſſen auf ihm aufgeſteckt werden. Auf ſeiner Spitze befindet ſich ein großer Käſe. Einige Ziegen werden zu Ehren des Gottes geſchlachtet, und dabei bittet man ihn, daß er wenigſtens während der drei Tage der Feſtlichkeiten weder Regen noch Wind ſenden möge. Sobald dieſes vorbei iſt, tanzt die Jugend um den Baum herum und übergibt ſich den Vergnügungen. Früher wurde Seoſeres, der ſicher mit Seſoſtris, wie einige wollen, gar keinen Zuſammenhang hat, mehr verehrt, da die Tſcherkeſſen jetzt durch die Beſetzung ihrer Küſte wenig oder gar keine Schifffahrt mehr treiben. Bevor ein Tſcherkeſſe in jener Zeit das Schiff beſtieg, brachte er erſt dem Seoſeres ein Opfer.

Der Waldgott Meſitcha (auch Meſite und Meſte genannt) wird zu gleicher Zeit als Gott der Bienen betrachtet, und an ſeinem

Feſte werden beſonders Speiſen und Getränke dargebracht, die aus Honig bereitet worden ſind.

Auch die Reiſenden haben ihren Schutzpatron Sekutcha mit Namen, dem ſie, bevor ſie eine weite Reiſe antreten, eine Ziege oder ein Schaf ſchlachten. Wahrſcheinlich iſt er derſelbe Gott, den Spencer Schuſchka nennt. Die beiden Götter Naokatſche und Yemik, welche Dubois *) noch aufführt, ſind mir gänzlich unbekannt, und ebenſo habe ich das Feſt der Spenden, Tchapſchi, nur aus Marigny's Reiſebeſchreibung **) kennen gelernt. Nach dieſer folgt es den Ceremonien, unter welchen ein Krieger nach glücklicher Rückkehr einen Theil ſeiner Beute an einem geheiligten Ort aufhängt.

Aecht mohammedaniſche Gebräuche und Feſte findet man nur im Norden Tſcherkeſſiens, beſonders bei den ſüdlich vom Kuban wohnenden und den kabardiſchen Tſcherkeſſen, aber nur ſelten rein, ſondern ſtets mit den ſchon beſchriebenen untermengt. Die Prieſter ſind zum großen Theil unwiſſend und verſtehen kaum den Koran zu leſen. Meiſtens ſind es Lesgier oder Tataren von der Weſtküſte des kaſpiſchen Meeres. Sie werden von dem Volke erhalten, und müſſen alle kirchlichen Geſchäfte, als die Beſchneidung, die Unterrichtung der Kinder, das Rufen zum Beten, das Tröſten der Kranken ꝛc. beſorgen, dafür bekommen ſie in der Regel: 1 Procent Honig und Wachs, 10 Proc. Getreide, von 30 Stück Rindvieh und von 40 Stück Ziegen oder Schafen 1 Stück. Die beiden Hauptfeſte Ramadan und Beiram werden faſt allein gefeiert, und an dem letztern iſt es Sitte, daß man ſich gegenſeitig beſucht.

*) Dubois Voyage Tom. I. p. 137.
**) Potocki Voyage Tom. I. p. 352.



In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ferdinand v. Wrangel's Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet vom Staatsrath G. Engelhardt. Herausgegeben nebst einem Vorwort von Dr. und Professor C. Ritter. Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Theile. 46 Bog. gr. 8. Velinpapier. brosch. Preis 5 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und andern Gelehrten. 38ster und 39ster Band. — Berlin. Voß'sche Buchhandlung.

Im Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich. Vom Verfasser der Cartons. Drei Bände. 12. In Umschlag broschirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badescene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Kataraktten. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Safie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Balbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landreise. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie richtig er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen zu würdigen wußte.

Stuttgart und Tübingen, 1842. J. G. Cotta'scher Verlag.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahr 1836.** Von A. v. Katte. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 5 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.